TARTU ÜLIKOOL
1632
UNIVERSITAS TARTUENSIS

Vier Söhne eines Hauses.

Zeit- und Lebensbilder aus Estlands Vergangenheit.

Unter Mitarbeit von Frau M. von Grünewaldt geb. von Neff

herausgegeben

von

Dr. D. von Grünewaldt-Haarkhof.

Erster Band.

Als Manuskript gedruckt.

Leipzig 1900, Duncker & Humblot.

Vier Söhne eines Hauſes.

Erſter Band.

Vier Söhne eines Hauses.

Zeit- und Lebensbilder aus Estlands Vergangenheit.

Unter Mitarbeit von Frau M. von Grünewaldt geb. von Neff

herausgegeben

von

Dr. D. von Grünewaldt-Haackhof.

Erster Band.

Als Manuskript gedruckt.

Leipzig 1900, Duncker & Humblot.

Inhaltsverzeichnis zu Band I.

Erstes Buch.

	Seite
Stammtafel	—
Einleitung	1—22
Aus der im ritterschaftlichen Archive zu Reval aufbewahrten Stammtafel. Gesammelt und zusammengestellt von Friedrich von Toll im Jahre 1835. Nachrichten von der adligen Familie von Grünewaldt	3—4
Widmung an die Familie	5
Vorwort	6—8
Einleitung	9—22

Zweites Buch.

Johann Christoph Engelbrecht von Grünewaldt, weiland Gouverneur von Estland, Senator und Geheimrat, geb. 21. März 1796, gest. 18. April 1862	23—169
Jugenderinnerungen	23—39
Freundschaft und Studienreisen	40—54
Familienleben in Orrisaar und Hukas	55—75
Im Schloß zu Reval als Gouverneur	76—91
Tagebuch, geführt während der Kriegsjahre 1854—1856	92—150
Die letzten Jahre als Gouverneur von Estland	150—153
Senator in Petersburg. Tod und Begräbnis	154—169

Drittes Buch.

Moritz Reinhold von Grünewaldt, Generaladjutant, General der Kavallerie, geb. 12. Mai 1797, gest. 24. Dezember 1877	171—288
Junker	173—176
Cornet	176—178
Rittmeister und Eskadronchef (Revolte am 14. Dezember 1824 S. 180)	179—183
Obrist (Aufstand in Polen S. 189)	184—197

Seite

Generalmajor und Kommandeur der Chevaliergarde . . . . . 197—202
Sendung ins Ausland . . . . . 202—207
Kommandeur der Armee-Kürassierdivision . . . . . 207—208
Kommandeur der Gardekavallerie-Division[1] . . . . . 208—211
Generaladjutant . . . . . 211—246
Dirigierender des Reichsgestütswesens (Präsident des Ostseekomitees S. 259) . . . . . 246—253
Nach dem Abschied aus dem Gestütswesen . . . . . 253—274
Krankheit, Tod und Begräbnis . . . . . 274—287
Nekrologe . . . . . 287—288

[1] Berichtigung: Auf S. 209 Z. 17 von oben ist anstatt Recorriny zu lesen: Knorring.

Erſtes Buch.

Stammtafel. — Widmung. — Vorwort. Einleitung.



Aus der im ritterſchaftlichen Archive zu Reval aufbewahrten Stammtafel.

Geſammelt und zuſammengeſtellt von Friedrich von Toll im Jahre 1835.

Nachrichten von der adligen Familie von Grünewaldt.

Dieſe Familie iſt ein notoriſch altes Geſchlecht, ihr Urſprung verliert ſich in die dunkelſten Zeiten; wann ſie, und wer der erſte geweſen, der nach Livland gekommen, iſt unbekannt, daß ſie aber ſchon im Anfange des 16. Jahrhunderts in Livland beſitzlich geweſen, iſt erwieſen, wie in der Folge dargethan wird.

Das adlige Wappen der Familie von Grünewaldt iſt ein Tannenbaum in natürlicher Farbe auf grünem Hügel in ſilbernem Felde. Auf dem offenen Tournierhelm ſteht ein wiederholter Tannenbaum. Die Helmdecken ſind grün, mit Silber unterſchlagen.

In die eſtländiſche Matrikel ward dieſe Familie aufgenommen laut der Beſtimmung der Matrikel-Commiſſion d. d. 9. Februar 1745: infolge der notorietaet und eines Donations-Briefes des Königs Guſtav Adolph in den Jahren 1624 und 1631.

In die livländiſche Matrikel iſt die Familie von Grünewaldt im Dezember 1818 aufgenommen worden.

Abſchrift aus der authentiſchen Stammtafel.

Das beſchriebene Wappen iſt ein ſogenanntes „ſprechendes“; da ſich in den älteſten vorhandenen Siegeln im unteren Felde zwei und mehr Bäume vorfinden, in den aus ſpäterer Zeit ſtammenden

aber nur ein Baum dargeſtellt iſt, ſo muß die Annahme berechtigt erſcheinen, daß die mehrfachen Bäume dem Namen Grünewald, Grönewaldt, Grönewold ꝛc. entſprechen. Die Siegelſtecher haben bei der Anfertigung der Siegel, wohl um Platz zu ſparen oder aus anderen Gründen, die Anzahl der Bäume auf einen reduciert, wie das ja auch bei „heraldiſchen“ Wappen beobachtet wird, und ſo iſt ſchließlich als pars pro toto nur der eine Baum im Schilde übrig geblieben. Der Schluß, daß all dieſe Wappen trotz ihrer Verſchiedenheit ein und derſelben Familie angehören, dürfte demnach richtig ſein.

Widmung an die Familie.

Bei Gelegenheit einer Jugendreise 1819 hat Iwan v. Grünewaldt folgende Notiz in sein Tagebuch geschrieben:

„Je weiter wir in der Zeit fortrücken, desto weiter bleiben die vergangenen Begebenheiten zurück, und immer mühsamer erreicht sie das Auge des Gedächtnisses. Da soll dieses Tagebuch die Brille vorstellen, durch die wir wieder hell und klar das sehen werden, was unser bloßes Auge nicht mehr erblicken konnte."

Dieses ist ein Gedanke, der unsrer Geschichte zum Motto dienen könnte und sich noch weiter ausspinnen läßt. —

Ist das Tagebuch der Brille vergleichbar, die uns das Selbstgesehene verdeutlicht, so ist die Geschichte ein Teleskop, welches uns weite Fernen näher rückt, die unser Auge selbst nie geschaut.

Uns kurz lebenden Menschenkindern ist der Blick in die Zukunft und das Geschick der kommenden Generationen verschlossen; — vermittelst dieses geistigen Teleskops können wir jedoch unser Leben rückwärts verlängern, und indem wir unsre Vorfahren kennen und lieben lernen, erweitert sich der enge Horizont des persönlichen Eintagslebens.

Der Gedanke des Geistes bleibt unverwischt, und der Schlag des Herzens pulsiert von Geschlecht zu Geschlecht!

So werden sie zum dauernden Familieneigentum; so möge dieser Schatz auch den Grünewaldts unverloren bleiben!

Vorwort.

Derjenige, welcher es unternimmt, Lebensbilder aus der Geſchichte einer Familie zu beſchreiben, muß ſich vor allem bewußt ſein, welchen Zweck er damit erreichen will, und inwieweit die ihm dargebotenen Materialien die Möglichkeit gewähren, zu dem erſtrebten Ziel zu gelangen. Der Geſchichtſchreiber, welcher ſich die Aufgabe geſtellt hat, bewaffnet mit dem aus Archiven und anderen Quellen geſammelten Material eine Schilderung einer beſtimmten Epoche zu ſchaffen, verfolgt beſtimmt abgegrenzte Ziele und führt ſeinen Leſern getreue Bilder von Begebenheiten und Kulturzuſtänden vor, denen ein allgemeines Intereſſe innewohnen ſoll. Mit der Kenntnis und dem Verſtändnis deſſen, was er beſchreibt, ſoll er den Zeitgenoſſen eine Leuchte aufrichten, welche aufklärend auch die Zuſtände der Gegenwart erhellt und ebenſo ein Verſtändnis dafür ſchafft, welche Entwicklungsphaſen die Vergangenheit für die Zukunft bedingt. Alle Begebenheiten, alle Zuſtände bergen in ſich Keime, die mit Notwendigkeit zu gewiſſen kulturellen Folgen führen müſſen, in welche der Hiſtoriker den Einblick erſchließt und dadurch bildend und aufklärend auf die Zeitgenoſſen wirkt.

Nicht ſo verhält es ſich mit dem, der eine Geſchichte ſchreibt, welche in den engen Rahmen eines kleinen Landes, die Erlebniſſe und Leiſtungen einer beſchränkten Anzahl von Perſönlichkeiten gebannt iſt, und die zunächſt nur für die Angehörigen einer Sippe von Intereſſe ſein kann, im beſten Falle auch für einen gewiß nicht weiten Kreis von Standes- und Heimatsgenoſſen. Dieſe Blätter werden in der Hoffnung geſchrieben, daß zunächſt die Angehörigen der

Familie Kenntnis erhalten von dem, was ihre Vorfahren gewesen, daß diese im Geiste aufgeklärter Menschenliebe gestrebt und gearbeitet haben, geleitet von ernstem christlichem Sinn, und daß das bewegende Moment ihres Lebens gewesen ist die loyale, ritterliche Kaisertreue und Treue dem Vaterlande, zielbewußte, hingebende Liebe zur baltischen Heimat, feste Anhänglichkeit und warme Liebe zur eigenen Familie. Den Mittelpunkt dieser Berichterstattung sollen die Erlebnisse der vier Brüder Iwan, Moritz, Otto und Alexander von Grünewaldt bilden, von denen drei die Stammväter aller jetzt lebenden Personen dieses Namens geworden sind. Sie haben alle ein hohes Alter erreicht, sind teils am Ende des vorigen, teils am Anfang dieses Jahrhunderts geboren und haben fast alle bis in die letzten Decennien des letzteren gelebt. Der Schwerpunkt ihrer sozialen, politischen, militärischen Thätigkeit fällt in die Mitte des laufenden Säkulum. Diesen Männern verdanken wir Grünewaldts zum größten Teil die Traditionen, welche wir der Familie zu erhalten wünschen.

Diese vier Männer, deren Aufzeichnungen wir folgen, durften nicht ohne Stolz zurückschauen auf ihre Lebensarbeit; jedoch hat sich bei keinem von ihnen auch nur ein Schatten von Selbstüberhebung gezeigt, und als sie hochbetagt am Ende ihrer Laufbahn standen, haben sie in aufrichtiger Demut sich persönlich kein Verdienst zugeschrieben.

Der Zweck dieser Blätter wäre in befriedigender Weise erreicht, wenn die Nachkommen beim Lesen derselben in sich den Entschluß festigten, den Geist der Selbstlosigkeit, der Treue, der Liebe und Gottesfurcht zu entwickeln und zu erhalten, der ihren Vorfahren eigen war; jede Familientradition findet ihre rechte Bedeutung darin, daß sie zum Regulator der Gesinnung und der Handlungsweise der nachkommenden Geschlechter wird. Gott gebe, daß die Traditionen, welche wir unseren Vätern und Voreltern verdanken, in den Nachkommen stets lebendig und wirksam bleiben! Werden nun die Mittel, welche uns in Aufzeichnungen, Biographien, in Briefen zweier Generationen unserer Familie erhalten sind, hinreichen, um den erstrebten Zweck zu erfüllen? Werden sie genügen, um warmes und lebendiges Interesse der Leser zu erwecken? Insoweit als die Materialien, auf welche unsere Erzählung sich stützt, das Leben uns werter Persönlichkeiten betreffen, sowie auch Begebenheiten behandeln, die ein allgemeines Interesse beanspruchen dürften, glauben wir diese Frage bejahen zu können. Alles hier zu Erzählende ist

ſtrikte Wahrheit, unvermiſcht mit Dichtung, überliefert in ſchlichter, objektiver Mitteilung, zum Teil unter dem friſchen Eindruck des Erlebten. Inſoweit iſt die Hoffnung berechtigt, daß die Leſer, für welche dieſe Blätter in erſter Linie beſtimmt ſind, das Geſchilderte nicht ohne ein gewiſſes Intereſſe vor ihren geiſtigen Augen vorüberziehen laſſen werden; wir knüpfen aber daran noch den Wunſch, daß ihnen die Darſtellungsweiſe nicht mißfalle, und daß ſie die Mängel derſelben mit Nachſicht ertragen möchten.

Einleitung.

Wenngleich das, was hier mitgeteilt werden soll, sich hauptsächlich auf Ereignisse im 19. Jahrhundert beziehen wird, so ist es doch unvermeidlich, auf viel weiter zurückliegende Zeiten zurückzugreifen.

Der 1890 in seinem 90. Lebensjahre verstorbene Kammerherr Otto Magnus von Grünewaldt, Erbherr zu Koick, Laimetz und Brandten, hat sich bemüht, Daten zu sammeln über die Herkunft seiner Familie väterlicher- und mütterlicherseits; und infolge seiner Anregung hat der frühere Archivar Rußwurm eine nicht geringe Anzahl von Daten über das Vorkommen des Namens von Grünewaldt, Grünewald, Gronewald, Grönewold zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten zusammengetragen.

In der Kirche zu Goldenbeck in der Wiek in Estland fand sich ein Grünewaldtsches Wappen, wie es noch heute richtig und gültig ist, aus dem Jahre 1530 mit dem Namen Jürgen von Grünewaldt, ein Name, der später noch von vielen Familiengliedern geführt worden ist. Gleichzeitig, auch um 1530, trat in Livland ein Franz von Grünewaldt auf, von dem der Genealoge Fahne von Fahnenburg bei Düsseldorf glaubt, daß er mit Walter von Plettenberg in das baltische Land übergesiedelt sei. Die Familie sei viel verzweigt, komme noch vor und stamme wahrscheinlich aus Grünewald bei Lüdenscheid in Westfalen, einer der ältesten mit den römischen Grenzwehren zusammenhängenden Niederlassungen.

Nach Archivar Rußwurms Forschungen kommt der Name Grünewald um 1600 in Lübeck vor, doch erscheint es zweifelhaft,

daß die Träger dieses Namens im Zusammenhange stehen mit denen, die urkundlich schon 1530 in Livland besitzlich waren. Wahrscheinlicher ist es, daß ein Zusammenhang besteht mit Trägern des Namens, von denen einer auch Groenwald genannt wird, der 1416 und 1417 Schöffe in Düsseldorf gewesen ist. Das Siegel dieses zeigt drei Tannenbäume und ist aufbewahrt im Staatsarchiv zu Düsseldorf. Ferner sind genannt Hans und Heinrich Groenewald, 1470 Schöffe in Düsseldorf, Johann Groinwald (Grönwald), ebenfalls und ebendort Schöffe 1518; von diesem bestehen Urkunden mit Siegel von 1524, in welchem sich auch drei Bäume befinden. Der Zeit nach kann der Stammvater des livländischen Geschlechtes Wilhelm Grünewald, Gronewald, der 1530 genannt wird und Madlena (oder Margaretha) Fölkersahm geehelicht hatte, ein Bruder dieses Johann gewesen sein (Rußwurm).

In betreff eines Siegels des Heinrich Grünwald von 1578 im Ehrenfold des Scherffenberg ließ sich die Gegend nicht bestimmen, welcher derselbe angehört. Neben seinem Namen steht: „Gottes binn ich doit undt lebendig."

Das von Rußwurm in dem Staatsarchiv in Breslau durchgezeichnete Wappen entspricht dem noch gegenwärtig von der Familie geführten mit der Abweichung, daß im unteren Felde nicht ein Tannenbaum steht, sondern zwei nebeneinander.

Der Name kommt vielfach vor in Düsseldorf, Köln, Lübeck, Schlesien, Sachsen, Hannover, Frankfurt, Mecklenburg, Neubrandenburg u. a. m. Schwerlich kann man annehmen, daß alle die Leute, die diesen Namen in verschiedenen Gauen Deutschlands getragen haben, sämtlich eines Stammes gewesen sind. Das ist aber nachweisbar, daß von dem in der Stammtafel zuerst genannten Wilhelm von Grünewaldt und dessen Ehefrau Madlena Fölkersahm alle im baltischen Lande ansässigen Träger des Namens abstammen. Wilhelm von Gronewald oder Grünewaldt hat um das Jahr 1500 gelebt.

In Kirchheim unter Tek in Württemberg befindet sich ein Grabstein mit folgender Inschrift:

> Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele Gott zu Dir meine Seele.

Dieses Davidische Wort hat zu seinem Leichentext und gegenwärtiges Grabesgewölb zu seiner Ruhekammer längst vor seinem selgen Absterben erwehlet, der weiland Reichs Frei hochwohlgeboren Herr Herr Christof Otto von Grünewald Herr auf Goldenbeck und Affeln in Liffland in dem Herzogtum Esten gelegen.

Vieljährig treu gedienter Kammerjunker und Vorstmeister bei dem hochfürstlichen Haus Württemberg, zu Kirchheim unter Tek welcher den 29. September anno 1642 gebohren und den 27. Martii 1721 Nachts zwischen 11 und 12 Uhr nachdem er 78 Jahr und 6 Monate zurückgelegt in seinem Erlöser Jesu Christo selig eingeschlaffen.

Ich grünete viele Jahre
Doch mußt ich letzt verderben
Dem Leibe nach.

Du weißt nicht, wann auch Du mußt sterben
Drumb gryne, blyh und bring und bring viel Frychten in Geduld,
So wirst Du auch mit mir genießen Gottes Huld.

Auf demselben Grabstein steht:

Psalm LXXIII, V. 28, Pf. 73.

Aber das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und meine Zuversicht setze auf den Herrn Herrn. Welche Worte die reichsfrey Hochwohlgeborne Frau Frau

Dorothea Charlotte v. Grünewald
geb. v. Bowinghausen und Walmeroth

nicht nur zeitlebens, sondern auch noch in ihrem betrübten Wehstand zu ihrem sonderbaren Trost erwehlt gehabt auch zu ihrem Leichentext verordnet.

Über recht interessante Güterkauf- und Arrende-Kontrakte, Erbschaftsverträge und militärische Rangerhöhungen der Familie von Grünewaldt in Estland berichtet die Tollsche Beschreibung der Stammtafel, siehe diese.

1624 den 2. August zu Stockholm verlieh der König Gustav Adolf „Seinem treuen Diener dem geliebten edelen und wohlgeborenen Jörgen Grönwold für die treuen Dienste, die er der Krone Schwedens und dem Könige geleistet in einem offenen Briefe Klein-Goldenbeck und im Weißensteinschen Gerichtsbezirke Affel unter adeligen Privilegien zu behalten und zu gebrauchen".

Jürgens Urenkel, Johann Adam (XIV.), geb. 18. April 1719, war der Sohn des Walter Reinhold (XI.), Arrendators der Güter Purtz, Pungern nnd Kook, Besitzers von Affel, Klein-Goldenbeck und Pühs (jetzt Neu-Isenhof), und der Margaretha Charlotte von Kursell, Walter Reinholds zweiter Gemahlin.

Johann Adam war ebenfalls zweimal verheiratet, mit den Schwestern Hedwig Elisabeth († kinderlos) und Katrina Elisabeth Baronesse Stackelberg aus dem Hause Merhof. Diese hatte 4 Töchter und 5 Söhne, von welchen letzteren 3 früh gestorben sind; einer, Wolter, fiel in der Seeschlacht bei Hoghland; Johann Georg heiratete am 7. Juli 1792 Anna Christine von Kursell, die Tochter

des „Spandauer" Christoph Heinrich von Kursell, und ist die Mutter der Brüder Iwan, Moritz, Otto und Alexander von Grünewaldt, deren Urgroßmutter ebenfalls eine Kursell, Margarethe Charlotte, gewesen war.

Johann Adam erwarb käuflich das Gut Koick, das früher zu Merhof gehörte; der darauf bezügliche Kaufkontrakt ist am 30. März 1758 in Reval abgeschlossen zwischen Adam Friedrich Stackelberg als Verkäufer und Johann Adam Grünewaldt als Käufer, für 18000 Rubel, von welchen 3000 Rubel die Mitgift der Frau des Johann Adam gewesen sind.

Die zweite dieser Frauen, welche ihren Mann um viele Jahre überlebt hat, hatte, wie schon erwähnt, außer mehreren Töchtern noch die zwei Söhne Wolter und Johann Georg, beide in russischen Kriegsdiensten. Der Kammerherr, O. von Grünewaldt, berichtet darüber wie folgt:

Als beide Brüder, Wolter und Johann Georg, bereits längere Zeit Offiziere waren, beabsichtigte die Kaiserin Katharina II., eine wissenschaftliche Expedition zur See ausführen zu lassen, und gestattete auch Offizieren der Landarmee, daran teilzunehmen. Mein Onkel Wolter meldete sich und betrat das Schiff. Da brach ein Krieg mit Schweden aus, die Offiziere durften zurücktreten, da das Schiff im Kriege benutzt werden sollte; die meisten Offiziere sollen zurückgetreten sein. Mein Onkel Wolter aber blieb auf dem Schiff, und die erste Kanonenkugel in der Seeschlacht bei Hoghland tötete ihn. Gleichzeitig hatte Rußland Krieg mit der Türkei, und mein Vater stand dem Feinde gegenüber, wie man mir erzählt hat, bei der Belagerung von Jassy (?) [1]). Daß er ein guter Offizier gewesen ist, beweist das Versprechen des kommandierenden Generals ihn mit den Schlüsseln der eroberten Festung zur Kaiserin zu schicken.

Da schreibt ihm sein Vater:

Liebster Georg!

Ich denke, das du diesen Brief Erhalten wirst, Wolff ist so gut und hofft es durch Se. Excellenz den H. General v. Hantwich zu befördern. Wir sind Gottlob Alle gesund und grüßen dich hertzl. aber unser lieber Wolter ist nicht mehr, Gott tröste und stärke uns, ich melde dir, das mit der Ersten Post mein Suplique an unsere allergnädigste Landesmutter weggeht, da umb deine Erlassung bitte,

[1]) Nach anderen Quellen Bender.

du bist nicht der letzte Sohn sondern auch der letzte von der Familie, ich hoffe Sie wird sich eines jammernden Gräusen Erbarmen, Gott gebe, das dich noch sehen und segnen könnte, so will mit aufgehobenen Händen den Weg aller Väter gehen, schreib an General Handwich und bedanke dich bei dem wahren Menschenfreund und leg den Brief an uns offen in seinen Brief so wird mir's gewis Erhalten, ich kann nicht mehr schreiben bey einen beklommenen Hertzen und mit Weinenden 70jährigen Augen wir Empfehlen dich in den Schutz des Höchsten und ich bin dein dich zärtlich liebender Vater Grünewaldt.

Lustifer d. 29 July 1788.

Liebster Georg, denke nicht das du nichts sollst zu tuhn haben, ich gebe dir Affel und wenn du wilt auch Koick ich verlange nichts mehr als meine wenigen Tage in Ruhe zu Enden. Gott erhalte dich.

Hier folgt noch, ebenfalls in Originalorthographie, die Abschrift des Briefes, welchen Johann Georgs Mutter ihm gleichzeitig geschrieben hat.

Liebster Sohn.

Wie schmertzhaft ist es mir das ich nicht eher habe an dir schreiben können als jetzo da mein Hertz voll Schmertz und meine Brust beklemmt dich meine Empfindung zu klagen, währe (wäre) unbillich, da ich es empfinde wie sehr du diesen verlust auch empfinden wirst, der verdoppelt mein Kummer das ihr die Ihr euch so zertlich liebet auf ewig getrennt seit. Denn (den) hab ich nicht mehr, und ich muß auch darin finden obgleich es schwer ist, nun zittert mein Hertz vor dir, und habe keine Ruhe eher bis Pappa um dein Abschit eingiebt. Liebes Kind verdenke es uns nicht und werde deswegen nicht trauricht, du bist ja der einstige aus der Familie soll es denn nun gans ausgehen, Dein Vater Alt, auf dich hoffen wir noch die Stütze, und Freude in unßer alten Tage, ich will dir das Leben durch meine Zertlichkeit suchen angenehm zu machen, die Schwester die sich nur auf dich verlassen können weil wir alt sind, werden sich gewiß alle Mühe geben dich zufrieden zu erhalten, laß es dir nicht verdrießen, und sehe die Nothwendigkeit ein, da wir keinen Sohn mehr haben, ach liebes Kind was empfindet mein Hertz. Gott tröste dir auch liebes Kind, ach Gott erhöre doch mein zehnlich Flehen und schenke mir die Gnade dich umarmen zu können, Tag und nacht bitte ich jetzo um dich, Gott der Barmhertzige erhöre mein Gebet, thue du es auch liebes Kind, suche doch ein Brief an uns zu schreiben, wie du es machen wirst, wenn wir das Glück

haben ſollten das du dein Abſchit bekommſt, verkauffe alles ich umarme wenn du auch nichts mehr als dein Rock anhaſt. ach ich muß ſchließen, mein beklemmtes Hertz und zitternde Hand läßt mich nicht orndlich ſchreiben, adie liebes Kind ſuche dich zu tröſten über denn verluſt deines Bruders, damit du kein ſchaden auch an deine Geſundheit leideſt, und wir auch durch dich betrübt würden. Deine Schweſter grüßen dich und ich bin deine dich zertlich liebende Mutter C. E. G. liebes Kind rate was du nicht leſen kannſt, die Angſt meines Hertzens macht das nicht orndlich ſchreiben kann. Komm liebes Kind, ohne verdruß das wir um dein Abſchit bitten, und tröſte dich mit deine alte Eltern, ich glaube das dein Bruder dir aus Petersburg ſelbſt geſchrieben das er zur Flote ging, da hat er ſeyn ende geſucht.

Es folgt die wortgetreue Abſchrift der Supplik Johann Adams an die Kaiſerin Katharina II. aus dem Brouillon, das uns erhalten iſt.

Allergnädigſte Frau!

Ew. Kayſerliche Majeſtät verzeihen und erlauben allergnädigſt, daß ein 70jähriger bis auf den Tod gebeugter Greis ſeine beſcheidene Bittſchrift, die ehrerbietigſte und dringendſte, die jemals übergeben worden iſt, an die unterſte Stufe Ihres Trohns niederlegen darf.

Ich feyere heute mit den frohen Tauſenden meiner Landsleute, das Dankfeſt wegen des Seeſieges, der Ihro Kayſerlichen Majeſtät einen neuen Loorbeerkranz zu den vielen vorigen erwirbt, und unſer zitterndes Vaterland rettet! ich wage es, Ew. Kayſerlichen Majeſtät in tiefſter Unterthänigkeit dazu Glück zu wünſchen, aber auch zu geſtehen: daß die bittere Trähne des unglücklichen Vaters ſich in die gerechte Freude der treuen Unterthanen miſcht. — ich der letzte meines Stammes und eines Namens der ſich Allerhöchſt dero glorreichen Kriegsdienſte immer gewidmet hat, hatte zwey Söhne; meine ganze Hoffnung, die Freude meines Herzens, durch ihre gute Aufführung, die Ehre meines Hauſes — dieſen meinen ganzen Reichthum, weihete ich gern der Vertheidigung des Vaterlandes. — Der jüngere dient noch beym Georgen-Küraſſier-Regiment unter dem Befehl des Grafen Rumänzoff, der ältere war als Freiwilliger auf Ihrer Kayſerl. Majeſtät Flotte, beide in den Charakter als Rittmeiſter! Noch lebt, ſo viel ich weiß, der erſtere, der älteſte aber fiel in der Seeſchlacht, und ſein Blut floß neben den Siegeskränzen hin, die ſich ſeine Mitverbundenen an dieſem unvergeßlichen Tage erfochten!

Um des tödtlich verwundeten Herzens willen mit welchem ich dieſes ſchreibe, um meines hohen Alters willen, deſſen letzte Stütze mein jüngerer Sohn iſt, um meines Stammes willen, deſſen daſeyn und Fortdauer noch auf ihm allein beruht, und — um das Stärkſte mit einem Wort zu ſagen, — um Ew. Kayſerl. Majeſtät eigenen Empfindungen willen, da Sie auch Mutter ſind — flehe ich Allerhöchſt dieſelben in tiefſter Ehrfurcht an:

dieſen zweyten Sohn, den Trähnen ſeiner alten kummervollen Eltern zurückzugeben.

Gott hat ihn einſt unſerem Gebet geſchenkt, Ew. Kayſerl. Majeſtät das Bild Gottes an Milde und Erbarmen, ſchenken ihn uns zum zweyten male — er ſoll, wenn er von Allerhöchſt derſelben dazu für würdig befunden wird, ſein ganzes Daſeyn Ihrem Civil-Dienſt widmen, und wir beide werden uns mit ihm zu dem tiefſten Danke, zu der unterwürfigſten Verehrung und überhaupt zu allen den Empfindungen vereinigen mit welchem ich die Ehre habe, bis an das Ende meines Lebens zu ſeyn:

Allerdurchlauchtigſte Monarchin,
Allergnädigſte Frau
Ew. Kayſerl. Majeſtät
~~allerunterthänigſter Knecht~~[1])
getreuer Unterthan
Reval 23 Julii 1788.

Johann Georg, ſo ſchwer es ihm auch geworden iſt, ſeine militäriſche Laufbahn aufzugeben, folgte gehorſam dem Ruf der Eltern und kehrte, nachdem er verabſchiedet war, in die Heimat zurück. Er verheiratete ſich nach ein paar Jahren mit Anna Chriſtine von Kurſell und ward zum Stammvater aller Grünewaldts, die in den baltiſchen Provinzen Rußlands heimiſch ſind.

Notizen zur Geſchichte derer von Kurſell.

Der Kammerherr Otto von Grünewaldt hat Aufzeichnungen hinterlaſſen, welche die Geſchichte der Mitglieder der Familie Kurſell betreffen, welche von mütterlicher Seite die Vorfahren aller jetzt lebenden Grünewaldts ſind. Die Angaben ſind entnommen hauptſächlich den Mitteilungen einer Schweſter der Anna Chriſtine, des Fräulein Gertrud von Kurſell, welche unverheiratet im Jahre 1855 in ſehr hohem Alter geſtorben iſt, noch von einzelnen lebenden

[1]) „Allerunterthänigſter Knecht“ iſt im Brouillon eigenhändig ausgeſtrichen.

Gliedern der Familie Grünewaldt gekannt und verehrt war, und die bis zum Tode ihres Vaters bei demſelben gelebt hat.

Der Vater von Anna Chriſtine und Gertrud, Chriſtoph Heinrich von Kurſell trat in ſeinem 16. Lebensjahre in preußiſche Kriegsdienſte, wo er infolge ſeiner großen Körperlänge und ſeiner Fertigkeit im Flötenſpiel die Gunſt des Königs Friedrich II. gewann, und von dieſem zu den königlichen muſikaliſchen Abenden hinzugezogen wurde. Als zur Regierungszeit der Kaiſerin Eliſabeth es zu Feindſeligkeiten zwiſchen Preußen und Rußland kam, bat Kurſell um ſeinen Abſchied, weil er als Ruſſe nicht gegen Rußland kämpfen wollte; ſeine wiederholten Geſuche wurden indeß vom König abſchlägig beſchieden, und der junge Offizier beging die Unvorſichtigkeit in preußiſcher Uniform in ſein Vaterland zu entfliehen. Steckbrieflich verfolgt, an ſeiner Körperlänge leicht kenntlich, ward er in Danzig gefangen, kam aber nicht vor den König[2]), der über die Undankbarkeit ſeines Günſtlings erzürnt, ohne ihn zu ſehen, ihn auf der Feſtung Spandau einſperren ließ. 5 Jahre hat er dort in einem niedrigen Zimmer, in welchem er nicht aufrecht ſtehen konnte, verbracht; der Feſtungskommandant, der wohl wußte, daß der Gefangene Vertrauen verdiente, gab ihm ſpäter ein geräumigeres Zimmer, wo er offene Fenſter haben durfte und zu ſeiner Zerſtreuung Vögel und Mäuſe zähmte. In ſeiner Heimat galt er für tot, da er nicht die Erlaubnis hatte, Briefe zu ſchreiben. So waren noch 10 Jahre der Gefangenſchaft vergangen, als er eines Tages im offenen Fenſter ſitzend Vorübergehende ſich in ſeinem heimatlichen Dialekt unterhalten hörte. Auf ſeine Frage, wer da? wer geht unten? erfolgte die Antwort: Brewern. Kurſell nannte ſich nun ſeinerſeits, teilte dem Landsmann mit, was ihm widerfahren, und bat ihn davon ſeiner Schweſter Gertrude Magdalena von Brewern geb. von Kurſell Kenntnis zu geben. Das geſchah, und Gertrude Magdalena reiſte nach Petersburg, that einen Fußfall bei der Kaiſerin Eliſabeth und bat um die Auswechſelung ihres Bruders. Friedrich der Große hatte wohl ſeinen unglücklichen Gefangenen in den bewegten kriegeriſchen Zeiten ganz vergeſſen, „ſonſt hätte wohl ſein Zorn nicht ſo lange gewährt.“ Er war als Lieutenant ein-

[1]) Klaus Kurſell und ſeine Zeit von Dr. Ernſt Seraphim, Reval, Franz Kluge, 1897. S. 159 u. ff.

[2]) Dieſe Erzählung des Frln. Gertrude von Kurſell weicht in einigen Details von dem ab, was E. Seraphim am a. O. über die Schickſale Chriſtophers Kurſell mitteilt, der Hauptſache nach aber ſtimmen die Angaben beider Quellen überein.

gesteckt, und 15 Jahre später befreit kehrte er in die Heimat zurück, wurde in der russischen Armee zum Oberst und Befehlshaber eines Regiments ernannt, machte 2 Feldzüge gegen die Türken mit, wurde Generallieutenant und nahm dann seinen Abschied. In Estland haben ihm die Güter Sellenküll und Ocht gehört, und in Livland wurde ihm das Kronsgut Hahnhof auf eine bestimmte Zeit verliehen, auch erhielt er eine Pension. Er starb in Hapsal. Eine gebückte Haltung und die Vorliebe für Vögel ist ihm geblieben, ebenso der Beiname der Spandauer.

Christoph von Kursell hat 2 Frauen gehabt, die erste war Leonetta oder Lunetta von Essen, die zweite Anna Helene von Fersen aus dem Hause Laupa. Lunetta war die Schwester des General Essen, der 1812 die Vorstädte Rigas abbrennen ließ. Mit dieser Frau hatte er mehrere Töchter: Anna Christine, die Johann Georg Grünewaldt heiratete; eine zweite wurde die Frau eines Professor Arvelius, ihre Tochter Kitty heiratete den späteren Generalgouverneur der Ostseeprovinzen Baron Magnus von der Pahlen; und die dritte Tochter war jene alte Tante Gertrud, die den Vater bis an sein Lebensende gepflegt hat.

Anna Christine von Grünewaldt wurde nicht im Hause ihres Vaters erzogen, sondern in dem des Stiefbruders ihres Vaters Moritz Engelbrecht von Kursell, Ritterschaftshauptmann, Landrat, und, zur Zeit der Statthalterschaft, Präsident des Gewissensgerichts, eines hochgeachteten, um sein Land hochverdienten Mannes, und, zu jener rationalistischen Zeit eine große Seltenheit, ein gläubiger evangelischer Christ. Seine Frau war eine Baronesse Stackelberg, die Ehe war kinderlos, das Gut Orrisaar gehörte ihm. Er nahm seine Brudertochter Anna Christine in ihrem vierten Lebensjahre zu sich, adoptierte sie und vermachte ihr sein Vermögen. Auf diese Weise ist das Gut Orrisaar in Grünewaldtschen Besitz gekommen.

Anna Christine hat diesen Besitz sehr geliebt, den jetzt auf demselben belegenen Erbbegräbnisplatz Müllersfeld erworben, daselbst die Kapelle erbaut, und das Familienbegräbnis gestiftet. Der Plan zu der Kapelle stammt von dem Maler Baron Ludwig Maydell, einem Jugendfreunde und Reisegenossen des Kammerherrn Otto von Grünewaldt.

Der Landrat Moritz Engelbrecht von Kursell starb am 2. Oktober 1799, 55 Jahre alt, nachdem die vier ältesten Kinder seiner Adoptivtochter geboren waren. Seine Witwe hat ihn um viele Jahre überlebt und sich treu der Erziehung der Kinder Anna

Christinens angenommen; diese nannten sie stets „Großmutter", und respektierten sie als solche; durch liebevolle Strenge hat sie sich die Liebe und Achtung dieser ihrer Adoptivgroßkinder in hohem Grade erworben.

Die Trauung Anna Christinens mit dem Rittmeister (Major) Johann Georg von Grünewaldt fand am 30. Juli 1792 statt. Der Ehe entsprossen 8 Kinder, von welchen eines, Sophie, in frühem Kindesalter gestorben ist. Die übrigen sind:

1. Anna Katharina Helene, geb. 20. Nov. 1793, gestorben in Dresden 1872.
2. Johann Engelbrecht, genannt Ivan, geb. 21. März 1796, Ritterschaftshauptmann und Landrat in Estland, Civilgouverneur, starb als Senator in Petersburg am 18. April 1862.
3. Moritz Reinhold, geb. am 12. Mai 1797, Generaladjutant, General der Kavallerie, Mitglied des Reichsrats, starb in St. Petersburg am 24. Dezember 1877.
4. Julie Magdalena, geb. 5. Sept. 1799, vermählt mit dem Baron Ernst von Maydell aus dem Hause Kattentack, nachmals zu Pastfer, gest. im Mai 1878.
5. Otto Magnus, geb. 26. Juni 1801, Landrat und Kaiserl. russ. Kammerherr, gest. am 6. Okt. 1890 in Reval.
6. Elisabeth Amalia Margaretha (gen. Betsy), geb. 26. Juli 1803, verm. mit Ernst von Heynitz zu Kotitz und Schloß Heynitz im Königreich Sachsen, gest. in Dresden im Januar (?) 1855.
7. Alexander Georg, geb. 17. April 1805, Landrat in Estland, als solcher gestorben am 9. Nov. 1886 in Reval.

Übereinstimmend lauten die Schilderungen des Lebens im Elternhause im Beginn des 19. Jahrhunderts, welche uns in den Aufzeichnungen der Brüder Ivan, Moritz und Otto erhalten sind. Einfachheit der Lebensweise und strenge Kinderzucht charakterisiert das Elternhaus. Zinnerne Teller und Schüsseln bildeten das Service; die damals noch leibeigene Dienerschaft ging in sogenannten Pasteln, einer Art Sandalen aus ungegorbenen Kalbsfellen gefertigt, und wurde gekleidet in grobe, zu Hause gewebte Stoffe.

Doch wurde ein großer Luxus getrieben mit Pferden, die auf den Gütern gezüchtet wurden. Dies hatte einen besonderen wirtschaftlichen Grund; der Klee- und Futterbau war unbekannt, und die Viehhaltung lag sehr im argen; um aber möglichst reichlich

Dünger zu gewinnen, wurden sehr zahlreiche Rindviehherden gehalten, welche die ausgedehnten Weiden im Sommer ausnutzten, alles sogenannte „wilde Weiden" in Wald und Busch; im Winter mußten sie sich nur von Stroh ernähren, und erhielten, — buchstäblich zu nehmen, — nur an hohen Festtagen Heu, das wohl besser durch die Fütterung an schöne Pferde verwertet werden mochte. Milch und Milchprodukte gab es nur im Sommer und im Frühling. An Haustieren wurden ferner gehalten armwollige Schafe, die nach denselben Principien ernährt wurden, wie das Rindvieh, und die Wolle hergaben zur Bekleidung der Familienglieder und Dienstboten; wollene Stoffe und Leinewand wurden nie gekauft, sondern aus im Lande gewachsenen Lein resp. Wolle hergestellt, mittels häuslicher Arbeit. Zum Teil bildeten diese Rohstoffe eine Abgabe der Bauerschaft, welche bis 1819 leibeigen war; von dann an aber nutzte sie das Land und leistete dafür dem Herrn Frondienste; zu diesen Fronleistungen gehörte auch die Spinnerei und Weberei, die hinreichte, um fast den ganzen Bedarf an Bekleidung der Familien der Gutsbesitzer zu decken.

Die Ernährung war äußerst einfach und die Nahrung wurde zubereitet ausschließlich aus Materialien, welche der eigene Grund und Boden lieferte; zum Getränk diente außer Wasser ein aus Gerste hergestelltes säuerliches Getränk, Kalja, Dünnbier; Wein wurde wohl nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten gereicht, und Kaffee und Thee gehörten zu den Luxusartikeln, welche nicht regelmäßig gebraucht wurden.

Über das geistige Leben im Hause der Voreltern, über die Art des geselligen Verkehres in jener Zeit haben wir Aufzeichnungen aus der Feder Ivans von Grünewaldt, und über die Kindererziehung haben uns die drei älteren Brüder einige Hinweise hinterlassen.

Die Landwirtschaft wurde betrieben in empirischer Weise, welche heutzutage wohl nur belächelt werden würde. Die Arbeitskräfte waren in reichlichem Maße vorhanden vor 1819 in Gestalt der Leibeigenen, und darauf der Fröner, welche die Äcker der Großgrundbesitzer mit ihrem Ackergeräte und ihrem Anspann bearbeiteten; die Ackergeräte waren höchst primitiver Art. Die Gutsherren hielten keine Lohnknechte, die mit Geld bezahlt wurden; auch nach Aufhebung der Leibeigenschaft wurden die Löhne vorzugsweise in Form von Naturalien gezahlt; auch die Dienstboten erhielten außer der Kleidung und Verpflegung wohl nur sehr spärlichen Lohn.

Die Zahl der Domestiken war unverhältnismäßig groß, und es war nichts Ungewöhnliches, daß eine Familie von nur wenigen Mitgliedern 10 und mehr Dienstboten hielt. Bei Ausfahrten wurden oft sechs Pferde vor den Familienwagen gespannt, und auf dem rechts angespannten Spitzpferde mußte ein Junge reiten, der Vorreiter, der die Verpflichtung hatte, mit lautem Rufen die Entgegenkommenden zum rechtzeitigen Ausweichen zu veranlassen. Diener und Kammerzofen begleiteten die Herrschaften auf jeder weiteren Fahrt, wobei in fremden Häusern übernachtet wurde, so daß ein solcher Besuch mit zahlreicher Dienerschaft und vielen Pferden oft viele Tage bei Freunden und Verwandten lebte. Auf den wenigsten Straßen gab es Poststationen; daher kam es, daß man zahlreicher Pferde bedurfte, deren man sich zu den Reisen bediente. Diese Reisen beanspruchten natürlich viel Zeit, weil unterwegs in „Krügen" gerastet und genächtigt werden mußte. Als Beispiel des Luxus an Dienerschaft kann hier erwähnt werden, daß in Koick noch in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts eine Kapelle aus Leibeigenen gebildet bestand, es sind noch die Notenhefte vorhanden, nach welchen musiziert wurde.

Eine Landesuniversität gab es erst von 1802 an, in welchem Jahre Kaiser Alexander I. die Dorpater Hochschule stiftete, die auch von den drei Brüdern Ivan, Otto und Alexander besucht wurde, während Moritz schon mit 15 Jahren in Kriegsdienste trat; die jungen Edelleute jener Zeit wurden meist in die Ritter- und Domschule nach Reval geschickt, nachdem sie vorher zu Hause von Hauslehrern unterrichtet worden waren. Diese stammten häufig aus inländischen Predigerfamilien, waren ihrem Fache nach Theologen, und wurden später auch meist Pastore. Die dadurch gebotenen Bildungsmittel gaben der Gesellschaft ihren Stempel und ihren Charakter; wenn auch mancher tüchtige und hochgebildete Mann in jener Zeit gelebt und gewirkt hat, das allgemeine Bildungsniveau zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts kann kein hohes gewesen sein. Um jene Zeit gab es im Hause Koick nur zwei Bücher; erst als die Hauslehrer einzogen, kamen auch mehr Bücher ins Haus. Johann Georg und Anna Christine aber haben schon ernstlich dafür Sorge getragen, daß ihren Kindern eine tüchtige Bildung zu teil wurde, und was sie in dieser Beziehung gethan, ist reichlich zum Segen nicht bloß der Familie, sondern auch des Landes und des Staates ausgeschlagen; auch wurde die patriotische Gesinnung und die Treue dem Kaiserhause von früh auf gehegt

und gefördert. Der Landesdienſt, der in Eſtland und Livland immer ein unbeſoldeter Ehrendienſt war, ſtand in hohem Anſehen.

Einige Bemerkungen, welche die geiſtige Richtung und die Grundſätze der Kindererziehung im elterlichen Hauſe betreffen, ſind in den Aufzeichnungen des weiland Generaladjutanten Moritz von Grünewaldt enthalten, und ſollen hier wörtlich wiedergegeben werden.

„Der Vater erkannte die Notwendigkeit an, die ruſſiſche Sprache zu erlernen; es wurden ruſſiſche Dienſtmädchen in das Haus genommen; Helene allein profitierte davon, für uns andere war kein Erfolg zu verſpüren. An die franzöſiſche Sprache wurde gar nicht gedacht; niemand im Hauſe war dieſer Sprache mächtig, auch kein einziger der Lehrer und Gouvernanten.“ (Nichtsdeſtoweniger haben, was der Memoirenſchreiber nicht erwähnt, ſämtliche Geſchwiſter in ſpäteren Jahren die franzöſiſche Sprache recht gut beherrſcht.)

„Ich erinnere mich, wie gern der Vater das Militär bei ſich aufnahm, wie ſehr ihn alles intereſſierte, was in Rußland vorging, ſeiner Trauer, als ſo viele Schlachten gegen die Franzoſen verloren gingen, ſeines Schmerzes über Borodino und Moskau.

Unſer Vater war mit Leib und Seele Rußland ergeben, erinnerte ſich mit beſonders freudiger Anerkennung des Guten, das er genoſſen, der Auszeichnungen, die ihm zu teil geworden.

Die Familie Grünewaldt in Koick war mit Recht eine gut angeſehne und geachtete im Lande. Religioſität, d. h. Gottesfurcht im Sinne der damaligen Zeit, — am Sonntage wurde eine Predigt im Beiſein der Kinder geleſen, in den erſten Jahren wohl auch das Tiſchgebet gehalten, — Zucht im ſtrengen Sinn des Wortes Kindern und Dienſtboten gegenüber, große Treue und Gewiſſenhaftigkeit bei Ausübung der elterlichen Pflichten, Überwachung der Kinder Tages und Nachts, geiſtige und körperliche Pflege haben wohlthätig auf uns eingewirkt, und mit dem tiefgefühlteſten Dank erkenne ich das ſo gern an. Die Seele des Hauſes war die Mutter; mit den Jahren wurde ihr der Herr und Heiland immer mehr bekannt und lieb; damit verlor ſich das größere Maß von Anforderungen an andere und die frühere Strenge. . . . . In ihrem ſpäteren Alter war ſie überaus liebevoll und nachſichtig für jedermann . . . . . der Vater hatte die Erziehung der Kinder ganz der Mutter überlaſſen, er bekümmerte ſich wenig um uns; er ſchien oft kalt und gleichgültig . . . war aber durchweg ſtreng rechtlich, wahrheitsliebend, treu und gewiſſenhaft. Er war im Lande und

im Hauſe wie in ſeinem Berufe als Mannrichter und Landrat mit Recht ſtets geſchätzt und geliebt."

Johann Georg ſtarb als Landrat am 27. September 1817 in Reval. Die Leiche iſt in der Kapelle auf dem Revaler Friedhofe zu Moik beigeſetzt worden, wahrſcheinlich mit der Abſicht, ſie ſpäter auf dem Kirchhofe von St. Petri, im Sprengel, zu dem das Erbgut Koick gehört, der Erde zu übergeben. In Moik hat der Schreiber dieſes an der Wand der Kapelle noch die Sargplatte mit dem Namen des Verſtorbenen geſehen; der Sarg aber befand ſich unter dem Eſtrich unter einer großen Zahl anderer Särge, ſo daß alles Suchen nach demſelben vergeblich geweſen wäre. Der Wunſch der Familie, die Überreſte ihres Vaters und Großvaters auf dem Familienbegräbnis zu Orriſaar neben ſeiner Gattin Anna Chriſtine zu beſtatten, mußte unerfüllt bleiben.

Zweites Buch.

Johann Chriſtoph Engelbrecht von Grünewaldt,

weiland Gouverneur von Eſtland, Senator und Geheimrat,

geb. 21. März 1796, geſt. 18. April 1862.

Jugenderinnerungen.

Der älteſte Sohn des Johann Georg und der Anna Chriſtine von Grünewaldt bedauert bei der Niederſchrift ſeiner Erinnerungen, daß ihm die beſten Quellen, aus denen Familiennachrichten geſchöpft werden, nicht zu Gebote ſtehen, nämlich „die alten Tanten.“ „Ich habe deren keine mehr und kann nach meinem Lebensalter auch keine haben.“ So ſchreibt er denn im Juli 1859 aus dem Gedächtnis nieder, was ihm der Erhaltung wert erſcheint und beginnt mit der Schilderung ſeines Vaterhauſes; ſolches iſt das Gut Koick, denn hier war er geboren am 21. März (2. April) 1796. Wir folgen ſeiner Erzählung:

„Mein Vaterhaus Koick ſah aber nicht aus, wie das heutige. Zwar ſteht noch das nämliche maſſive ſteinerne Wohnhaus da, aber es hat ſeitdem mehrfache Umbauten erfahren. Schon zu meines Vaters Lebzeiten, in den Jahren 1806 bis 1812 wurden zwei Flügel in den Garten hineingebaut und einige Veränderungen im Innern gemacht. Mein Vater hatte dieſen notwendig gewordenen Bau ſtets auf beſſere Zeiten verſchoben. Dieſe ſchienen ihm durch die Arrende des Gutes Aſſik gekommen zu ſein. Er zahlte der Eigentümerin Frau von Derfelden 6000 R. B. (1728 R. S.), einen Preis, den man heute lächerlich niedrig finden würde. Seitdem hat mein Bruder Otto, jetziger Beſitzer von Koick, wiederholt daran gebaut und das alte Wohnhaus mit ſeinen weißgetünchten Wänden ausgeſchmückt, und wo nicht elegant, ſo doch ſehr komfortabel möbliert. Vergleiche ich jenes Haus meiner Kinderjahre mit dem jetzigen, ſo kann ich mich des Staunens nicht erwehren, wie einfach und bedürfnislos die alte Generation war und wie zufrieden ſie ohne den Komfort (man kannte damals das Wort und den Begriff kaum)

lebte, dem Komfort, an den unſere Zeit ſich ſo ſchnell gewöhnt hat, ohne welchen die jüngere Generation garnicht beſtehen zu können meint . . . .

Zu meiner Kinderzeit waren nur das Wohnhaus, der Stall und die Klete von Stein und an die letzteren Gebäude Viehſtälle mit hohen ſteinernen Fundamenten angebaut. Auf dem Hof und in ſeiner Umgebung kein Baum oder Strauch. Den Garten geſtaltete der Ober-Pahlenſche Gärtner Hut um; doch exiſtiert von deſſen Anlagen nur noch die Birkenallee hinter der ſteinernen Herberge. Selbſt der Berg, aus dem Erdauswurf der beiden dem Wohnhauſe gegenüber liegenden Teiche entſtanden, exiſtiert nicht mehr. Auf dieſem Berge ließen ſich an ſchönen Sommerabenden bisweilen die Muſikanten hören, von denen ſpäter erzählt werden ſoll. Nach Südoſten vom Hof lag an der Heerſtraße das Dorf und der Krug Ubbakal, dieſer eine ſehr bekannte und ſogar in den alten eſtniſchen Volksliedern beſungene Schenke. Dieſer Krug brannte im Anfange der vierziger Jahre an einem Neujahrstage ab, und iſt nicht wieder erbaut worden; das Dorf aber wurde auf die Ländereien der Dörfer Siggapusma und Sarrando verſetzt, der Name Ubbakal exiſtiert nicht mehr; in der Nähe des früheren Kruges fließt unter der Ubbakalſchen Brücke ein verſumpftes Flüßchen durch, deſſen Ufer damals mit dichtem Ellerngeſtrüpp bewachſen waren. . . . . .

Die Haushaltung und die ganze häusliche Einrichtung waren einfach, und ohne eine Spur des heutigen Luxus. Mein Vater war kein wohlhabender Mann und ſeine Vermögensverhältniſſe haben ſich erſt ſpäter verbeſſert. Wie in Koick ſah es auf den meiſten andern, ſelbſt reichen Gütern auf dem Lande aus, man kannte es nicht beſſer. Kein Stück Möbel aus Mahagoni, keine Tapete, kein Lüſtre, keine geſtrichenen Fußböden, geſchweige denn Parquets. Als Beiſpiel wie wenig man damals ſeine Wohnung zu ſchonen pflegte, führe ich als eine Erinnerung aus meinen Kinderjahren an, daß mein Vater, der ein großer Pferdeliebhaber war, und oft Pferde zu kaufen und zu tauſchen pflegte, einſt, da er krank war und das Zimmer nicht verlaſſen konnte, ein Pferd in die Stube führen ließ um es mit einem Nachbarn zu beſehen und zu behandeln. Die Dielen und die Möbel damaliger Zeit litten nicht ſonderlich darunter. . . . . .

In meinen Kinderjahren, etwa 50 Jahre und etwas mehr zurück, war es die Aufgabe einer guten und ſparſamen Haushaltung, möglichſt alle baren Geldausgaben zu ſparen; Flachs, Hanf, Wolle,

Leder gab die eigene Wirtſchaft her, und wie dieſe für die Bekleidung von Herrſchaft und Dienerſchaft verwertet wurden, iſt in dieſen Blättern ſchon beſprochen. Ob aber dieſer Grundſatz des Nicht-Geld-Ausgebens ein richtiger war, muß ich dahingeſtellt ſein laſſen; für die Jetztzeit ſcheint er nicht mehr zu paſſen, wo ſich das Wertverhältnis von Rohprodukt und Fabrikat fundamental verändert hat.

Bald nach dem Tode ſeines bei Hoghland gefallenen Sohnes muß auch mein Großvater geſtorben ſein[1]. Meine Großmutter hatte die Wirtſchaft in Koick zu groß und mühevoll gefunden, und dieſelbe meinem Vater übergeben. Dieſer war nach ſeiner Rückkunft aus der Türkey zuerſt in Aſſel etabliert worden, und zog mit zwei unverheirateten Schweſtern dahin. Aus Aſſel iſt mein Vater ſpäter nach Koick übergeſiedelt.

. . . . Die heranwachſende Familie machte bald Lehrer notwendig; bis 1804, wo der erſte Lehrer kam, hatten wir durch häuslichen Unterricht leſen gelernt. . . . . Der letzte in der Reihe mehrerer Hauslehrer war ein Herr Juſtus Mickwitz, welcher von 1807 bis 1811 in Koick wirkte und uns älteſte zwei Brüder bis zur erſten Klaſſe der Revaler Ritter- und Domſchule vorbereitete. Nur in der ruſſiſchen Sprache waren wir ſehr zurück, Griechiſch hatten wir gar nicht gelernt, im Lateiniſchen war ich ſchwach und blieb es.

Zu der Zeit, da Herr Mickwitz bei uns im Hauſe war, war die Hausgenoſſenſchaft die zahlreichſte. Wir waren unſerer ſieben Kinder, ferner eine Gehülfin meiner Mutter in der ſehr großen Wirtſchaft, und außer dem wiſſenſchaftlichen noch ein Lehrer für Muſik. Herr Popen, ſo hieß dieſer, lehrte mich und meinen Bruder Moritz die Flöte blaſen, hatte aber außerdem noch die Funktion eine Hauskapelle von Muſikanten zu bilden und zu leiten, deren waren anfänglich nur drei. Der Stubenjunge Guſtav blies die erſte Clarinette, der Hundejunge Juhann die zweite und der Tiſchler Ado das Fagott. Später kamen noch zwei Horniſten dazu, der Kutſcher Joſeph und Klein-Jürri. Solche Hauskapellen waren damals Mode, und in mehreren anderen wohlhabenden Häuſern in ſtärkerer Beſetzung zu finden. In dieſen waren die Muſikanten ausſchließlich Künſtler, in Koick trieben ſie die Kunſt als Nebenbeſchäftigung, und bei der großen Zahl von Dienſtboten hatten ſie

[1] Er ſtarb den 18. November 1792. Der Herausgeber.

hinlänglich Zeit dazu. Ihre Aufgabe war vor der verſammelten Familie aufzuſpielen, zumal wenn Gäſte da waren. Im Sommer und bei gutem Wetter geſchah das meiſt im Freien. Es waren Sonaten, Symphonien und allerhand verſchiedene Muſikſtücke, die ſie ausführten, und die der Kapellmeiſter für ſein Orcheſter je nach deſſen Größe und Beſchaffenheit arrangiert hatte. Hauptſache war aber die Tanzmuſik .... In einer kinderreichen Familie, in einem gaſtfreien, viel beſuchten Hauſe, wo beſonders das einquartierte und durchmarſchierende Militär mit beſonderer Rückſicht behandelt wurde, und wo die Muſik ſo leicht zu beſchaffen war, mußte natürlich viel getanzt werden, die Nachbarhäuſer lieferten den Kontingent an beiden Geſchlechtern und ſelbſt mit der Frau Paſtorin, als ſie noch jung und hübſch war, ward manche zierliche Ecoſſaiſe getanzt.....

Als einige Söhne das elterliche Haus verließen, eine Schweſter und eine Pflegeſchweſter verheiratet wurden, das väterliche Haus überhaupt eine andere Geſtaltung bekommen hatte, verklangen auch die Töne dieſer Muſik. Die Muſiker mußten derſelben entſagen, das Berufsleben nahm ſie fortan ausſchließlich in Anſpruch. Clarinetto I. ward Buſchwächter, Clarinetto II. Müller, Corno primo blieb im Stall, Corno ſecundo ſchwang ſich in der Stube zu immer höheren Funktionen auf; Fagotto endlich verſchwand eines ſchönen Tages und hat ſich nie wieder blicken laſſen. Vor der 1816 erfolgten Proklamation der Bauernfreiheit war das Entlaufen von Leibeigenen keine ungewöhnliche Erſcheinung.

Mir iſt die Koickſche Hauskapelle eine meiner lebendigſten und angenehmſten Jugenderinnerungen geblieben.

Als eine Eigentümlichkeit meines Elternhauſes muß ich noch erwähnen, daß, wenigſtens in meinen Kinderjahren, es keine Bücher in demſelben gab, und daß überhaupt wenig geleſen wurde. Ich erinnere mich nur Zollikofers Predigten und „das merkwürdigſte Jahr meines Lebens“ von Kotzebue geſehen zu haben. An einer Bibel wird es im Hauſe nicht gefehlt haben, aber ſichtbar und auch hörbar war ſie nicht. Eines meiner erſten Leſebücher war: „Bibliſche Hiſtorien von Hübner“ mit Holzſchnitten illuſtriert. Ich las ſie bei meiner Mutter, und erinnere mich noch ſehr gut der Thränen, die ſie beim Kapitel von der Leidensgeſchichte vergoß. Später laſen wir Kinder Campe's Kinderfreund.

Meine Eltern.

Wenn ich meinen Nachkommen etwas über meine Eltern hinterlaſſen ſoll, ſo entſchließe ich mich, das zu thun nach vielfach erwogenen Zweifeln und Bedenken. Ich muß und will die lauterſte Wahrheit ausſprechen, — aber dabei fragt es ſich: hat ein Kind überhaupt ein richtiges Urteil über ſeine Eltern, iſt es im beſten Fall nicht von der Pietät beſtochen? Influieren nicht auf den Mann und Greis die Urteile noch, vielleicht unbewußt, die einſt das Kind ſich bildete? hat mit der Entwicklung des Kindes auch ſein Urteil ſich mit entwickelt?

Ich will es verſuchen an dieſen Klippen vorbei zu ſchiffen. Mögen Andre, vielleicht meine Geſchwiſter, beſſern, was ich verſah.

Mein Vater Johann Georg, geb. 25. Auguſt 1765, hat mit ſeinem Bruder Wolter gleich den meiſten jungen Eſtländern jener Zeit die Domſchule beſucht, und ging mit jenem zu gleicher Zeit in Kriegsdienſte, zuerſt, wenn ich nicht irre, in ein Karabinierregiment eintretend. Aus dieſem wurden beide Brüder in das Georgenküraſſierregiment übergeführt. . . . . Nach dem Tode des Bruders nahm mein Vater ſeinen Abſchied und erhielt denſelben in der Qualität als Major . . . . Mein Onkel Wolter iſt ſehr blond und von kleinem Wuchs geweſen, mein Vater dagegen hatte mehr als gewöhnliche Mannesgröße, und obwohl nicht ſchön von Angeſicht, hatte er eine ſchöne Geſtalt. In ſpäteren Jahren nahm er ſehr zu, in ſeiner letzten Krankheit war er ſehr abgemagert.

Mit tiefem Bedauern bekenne ich, meinen Vater eigentlich wenig gekannt zu haben. Er pflegte nicht ſich mit ſeinen Kindern viel abzugeben. Ich erinnere mich nicht, daß er mit uns unterhaltende, belehrende, oder gar vertrauliche Geſpräche geführt hätte, während ich doch noch mit ihm zwei meiner Univerſitätsjahre erlebt habe. Er hatte, zumal mit uns Söhnen, vielmehr eine ſcherzende und neckende Weiſe, und ſtets allerhand wechſelnde Beinamen für uns. Und nicht allein ſeinen Kindern gegenüber, er war überhaupt Humoriſt durch und durch und witzig. Zumal wenn er mit Freunden zuſammentraf, war er beſonders geſprächig und heiter. Bisweilen äußerte ſich ſein Humor aber auch in ſarkaſtiſcher Weiſe . . . . Er war im Hauſe meiſt freundlich und heiter, nur ließ er durch kleine Widerwärtigkeiten, wie ſie im häuslichen und im Berufsleben häufig vorzukommen pflegen, leicht ſich verſtimmen, und hatte die Gewohnheit, die man den Landwirten damaliger Zeit oft zum Vorwurf

machte, zu klagen über ſeine Ernten, ſeine Arbeiter, über Unfälle, die nur ihn betroffen, über die Witterung und andere oft unabänderliche Dinge. Er war überhaupt ein Schwarzſeher, prophezeite bei allen Vorgängen ſtets das Schlimmſte, ſchien aber ſelbſt nicht ſehr daran zu glauben, er hätte ſonſt zu der ihm eigenen Heiterkeit nicht kommen können. Es war demnach wohl mehr eine Gewohnheit als ein Charakterzug, und oft klagte er wohl nur, damit ihm widerſprochen oder damit er getröſtet werde. Dieſe Gewohnheit findet ſich bei vielen ſeiner Nachkommen wieder.

Seinem Berufe nach war er Landwirt, wie ein Gutsbeſitzer jener Zeit ....., wo u. A. auch vielfach über den Klee und Kartoffelbau gelacht und geſpottet wurde; der Gutsherr führte nur eine Art von Kontrolle über einen gewiſſen landwirtſchaftlichen Schlendrian, an deſſen leitender Spitze der „Amtmann", häufiger noch der „Kletenkerl" ſtand. Buchführen war noch wenig gebräuchlich, und das Einſchneiden in ein Kerbholz die gewöhnlichſte Art zu notieren. Die Veräußerung der Produkte ſowie die Führung der Gutskaſſe behielt ſich der Gutsherr meiſt vor.

Mein Vater hat mir immer nur den Eindruck eines gerechten und nie den eines ſtrengen oder gar harten Herrn gemacht, obwohl die Karbatſche noch ab und an zur Anwendung kam; dieſes Züchtigungsinſtrument kam mit Einführung des Bauerngeſetzes von 1816 geſetzlich außer Gebrauch. Durch dieſes Geſetz wurde der gutsherrlichen Strafgewalt eine Schranke gezogen. Die Karbatſche beſtand aus mehrfach übereinander genähten Riemen, von eines kleinen Fingers Dicke, 3 Finger breit und 2 Ellen lang, an einem Handgriffe befeſtigt. In noch älteren Zeiten wurde die Karbatſche aus Galanterie von dem Sattler, der den Bräutigamswagen lieferte, dieſem als don gratuit hinzugefügt, wenn ein junger Landedelmann ſich häuslich etablierte. Die Koick'ſche Karbatſche hing an einem kleinen grün angeſtrichenen Bücherbrett unter Zollikofers Predigten und Kotzebues merkwürdigſtem Jahre meines Lebens.

Wichtiger als ſein landwirtſchaftlicher Beruf und auch wohl intereſſanter waren meinem Vater die verſchiedenen Landesposten, die er gleich jedem Güter beſitzenden eſtländiſchen Edelmann zu bekleiden hatte. Er war Ordnungsrichter geweſen, — (ſo hießen während der Statthalterſchaftsverfaſſung von 1783 bis 1797 unſere gegenwärtigen Hakenrichter), — dann war er Mannrichter von Wierland und Jerwen; dieſer Periode kann ich mich noch erinnern, und endlich wurde er Landrat, ich glaube im Jahre 1813. Allen dieſen Ämtern

ſtand er mit großem Eifer und Pflichttreue vor; er nahm zugleich den lebhafteſten Anteil an den Landtagsverſammlungen, und pflegte, wenn er aus dieſen vom Ritterhauſe nach Hauſe gekommen war, mit großer Lebhaftigkeit ſich über dieſelben zu unterhalten.

Daß mein Vater auch Pferdeliebhaber war, habe ich a. a. O. ſchon erwähnt, aber auch die Jagd liebte er und hielt Jagd- und Windhunde. Im Herbſt wurde fleißig ausgeritten, aber meiſt allein, weil die Koickſchen Nachbarn nicht Jäger waren. Nur einer, der eine Ausnahme machte, hielt ſelbſt eine Meute von Bracken, aber mit dieſem Nachbarn, Major von Kurſell auf Sarkfer, vertrug er ſich nicht gut. Eigentliche Jagdgeſellſchaften verſammelten ſich in Koick nie, vielleicht weil es dort damals an guten Jagdrevieren fehlte. Mein Vater kehrte von ſeinen Jagdausflügen meiſt mit geringer, nicht ſelten ganz ohne Beute zurück, und war dann wohl auch verdrießlich. Das Kartenſpiel war zu meiner Jugendzeit noch nicht das unentbehrliche und faſt ausſchließliche Unterhaltungsmittel, wie es heut zu Tage in den Städten wie auf dem Lande der Fall iſt; ich habe meinen Vater ſehr ſelten Karten ſpielen ſehen.

Er hat mir den Eindruck einer ſehr loyalen Geſinnung und eines großen Patriotismus hinterlaſſen, wie für Eſtland, ſo für Rußland. Auch war er ein ganz beſonderer Soldatenfreund. Nicht minder hat ſich mir ſein ritterlicher Sinn eingeprägt, der ihn in bereits vorgerücktem Alter und als Familienvater bei Gelegenheit einer Predigerwahl, bei der zwei Parteien aufeinander platzten, noch einen Waffengang machen hieß. Er ſchlug ſich damals mit dreien ſeiner Kirchſpielseingepfarrten auf Degen; alle drei Gegner waren, wie er, verabſchiedete Majore, es waren die Herren von Kurſell von Sarkfer, Düker von Pochjack und Engelhardt von Wieſo

Sehr charakteriſtiſch war meines Vaters große Wahrheitsliebe; die Lüge war ihm höchſt verächtlich. Er pflegte nicht ſelten auf gewiſſe Lügner uns aufmerkſam zu machen, uns vor ihrem Beiſpiel zu warnen, und nicht erfolglos hat er das gethan. Die Wahrheitsliebe iſt die Eigenſchaft, durch welche alle Glieder unſeres Geſchlechts noch heute ſich auszeichnen, und ich bitte den Herrn, dieſes koſtbare Erbteil unſerer Familie uns für und für erhalten zu wollen. Gott ſegne die Aſche des teuren Vaters!

Es war am 20. Julius 1815 als ich den Studien auf einer ausländiſchen Univerſität mich zuwendend mein Vaterhaus und mein Vaterland verließ, um meinen Vater nicht wieder zu ſehen. Er war damals 52 Jahre alt; ein Jahr ſpäter fing er an zu kränkeln.

Meine Mutter und Geſchwiſter begannen während längerer Zeiträume ſich in Reval aufzuhalten, um in der Nähe des Arztes zu ſein. Es hatten ſich bei meinem Vater Lungengeſchwüre gebildet. Ich ſtudierte eben in Heidelberg, und ahnte keine Gefahr, als mir ſein am 27. Sept. 1817 erfolgter Tod gemeldet ward. Als ich im Winter 1818—1819 ins Vaterland heimkehrte, war er ſchon ſeit einem Jahr und drei Monaten nicht mehr.

Mein Bruder Otto, damals 16 Jahre alt und Primaner in der Domſchule, war bei des Vaters Tode zugegen, und hat eine lebendige Erinnerung daran bewahrt und erzählt:

„Das Bett des Vaters ſtand im Viſitenzimmer unſeres damaligen, jetzt Graf Manteufelſchen Hauſes in Reval, mit dem Fußende gegen die Alkovenwand, mit dem Kopfende gegen das Fenſter. Der Todeskampf dauerte lange, das Athmen und Röcheln war laut; die Mutter und Schweſter Julie befanden ſich im Speiſezimmer neben an, ich mit Maydell von Malla und Stackelberg von Hallinap, Freunden unſeres Hauſes, am Fenſter. Da richtete der Vater ſich plötzlich ſitzend im Bette auf; ich ſprang zuerſt und raſch herbei, und hörte deutlich, wie er ausrief: Herr mach ein Ende! Bald darauf verſchied er. Dieſe Worte ſind mir unvergeßlich geblieben und ſpäter als ein Beweis erſchienen, was in dem Sterbenden vorgegangen. Der Name „Herr“ war damals wenig gebräuchlich.“

Meine Mutter überlebte meinen Vater faſt um 25 Jahre. Ich habe das Glück gehabt viel mit ihr zu verkehren, zum teil in bereits vorgerücktem Mannesalter, und habe von ihr ein Andenken behalten, das ſtets von neuem mich mit kindlicher Dankbarkeit, Liebe und Freude erfüllt. Könnte ich ausdrücken, wie tief ich das empfinde!

Auf die merkwürdigen Erlebniſſe ihres leiblichen Vaters, des Generalleutenants Chriſtoph von Kurſell, werde ich ſpäter zurückkommen. (Dieſelben ſind bereits in dieſen Blättern S. 17 und 18 beſprochen. Der Herausgeber.) . . . . .

Meine Mutter war die jüngſte von vier Töchtern erſter Ehe, und ihr Vater ein ſehr unbemittelter Mann. Sein Stiefbruder, der ſpäter um Eſtland hochverdiente Landrat und wirkliche Staatsrat Moritz Engelbrecht von Kurſell, nahm daher ſeine Nichte, wie ſchon früher erwähnt wurde, die vierjährige Anna Chriſtine, als Pflegetochter an und adoptierte ſie ſpäter in aller Form. Er ließ ihr nicht

nur eine gute Erziehung geben, gewann sie so lieb wie ein eigenes Kind, sondern vermachte ihr sein ganzes wohlerworbenes Vermögen, aus dem Gute Orrisaar und einem namhaften Kapital bestehend. Mein Vater besaß nur ein geringes Vermögen, und dieser Erbschaft allein haben wir es zu danken, daß unsere Eltern große Kosten auf unsere Ausbildung verwenden konnten. Ich und meine jüngeren Brüder haben Reisen ins Ausland gemacht, studierten auf ausländischen Universitäten; mein zweiter Bruder wurde im Militärdienste in der Garde unterhalten, meine Schwestern wurden bei ihrer Verheiratung ausgestattet, und den übrigen Kindern selbständige Haushaltungen eingerichtet.

Von meiner Mutter Jugendzeit weiß ich nur sehr wenig zu erzählen, nicht einmal wer ihre Lehrer und Lehrerinnen waren. Sie verlebte Kindheit und Jugend bei den Pflegeeltern in Orrisaar und begleitete dieselben öfter nach Reval, wohin der Landrat in amtlichen Geschäften häufig reisen mußte. Einen besonderen Einfluß auf ihre Entwickelung hatte das Beispiel ihres Pflegevaters, an dem sie mit wahrer Verehrung hing. Dieses Beispiel hatte auch in ihr die außerordentliche Liebe zum Estländischen Vaterlande, zur Estländischen ritterschaftlichen Verfassung, den Eifer für den Estländischen Landesdienst geweckt. Als ich auf dem Landtage 1821 zum ersten ritterschaftlichen Posten erwählt worden war, zum „Manngerichtsassessor", und aus dem Ritterhause kommend, ihr das mitteilte, glänzten ihre Augen vor Freude, und sie segnete mich förmlich für meine Laufbahn, die sich mir eben eröffnet hatte, und welche sie für die ehrenvollste der Welt hielt. Und in der That war auch ich tief ergriffen von der mir widerfahrenen Ehre und kaum weniger, als ich es bei meiner Wahl zum Ritterschaftshauptmann war.

Sie hat noch die Freude erlebt mich in dieser letzten Würde, so wie auch in der des Landrats zu sehen.

Zwei Frln. von Engelhardt, Töchter des mit Kursell befreundeten Landrats Engelhardt-Wiesо, wurden ihre intimen Freundinnen. Die eine derselben wurde mit dem nachmaligen Landrat von Richter, zu Waimel in Livland, — die andere mit dem Major von Düker verheiratet. Mit beiden blieb sie in enger Freundschaft verbunden.

Ebenso wenig kenne ich die Geschichte ihrer Verheiratung; 1769 den 8. Juni geboren, war sie damals 23 Jahre alt, mein Vater 30, und es ward das Paar damaliger Sitte gemäß im Ritterhause in Reval getraut. . . . . .

Bei meiner Unkenntnis ihrer Jugendgeſchichte wird es mir ſehr ſchwer, ihrem Bildungsgange richtig zu folgen. Ich muß mich darauf beſchränken die Lebenserſcheinungen zu verzeichnen, wie ſie ſich thatſächlich und chronologiſch darſtellten.

Wie viel auch auf die Rechnung meiner ſubjektiven Auffaſſung zu ſetzen ſein mag, — ich muß es dennoch ausſprechen, daß ich keine andere Perſon kennen gelernt habe, die in ihrem Lebenslaufe zwei ſo ganz verſchiedene Perſönlichkeiten dargeſtellt hätte, wie meine Mutter. Eine ſehr große Veränderung ihres Weſens ward mir ſchon bemerkbar, als ich nach 3 1/2 jähriger Abweſenheit a. 1818 von meinen Reiſen heimgekehrt war; doch war das damals nur eine Übergangsperiode; einige Grundzüge waren bleibende. Das war vor Allem ihr reiches liebevolles Herz, ihre Hingebung für Andere, die ſich in wahrhaft aufopfernden Dienſtleiſtungen kund that, ihre große Gewiſſenhaftigkeit und Treue auch im Kleinen, ihr Feſthalten an dem, was ſie einmal für recht und gut erkannt hatte. Andrerſeits war ihr eine gewiſſe Reizbarkeit und Empfindlichkeit geblieben, — ein Zug, welcher der Kurſellſchen Familie eigen iſt.

Sie war als junge Frau ſtreng, raſch, faſt männlich im Handeln, vielleicht gar leidenſchaftlich und herrſchſüchtig im Hauſe; in ſpäteren Jahren dagegen milde, ſanft und nachgiebig, ſo daß es nicht ſchwer war Einfluß auf ihren Willen zu gewinnen. Sie ließ ſich von ihren Töchtern leiten; das leidenſchaftliche Weſen hatte ſich in ein bloß lebhaftes umgewandelt, und dieſes blieb ihr bis an ihr Lebensende. Ihre geiſtigen Bedürfniſſe mehrten ſich mit der Zeit, und ſchwerlich würde ſie in ſpäteren Jahren ſich einer Nachbarin haben hingeben, ja auf dieſelbe geiſtige Höhe oder vielmehr Niedrigkeit mit derſelben ſich haben ſtellen können, wie ſie das in jüngeren Jahren gethan hat mit einer ſolchen, die in ſeltenem Grade ungebildet und dabei beſchränkten Verſtandes war. Sie beſchäftigte ſich in reiferen Jahren mehr mit Lektüre, ihr Umgangskreis ward allmählig ein mehr gewählter. Zum Teil war das bedingt durch eine Veränderung ihres Wohnortes, und als endlich 8 bis 10 Jahre vor ihrem Tode ſie durch die Gnade Gottes und durch den Umgang mit frommen Menſchen zu einer tieferen Erkenntnis des Chriſtentums und zu lebendigem Glauben kam, da veredelte ſich ihr ganzes Weſen ſichtbar; die Edelſten und Beſten aus ihrer Umgebung fielen ihr zu und haben ihr noch über das Grab hinaus ein Andenken voll Liebe und Hochachtung bewahrt. Aber ich habe

vorgegriffen in die Zukunft und möchte noch viel sagen von meiner Mutter früheren Lebensperioden.

Vor allem waren es die Kinder, die ihr am Herzen lagen, — sie hatte deren sieben . . . Die ältesten wurden strenger erzogen als die jüngeren, ja vielleicht gar absolut streng, wenigstens wollte es uns Kindern so bedünken, wenn wir mit anderen uns verglichen. Spielzeug gab es bei uns wenig, den Weihnachtsbaum kannten wir garnicht. Dieser war aber in meiner Kinderzeit überhaupt wenig bekannt, auch in den Häusern wo die zärtlichsten und freigiebigsten Eltern lebten. Allem zuvor lernten wir den Gehorsam und die Achtung vor den Eltern, Lehrern und andern Autoritätspersonen. Ich erinnere mich noch des Schrecks, der mich durchzuckte, als ich zum ersten male auf der Domschule meine Mitschüler über die Lehrer räsonnieren und dieselben tadeln hörte. Höflichkeit, zumal gegen Geringere, ward uns zur unabweichlichen Pflicht gemacht und alle Vornehmthuerei auf das Strengste vermieden; wir hatten das Beispiel des Wohlwollens und der Rücksichtnahme auf die Bauern und Domestiken täglich vor Augen. Nie ließ man sie warten, zumal draußen bei kalter Witterung, — man hatte Liebe und Fürsorge für sie . . . Ein gegen die Dienstboten geübter Mutwille oder Hochmut wäre uns teuer zu stehen gekommen, daher vielleicht bin ich stets ein Freund der Bauern gewesen.

Aber es ist unmöglich alle Erziehungsprinzipien bis auf das geringste hin hier anzuführen und es genüge zu bekennen, daß ihre Anwendung fruchtete, und daß alles Gute, was uns anerzogen wurde, wir unserer Mutter zu verdanken haben. Ja, ich küsse im Geiste die teure Mutterhand, die mich streng erzog, und die mich auch körperlich züchtigte, wenn ich das verdient hatte.

Ernst und thätig führte sie das Hausregiment und die Haushaltung, und stand in großer Hochachtung bei dem Gesinde. Sie revidierte in Person die Keller und Handkammern und die Viehställe, sogar im Winter. Müßig sah man sie nie; der Müßiggang war ihr besonders verhaßt. Als die jüngeren Brüder noch zu jung waren, um anhaltend beschäftigt oder unterrichtet zu werden, doch aber alt genug, um keine Freude mehr am anhaltenden Spiel zu finden, — lernten sie Strümpfe stricken und setzten diese Arbeit fort bis die Zeit des ernsteren Unterrichts kam. Das immer Beschäftigtsein ist auch mir anerzogen und zur Gewohnheit geworden.

Im Winter fuhr die Mutter sich selbst im kleinen, leichten einspännigen Schlitten; auch habe ich sie nicht selten zu Pferde gesehen, sogar als Mann reitend.

Nicht lange nach unserer Teilung im Jahr 1823, und noch vor der Rückkehr meines Bruders Otto aus dem Auslande im Jahr 1824, verließ meine Mutter Koick und zog mit meinen beiden unverheirateten Schwestern nach Dorpat. Sie verkehrte hier sehr angenehm in einem aus Freunden und Verwandten bestehenden Umgangskreise, hatte nicht nur diesen, sondern auch vielen Fremden auf die gastfreundlichste Weise ihr Haus geöffnet, und fühlte sich in diesen Verhältnissen sehr wohl. Einen Teil des Jahres, zumal die Sommerzeit, verlebte sie bei ihren Kindern, am häufigsten und längsten bei meiner Schwester Julie und bei mir. Wir hatten je öfter desto mehr die Gelegenheit, die stets fortschreitende Bildung ihres Geistes und ihres Herzens zu erkennen, und im Genusse ihres Umganges und ihrer zärtlichen mütterlichen und großmütterlichen Liebe zu leben.

Im Laufe der nächsten Jahre machte sie zweimal eine Reise nach Deutschland; bei Gelegenheit der ersten derselben lernte mein nachmaliger Schwager Ernst von Heynitz meine jüngste Schwester Betsy kennen und verlobte sich mit ihr. Die Hochzeit wurde im Jahre 1837 in Hukas gefeiert. Die zweite Reise machte meine Mutter einige Jahre später in Begleitung meiner ältesten Schwester Helene, um die Heynitz' zu besuchen. Helene, die kränklich war, blieb in Deutschland und meine Mutter, die allein geblieben war, gab ihre Wohnung in Dorpat auf und zog zu meinen Geschwistern Maydell, welche in Livland auf dem von Blankenhagenschen Gute Weißenstein bei Wenden lebten. Meine Mutter blieb dort bis zu ihrem Tode, der im Jahre 1842 erfolgte.

Meine Großeltern und einige Tanten.

Beginne ich hier mit meinen Großeltern väterlicherseits, so muß ich mit Bedauern bekennen, daß ich von meinem Großvater fast nichts weiß. Er war schon vor meiner Geburt gestorben. In unserem Stammbaum steht er als Küraſſier-Kornet Adam Johann verzeichnet. In welchem Regimente er gedient haben, welche Lebensereignisse er erfahren, welcher Art und Gesinnung er gewesen sein mag, ist mir unbekannt geblieben[1]. Alles was ich von ihm

[1] Die in den früheren Abschnitten dieser Blätter mitgeteilten Erlebnisse Johann Adams waren dem Memoirenschreiber unbekannt; die betreffenden Dokumente sind später, nachdem Ivan Grünewaldt schon gestorben war, im Familienarchiv aufgefunden worden.

erfahren habe, beſchränkt ſich darauf, daß er ein ſehr lang gewachſener Mann mit einem auffallend kleinen Kopf geweſen iſt, daß er 71 Jahr alt geworden, bis zu ſeinem Ende alle ſeine Zähne konſerviert hatte, mit Ausnahme eines, den er ein Jahr vorher auf einem Dattelkern ſich herausgebiſſen hatte, und endlich, daß er zweimal verheiratet geweſen iſt, — wie früher erwähnt worden — aus der zweiten Ehe entſproſſen außer drei früh verſtorbenen noch zwei Söhne und vier Töchter.

Meiner Großmutter, mit Namen Catharina, erinnere ich mich ſehr wohl. Sie war klein von Wuchs, hinkte ſtark, und ſah, ſo lange ich ſie kannte, ſtets gleich alt aus. Sie war von außerordentlicher Gutmütigkeit und Freundlichkeit gegen jedermann, ſo daß man ſich bald von ihr angezogen fühlen mußte. Sie lebte mit ihren zwei Töchtern Anna und Dorothea, beide ſchon bei Jahren und unſchön, zuletzt in Affel ein ſtilles und eingezogenes Leben. . . . . Die Tante Anna führte die Wirtſchaft mit Thätigkeit und Sachkenntnis, ſo daß, als ſie das heiratsfähige Alter ſchon um zwei Decennien überſchritten hatte, ſie ihren verwitweten Schwager, den Grafen O. Rourke, heiratete; dieſe Wendung ihres Schickſals mochte ſie vorzugsweiſe ihrer haushälteriſchen Tüchtigkeit zuzuſchreiben haben. Wir Kinder liebten ſie ſehr, und zogen ſie der Tante Dorchen vor. . . . . Ein Kind der Ehe des Grafen O. Rourke und unſerer Tante Anna, Joſephine, kam ſehr jung in das Haus meiner Mutter, und ward in demſelben erzogen bis zu ihrer Verheiratung mit dem Oberſten Jaſykoff; ſie ſtarb wenig Wochen nach ihrer Hochzeit . . . . .

Meine vierte Vaterſchweſter, die intereſſanteſte von den vier, — Catharine mit Namen, war mit Wilhelm von Engelhardt aus dem Hauſe Wieſo verheiratet, dem Beſitzer des Gutes Koddaſem . . . . .

Die Tante Catharine war von der Natur mit ſeltenen Gaben ausgeſtattet. Bei wenig Schulbildung hatte ſie einen hellen Verſtand, viel Originalität, ein außerordentliches Urteil in allen Dingen, die in der Sphäre ihres Wirkungskreiſes lagen; ein großes Talent für die Leitung ihrer ganzen Wirtſchaft, inſonderheit für die Behandlung ihrer Bauern, in deren Intereſſen ſie ganz einzugehen, und die ſie endlich aus armen zu wohlhabenden Leuten zu machen verſtand. Die liebenswürdigſte Seite an ihr war eine unverwüſtliche Heiterkeit, aus der eine Menge der witzigſten und originellſten Einfälle entſprang; von dieſen ſprudelte ſie über.

Und nicht war dieſe Heiterkeit nur der Ausfluß einer Quelle ungetrübten Lebensglückes und ununterbrochener Freudentage, ſondern ſie erhielt ſie ſich trotz großen häuslichen Kummers und vieler bitterer Schmerzen. Sie überlebte ihre acht Kinder, unter denen mehrere ſchon erwachſen, und eine Tochter ſchon verheiratet war. Sie verlebte ihre letzten Lebensjahre kinderlos mit einer Geſellſchaftsdame in ländlicher Einſamkeit in Koddaſem, aber wie ſchweren Kummer ſie auch zu tragen gehabt, der friſche und frohe Mut brach immer wieder durch und erhielt ſich in ihr bis in ihre letzten Lebenstage.

Mit ihren Kindern, mit denen wir faſt gleichen Alters waren, lebten wir in heißer Freundſchaft. Von ihrem Sohne Guſtav, der das Ideal meiner Jugend war, will ich hier nicht erzählen, — er verdient ein beſonderes Blatt in meiner Familiengeſchichte.

Koddaſem war das Paradies unſerer Jugend, und die Tante, die es uns aufzuſchließen vermochte, der Engel, der darin herrſchte. . . . . Wir waren längſt keine Kinder mehr, den Kinderfreuden längſt entwachſen, Menſchen und Verhältniſſe gealtert, die Jugendfreunde uns durch den Tod entriſſen, — Koddaſem hat lange, lange, und nicht für mich allein, ſeinen Zauber behalten.

Aber ich ſollte zu dieſer Tante in ein noch engeres Verhältnis treten. Im Jahre 1815 war ich mit ihrem Sohne Guſtav nach Deutſchland gereiſt, und 1818 kehrte ich zurück, aber ohne unſern geliebten Guſtav; ich brachte ſeiner Mutter nur ſeine hinterlaſſenen Effekten und Bücher, er war 1816 in Yverdun geſtorben. O das war ein heißer Schmerz! Guſtav hatte erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens ſich entwickelt, ſpät erſt ſeinen Beruf gewählt und war freudig fortgeſchritten auf der neuen Lebensbahn; ſeine Briefe hatten das verkündet. Jetzt, ſo nahe der Erfüllung ihrer Wünſche, der baldigen Heimkehr des Sohnes entgegenſehend, um das väterliche Gut ihm abzugeben und mit ihm auf demſelben zu leben, — jetzt war die Mutter allein geblieben. Da ward ich, für den ſie ſchon eine beſondere Vorliebe hatte, der mit ihrem Guſtav ſo innig verſchmolzen war, der Erbe ihrer Mutterliebe und Muttertreue; ich hatte ein warmes Sohnesherz ihr entgegenzutragen. Auch zog ich ſchon 1820 in ihre unmittelbare Nähe nach Orriſaar, — anfänglich unverheiratet und allein, und war daher viel bei ihr, half ihr in ihrer Wirtſchaft und in anderen Geſchäften und teilte kindlich mit ihr, was das ſtille Landleben an Freud und Leid brachte. Dieſes Verhältnis ward auch kaum geſtört, als ich 1826 nach Hukas überzog. —

Sie lebte nachdem noch 16 Jahre, erreichte ein Alter von 75 Jahren und ſtarb eines plötzlichen und ſanften Todes — — faſt ohne Todeskampf . . . . .

Dieſe Tante war mir eine wahrhaft zweite Mutter geweſen; auch meine materiellen Verhältniſſe waren ihrem liebevollen Herzen nicht fremd geblieben. Sie hat mich oft mit vollen Händen unterſtützt, zumal als ich Ritterſchaftshauptmann war, große Ausgaben beſtreiten mußte und ohne ihre freigebige Liebe mich tief in Schulden hätte ſtürzen müſſen. Das haben noch meine Kinder ihr zu danken.

Freundſchaft und Studienreiſen.

Nachdem Ivan von Grünewaldt die Domſchule durchgemacht und zwei Jahre in Dorpat ſtudiert hatte, trat er eine Reiſe ins Ausland an, um ſich im Fach der Jurisprudenz weiter auszubilden. In ſeinen Jugenderinnerungen ſchreibt er, wie folgt:

„Im Julius 1815 reiſte ich mit Guſtav Engelhardt und Eduard Fock und zwar zu Lande nach Deutſchland über Königsberg und Danzig zunächſt nach Berlin. Noch nicht 20 Jahre alt und mit den offenſten Sinnen für alles Neue und Intereſſante, war es mir vergönnt eine ſolche Reiſe zu machen an der Seite meines mir unausſprechlich teuren Freundes . . . . . Mit den nunmehr beginnenden Vorleſungen begann auch für uns eine Zeit reich an wiſſenſchaftlichen Früchten, die wir einſammelten, reich an Verkehr mit Studiengenoſſen, mit einem geiſtreichen Kreiſe, der teils aus Landsleuten, teils aus Ausländern beſtand . . . . . Auch meine Jugendfreundſchaft erreichte in Berlin ihren Glanz- und höchſten Gipfelpunkt. Bei unſerem ſchon erwähnten Altersunterſchied war es ſehr natürlich, daß ich bisher eine volle Erwiederung meiner Hingabe an ihn nicht hatte erwarten können. Bisher hatte die Stufe unſerer geiſtigen Entwickelung meinerſeits immer nur ein Empfangen geſtattet — ohne daß ich dafür hätte geben können, und von früheſter Jugend an ein ſolches Verhältnis gewöhnt, vermißte ich auch kaum etwas, — ich fühlte mich ſo glücklich!

Da ward er krank; ich hatte eben die Gelegenheit gehabt, durch meine Pflege ihm thätliche Beweiſe meiner großen Anhänglichkeit zu geben, und jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Jetzt erſt erkannte er ganz die Liebe und Treue, mit der ich während

meiner ganzen bisherigen Lebenszeit ihm angehangen hatte; er ward sehr davon ergriffen, er sprach auf die rührendste Weise darüber sich aus. Ich schweige über die nächste, darauf folgende Stunde. Mein Herz feierte einen herrlichen Triumph, einen um so herrlicheren, als er so unerwartet kam. Jetzt konnte ich ebenbürtig ihm ins Auge blicken, der Altersunterschied war geschwunden.

Wir studierten in Berlin bis Ostern 1816. Bevor wir aber unserer ferneren Bestimmung entgegen gingen, und je nach derselben an verschiedene Orte, reisten wir nach Jena. Hier, im Mittelpunkte Deutschlands, hatten alle auf deutschen Universitäten zerstreuten, vormaligen dörptschen Kommilitonen sich ein rendez-vous gegeben und Jena zu einem gemeinschaftlichen Ferienaufenthalt gewählt. Es kamen unserer wohl an vierzig zusammen und verbrachten dort drei köstliche Wochen. Die eigentlichen Jenenser Studenten waren zum größten Teil in die Ferien verreist; unter den zurückgebliebenen lernten wir aber mehrere sehr liebenswürdige und ausgezeichnete Männer kennen, welche die Feldzüge und Schlachten von 1813 bis 1815 schon mitgemacht, an dem großen Freiheitskampf teilgenommen hatten und keine Jünglinge mehr waren, die eben erst aus der Schule gekommen. Ich will unter mehreren anderen nur eines Mecklenburgers, Namens Horn, erwähnen, der ein Dienstgefährte und Nebenmann Theodor Körners gewesen war. Da feierten wir heimatliche Erinnerungen mit den Landsleuten — teils in Familienkreise, teils in die dörptsche Zeit uns versetzend, oder, waren die deutschen Burschen unter uns, so ließen wir uns von ihren Erlebnissen, von ihren Schlachten und ihren Siegen erzählen und uns hinreißen von der Begeisterung jener großen Zeit, welche das ganze deutsche Volk ergriffen, und Jung und Alt zu Kämpfern für seine Freiheit gemacht hatte. Die Zeit selbst war wieder jung geworden, alle die wichtigen Begebenheiten noch neu, seit der Schlacht von Belle-Alliance noch kein Jahr verflossen. Es konnte nicht anders sein, unsere Jugend mußte einen tiefen Eindruck davon empfangen.

Unser Haupt-, Sammel- und Tummelplatz in Jena war der Markt. Die meisten von uns, da während der Ferien kein Mangel an Wohnungen war, hatten solche am Markt gefunden und um das Treppensteigen zu vermeiden, waren wir auf das noch bequemere Komunikationsmittel verfallen, an quer über den Marktplatz gezogenen, in den oberen Fensterreihen befestigten Schnüren Posttaschen zu befestigen, und dieselben mit unseren Depeschen, wie wir sie

nannten, — hinüber und herüber zu ziehen. Sogar ein Journal gaben wir heraus, das freilich nur in einem Exemplar erſchien. Dies muß noch exiſtieren und in den Händen des Geheimen Rats Dr. Weiße ſich befinden. So herrſchten die Dorpatenſer mehrere Wochen hindurch in Jena.

Auch erlaubte uns ſchon die vorgerückte Jahreszeit Ausflüge in das Saalthal und die Umgegend zu machen. Die Abende fanden uns meiſt beim Glaſe Wein.

Als dieſe fröhliche Zeit und Zuſammenkunft, die von uns der Jenaer Kongreß genannt ward und bei den überlebenden Freunden unter dieſem Namen noch bekannt iſt, vorüber war und ein Teil derſelben der Heimat ſich zuwendete, ein anderer zurück, oder auf eine andre Univerſität weiter wanderte, gedachte Engelhardt nach der Schweiz und ich nach Göttingen zu gehen, vorher aber noch Dresden und die ſächſiſche Schweiz zu beſuchen. Es fanden ſich bald noch drei andere Gefährten hinzu: Aßmuth, Hollander und Stoffregen. Wir machten eine Fußreiſe. Für Engelhardt und mich war es die Erſte. Sie hat mir unter vielen Reiſen, die ich ſpäter machte, eine der angenehmſten Erinnerungen hinterlaſſen. Wir verſtanden es, zu genießen.

Wir kamen nach Dresden zurück und mußten hier uns trennen. Wo und wie wir Abſchied von Engelhardt nahmen, weiß ich nicht mehr. Wie hätten wir denken können, daß es der letzte ſein ſollte. Träumten wir doch von baldigem Wiederſehen im Vaterlande, wo künftig in ähnlichen Verhältniſſen uns befindend, wir unſere Zukunft in nachbarlichem Umgange, im vertrauteſten Herzensverkehr, in gleichem Streben, in gleicher Arbeit für unſer geliebtes Eſtland verleben zu können wähnten. Aber es war der letzte Abſchied. Engelhardt ging in die Schweiz, Aßmuth und Hollander heim ins Vaterland, Stoffregen und ich nach Göttingen.

Wir korreſpondierten nun fleißig. Der Ton in Engelhardts Briefen klang aber allmählich immer ernſter, wie ſeine Stimmung geworden ſein mochte. Und in der That hatte in ſeiner Seele zwiefach neues und großes ſich ereignet. Er hatte einen Lebensberuf gefunden, er wollte der Erzieher und Lehrer des Landvolkes, unſeres Eſtenvolkes werden, er wollte — ſo ſchrieb er mir voll Begeiſterung — das Lehrfach als ſeine künftige Aufgabe gründlich ſtudieren, und dann ſein ganzes Leben ihm widmen. Er beſaß die geiſtigen und materiellen Mittel dazu in vollem Maß. Seine äußere Stellung konnte dem Vorhaben nur günſtig ſein. Peſtalozzi, bei

dem er damals in Yverdun sich aufhielt, mochte die erste Anregung gegeben haben. Das war ein großes, seiner würdiges Ziel! Was würde er haben leisten können, wenn Gott ihn am Leben erhalten hätte! Was that unserem armen Volk mehr Not, als die geistige Aufhülfe! Und mit welcher von oben erflehten Kraft würde er seine Aufgabe zu lösen gestrebt haben, denn — wie ich erst später begreifen lernte — ihm war zugleich das Licht des Glaubens aufgegangen. . . . . .

Inmitten dieses Strebens und dieser Richtung ereilte ihn ein frühzeitiger Tod . . . . Es war der erste Schmerz, den ich durch den Verlust eines mir nahestehenden, geliebten Menschen zu empfinden hatte. Kaum stand mir ein anderer näher. O, ich empfand ihn tief genug!

Fast ein Jahr verging, bis es mir möglich ward nach Yverdun zu kommen. Hier lernte ich Pestalozzi und andere Freunde des Verstorbenen kennen, die in vertrautem Umgange mit ihm gestanden. Ich sah auch seinen einfachen Grabhügel an der Kirchhofmauer.

Das ist die Geschichte meiner ersten Jugendfreundschaft. Sie erscheint mir jetzt wie ein Idyll, oder ein Märchen aus sehr alter Zeit. Der Einfluß dieser Freundschaft auf meine Entwickelung war groß gewesen; ich vermag aber nicht auszudenken, welche Wirkung dieser Einfluß auf mein späteres Leben gehabt haben würde, wenn Engelhardt nicht so früh hätte abscheiden müssen. Ich denke, es hätte sich edler und größer gestaltet. Gottes Ratschluß hatte es anders beschlossen. Den will ich verehren und fest daran halten, daß was Gott gethan hat, immer wohlgethan ist.

Seit Engelhardts Tode sind mehr als 43 Jahre verflossen; ich empfinde aber noch heute den Eindruck seines überaus einnehmenden, liebenswürdigen Wesens, ich sehe noch die kleine, blasse Gestalt, mit dem blatternarbigen Gesicht, das mir immer als das schönste vorkam, das ich je erblickt, und ich weine ihm noch heute die Thräne jugendlich glühender Freundschaft nach.

So weit reichen die Aufzeichnungen Ivans von Grünewaldt. Man sieht aus denselben, wie noch in der Brust des Greises das Herz des Jünglings schlug. Im Anschluß an diese Erinnerungen können wir leider nur mit trockenen Worten eine kurze Übersicht der weiteren Reise geben. Als Leitfaden dazu dient uns ein von Ivan in acht Bänden fein geschriebenes Journal. Leider haben sich aus

dieſer Zeit keine Korreſpondenzen erhalten. Im Briefwechſel ſpiegelt ſich die geiſtige Perſönlichkeit viel lebhafter, als in der immer etwas einförmigen Stiliſierung eines Tagebuchs. Die Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher er es führte, war ein Beweis der ſtrengen Selbſtdisciplin, welche er aus dem Vaterhauſe mitgebracht hatte. Der Charakter des Tagebuches verändert ſich allerdings mit der Zeit. Anfangs werden die geringfügigſten Details erzählt, auf der Reiſe von Riga nach Berlin alle Fahrgelegenheiten, wie Diligencen, Poſt, Schiff, Hauderer und Retourkutſchen nebſt Preiſen gründlich erörtert. Wie in Sternes „Sentimental journey“ findet man alle zufälligen Begegnungen und Mitreiſenden genau beſchrieben, die Geſpräche wiedergegeben und jedes Wirtshaus angemerkt; auch die harmloſen gemeinſamen Scherze und Späße hat er mit großem Behagen dem Papier anvertraut. Ebenſo wird jede Sehenswürdigkeit, jedes Kunſtwerk beſchrieben. Später ändert ſich das, das Tagebuch iſt gedrängter, kürzer, beſonders in Italien. Hin und wieder aber bricht doch ein Gedanke oder Gefühl hindurch und der perſönliche Charakter des Ganzen geht nicht verloren.

Wenn man die zerſtreuten Funken, die aus dieſem Tagebuch leuchten, ſammelt, findet ſich dort viel Liebe zur Heimat, viel ernſtes wiſſenſchaftliches Streben, viel Sinn für alles Schöne in Natur und Kunſt, viel Intereſſe für Muſik, Geſchichte und Dichtung — mit fröhlichem Humor gepaart.

Dem ſonnigen Eindruck dieſer drei Jahre fehlte doch der Schatten nicht, indem dem jungen Reiſenden nicht nur der Freund in der Fremde, ſondern auch der Vater in der Heimat durch den Tod entriſſen wurde.

Von Grünewaldts Berliner Aufenthalt iſt noch nach zu holen, daß er bei Profeſſor Savigny Pandekten, bei Eichhorn deutſches Privatrecht hörte.

Seine Studien hinderten ihn nicht, auch die Vorzüge des Berliner Lebens zu genießen. Hauptſächlich waren es Theater und Muſik, die ihn begeiſterten. Im Schauſpiel bewunderte er Ludwig Devrient als Herzog Alba und Shylock und in anderen Schillerſchen und Shakeſpeareſchen Rollen, im Opernhauſe hörte er die Milder-Hauptmann in Opern von Mozart, Paër und Winter. Zum Beſten der in den Freiheitskriegen Verwundeten wurde unter Webers Direktion in der Garniſonkirche „Die Schöpfung“ von Haydn aufgeführt, 200 bis 300 Singſtimmen, 100 Inſtrumente im Orcheſter. Zu Thränen gerührt nennt Grünewaldt es eine „himmliſche Muſik“.

Daß er auch für die bildende Kunſt nicht unempfänglich war, zeigt der Eindruck welchen das neuerrichtete Grabmal der Königin Louiſe auf ihn machte. „Ganz in Bewunderung verſunken ſtanden wir verſteinert, faſt wie das Marmorbild vor uns — da.“ Bald darauf, bei einem Ausfluge nach Potsdam werden die von Napoleon entführten Kunſtgegenſtände, die ſoeben in zehn Wagen wieder in die Heimat zurückgebracht worden waren, in Augenſchein genommen.

Eine intereſſante zeitgenöſſiſche Bekanntſchaft machte Grünewaldt an dem alten Turnmeiſter Jahn: „Heute Abend machten wir einen Spaziergang vors Thor und beſuchten das Inſtitut des berühmten Jahn. Es war ein ſchöner Anblick, zu ſehen, wie die kräftige Jugend unter der Leitung eines kraftvollen Mannes ihre Übungen anſtellte .... Jahn iſt ein langer, ſtarker Mann, er iſt nicht hübſch, hat aber einen energiſchen Ausdruck; ſein Gymnaſium iſt herrlich, es zählt jetzt 600 Knaben; die Nachwelt wird ſeine Bemühungen lohnen. Er bildet eine kräftige Generation.“

Wie die meiſten ſeiner Landsleute verkehrte Grünewaldt auch im Hauſe Eliſe von der Reckes und ihres Freundes Tiedge; den guten Eindruck den er auf ſeine berühmte Landsmännin machte, erſehen wir aus einem Brief derſelben an Frau von Boden, ſechs Jahre ſpäter, in welchem ſie ſich ſelbſt die „mütterliche Freundin des edlen jungen Mannes“ nennt.

Unter Grünewaldts Kameraden nennen wir außer Fock und Engelhardt, Weiße, Hartmann, Pezold, Hartung, Strauß, Schuhmacher, Olfers, Körber, Kraukling, Kleiſt, Albanus, Kyber, Ditmar, Ropp. Die jungen Leute bildeten ſich nicht nur durch den Beſuch aller Sehenswürdigkeiten, ſondern machten auch in jugendlichem Übermute allerhand Volksbeluſtigungen, wie „Bierre-dansantes“, im Tempelhofer Felde mit.

Wie Grünewaldt ſelbſt ſagt, hatten die Freunde viel Luſtbarkeiten mitgemacht und viel geſehen, waren aber noch in keiner Kirche geweſen:

„Wir wollten durchaus Schleiermacher reden hören, er war verreiſt geweſen und heute betrat er zum erſtenmal die Kanzel wieder. Er hielt eine vortreffliche Rede, in welcher er auseinander ſetzte, was Stärke und Schwäche im Glauben ſei. Seine Reden ſind jedoch nur für gebildete Stände und nicht für den gemeinen Mann, weil dieſer ihn durchaus nicht faſſen kann. Es wird die geſpannteſte Aufmerkſamkeit gefordert, wenn man ihn ganz verſtehen

will. Seine Predigt war uns um ſo intereſſanter, weil wir mit Engelhardt kurz vorher ein Geſpräch über dieſen Gegenſtand geführt hatten und jetzt wieder Stoff bekamen, noch manches Intereſſante darüber anzuknüpfen."

Wie wir bereits zum Teil aus Grünewaldts Jugenderinnerungen geſehen haben, machte er in den Oſterferien 1816 eine Fußreiſe über Halle — Jena (mit dem Kongreß), Dresden — in die ſächſiſche Schweiz, und über Meißen — Leipzig nach Göttingen. Hier verbrachte er zehn Monate, vom 8. Mai 1816 bis Ende März 1817, mit dem Studium der Jurisprudenz. Durch eine fröhliche Harzreiſe im Juli und eine Rheinreiſe in den Michaelisferien wurde die Arbeitszeit angenehm unterbrochen. Auch die Schilderung dieſer Exkurſionen hat er in beſonderen Heften für ſeine Eltern aufgeſchrieben.

Im März 1817 verließ Grünewaldt Göttingen, um ſeine Reiſe durch Weſt- und Südeuropa anzutreten. Über Holland ging er nach London, wo er bis zum 6. Juni verweilte, um ſich dann auf mehrere Monate nach Paris zu begeben.

Die dicht geſchriebenen, kaum noch zu entziffernden Tagebücher bieten wenig Material für Auszüge. Das Ganze giebt aber den Eindruck der bewunderungswürdigen Gewiſſenhaftigkeit und Gründlichkeit. Alles was zur Erwerbung von Kenntniſſen und Erweiterung des geiſtigen Geſichtskreiſes dienen könnte, wird in Augenſchein genommen, begriffen, behalten und niedergeſchrieben. Ein großer Kontraſt, wenn man es mit der jetzt meiſt ſo flüchtigen Art des Reiſens und Sehens vergleicht. Es wurden in London und Paris nicht nur Paläſte, Kirchen und Muſeen beſehen, ſondern auch Gefängniſſe, Hoſpitäler, Irren-, Blinden-, Taubſtummenanſtalten und Schulen, Fabriken und Schiffswerften beſucht. Parlaments- und Gerichtsſitzungen in beiden Hauptſtädten erregen das größte Intereſſe. Die Abende waren meiſt dem Theater gewidmet, wo in London Kean und Kemble ſich in Shakeſpeareſchen Stücken hervorthaten, während in Paris Talma und die Mars als Sterne erſter Größe glänzten.

Nur ſelten bricht in den Tagebüchern der Ausdruck des perſönlichen Gefühls hervor, ſo am 7. Mai beim Beſuch der Weſtminſterabtei: „Beim Herausgehen wohnten wir dem Nachmittagsgottesdienſt bei; die herrliche einfache Muſik ſtimmte mich ſehr andächtig und erregte ein außerordentliches Wohlgefühl in mir; ſo weit von meiner Heimat war ich in Gottes Schutz doch froh und glücklich, genoß ſo herrliche Dinge: wie konnte das anderes, als eine

Rührung und eine dankbare Anerkennung der Güte der Vorsehung in mir hervorbringen."

Am Geburtstag der Mutter den 8./20. Junius.

„Ein wichtiger heiliger Tag für mich. Ich dachte oft nach Hause an meine Lieben und vor allem an meine herrliche Mutter, an die menschliche Seele, die mir das Liebste, das Teuerste auf der Welt ist und die mich mit den stärksten Banden an das Leben fesselt. Ich habe inbrünstig für ihr Leben, für ihr Wohl gebetet. Was hülfe es mir alles, was ich in der Fremde sehe und was mir Freude macht, wenn ich sie nicht mehr am Leben fände, wenn ich einst wiederkehre, wenn ich ihr nicht alles mitteilen könnte, was ich sah und lernte!"

Seit Grünewaldts Abreise aus Paris am 1. August 1817 ist eine Lücke in seinem Tagebuch. Dasselbe beginnt erst wieder den 2. Juni 1818 in Rom. Ob er in der Zwischenzeit kein Journal geführt, oder ob es verloren gegangen ist, wissen wir nicht; auch wo er sich um diese Zeit aufgehalten, ist uns zum Teil unbekannt. Jedenfalls fiel der Besuch von Engelhardts Grab in Yverdun in den Herbst 1817, auch erfuhr er den im September erfolgten Tod seines Vaters während seiner Studienzeit in Heidelberg. Über seine schmerzliche Ahnung beim Abschied aus dem Elternhause hatte Grünewaldt geschrieben: „Am meisten zerriß mir meines Vaters Kummer das Herz. Es ist immer ein rührender Anblick, einen würdigen, alten Mann weinen zu sehen, — was muß aber ein liebender Sohn fühlen, wenn sein alter Vater beim Abschiede von ihm laut weint, nnd ihn kaum aus seinen Armen läßt. Ach, sein Schmerz war zu groß für einen so festen Mann; es war das Vorgefühl einer längeren als dreijährigen Trennung."

Das römische Tagebuch giebt in ziemlich knapper Form das Gesehene und Erlebte wieder. Grünewaldt wohnte mit dem Majoratsherrn Boris Uexküll, später mit dem Maler Ignatius in der Nähe von Trinita del Monte, außerdem verkehrte er mit Launitz, Pezold, Brasche, Saß, Hahn, Grote, Kestner (Lottes Sohn), Bankier Valentini, Senf, Passavant, Bunsen. Das Café Greco war schon damals der Sammelplatz der römischen Künstlerwelt. Es war für diese eine interessante Zeit; es genügen hier schon die Namen Schnorr, Cornelius, Overbeck, Thorwaldsen, Canova — um diese Periode der Kunstgeschichte vor unser Geistesauge zu zaubern. Grünewaldt zieht Thorwaldsen Canova vor: „Was man von Canova sagt, daß er sich überlebt habe und lange nicht mehr

ſo ſchön arbeite, als vor einigen Jahren, habe ich nicht gefunden; am beſten gefiel mir ſeine Nymphe auf ein Polſter geſtreckt, eine Gruppe der Caritas. Bei Thorwaldſen habe ich herrliche Dinge geſehen, es ſcheint, als müſſe man ihm offenbar den Vorzug vor Canova geben, alle ſeine Sachen ſind einfacher, folglich edler komponiert, und einzelne Teile beſſer ausgearbeitet. Ich nenne nur den Merkur, den Schäfer, den Triumphzug Alexanders, Tag und Nacht u. ſ. w." Grünewaldt ſah auch die damals ſo viel Aufſehen erregenden Fresken Joſephs Leben in der Caſa Bartholdy, ſowie diejenigen in der Villa Maſſimi: „Wir beſahen Cornelius' Cartons, die er in dem Palazzo Maſſimi malen ſollte, die aber haben unterbleiben müſſen, weil Cornelius als Akademiedirektor von Düſſeldorf die Stelle angenommen hat. Seine Bilder ſind äußerſt tief gedacht, und ſo ſinnvoll und kenntnisreich geordnet, wie ich noch von keinem hieſigen Künſtler etwas ſah; auch die Zeichnung herrlich; nur ſind die Köpfe meiner Anſicht nach etwas zu ſehr Karikatur, der Ausdruck übertrieben. Auch ſcheint mir in manchen von Cornelius' Werken etwas geſuchte Altdeutſchheit."

Weiter ſchreibt er: „Wir beſahen Schnorrs und Overbecks Sachen. Erſterer hat eine Hochzeit von Kana komponiert, wo viel Schönes darin iſt, aber entſetzlich altdeutſch. Die Wut nach Einfachheit, welche Steifheit wird, iſt Geſchmack unſeres Zeitalters! Iſt's der Weg zu der Stufe, auf der Overbeck ſteht, ſo iſt's ſchön. Sein Karton, das er Fresko im Palazzo Maſſimi malen wird, iſt vortrefflich, ſolche Einfachheit gefällt mir, das ſind wahrhaft Raphaeliſche Köpfe! . . . Die ſchönſten Sachen, die ich von neueren Künſtlern ſah! . . ."

Grünewaldt beſuchte auch das Atelier Vogels mit den Porträts des Papſtes (Pius VII.), der Fürſtin Kaunitz ꝛc. . . Pezold wurde durch den Anblick dieſer ſchönen Bilder ganz mutlos, er machte vom Freunde Iwan zwei ſprechend ähnliche Bildniſſe. Auch Keſtner zeichnete Grünewaldt.

Iwans muſikaliſche Liebhabereien fanden in Rom reiche Nahrung, ſeine eigene, ſchöne Stimme bildet er durch Singſtunden beim Lehrer Giovannini aus, die Sirlettiſchen Muſikabende macht er regelmäßig mit; das „Halleluja" von Händel und der 20. Pſalm werden beſonders erwähnt. Bei der muſikaliſchen Mme Piol und ihrer harfenſpielenden Tochter wird viel muſiziert. — In der Oper waren Cimaroſas Werke, wie „die Horatier und Curiatier" an der Tagesordnung, vom Theater (die Strelitzen) ſagt Grünewaldt:

„die italienischen Schauspieler spielen lebendig, aber mit gesteigertem Affekt.“

Den musikalischen Freunden wurde zum Abschied von einigen Landsleuten ein kleines Diner gegeben.

Ausflüge in die Umgegend wurden selbstverständlich gemacht: d. 6. Junius. „Heute reiten wir nach Frascati, eine Partie, auf die wir uns lange gefreut haben. Unser Michel-Angelo hat uns Philistergäule besorgt. Ich habe mir eine tüchtige Knute angeschafft und nun geht's im Trabe zum Thor hinaus, zum Glück noch so früh morgens, daß die Leute unsere Donquixotiade nicht sehen. Wir sind sehr lustig und preisen uns auf unseren Gäulen als freie Menschen überaus glücklich. Am Wege Arme und Beine von gerichteten Straßenräubern. Etwa gegen neun Uhr kommen wir in dem schönen Frascati an; die Campagna war entsetzlich öde und hier bei Frascati glaubt man sich plötzlich in ein Paradies versetzt .... Wir nehmen Esel und ziehen nun vorwärts. Das erste, was wir sahen, war die Villa Aldobrandini; die Wasserkünste sind hier sehr ausgezeichnet, der Anblick schon von Wasser erfrischt in der Hitze und hinterläßt einen angenehmen Eindruck .... Köstliche Aussicht aus dem Kasino über die Campagna und das entfernte Rom .... Von hier nach dem alten Tusculum, ein äußerst anmutiger Weg zwischen Hecken von Lorbeer, immergrünen Eichen u. s. w. ..... Mit Uexküll erstiegen wir den höchsten Gipfel des Berges und labten uns an der köstlichen Aussicht und der ganzen reichen Gegend. Lucian Bonaparte hat dieses ganze Terrain mit Tusculum an sich gekauft und fleißig nachgraben lassen, bis im vorigen Herbste die Geschichte mit den Räubern ihn aus seiner Villa vertrieb und nach Rom zu gehen nötigte. Die Villa Bonaparte ist schön und geschmackvoll. Hier gefiel uns vorzüglich die Kapelle mit den Grabmälern seiner ersten Gemahlin, seines Kindes und seines Vaters .... Villa Borghese vorbei immer durch herrliche Gärten nach der Villa Mondragone. Hiermit war unsere Eselkavalkade beendigt und wir aßen zu Mittag .... Nun geht es zu Pferde durch die reizendste Gegend der Welt immer im Jubel, oft im Galopp vorwärts bis Albano. Beim Abendessen warnt man uns, und rät uns an, Eskorte mitzunehmen, wir lachen die Leute aus und legen uns ruhig schlafen. Den 7. Junius. Alles ward diesen Morgen spät; es hatte der Schlaf uns zu süß geschmeckt; als wir nun ausritten, fühlten wir schon die Hitze stark. Der Weg ging auf den Monte-Cavo, den höchsten Berg in den

Umgegenden von Rom, . . . am See reizender Schatten . . . nun rechts in einen dichten Wald von Wallnuß-, Kastanien- und Eichenbäumen; wahrhaft romantisch; Dorf Rocca di Papa, kühn an Felsstücke geklebt; oben wunderherrlicher Blick; beim Sonnenuntergang erblickt man hier sogar Elba und Corsica, viele wollten sogar Sardinien sehen . . . . . Reste eines Jupitertempels auf diesem Berge. Die Klostergeistlichen nehmen uns sehr freundlich auf, der Bruder Lorenzo zeigt uns seine Kapelle und macht uns summarisch mit seinen Ordensregeln bekannt . . . Zurück über Albano und Castel Gandolfo. Ich bade mich im See mit großem Vergnügen. Rückritt nach Rom — unsere Gäule fangen an müde und wir Reiter steif zu werden."

Am 20. Juni schrieb Iwan in sein Tagebuch: „Heute ist der Geburtstag meiner verehrten Mutter, noch an keinem ihrer Geburtstage habe ich so viel an sie gedacht als heute; ich hatte fast keinen anderen Gedanken. Wohl daher mochte es kommen, daß es mir an diesem Tage in Rom nicht gefiel und ich eine Leere in mir fühlte, die ich fast mit nichts ausfüllen konnte. Das einzige, was mir blieb, war die lebhafte Vorstellung meiner Zukunft im Kreise der Meinigen und in der Nähe meiner teuren Mutter. Aber auch hier fand ich manches, was meine Seele nicht ganz zu erheitern vermochte. Was für eine Wahl soll ich unter den Mitteln meiner geistigen Ausbildung treffen? Was für ein Zweck wird mir dabei vorschweben? Das Sammeln von Kenntnissen, bloß um sie zu besitzen, genügt mir nicht, es scheint mir, als wolle ich Gold häufen, allein auf einer wüsten Insel, aller menschlichen Gesellschaft beraubt. Wer wird an meinen Beschäftigungen mit den Wissenschaften den lebhaften Anteil nehmen, daß sie immer mir bleiben, was sie jetzt sind? Werde ich nicht, um nur Mitteilung zu haben, meine Zuflucht zu andern geisttötenden Dingen nehmen müssen? Alle solche Gedanken kamen mir in den Kopf und machten mir fast bange. — Jetzt denke ich nicht mehr daran, ich bin wieder ruhig und überlasse alles der Zeit, dem Verhältnis, in das ich mit einigen Männern treten werde, und dem Zufall, der für mich sorgen wird. Heute ist das Fest des heiligen Ignatius, und ich war in seiner Kirche und überließ mich meinen Empfindungen. Ich betete inbrünstig für das Leben und die Gesundheit meiner geliebten Mutter, und wenn der gütige Schöpfer ein gesammeltes, frommes Gemüt liebt, so wird er mein Gebet erhören. Mir war sonderbar zu Mute; ich fühlte

meine Einsamkeit in der Fremde, welches auch wohl daher kommen mochte, daß meine Empfindungen in diesem Augenblick so himmelweit verschieden waren von denen aller übrigen in der Kirche Anwesenden, und daß meine Gedanken und meine ganze Seele an einem Orte weilten, der viele hundert Meilen von hier entfernt war."

Einer altertümlichen Ceremonie, die damals noch als Schattenbild aufgeführt wurde, wohnte Grünewaldt bei. „Den 21. Junius. Heute eines der interessantesten Feste in Rom, der Einzug des Senators auf das Kapitol; es ist diese alte Feierlichkeit immer noch geblieben, obgleich der Senator nichts mehr bedeutet; der gegenwärtige hat sein Amt aus Eitelkeit angenommen, weil er die Feierlichkeiten bezahlen und den erforderlichen Aufwand bestreiten kann. Um etwa vier Uhr stellte er sich mit seinem Zuge bei dem Papst auf Monte Cavallo ein und von dort ging's nun auf den spanischen Platz hin, wo ich mit den anderen aus Grotes Fenstern die Fahrt ansah. Zuerst kamen die Wagen der Gesandten, . . darauf eine Menge Truppen mit Musik, vielleicht 2—3000 Mann, dann kamen die Bagagewagen; es wird nämlich fingiert, als zöge der Senator in Rom ein; es waren deren 20 mit je zwei Pferden bespannt und der Wagen mit rotem oder grünem Tuch überzogen, worauf das Corsinische Wappen war; hierauf die Reitpferde des Senators von sehr eleganten Reitknechten geführt. Darauf etwa 50—60 gallonierte Bediente mit Kardinalshüten, die ihnen auf dem Rücken hingen, ein Aufzug, der allgemeines Gelächter erregte: ehemals waren die Kardinäle selbst aufgezogen. Nun folgte ein Teil der roten Garde und auf diese unmittelbar eine andere höchst drollige Kavallerie, nämlich eine Partie Advokaten und Professoren in ihrem Ornat zu Pferde. Wirklich die elendesten Figuren, die man sich denken kann. Auf diese einige Pagen, die am hübschesten unter allen waren. Der eine hatte ein Buch, ein anderer ein Schwert, ein dritter eine Fahne in der Hand u. s. w. Endlich kam der Senator selbst, auf einem Schimmel sitzend, mit einer grauen, lockigen Perrücke, übrigens ganz in rot und gold gekleidet. Bei dem ganzen Zuge erlaubt sich das Volk ganz zwanglos seinen Beifall oder sein Mißfallen auszudrücken. Beim Anblick von so viel Gold jauchzte es laut, und der Senator gebot Stille, indem er den Finger auf den Mund legte. Den Beschluß machten drei Staatskarossen, prächtige Equipagen, wovon die erste ganz vergoldet war. Kaum waren sie alle vorbei, so eilten wir durch das drängende Volk auf das Kapitol und nahmen einige Sitze auf einer Tribüne ein, die

Ex bibl

Michel Angelo für uns beſorgt hatte. Hier ſahen wir den nämlichen Zug noch einmal, wie er ſtolz den kapitoliniſchen Berg hinanging. Ich hätte mich an des Senators Stelle geſchämt und die Statue des Marcus Aurelius nicht anzuſehen gewagt. Alles war nun vorüber, — das intereſſanteſte dauerte aber noch fort, das Wogen und Drängen des ungeſtümen Volkes. Ein Hauptſpaß dieſes Tages ſollte der Wein ſein, den man dem Volke preisgeben wollte. Auf dem Campo Vaccino war eine Abundantia aufgerichtet, aus deren Piedeſtal Wein floß, und Sphinxe auf der andern Seite werden morgen Wein ſpritzen . . . . . "

Am Peter-Paulsfeſte, am 29 Juni, wurde die römiſche Fremdenkolonie durch den plötzlichen Tod des talentvollen Malers Fohr erſchüttert, der bekanntlich in kühnem Übermut den Tiber durchſchwimmend in den trügeriſchen Wellen ſeinen Tod fand. „Wir nahmen Eis im Café Borgheſe, da erzählte ein Deutſcher dem Keſtner die ſchreckliche Nachricht, daß Fohr ertrunken ſei. Uns war ſchrecklich zu Mute; noch vor wenig Stunden hatte er gelebt und ſich des Lebens gefreut, wie wir — und nun war er hoffnungslos ſeinen Freunden, ſeinen Eltern — in deren Arme er noch dieſes Jahr zurückzukehren gedachte — verloren, und die hohen Erwartungen, die man von ſeinem Talent und ſeinem Fleiß ſich machen konnte, waren dahin! Ignatius, Uexküll, Pezold, Braſche empfingen von uns die Trauerbotſchaft und wurden erſchüttert wie wir. Natürlich, daß nun die Illumination der Kuppel und die Verwandlung, welche von hier aus ſich köſtlich ausnahm, daß das Feuerwerk mit der Scapatta uns nur wenig gefallen konnte. Es war ein kummervoller Abend!" . . . . . .

Nachdem Grünewaldt noch mit Pezold, Ignatius und Braſche Anfang Juli einen ſehr fröhlichen Ausflug ins Sabiner Gebirge gemacht hatte, verließ er am 30. Juli nach einem wehmütigen Abſchied von den Freunden einſam das ewige Rom.

Nun ging es per Vetturino durch die Pontiniſchen Sümpfe nach Neapel. Dort fand Grünewaldt die Landsleute und Freunde Eppingk, Boſſe, den Archäologen Stackelberg, Sirey, Paſſavant, Cornelius; ſpäter trafen noch Grote und Uexküll ein. Das eifrige Betrachten aller Sehenswürdigkeiten, die vielen Ausflüge in die Umgegend Neapels müſſen für Grünewaldt in der Sommerhitze eine zu große Anſtrengung geweſen ſein; nach einem Beſuch der Inſel Iſchia wurde er ernſtlich krank, an heftigen Fieberanfällen. Unter der ſorgfältigen Pflege des Arztes und der Freunde genas

er wieder von seinen schweren Leiden. Bald nach dieser Episode bricht das Tagebuch plötzlich ab. Von der Rückreise in die Heimat kann deshalb nichts berichtet werden.

Den idealen Gewinn dieser Studienreise schildert Grünewaldt am Schluß seiner Jugenderinnerungen (1859) mit folgenden Worten:

„Ich möchte nicht in den Fehler vieler alten Leute verfallen, welche meinen, ihre Jugendzeit sei die beste gewesen, aber will ich meiner wahren, inneren Überzeugung folgen, so muß ich doch bekennen, daß die Zeit der Befreiungskriege eine wahrhaft schöne und große war und hoffentlich ihren Wert in der Weltgeschichte behaupten wird. Die gewaltigen Kraftanstrengungen der Menschen, die Notwendigkeit der Thaten, mußten dem elenden, sentimentalen Treiben ein Ende machen .... aber es geschah noch mehr.

Zusammen mit dem ungeheuren Blutvergießen, mit der plötzlichen Reife der Jugend, mit der Umgestaltung der politischen Verhältnisse, mit der Erkenntnis, daß der alte Gott noch lebe — gebaren sie eine völlig neue Zeit. Ein neuer frischer Lebenshauch wehte über die ganze Erde und sie wurde wirklich lebendig und trieb Blüten des Geistes in der Kunst, in den Wissenschaften, im öffentlichen, im häuslichen, im Glaubensleben. Wohl mir, daß ich diese Zeit erlebte!

Aber sie dauerte nicht lange. Schon nach wenigen Jahren gingen Auswüchse aus ihr hervor ..... Die Anforderungen an das materielle Leben und die Bestrebungen nach dieser Seite hin werden täglich größer. Die Sucht nach Gelderwerb ist das Agens unserer Zeit. Die Anstrengungen, die Mittel, die man dafür anwendet, sind großartig, oft so geistreich erfunden, als gelte es einem anderen Heil als bloß dem Materiellen.

Mit der Ertötung der Sentimentalität und der eben geschilderten Geburt der Jetztzeit ist aber leider auch ein großes Stück jener Poesie des Lebens verloren gegangen, welche den Menschen befähigte, seine Seele über den Schmutz und die Kleinlichkeiten des Erdenlebens zu erheben, seine Erscheinungen aus einem höheren Gesichtspunkte zu betrachten, für eine Idee von Größe und Schönheit sich zu begeistern und für die Verwirklichung dieser Idee alles daran zu setzen. Diese Richtung heißt heutzutage Schwärmerei und wird bespöttelt.

Ich aber, der ich noch im vorigen Jahrhundert, in der Übergangsperiode — geboren bin, bekenne mich zu dieser Poesie des

Lebens und bin es mir bewußt, daß ich ihr meine ſittliche, meine geiſtige Stellung, das Glück meines Lebens verdanke. Aus ihr ward meine Jugendfreundſchaft geboren.

So gewiß nun die geiſtigen Zuſtände im Laufe der Zeiten ſich veränderten, ſo gewiß werden ſie auch im Strome künftiger Jahrhunderte ſich anders geſtalten, und um ſo gewiſſer, als die Strömungen ſtets raſcher erſcheinen. Auch die Bilder unſerer Gegenwart werden einſt fremd uns anblicken. Wie aber wird man dann ſie anſehen, wie ſie beurteilen?“ . . . . . .

Familienleben in Orriſaar und Lukas.

Aus dem Auslande 1818 heimgekehrt, verbrachte Iwan ein paar Jahre bei der Mutter in Koick und ließ ſich 1820 auf dem mütterlichen Gute Orriſaar nieder.

Aus dieſer Zeit findet ſich nur ein, in ſcherzhaftem Ton gehaltenes Tagebuch vom Sommer 1819 vor. In demſelben haben die Mutter Anna mit dem Sohn Iwan und den Töchtern Helene und Betty die Eindrücke einer Petersburger Vergnügungsreiſe niedergeſchrieben, und dasſelbe enthält manches Intereſſante über die damaligen Reiſen, die ſelbſtverſtändlich mit eigenen Pferden gemacht wurden, während das Nachtquartier teils auf den Gütern, teils bei den Staroſten der Dörfer und bei deutſchen Koloniſten geſucht wurde. Iwan äußert ſich in ſeinen Erinnerungen folgendermaßen über die Jahre in Koick.

„Nicht lange nach meines Vaters Tode war meine Schweſter Julie an Ernſt von Maydell verheiratet worden. Meine Mutter konnte als Wittwe unmöglich die Wirtſchaften der Güter Koick, Orriſaar und Laimetz leiten, ſo mußte mein Schwager das vorläufig übernehmen. Nach 1½ Jahren war ich, der älteſte Sohn, zwar ins Vaterland zurückgekehrt, aber ich wäre ſchwerlich im ſtande geweſen, bei meiner Jugend und meinem Mangel an Erfahrung einem ſo großen Güterkomplex vorzuſtehen. Mein Schwager behielt demnach die Adminiſtration desſelben, ich aber ſollte die Landwirtſchaft bei ihm erlernen und etablierte mich bei der Mutter in Koick.

Das war keine glückliche Zeit für mich, denn es fehlte mir die berufsmäßige Beſchäftigung, nach der ich in letzter Zeit ſchon ſehr

das Verlangen geſpürt hatte .... ich fühlte, daß ich nichts zu thun verſtand, daß von meinem Schwager alles ſehr gut angeordnet wurde und daß ich im beſten Fall unnütz war. Mit dem Jahr 1821 geſtaltete ſich das anders und glücklich. Am 1. Januar wurde ich Bräutigam, im Februar Manngerichtsaſſeſſor und am 1. April Zehntner des Gutes Orriſaar. Leere und Langeweile, die ich in den letzten zwei Jahren zur Genüge kennen gelernt hatte, waren für immer abgethan. Ich hatte nun eine Stellung und Arbeit, dazu das Liebesglück gefunden."

Iwans Braut, Alexandra von Engelhardt, war die Tochter des Profeſſors der Mineralogie Moritz von Engelhardt in Dorpat. Ihre Mutter, eine geborene Pierſon, war früh geſtorben. Alexandra wurde deshalb im Hauſe ihrer Tante, der Landrätin Richter geb. von Engelhardt, auf Waimel erzogen. Dieſe ausgezeichnete Frau genoß in weiteſten Kreiſen die größte Liebe und Achtung, auch Alexandra hatte eine tiefe Verehrung für die Pflegemutter.

Im September 1821 wurde die Hochzeit in Waimel gefeiert. Das junge Paar zog nach Orriſaar, wo es bis zum Jahr 1826 verblieb. Einige briefliche Auszüge mögen uns das liebliche Bild dieſer glücklichen Ehe und anmutigen Häuslichkeit, ſowie der Perſönlichkeiten Iwans und Alexandras widerſpiegeln. Hierzu benutzen wir die Korreſpondenz der Mutter und Schweſtern mit dem derzeitig im Auslande ſtudierenden Bruder Otto, ſowie die von Iwan ſelbſt an ihn gerichteten Briefe.

Aus den Briefen der Mutter:

„Koick den 14. Oktober 1821.

... Sonnabend früh den 1ſten traf ich in Orriſaar ein, um meine Kinder zu empfangen, ſie kamen erſt um ½10 den Abend, nachdem ein helles „Willkommen" ſchon 3 Stunden mit Blumen bekränzt über der kleinen Hausflur gebrannt hatte. Nachdem ich ſie eingerichtet hatte und ſie ſich ſelbſt wie ganz zu Hauſe fühlten, zog ich den 4ten wieder ab, um mich zum 10ten, als zum „Hausbringungsfeſt" zu einem Diner in Koick vorzubereiten. 43 Perſonen waren gebeten, und 22 waren nur hier. Der Tiſch war — trotz dem Hochzeitstiſch in Waimel — wohl noch beſſer, denn ich hatte mir ſeltene Früchte bringen laſſen; der Champagner floß, aber leider nur aus 3 Bouteillen, weil nur 4 Trinker waren, Onkel Moritz, der Paſtor tranken nicht, unter Kanonendonner wurde er genoſſen und bei der Tafel wurde alles recht lebendig. So bemühte ich mich nach Kräften, alles recht feierlich und groß zu machen ....

Den 23ten verreist Iwan nach Reval und Alexandra bleibt bei mir, worauf ich mich erstaunlich freue. Sie ist eine herrliche Seele und wird mir stündlich lieber; ganz anders ist sie jetzt, als ich sie früher gekannt habe, lebhafter, gesprächiger, ordentlich lustig! Gott erhalte uns diesen Schatz, den er uns gnädig zugeteilt, wie leicht konnte sie nicht eines Andern werden. Aber sie paßt auch für uns, sie ist ganz wie mein eigen, und hängt an mir mit einer Kindlichkeit, als wäre sie immer mein eigen gewesen. Mit ihrem klaren Verstand und engelsreinen Herzen soll sie mir auch recht nützlich werden, in ansehung meines inneren Lebens. Das ist mein fester Vorsatz! lange schon ist bei ihr alles geordnet und klar, was mir noch dunkel ist, wohl aus Trägheit im Nachdenken und auch wohl Mangel an Leitung; ich bleibe immer stehen, das darf kein Mensch, fest will ich mich jetzt an Alexandra halten, mein Vertrauen wird sie noch mehr an mich ziehen . . . ."

Aus Briefen der Schwester Helene.

„Koick 14. Jan. 1822 . . . . . Wie Alexandra sich in Reval gefallen hat, wird sie dir wohl selbst schon geschrieben haben. Hübsch schien man sie wohl zu finden und sie gefiel, doch konnte ihr sinniges Wesen und die tiefe Bedeutsamkeit ihres Betragens den lauten Beifall der gedankenlosen Menge wohl nicht erregen. Die Ausgezeichneten hat sie sehr angezogen, wie es nicht anders sein konnte . . . . .

Koick den 27ten Mai . . . . . Desto freundlicher und hübscher ist Orrisaar, das jetzt ganz fertig, und eins der niedlichsten und angenehmsten Landhäuser ist, die man sehen kann. Die Malerei, das ameublement, alles ist so neu und frisch wie die Bewohner, und das Ganze macht in der friedlichen Gegend, wo es im Grünen, wie eine bescheidene Blume unter Blättern verborgen ruht, einen unbeschreiblich angenehmen Eindruck. Die Doppelallee dem Hause gegenüber steht so herrlich und frisch, der Bach glänzte so golden in der Abendsonne zwischen den Birken hinter dem Hause, als wir ankamen, daß die Worte: „Wohnung des stillen Glücks" mir unaufhörlich im Sinne lagen. Gewiß ist es das; und diese Beiden, die alles besitzen, was ein edles Herz nur wünschen kann, sind Lieblinge des Himmels zu nennen. Ein ganzes Leben als Dankopfer scheint mir kaum hinreichend für ein so verbrachtes Jahr."

Aus einem Brief der Mutter:

„Dorpat, den 31. Aug. 1822 . . . . Unsere Alexandra hat uns ein gesundes starkes Mädchen geschenkt. Am 24ten blickte unser

niedliches Mädchen in die Welt hinein .... Iwan ſein Geſicht iſt klar wie die aufgehende Sonne und mir ein herzerhebender Anblick, ſein entzücktes Geſicht zu ſehen, wenn Alexandra ihr Kindchen nährt."

Aus einem Brief der Schweſter Helene:

„Orriſaar den 23ten Okt. 1822 .... Den 16ten September, heute vor 5 Wochen, ward die kleine Mary in Dorpat getauft .... von allen Verwandten fehlteſt nur Du, ein glücklicher Zufall brachte auch Ulmann und ſeine Frau hin, und ſo waren faſt alle, die ſie lieben, Zeugen des Glücks der Eltern. Lenz hielt eine Rede, zu der ihn nicht bloß ſein Talent, ſondern auch die Liebe für die Angehörigen des Täuflings und der große Kreis ausgezeichneter Menſchen begeiſterte, der ihn umgab und wie er nicht leicht einen zweiten finden wird, wo alle gleich ſtark durch die Bande der Natur, der Achtung und der Freundſchaft verbunden ſind. Am Abend ward mehrere Stunden nacheinander die herrlichſte Muſik gemacht, und dieſer Tag war einer von denen, wo ich fühlte, wie reich das Leben ſein kann. Glückliches Geſchöpf, das in dieſem Kreiſe ſo willkommen, ſo geliebt das Licht der Welt erblickt, wo Freude und Liebe ihm in den erſten Augenblicken des Daſeins entgegenkommen, jeder nur darauf denkt, wie er beides ausdrücken ſoll."

Briefe Iwans von Grünewaldt an ſeinen Bruder Otto:

„Reval den 3. Dec. 1821 erhalten in Göttingen 1. Jan. 22.

Mein herzlich geliebter Bruder.

So groß die Freude unſerer ganzen Hausgenoſſenſchaft war über Deinen lang erſehnten Brief, ſo magſt Du mir doch glauben, daß Niemand von Allen ihn ſo genoſſen hat, wie ich. Jeder bekannte Name, den du nennſt, verſetzte mich nach Deutſchland zurück und rief Erinnerungen in mir hervor, die ein unbeſchreibliches Wohlgefühl in mir erregten. Selbſt bei Deppes Namen mußte ich aufjauchzen. Jawohl hat auch er mich ein Jahr lang bedient, und wenn Du ihn bei Regenwetter einmal mit einem grautuchenen Mantelkragen gehen ſiehſt, ſo denke daran, daß ich einige Jahre mit dieſem Kragen gegangen bin und er ihn mir wahrſcheinlich geſtohlen hat, wenigſtens kam er mir ſo unerwartet ſchnell aus den Händen weg, daß ihn nicht füglich Jemand Anderes als er genommen haben kann. Nicht alſo ſeine Perſon iſt's, die mich alſo erfreuen kann, ſondern die Erinnerung an eine glückliche Jugendzeit,

auf die ich, obgleich ich gegenwärtig auf dem höchſten Gipfel des Erdenglücks ſtehe, dennoch mit Entzücken zurückblicke und mir eingeſtehen muß, daß ich eben dieſem Rückblick auch einen großen Teil meines gegenwärtigen Glückes verdanke. Wenn ich dies recht lebendig fühle, ſo drängt ſich mir mit Gewalt der Gedanke auf: Bei Otto wird es nicht ſo ſein, und erfüllt mich mit Wehmut. — Ich fürchte, Du hältſt mich überhaupt für einen Philiſter, dem in den bürgerlichen Verhältniſſen ſchon alle Poeſie des Lebens ausgegangen iſt, und darum glaube ich, werden meine Worte, die ein liebendes brüderliches Herz Dir zuruft, nicht zu Deinem Herzen gehen. Darin irrſt Du ſicher; es hat ſich mit den Jahren nur meine Poeſie anders geſtaltet als die Deinige, und willſt Du meiner Erfahrung nur ein wenig trauen, willſt Du erreichen, was ich in einem übervollen Maße gefunden habe, ſo höre, daß Du genießen, daß Du dieſe, in gewiſſer Hinſicht allerglücklichſten Jahre das Leben mit vollen Zügen genießen mußt. Iſt's nicht ein Gedanke, der Dich allmächtig erhebt, daß Du in einer Freiheit daſtehſt, wie kein Stand auf Erden und kein Verhältnis ſie bietet! Mit Deinem Ranzen auf dem Rücken kannſt Du Dich Deiner kühnſten Laune nach hinwenden in alle Teile der Welt, ohne jemandem Rechenſchaft abzulegen, überall hin, wo Freude und Genuß Dir winkt; giebt es ein ſchöneres Leben als das wiſſenſchaftliche, und wo findeſt Du ein ſolches reicher als in Deutſchland. Ach, wie könnteſt Du leben, wenn Deine Seele unbefangen wäre und nicht an einem freien Aufſchwung gehindert würde, — Du wirſt mir das Wort übel nehmen, aber es iſt und bleibt dennoch wahr, ich habe zu viel Männer gekannt, die ich befangen und unbefangen im Auslande ſah, und kannte das Leben beider. — Wozu Dein böſer Vorſatz, nicht eher wieder zu tanzen, als im Vaterlande. Ach tummle und dreh Dich doch, daß Dir vor Luſt der Kopf ſchwindelt; warum ſoll mit 20 Jahren Deine Liebe Dich trübſinnig und ſauertöpfig machen? Das liegt nicht in ihrer Natur. Sie kann Dir als ein ſchöner Himmelsſtern glänzen, Du magſt oft Deine Augen zu ihm erheben, und Glück und Wonne auf Dich herniederſtrahlen laſſen, — aber verſchmähe darum nichts, was Dir Deine Freiheit und Ungebundenheit an Lebensgenuß ſonſt noch darbieten. O glaube mir und ſei glücklich!

Noch viel, recht viel möchte ich Dir ſagen über den Punkt; — die Stunde drängt aber und ich muß Dir ein Lebewohl ſagen.

Schreibe mir oder Alexandra, ob Du wahr findeſt was ich Dir ſagte. Lebe wohl.

Dein Iwan."

Orriſaar d. 10. Febr. 1822,
erhalten in Göttingen 19. März 1822.

Lieber theurer Bruder.

Brauche ich Dir wohl erſt zu ſagen, wie große Freude uns Deine lieben Briefe gemacht haben? oder fühlſt Du nicht ſchon ſelbſt im eigenen Herzensgrunde, was hier zu wiederholen überflüſſig wäre, und was Du ja ſelbſt empfindeſt, wenn Du die Handſchrift eines der Deinigen in der Hand des Briefträgers erblickſt; fahre nur fort, immer hübſch fleißig von Dir hören zu laſſen, und ſei verſichert, daß auch wir, wie immer, Dich bedenken werden. Vielfache Freude haſt Du beſonders mir bereitet, zuerſt darüber, daß ich ſchon den Ton in Deinem letzten Brief verändert fand; Du ſchauſt mutiger und lebensluſtiger in die Welt hinein, und es ſcheint, als ginge Dir der Sinn auf für alle bisher ungekannten Lebensgenüſſe; ach erkenne nur immer recht deutlich, daß die Welt ſo auf uns wirkt, wie wir ſie anſchauen wollen, daß unſer Glück ſehr oft auf unſrem Wollen allein beruht; daß dieſes Wollen die wahre und edelſte Kraftäußerung der männlichen Bruſt iſt. Und glaube meiner Erfahrung, hat man ſich früh gewöhnt, glücklich ſein zu wollen, und durchgeſetzt einen längeren Zeitraum hindurch ſich eine gleichmäßige Heiterkeit und einen frohen Blick in die Zukunft zu erhalten, ſo erwirbt man dadurch einen ſolchen Mut fürs Leben, daß man auch im ſpäteren bürgerlichen Leben nicht leicht von gemeinen Philiſterſorgen ſich anfechten läßt und bei fortgeſetzter Übung ſich gewiſſermaßen eine ewige Jugend erhalten kann. Dieſe ſogenannte ewige Jugend, dieſer friſche Sinn, dieſes leicht Ergriffenwerden von allem, was Groß und Schön iſt, dieſes rege Intereſſe für Kunſt und Wiſſenſchaft, die Leichtigkeit, mit der man die kleinlichen Lebensfragen anſieht, alle dieſe Dinge ſind es ja, wonach auch Du ſtrebſt, — das iſt's ja, was wir ſonſt Burſchikoſität nannten. Nebenher und ebenſo ſehr, als mich der heitere Ton Deines Briefes erfreut, wurde ich freudig von dem Ernſt ergriffen, mit dem Du Dir eine Berufswiſſenſchaft erwählt haſt. Noch ſehe ich die Naturwiſſenſchaft als Deine Braut an; bleibſt Du ihr treu, ſo magſt Du nach einem Jahr Deine Vermählung feiern, und dann hoffe ich, wirſt Du ſie ewig lieben, ſo daß Du nie als Wittwer zurückbleiben darfſt. Aber

Kinder gehören offenbar zu einer vollkommenen glücklichen Ehe; liebſt Du die Vermählte wahr und innig, ſo wird die Welt Kinder ſehen, ich hoffe gewiß darauf. Der Vergleich läßt ſich leicht noch weiter ausführen, doch Du haſt meine Meinung gewiß vollkommen verſtanden, und ich will Dir nur noch einmal wiederholen, wie erfreulich mir Dein Entſchluß geweſen iſt. Nur noch ein Bedenken habe ich dabei, und das will ich ungeſäumt Dir vortragen. Es gehört unſtreitig zu dem wahren Lebensglück, wenn man die erwählte Wiſſenſchaft mit dem künftigen praktiſchen Leben in Verbindung halten kann, oder beſſer, wenn dieſes ſich auf jene ſtützt. Welche äußere Lage haſt Du Dir zu der Wiſſenſchaft gedacht? Wie ein echter Juriſt will ich hier durch Vermutungen Deinen Einwürfen nicht begegnen, ſondern erſt ruhig abwarten, was Du mir erwidern wirſt. — Statt deſſen höre lieber wie es uns ergeht. Obgleich ich im philisterio wie ein eingefrorner Klotz feſtſitze, ſo ſuche ich mir doch mancherlei an ſich langweilige Geſchäfte durch kleine wiſſenſchaftliche Ausſchweifungen zu verſüßen. So im Manngericht, wo ich nur vormittags einige Stunden beſchäftigt bin und nachmittags und in den langen Abenden viel Muße behalte. Hier habe ich, eigentlich durch meinen Schwiegervater incitiert, eine recht große Arbeit übernommen. Ich nehme nämlich alle, vom Jahre 1797 an, verhandelten Kriminal-Akten und trage ſie dergeſtalt zuſammen, daß ich klare Reſultate bekomme: welche Art von Verbrechen in Eſtland am häufigſten vorkommen mag, welche Verbrechen in gewiſſen Gegenden vorzüglich herrſchend ſein mögen und welche Jahre beſonders häufig Verbrechen producierten. Ich ſuche die Urſachen dieſer Erſcheinungen beſtmöglich zu erforſchen, und das ſchönſte Reſultat meiner Bemühungen wäre freilich, ein Mittel ausfindig zu machen, wie man das Entſtehen der Verbrechen verhindern könnte. Seit der letzten Herbſtjuridik habe ich mich ernſtlich an dieſe Arbeit gemacht, fand aber noch ſo viel vorzuarbeiten, daß ich das eigentliche Werk wohl ſo bald noch nicht beginnen werde. So war im Harrienſchen Manngericht noch nicht einmal ein vollkommenes Archiv-Regiſter fertig, ſondern Sekretär Rinne hatte es bloß von ſeiner Zeit an, von 1812 geführt; ich habe es von 1797 bis 1812 ſuppliiert und das Archiv bei der Gelegenheit etwas in Ordnung gebracht, dieſe Vorarbeit hat mir viel Zeit gekoſtet. Dem ungeachtet habe ich, ſo viel man mit einem Blick ſehen kann, doch ſchon mancherlei geſehen, das ſehr intereſſant iſt. — Mein Schwiegervater hat große Pläne mit dieſem

Werk, und ſcheint der ernſtlichen Meinung, ich ſolle es in die Welt ſchicken; das thue ich aber ſicher nicht, obgleich es gut war, daß er das Wort ausſprach, weil ich jetzt noch behutſamer jeden meiner Ausdrücke abwägen werde. Habe ich dieſe Arbeit vollbracht, ſo habe ich gleich wieder eine andere im Sinn, die mir noch größere Vorarbeit zur Pflicht macht, weil ſie keine juriſtiſche iſt, vielmehr gute Kenntniſſe in der vaterländiſchen Geſchichte vorausſetzt. Wie es damit zuſammenhängt, muß ich Dir erzählen. In der erſten de jour nach meiner Hochzeit, wo ich ohne Alexandra in Reval war, lernte ich dort Moritz Wrangell kennen, der Dir wenigſtens dem Namen nach als Ernſtens Nachbar bekannt ſein wird. Er zog mich, als ein geiſtvoller Mann, durch ſeine beſondere Lebhaftigkeit, einen gewiſſen burſchikoſen Sinn und ſein muſikaliſches Talent an, das ich bei näherer Bekanntſchaft recht ſchätzen lernte. Schneller, als es ſonſt im Philiſterio zu gehen pflegt, waren wir miteinander bekannt und wurden vertraut, nachdem wir uns miteinander bepichelt hatten. Wrangell arbeitet an einer Geſchichte der adligen Geſchlechter Livlands und hat ſo gute Kenntniſſe in der livländiſchen Geſchichte wie ſelten jemand. Ich ward wirklich entzückt von dem Feuer, mit dem er von ſeinem Werke und ſeiner Wiſſenſchaft ſprach, und erbot mich in einem warmen Augenblicke, ihm, da auch mich der Gegenſtand intereſſiert, in die Hand zu arbeiten und etwa dadurch zu nützen, daß ich mancherlei aus eſtländiſchen Archiven ihm verſchaffen könne, wo ihm der Zugang verwehrt ſei. Er nahm ſich das ad notam, und fordert mich kürzlich in einem Briefe auf, mich an eine Geſchichte der eſtländiſchen Landgüter zu machen, wie ſie bereits in Livland von dem Vice-Präſidenten Killani bearbeitet, aber nur handſchriftlich hinterlaſſen worden iſt. Die Idee gefällt mir wohl, ſie feuert mich an, keine Mühe zu ſcheuen und erſt tüchtig zu arbeiten, ehe ich an das Werk gehe, aber dieſe Ausſicht iſt mir ſehr freudig. Kurz, mein Bruder, ich werde Litterator, und ſchon als Hakenrichter wird mein Name unter denen der berühmteſten Gelehrten prangen. Mache Dich nur darauf gefaßt und erſchrick nicht allzufrüh, wenn Du im Meß-Katalog meinen Namen findeſt.

Über all dieſes Schwatzen bin ich noch nicht dahin gekommen, Dir von meinem ſchöneren, meinem häuslichen Leben zu erzählen. Detailliert beſchreiben läßt ſich's leider nicht, Du müßteſt es ſehen, — Alexandra, die Dir noch ſchreiben wird, mag ſich ausführlicher auslaſſen, ich will nur ſagen, was ihre Beſcheidenheit Dir verſchwiegen haben würde: daß ich von einem Glück, wie ich es gegen-

wärtig genieße, eigentlich noch gar keine Begriffe gehabt habe, daß ich in gewiſſer Hinſicht in die ſorgloſen, glücklichen Kinderjahre zurückverſetzt mich fühle . . . . .

Reval den 31. Mai 1822.
erhalten in Bonn 1. Juli.

Mein lieber Bruder.

Als ich vorgeſtern Abend zur de jour mich hier einfand, hatte ich die unerwartete Freude, 2 Briefe von Dir vorzufinden, von denen der eine nachgeſendete die längſt erſehnte Vollmacht enthielt. Nachdem Du jetzt hoffentlich meinen anderen Brief mit dem eingelegten Schema erhalten haſt, wirſt Du begreifen, warum ich dieſe Vollmacht nicht gebrauchen kann: Bonni linn on kelatud, ja sina nii samma kui need kaks kuramaa mehed Simolin ja Rutenberg peaksite erra minema, kui need processi actid Peterburisse sadetakse[1]). Deshalb werde ich um neue Dilation bitten, bis Du eine neue Vollmacht einſendeſt, wo dasjenige wegfällt, was Dir hier ſchaden kann. Da Du dort fremd biſt und die Identität Deiner Perſon Skrupel erregt, ſo ließe ſich die Sache vielleicht ſo am beſten einrichten: Du bitteſt einen Deiner Freunde, der ein angeſeſſener Bürger ſein muß, etwa Nees von Eſenbeck, um einen Brief an einen Angeſeſſenen in einer benachbarten Stadt, worin man ihn erſucht, mit Dir vor Gericht vorzutreten und die Identität Deiner Perſon außer Zweifel zu ſetzen. Darin trittſt Du einzig und allein als Tallina-maa moisnik, wie ich im früheren Brief Dir ſchrieb, auf — und alles wäre gut; es wird Dir neue Schererei und Mühe machen, aber niemand kann Dir helfen — ſei nur eilig und laß mich nicht mit meinem Dilationsgeſuch im Drecke ſtecken.

Von unſerem Pfingſtfeſt haſt Du Dir eine falſche Vorſtellung gemacht; wir waren diesmal alle in Koick und zwar ausnehmend vergnügt zuſammen. Von unſeren Dörptſchen Verwandten waren nur die alten Richters, Sophie Maydell und Betty Meyer da, Engelhardts und Ewers fehlten, weil die Ferien zu kurz ſind — außer ihnen war die Sadjerwſche Ungern mit ihren Söhnen Wilhelm und Eduard und Bogdaſcha, ferner die Toll und die Nachbarn aus Koddaſſem, Hukas und Brandten da. Moritz Engelhardt hatte in Wieſo ſelbſt Beſuch. Den erſten Pfingſttag unterhielt Auguſte die Geſellſchaft mit Tableaux, von denen einige trefflich gelangen. Scenen aus dem Fiesco, der Jungfrau von Orleans, Fridolin und

[1]) Es handelt ſich hier um eine Zollangelegenheit.

andere mehr. Den anderen Tag hatten wir Theater, wo die Zerſtreuten und der Hageſtolz, beides von Kotzebue, gegeben wurden. Bär und ich machten die Zerſtreuten, und den Hageſtolz ich allein. Es gab vielen Spaß und die Geſellſchaft war vortrefflich unterhalten. Wie gern wir dabei auch Dein Talent in Anſpruch genommen hätten, kannſt Du Dir denken.

Mein neues Haus iſt nun endlich ganz fertig, mindeſtens die untere Etage bewohnbar, und ſeit 4 Wochen ſind wir wirklich drin eingerichtet; wie gut wir uns gefallen in der niedlichen geräumigen Wohnung, wie nett wir alles arrangiert haben, und welch freundlichen Eindruck es auf jeden Fremden macht, magſt Du Dir ſelber vorſtellen. Mein Schreibzimmer allein hat nichts von der Eleganz der übrigen Stuben, ſondern iſt nur mit Bücherrepoſitorien, einem Gewehrſchrank und noch einem anderen für Papiere, mit meinem Rom und den alten Möbeln dekoriert, hat aber etwas ſo freundliches und gemütliches, daß es vielen Gäſten am beſten gefällt. In einem ſo hübſchen Hauſe und mit ſo viel Liebe und Ruhe und Frieden im Herzen, iſt es einem unbeſchreiblich wohl, und Du wirſt Dich garnicht wundern, wenn ich Dir ſage, daß es uns faſt ein Schmerz iſt, ausfahren zu müſſen. Dagegen ſehen wir gern Beſuch und ſind auch vom 3ten Mai an nicht einen einzigen Tag allein geweſen. So ärgerlich es mir iſt, einen ſo lumpigen Wiſch einen ſo weiten Weg zu Dir machen zu laſſen, ſo entſchuldige mich dieſes Mal; ich muß ins Gericht, und die Poſt geht am Vormittag ab. Ewig Dein treuer Bruder

Iwan.

Orriſaar den 3. Sept. 1823.

Mein theurer Bruder.

Seitdem ich Dir zuletzt ſchrieb, iſt's ſo lange her, daß ich, wenn ich nicht Dir ſchriebe, Entſchuldigungen machen könnte; ſtatt deren verweiſe ich Dich aber auf Deine eigene Zukunft, in der Du vielfältig die Erfahrung machen wirſt, daß, wenn man gerade in der erwünſchten Stimmung iſt, geliebten Perſonen ſich mitzuteilen, allerhand Geſchäfte, die man dann immer unangenehm nennt, ſich dazwiſchen legen, und wenn dieſe abgethan ſind, die Stimmung verloren gegangen iſt. Dieſe Stimmung aber, die ich hier das wärmere Leben und Gefühl für alles Edlere im innern Menſchen nennen kann, iſt auch vielleicht bei Wenigen ſo mächtig und ſpielt eine ſolche Rolle, als bei mir. — . . . . .

Von Deiner Zukunft habe ich noch keine klare Vorstellung ..... Ich halte es nämlich für die Pflicht des hiesigen Edelmanns, auch in anderer als in bloß wissenschaftlicher Rücksicht für sein Vaterland thätig zu sein, ich meine auch in staatsbürgerlicher. Es fehlt im allgemeinen bei uns an tüchtigen Händen und Köpfen, und wer den guten Willen hat mit beiden nach Kräften zu arbeiten, kann Großes wirken. Weil nun viele, die gut begabt sind, aus eigennützigen und selbstsüchtigen Gründen sich der Thätigkeit für ihr Vaterland zu entziehen streben, so sind Landtagsschlüsse entstanden, welche dieses Entziehen aufs äußerste erschweren und eigentlich beinah ganz unmöglich machen. Ich wünschte, daß es eine Ehrensache würde. — Natürlicherweise würden nun die desfallsigen gesetzlichen Bestimmungen auch Dich treffen, wenn Du auch gleich andere Gründe hättest und einer andern Überzeugung folgtest. Eine mühsame Wirtschaft führen, eine Berufswissenschaft treiben und ein öffentliches Amt bekleiden, läßt sich, meiner Meinung nach, nicht miteinander vereinigen, — allenfalls noch zweierlei; dreien Herren zu dienen halte ich für gar unmöglich. Wie sich das alles entwickeln wird, müssen wir der Zeit überlassen. In jedem Falle habe ich die Überzeugung, daß man das beste und vollkommenste Leben nur in der glücklichen Ehe lebt — und denke ich mir Dich mit Mathilde vereinigt, so wird mir mein Herz besonders froh und leicht. Ihr werdet ein herrliches Paar sein, und was Du Dir auch vom Glück der Ehe für eine große Vorstellung machen magst, es kommt der Wirklichkeit doch nicht gleich. Das sagt Dir die Erfahrung. Nun, da Du mir eine so geliebte Schwester giebst, wird der Wunsch doppelt lebhaft erregt, auch in dieser Gegend, in Eurer Nähe bleiben zu können; bis jetzt habe ich keine sichere Aussicht dazu. Auch ist's keine leichte Aufgabe für mich etwas passendes zu finden. Ein allzu kleines Besitztum will ich nicht, weil ich *nie* mehr als ein Gut haben möchte, und etwas Großes darf man in den jetzigen Zeiten mit einem kleinen Fond nicht unternehmen. Übrigens beunruhige ich mich nicht sonderlich darum, in der gewissen Hoffnung, daß auch für mich etwas kommen wird, wie es kommen soll ..... Und nun lebe wohl, genieße des Glücks, reisen zu können, es ist unschätzbar; daß Du zu lange bleiben werdest, fürchte ich nicht, denn der Arm der Liebe wird Dich hier umfassen. —

Dein Iwan."

In den vorſtehenden Briefen hat Iwan, indem er ſeinem Bruder gute Lebensregeln gab, unwillkürlich ſein eignes Charakterbild beſſer gezeichnet, als es eine freme Feder vermocht hätte.

Für Alexandras Charakteriſtik mögen hier noch einige Zeilen der geiſtvollen, früh verſtorbenen Pauline Roſſillon folgen. Sie ſchreibt an T. Neff:

„Der Beſuch der Grünewaldts (Iwan mit ſeiner Frau) hat uns, wiewohl auf kurze Zeit, aufs innigſte erfreut. Sie kennen dieſe ſeltne Frau nicht, ſchade! Ihr Weſen iſt wirklich rein, hell und geordnet, wie ein Kryſtall, aber weicher und wärmer. In ihrer Nähe glaube ich faſt an die Macht jener Talismane, deren glückbringender Beſitz um den Eigentümer Friede und Ruhe verbreitet, aber wie matt und zugleich wie exaltiert (ſonderbarer Widerſpruch) klingt ſolch ein geſchriebenes Lob, und doch — wenn ich überdenke, was macht dieſe Frau ſo liebenswürdig und zugleich ſo glücklich — es iſt Bildung — ja dieſelbe Bildung, die ſo viele andere ungenügſam und unzufrieden macht, nur hat ſie, was vielen fehlt — Harmonie. Herz und Geiſt ſind gleich frei und erhaben, beide zuſammen machen erſt die vollendete Bildung, denn, wo das eine roh bleibt in der Beſchattung des andern, da iſt nur ein halbes Weſen. Gewöhnlich aber iſt der Geiſt das geſchmückte hervorgezogene Kind und das Herz bleibt tot oder roh, was wenig beſſer iſt. — Wahre Bildung aber giebt Beſitz, nicht Anſprüche."

Alexandras liebliche Briefe an ihren Schwager Otto berühren ſo ſehr deſſen perſönliche Angelegenheiten, daß ſie in ſein Lebensbild gehören. Hier ſoll deshalb nur in ein paar Ausſprüchen der jungen Frau das ſonnige Glück dieſer Orriſaarſchen Jugendidylle ausklingen:

Reval 2. Dez. 1821. . . . „Wie es mir hier gefällt, frägſt Du? Recht ſehr wohl, denn ich trage den Himmel in meiner Bruſt und die äußere Umgebung thut wenig hinzu oder hinweg." . . . .

Orriſaar Okt. 1822 . . . . . „Wohl hat mich Gott reich geſegnet und eine neue Quelle namenloſer Wonne fließt an meinem blumenreichen Lebenswege. — Du haſt kein weiblich Herz, und noch dazu ein ſehr junges; dennoch, mein lieber Otto, muß ich mein Muttergefühl vor Dir enthüllen, Dir ſagen, daß mein Weſen nun erblüht, ſeitdem ich meine kleine Mary ans Herz drücke. — Da kann nie die Poeſie des Lebens untergehen, wo dieſe holden Blüten ſich entfalten im Angeſicht der Engel Gottes!" . . . . . .

Bis zum Jahre 1822 war das Familienvermögen in den Händen der Mutter geblieben und wurde von ihrem Schwiegerſohn Maydell verwaltet. Der Wunſch, ihren Söhnen eine ſelbſtändige Stellung zu geben, veranlaßte ſie zu einer Teilung zu ſchreiten.

Über dieſen Gegenſtand ſchreibt Iwan in ſeinen Erinnerungen: „Auf den Wunſch der Mutter fand anno 1823 die Teilung des Vermögens ſtatt unter den Kindern. Es waren, da das mütterliche Gut Orriſaar für einen gelegten Wert in die Teilungsmaſſe hinein kam, drei Güter da und vier Söhne. Koick und Orriſaar wurden ein jedes zu 43 000 R. S. M., Laimetz zu 17 000 abgeſchätzt. Jeder Sohnesteil betrug 11 000 R., jeder Tochter Teil halb ſo viel. Dem vierten Sohne ward nach dieſer Berechnung ſein Anteil in Geld ausgezahlt mit einer Prämie von 3000 R. als Entſchädigung für die Güterloſigkeit, und weil die Taxation der Güter für zu niedrig gehalten wurde. Meine Mutter beſtand darauf, daß das Los über das Zufallen der reſp. Anteile entſcheiden ſolle; es wurde daher in Koick in Gegenwart einiger älterer Freunde und der beteiligten Erben, wobei die jüngeren Kinder durch Vormünder vertreten wurden, das Los gezogen. Es fiel ſonderbar genug. Der einzige, dem an einem Grundbeſitz gelegen ſein konnte, war ich: ich war Landwirt, ſeit zwei Jahren verheiratet, hatte ein Kind, ſtand in einem Landesamt, kurz, es waren alle Requiſiten zu einem Grundbeſitzer bei mir vorhanden. Von meinen Brüdern dagegen ſtand Moritz als Offizier in einem Garderegiment in Petersburg, Otto ſtudierte Naturwiſſenſchaften in Paris, protegiert von Cuvier der in ihm einen Wiſſenſchaftsgenoſſen prognoſticierte; Alexander war noch Domſchüler. Gerade ich aber hatte den Geldanteil gezogen, mein Bruder Moritz das Gut Laimetz, Otto Koick und Alexander Orriſaar. Wie ſchwer es mir auch anfänglich fiel, Orriſaar, das ich ſchon ſehr lieb gewonnen hatte, nicht als mein Teil anſehen zu dürfen, ſo haben wir, meine Mutter ſowohl als auch ihre Kinder, die Entſcheidung des Loſes als ein Gottesurteil angeſehen und ſind ſpäter immer mit der Entſcheidung des Loſes zufrieden geweſen. Moritz verkaufte ſpäter Laimetz mit einem kleinen Gewinn ſeinem Bruder Otto; ich blieb bis zum Jahre 1826 Zehntner von Orriſaar, bis Alexander von ſeinen Reiſen im Auslande heimkehrte und ſein Gut antrat. Kurz vorher hatte ich das Gut Hukas gekauft und zog im Februar 1826 dorthin.“

Die Mutter Anna ſchildert ihrem Sohn Otto den Akt der Teilung am 1. Januar 1823 in ſehr dramatiſcher Weiſe. Der

kleine Mißton im Verhältnis der älteren Geſchwiſter zum ſiebzehnjährigen Alexander, welcher bei dieſer Gelegenheit bemerkbar wurde, verliert ſeine Schärfe, wenn man weiß, wie viel Liebe, Achtung und Vertrauen ihm die Brüder in ſpäteren Jahren entgegentrugen.

Koick den 11. Jan. 1823.

. . . . . „Ich will jetzt etwas weitläufiger zur Erzählung des Vorgefallenen ſchreiten. Ich ſchrieb Dir vom 11. Dezember, daß wir zum Feſt nach Orriſaar wollten, unerwartet kam auch Moritz den 14ten zur Teilung, welche Urſache allein ihn zu ſo ſchneller Rückkehr bewegen konnte. Mit den Palloſchen, Koddaſſemſchen, Orriſaarſchen, den beiden Tolls verbrachten wir den erſten Feſttag in Koddaſſem, den zweiten in Orriſaar, — auch Ernſt war mit Helene gekommen — ſo recht en famille — vergnügt und heiter — die Piepſchen hatten ſelbſt Gäſte. Mit den Meinigen mußte ich aber ſehr bald nach Hauſe eilen, weil zu Neujahr hier allerlei Vorkehrungen für den zu erwartenden Beſuch zu treffen waren. Es kam auch den 31. Dez. Ernſt Richter mit der Tante Sophie und Eduard, alte Landrat Baer, als mein Beirat, ſein Sohn, als der Schweſtern Vormund, und Auguſt Friedrich Maydell als Alexanders Vormund, Julius Toll, der unſerer Familie ſehr gewogen iſt und beſonders Iwan und deſſen Frau als Geſchwiſter liebt. Neujahrstag kamen noch etliche Nachbarn dazu, und der Tiſch war im Saal, von einem Ende bis zum andern. Um 5 Uhr ungefähr ging die Verhandlung der Teilungsgeſchichte an und war um 8 Uhr beendigt. Jetzt war es die Frage, ob zum Loſen geſchritten werden ſollte? Weil Moritz einer Erkältung wegen das Zimmer oben hütete und ſeines ſtarken Fiebers wegen den Abend noch nicht aufgeregt werden durfte. Da Joſephine ziehen ſollte, dem Alter nach jedem ſein Los hingab, Moritzens Gegenwart alſo nichts dazu that, ſo war das *mein* Vorſchlag, gleich zu ziehen, weil es Neujahr war, weil auch an dem Tage Iwans Glück durch Alexandras Zuſage begründet wurde, weil alle Nachbarn die Entſcheidung zu wiſſen wünſchten, und es wurde gezogen. Iwan erhielt Geld, Moritz Laimetz, Du Koick, Alexander Orriſaar. Du kannſt Dir unſer aller Stimmung denken, da dieſer Fall allein die Unmöglichkeit beſtimmt, daß Iwan Orriſaar erhielt. Obzwar auch Du keinem Menſchen beſtimmt Deinen Willen erklärt hatteſt, wenn Dir Orriſaar zufiele, was dann geſchehen ſolle. Alle Freude war für den Abend geſchwunden, alles ſaß ſtill für ſich in Thränen. Alexander

that mir fast so weh als Iwan, denn seine Lage war durchaus die drückendste. Über Iwans fehlgeschlagene Hoffnung wurde Alexanders Glück so vergessen, daß vielleicht ich nur an ihn dachte — und auch erst spät. Der saß denn auch in Thränen, und so endigte der erste Tag im Jahre, an welchem wir alle Freude vorausſahen, mit großem Schmerz.

Den andern Tag bemerkte ich eine große Kälte an den ältesten Brüdern gegen Alexander, und bei meiner Nachfrage erfuhr ich dann, Alexanders Vormund habe ihn gleich, wie das Los Orrisaar ihm bestimmt, gefragt, ob er es Iwan abgeben wollte? Er glaube, das Landwaisengericht könnte es auf eine Vorstellung oder Bitte von ihm so einrichten — und Alexander soll geantwortet haben, das könne er nicht sogleich bestimmen, er wolle das bedenken. Maydell sprach genug, um entweder seinen guten Willen oder Iwan die Möglichkeit, daß er noch Orrisaar haben kann, zu zeigen, — genug, Iwan erfährt das, und nahm nun, Moritz fast noch mehr, diesen Mangel an Bruderliebe und Beweis der großen Eigenliebe, die nur an *sich* dachte — dem Alexander sehr übel, worüber sie ihn gänzlich vernachläſſigten. Ich, auch Tante und Ernst Richter, fanden das Bedenken von ihm nun nicht so unrecht. — Den dritten Tag trug er es auch ohne alles Zureden Iwan an, nicht *einmal*, sondern den andern Tag durch Ernsten noch einmal, er will auch aus Dorpat ihm wieder darüber schreiben. Iwan wankt auch schon, nur die Frau will es durchaus nicht, und nimmt das vom Schicksal beschiedene Teil für das beste an. Es würde auch beim Landwaisengericht nicht durchgehen. Die Brüder beurteilen Alexander nicht ganz unrecht; sein liebes *ich* hat großen Wert für ihn und für andere etwas thun, kostet wohl immer Bedenkzeit. In diesem Fall, mit allen Nebenumständen, möchte ich ihn denn doch entschuldigen. Es ist zu weitläufig, Dir *alles* zu erzählen, nur eins will ich anführen. Die Brüder beide können sich nicht daran gewöhnen, daß er aufhört, Kind zu sein, und bald über die Jünglingsjahre heraus Mann wird, sie necken ihn nur immer und oft so lieblos, daß ich mich über seine Geduld gewundert habe. Eine solche Behandlung bewirkt keine Liebe, im Gegenteil wird sein Herz wohl noch mit einer Eisrinde bezogen, und sie — konnten verlangen, daß er aus brüderlicher Liebe, um die sich Iwan nie beworben, das Erwünschte, vom Schicksal ihm zugeführt, gleich abgeben sollte? gewiß! unter diesen Umständen von einem Kinde, wofür sie ihn halten, sehr viel verlangt. — So stand

nun die Sache in den erſten Tagen, bei der Trennung der Brüder wurde alles wieder freundlicher, beſonders durch Alexanders ernſtliches Anerbieten. Doch iſt das Verhältnis noch lange nicht, wie ich es wünſchte, und ich fürchte ſehr, daß Alexander es nicht darnach machen wird, daß es anders werden kann. Sein beigelegter Brief an Dich mißfällt mir durchaus, wenn es anders nicht Spaß von ihm iſt, was ich kaum glaube. — Bei ſeiner Jugend dürfte er wohl nicht an die Zeit des Niederlaſſens denken, und er ſchreibt mit großer Behaglichkeit davon. Bedenke Dirs recht, vielleicht thut ein brüderlicher Rat, von Dir geſagt, gute Wirkung. Doch — ich will Dir nun von Iwans erſter Zukunft erzählen: Er hat von Alexanders Vormund Orriſaar auf den 10ten genommen in allem, was Korn betrifft, die Spinnerei und den Viehgarten hat er für 1000 Rubel arrendiert, um mehr freie Hand zu haben und nicht in allen Kleinigkeiten berechnet zu werden. Meiner und vieler Anſicht nach ſteht Iwan ſich ſo beſſer, als hätte er Orriſaar gehabt — wo er durch Mühe in der Wirtſchaft — die ihm nicht gegeben iſt — ſeine Zinſen herausmachen müßte. Er lebt an Korn- und Heu-Konſumtion für ſeinen 10ten und hat ſeine reinen Zinſen von 50000, die ihm gehören, und 20000 von der Frau. Er hat alſo jährlich 4400 reine Einnahme, die ihm weder Wind noch Wetter, noch neue Auflagen ſchmälern können. Er iſt aber nicht zufrieden und nicht glücklich, weil er — ein verwöhntes Kind iſt. Es iſt der erſte Wunſch in ſeinem Leben, der ihm fehl ſchlägt, er iſt alſo ungeübt, das zu ertragen, was nicht ſo geht, wie er will. Doch ich werde warm und will aufhören. Gott laſſe die Gerechtigkeitsliebe in meiner Seele immer ſtark bleiben, ſo werde ich einſt in meinem letzten Bett ruhig ſchlafen können."

Den 22. Januar.

„Das früher Geſchriebene iſt über 8 Tage alt, weil die Poſt mir abermals keine Adreſſe brachte. Endlich kam Iwan vorgeſtern aus Reval und brachte Deine Briefe. Ich fuhr ſelbſt nach Orriſaar, um die Kinder noch zu ſehen, ehe ſie mit ihrer Kleinen nach Reval ziehen, wo ich ihnen den 28. nachfolge, und um ſeine Stimmung zu bemerken. Er iſt, wie ich hoffte, wieder heiter, und es wird alles wieder gut werden. Ich ſehe wohl, daß ich vor 8 Tagen, wie alles noch ſo neu und warm in meiner Seele lebte, Dir Iwan vielleicht zu grell geſchildert habe, und es iſt mir leid, daß es gegen Dich, den Bruder, geſchehen, der in ſeiner ſo ſehr vorteilhaften Meinung von ihm vielleicht etwas zurückkommt. Ich ſage, das

wäre mir gewiß leid — vielleicht iſt es auch nicht ſo, ich urteile bloß nach mir. Ich habe Dir auch wohl nichts Unwahres geſagt, ſondern nur mich gehen laſſen, wie ich dachte. Nun, Deine Erfahrungen werden Dich ja wohl belehrt haben, daß kein Menſch ohne Mängel iſt, und alle in einem Punkt beſondere Schwächen zeigen, wenn auch dieſer Punkt bei allen verſchieden iſt. Iwan kannte ſich ſelber nicht, daß dieſer fehlgeſchlagene Wunſch ihn ſo niederdrücken würde, er und wir alle dachten uns dieſen Fall gar nicht als möglich, weil er von Moritz und Dir gewiß hoffte, Orriſaar zu erhalten, und wir daher ihn als Beſitzer für ausgemacht hielten. Der liebe Gott wollte es aber anders und ließ den einzigen Fall eintreten, der es unmöglich machte. Warum? Das weiß Gott, der jedes ſeiner Kinder am beſten kennt, daher ich denn bei dieſer wie bei jeder wichtigen Begebenheit, die Einfluß auf unſer Schickſal hat, dankbar und ergeben meine Hände falte und in der tiefſten Seele ſpreche: Gott, Dein heiliger Wille geſchehe. Wie Du es fügſt, iſt es immer gut."

So ſehr die Familie durch das Reſultat der Loſung enttäuſcht worden war, ſo iſt doch allen Beteiligten ſpäter klar geworden, daß dieſe Fügung zu ihrem Beſten war. Iwans Begabung und Liebhabereien lagen der Landwirtſchaft fern, und es iſt ihm im Laufe der Zeit zuteil geworden, auf andern Gebieten ſeine glänzenden Fähigkeiten dem Vaterlande nutzbar zu machen[1]).

Im Jahre 1826 trat Alexander ſein väterliches Erbteil Orriſaar an. Iwan ſiedelte in dieſem Jahr mit ſeiner Familie nach dem, von Baron Maydell gekauften, an Koick grenzenden Gute Hukas über.

Die 16 Jahre ſeines dortigen Aufenthaltes tragen in ſeinem Lebensbilde einen beſonderen Charakter.

Es wurden ihm im Laufe der Jahre zehn Kinder geboren; in Dorpat Marie 24. Aug. 1822 und Julie am 11. Nov. 1823, in Orriſaar Conrad am 25. Sept. 1825 und in Hukas Eliſabeth am 9. Sept. 1827, Otto 27. Juli 1829, Walter 20. Aug. 1831, Georg 26. Febr. 1835 (dieſe drei ſtarben im Alter von zwei und drei Jahren), Katharina gen. Kitty am 11. Juni 1833, Anna am 5. Sept. 1837 und Ernſt Reinhold am 4. Okt. 1839.

Die heranwachſende Jugend brachte Glück und Freude ins Haus, aber auch manchen bittren Schmerz mußten die Eltern durch den Verluſt mehrerer Kinder erleiden.

[1]) Über Alexanders ausgezeichnete landwirtſchaftliche Thätigkeit wird in ſeinem eigenen Lebensbilde ſpäter berichtet werden.

Besonders erschütternd war der Tod des kleinen Walter, der im dritten Jahre durch eine von der Höhe eines Schrankes herabfallende Büste erschlagen wurde. Iwan und Alexandra ertrugen den Kummer mit wahrhaft christlicher Ergebung, denn die religiöse Bewegung der dreißiger Jahre hatte auch in ihren Herzen tiefe Wurzel geschlagen.

Nach der Zeit des flachen Rationalismus mit seinen nebelhaften Vorstellungen einer gütigen Vorsehung war auch in Estland ein positiveres und tiefes Christentum erwacht. Von Herrnhut aus wurde der neue Geist angefacht, welchen die Grünewaldts mit freudiger Wärme aufnahmen. Die Lehre von Buße und Glaube wurde nicht nur geglaubt, sondern auch innerlich durchlebt.

Auch in werkthätiger Liebe mußte sich der neue Geist Bahn brechen. So entstand unter Alexandras Leitung das noch jetzt in Weißenstein bestehende Waisenhaus. Für ihre Kinder und Neffen schrieb sie Kinderpredigten.

Das natürliche Bedürfnis der Mitteilung führte die Gleichgesinnten zusammen. Über die Grenzen des Vaterlandes hinaus reichte der geistige Verkehr, indem Alexandra namentlich auch mit Wichern und Friedrich Krummacher in Briefwechsel trat.

Leider liegt hier kein schriftlicher Nachlaß vor. Wir können daher als Zeugnis von Krummachers Gesinnung nur seine Widmung des Elias an Alexandra aufzeichnen:

„Seiner sehr geehrten Freundin, der würdigen und reich begnadigten Frau Alexandra von Grünewaldt, geb. von Engelhardt, in herzlichster Ergebung zugeeignet vom Verfasser. Elberfeld 1842."

In geselliger Beziehung teilten die Hukasschen das frische, muntere Verkehrsleben der damaligen Zeit. Das nachbarliche Geschwisterhaus mit seiner großen Knabenschar stand selbstverständlich im Vordergrunde.

Dr. O. v. Grünewaldt schreibt darüber in seinen „Erinnerungen": „Vom Onkel Iwan und seiner reichbegabten bedeutenden Frau, unserer Tante Alexandra, muß in diesen Blättern noch die Rede sein, diesen beiden Menschen gebührt ein Denkmal der Liebe und Verehrung. Der Verkehr mit dem nahbelegenen Hukas war ein lebhafter, und die Brüder sowohl als deren Frauen haben sich geschwisterlich sehr nah gestanden, sowie auch zwischen den zahlreichen beiderseitigen Kindern enge verwandtschaftlich-freundschaftliche Beziehungen bestanden und unter den Überlebenden noch bestehen."

Außerdem besuchten einzelne Personen wie ganze Familien sich fortwährend auf Tage, Wochen und Monate.

Diese sonst etwas oberflächlichen Beziehungen wurden bei den Grünewaldts nicht nur durch Scherz und Humor gewürzt, sondern auch durch geistige Interessen und die Pflege der Musik veredelt. Iwan hatte für diese Kunst eine ungewöhnliche Begabung, wie es auch seine schönen Liederkompositionen beweisen, von denen wir folgende hervorheben:

J. v. Grünewaldts Lieder.

1. An die Natur (Süße heilige Natur).
2. Das gestörte Glück (Ich hab ein junges heißes Blut).
3. Sehnsucht der Liebe (Wie die Nacht mit heiligem Beben).
4. Mondes Gruß (Sei mir süß willkommen).
5. Mut (Hinaus, hinaus ins rasche Leben).
6. Der Morgen des Glaubens (Ein Jüngling stand auf Bergeshöh').
7. Armes Herz, du konntest wähnen.
8. Der Morgenstern (Stern der Liebe, Glanzgebilde).
9. Erinnerung (Schweigend in des Abends Stille).
10. Quartett (Nimm hin die kleinen Blüten).
11. Gebet (Hör uns Allmächtiger).
12. Die Augen der Geliebten (Augen, zarte Seelenblüten).
13. Das Terzett für die drei Brüder (Kennt Ihr das Terzett für die drei Brüder)?
14. Terzett (Jeder hat so seine Sorgen, jeder hat so seine Freuden).

Diese Kompositionen existieren nur handschriftlich und sind infolgedessen nur noch den Familienmitgliedern bekannt. Das ist gewiß bedauerlich, denn sie sind alle sehr schön, zum Teil ergreifend, wie z. B. das Körnersche Gebet während der Schlacht (Nr. 11), zum andern Teil hoch poetisch aufgefaßt, gesanglich außerordentlich dankbar.

Iwans schöne Baritonstimme und sein tief empfundener Vortrag deutscher Lieder sind allen, die ihn zu hören das Glück gehabt haben, unvergeßlich geblieben. In Reval trat er in Wohlthätigkeitskonzerten auf, und sowohl dort wie in Moedders vereinigte er seine Stimme mit dem herrlichen Tenor Alexander Krüdeners und den wundervollen Stimmen der Schwestern Sophie und Luise

Kaulbars, Schülerinnen der Mara, in den Quartetten deutſcher und altitalieniſcher Meiſter.

Aus dieſer Periode fehlen für das Privatleben Iwans jegliche Briefſchaften. Dagegen finden ſich für ſein öffentliches Leben einige Dokumente in den Archiven der eſtländiſchen Ritterſchaftskanzlei vor.

Er hat den provinziellen Landesdienſt von der Pike an durchgemacht. War es doch die Pflicht und der Stolz jedes Eſtländers, jeden Landesposten anzunehmen und ſeine Kräfte freiwillig und unentgeltlich dem Vaterlande zu widmen.

Einen ganz beſonderen Eifer in dieſer Richtung zeigte der Freundeskreis, den wir ſchon in der Jugend im Auslande mit den Brüdern Grünewaldt zuſammentreffen ſahen. Zu demſelben gehörten die ſpäteren Landräte Rudolf Patkul, Ed. Fock, Otto Taube, Otto Lilienfeld und einige andere. Sie ſelbſt nannten ſich in Erinnerung an ihre Studienzeit die Heidelberger, und da ſie ſich oft zu vorbereitenden Erörterungen der landespolitiſchen Fragen zuſammenfanden und in den öffentlichen Verhandlungen maßgebend in die agrarreformatoriſchen Bewegungen der dreißiger und vierziger Jahre eingriffen, — ſo wurden ſie wohl auch ſcherzweiſe im Publikum „der Generalſtab" genannt. —

Iwan von Grünewaldt hatte im Laufe von neun Jahren folgende Poſten bekleidet: 1821 Manngerichtsaſſeſſor; in den Jahren 1824 bis 1830 Hakenrichter für den Diſtrikt Jerwen.

Auf dem Landtage 1830 wurde er zum Ritterſchaftshauptmann gewählt, 1833 fand ſeine Wiederwahl zu dieſem Poſten ſtatt, worauf er nach Schluß dieſes zweiten Trienniums 1836 Landrat wurde.

Zugleich erwählte ihn die Ritterſchaft zum Delegierten der Reviſionskommiſſion für die Kodifikation des Provinzialrechts.

Dieſer Auftrag feſſelte ihn drei Jahre, bis 1839, in Petersburg, ſo daß er in dieſer Zeit meiſt nur als Gaſt im häuslichen Kreiſe erſchien.

Aus den beifolgend angeführten Archivauszügen mögen hier einige im Auszuge, andere in extenso angeführt werden. Sie charakteriſieren Iwan in ſeinen landespolitiſchen Beſtrebungen und werfen zugleich einige Streiflichter auf die derzeitigen politiſchen Zuſtände der Oſtſeeprovinzen:

Aus der Ritterſchaftskanzlei.

Landtag 4. Febr. 1830 Rede nach der Wahl zum Ritterſchaftshauptmann.

Ausschuß 29. Febr. 1832 Bericht des Ritterschaftshauptmanns über seinen Aufenthalt in Petersburg.
Landtag 7. Febr. 1833 Landtagseröffnung, Bericht des Ritterschaftshauptmanns.
„ 10. Febr. 1833 Anrede nach der Wiederwahl.
„ 22. Febr. 1833 Landtagsschluß.
„ 10. Dez. 1833 Anrede des Ritterschaftshauptmanns.
Ausschuß 12. Sept. 1834 Bericht über die Enthüllung der Alexandersäule.
Landtag 4. Febr. 1836 Schlußrede des Ritterschaftshauptmanns.
Ausschuß 11. Mai 1836 Wahl als Delegierter zur Gesetzkommission.
Landtag 1. Februar 1839 Auszug aus der Eröffnungsrede des Ritterschaftshauptmanns Patkul bezw. der Thätigkeit J. v. Grünewaldts in der Revisionskommission.
Landtag 1. Febr. 1839 Dank der Ritterschaft.
Ausschuß 22. Juni 1839 Schlußbericht Landrats v. Grünewaldt über die Kodifikation des Privatrechts.
„ 22. Juni 1839 Denkschrift „über die gemischten Ehen".
„ 7. Sept. 1839 Vorschlag des Ritterschaftshauptmanns, Landrat Grünewaldt mitzunehmen nach Petersburg zu den Kodifikationsarbeiten.

Die sämtlichen Abschriften und Auszüge aus den Akten und Protokollen findet der geneigte Leser, welcher sich für dieselben interessiert, im Anhange abgedruckt Nr. I S. 1.

Im Schloß zu Reval als Gouverneur.

Berufung zum Gouverneur.

Der Winter 1841—42 war ein sehr ereignisreicher, trüber für die Familie Grünewaldt. Schwere Krankheiten erfüllten die Herzen mit Sorge, und der Tod vieler Familienglieder hinterließ unausfüllbare Lücken.

Alexandra wurde von schwerer Krankheit ergriffen, und im Laufe von wenigen Monaten hatten sie und Iwan den Verlust eines neugebornen Söhnchens, der zwanzigjährigen Tochter Marie, des Schwiegervaters Engelhardt, der Tante aus Koddaſſem und der Mutter Anna Christine zu beklagen.

Mitten in diese Zeit fiel die Berufung Iwans v. Grünewaldt zum Gouverneur von Estland. Dieselbe wurde ihm von seinem Freunde Poll, Direktor der Ministerialkanzlei des Innern durch ein offizielles Schreiben mit beifolgendem Briefe mitgeteilt:

„St. Petersburg, den 14. Dezember 1841,
Sonntag Abend 9 Uhr.

Anbei, teurer, geliebter Freund, erhalten Sie ein offizielles Schreiben von dem Ihnen wohlbekannten Direktor der Ministerialkanzlei des Innern, der Sie in seinem viel bewegten Leben auch schon manchmal mit seinen Zuschriften behelligt hat, diesmal aber zudringlicher sein möchte, als je zuvor. Hier in aller Kürze der Zusammenhang der Sache! Als im verwichenen Frühjahr der verstorbene Gouverneur Benkendorff so krank war, daß wir täglich die Todesnachricht zu erhalten glaubten, befahl mir der Minister

Graf Perowsky, bei eintretender Vakanz Ihretwegen sofort zu unterlegen. Das habe ich gleich gethan; als mir der Herr Ritterschaftshauptmann vor acht Tagen schrieb, daß B. gestorben sei, und nachdem seit jenem Tage wiederholt mit dem Minister die Rede von Ihnen gewesen, erhielt ich heute den Bescheid, Sie per Estafette hierher einzuladen. Ich machte Ihrem Herrn Bruder sofort Mitteilung darüber und übersende Ihnen nun zugleich mit meinem offiziellen Schreiben zwei Briefe Ihres Bruders.

Daß der Minister Sie zuvor hier zu sehen wünscht, beruht auf dem einfachen, von ihm mit der seinem Charakter eigenen Konsequenz durchgeführten Grundsatz, keinen Gouverneur Seiner Majestät vorzustellen, von dem er nicht persönlich Kenntnis hat. Er hat übrigens die beste Meinung von Ihnen und findet es besonders empfehlenswert, daß Sie den ganzen Gouvernementsdienst durchgemacht haben. Sie werden Ihrerseits an ihm einen mit dem reinsten Willen und seltenem Scharfblick begabten Mann kennen lernen, der, wie er den Mißbräuchen mit eisernem Willen entgegentritt, ebenso Verdienste um das öffentliche Leben wohl zu würdigen weiß und unter anderem auch keineswegs die Schwierigkeiten der Lage eines Gouverneurs verkennt, der auf seinen Gehalt allein reduziert ist. Dabei ist er davon unterrichtet, daß Ihre äußeren Umstände Ihnen nicht erlauben, etwas zuzusetzen. Mit einem Wort: ich habe die größte Freudigkeit, diesen Ruf an Sie ergehen zu lassen, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich überzeugt bin, daß es der große Spender unserer Schicksale, unser treuer Lebenshirte ist, der Sie in Seine Arbeit dingen wird. Ist es aber Sein Wille, wer mag dem widerstehen oder Bedingungen machen wollen oder sich umsehen. Der Herr will einen blinden Gehorsam, und da heißt es: „Laß Dir an meiner Gnade genügen, ich werde für Dich sorgen, und es soll Dir nicht fehlen an irgend einem Guten Dein Lebelang.“ So habe ich es erfahren, ich elender Mensch, der ich mich aller seiner Güte und Treue, der ich in meinem angstvollen Leben täglich mehr inne werden darf, völlig unwürdig achte. Es ist was Großes auf dem sturmbewegten Leben unserer Wallfahrt, uns in Seiner Hand zu wissen und es zu fühlen.

Das ist mehr als alle Genüsse und Freuden des Lebens. Darum, alter Freund, her die Hand und eingeschlagen und mit David auch über die Mauer gesprungen. Er wird es alles wohl machen! —

Mündlich ein Mehreres, wills Gott!

Meine innigſten Empfehlungen Ihrer verehrten Gemahlin von mir, mit dem wärmſten Gruße im Herrn, einen herzlichen Händedruck

Carl von Poll."

Dieſe Berufung war für die Familie in jeder Beziehung von hoher Wichtigkeit, denn, indem ſie Iwan einem neuen Wirkungskreiſe zuführte, mußte auch die Familie ihren Wohnort wechſeln und ihren Lebensgewohnheiten eine neue Geſtalt geben.

Die Mutter Anna erlebte noch die Berufung des Sohnes zum Gouverneur. Obzwar ſie ſchon ſchwer leidend war, ſchrieb ſie ihrem ſich in Petersburg befindenden Sohn noch folgenden rührenden Brief:

Weißenſtein, den 24. Dez. 1841.

„Mein geliebter Sohn.

Mein eignes Herzenskind, das weder der Gouverneur in Reval, und wenn er noch mehr wäre, mir von meinem Herzen nehmen könnte und das gegenwärtig mit ſeinem Kummer und Sorgen ganz damit verwachſen iſt. Du armer, ſchwergeprüfter Sohn. Der Herr hat Großes mit Dir im Sinn, daß Seine Gnade Dich ſo ſucht! Ach! dieſelbe möge Dich denn auch bewährt finden in jeder Seiner Prüfungen, in denen er Dich heimſucht. — Wenn Du Dein altes Mutterherz ganz kennſt, ſo mußt Du's wiſſen, wie meine Seele jetzt mit Euch lebt — ja ich kann ſagen — Nächte und Tage umgiebt. — Ja könnte ich jetzt nur reiſen, ich wäre ſchon in Hukas, obgleich ich nichts thun kann, als lieben — jede Sorge teilen, Euch alle nur ſehen, wie Ihr denn jetzt ausſehet, in dieſen Tagen voll Leid und Not, vielleicht auch Freude über die neue Stellung, die doch ſo ehrenvoll iſt. — Ich mußte weinen, als Mathildens Brief uns dieſe mitteilte, aus Freude war es wohl nicht, ein ſtilles Gebet aber für Dich, mein eignes Kind, im tiefſten Grunde des treueſten Herzens in der Welt. — Ach, Herr Jeſu! Nimm Du mein Kind, dein eignes, teures Geſchenk! nimm es jetzt beſonders in Dein treues Herz — wo die Verſuchung in jeder Geſtalt ihm nahe tritt. Halte ihn mit Deinem Erbarmen und laſſe ihn nicht von Dir weichen, damit Du ihn einſt bewährt findeſt nach Deinem Wohlgefallen, Rechenſchaft abzulegen von dem, was Du ihm jetzt Großes anvertrauſt. — Die liebe Mathilde hat uns mit den Knaben alles mitgeteilt, was jetzt zuletzt Neues ſich bei Dir zugetragen. Du kannſt Dir denken, wie das alles ſich meiner Seele, meines ganzen Weſens bemeiſterte. Deine Alexandra in Lebensgefahr,

Dein vierter Sohn Dir vom Herrn abgerufen. Nun, er ist's ja selbst, der es so will, und unser Herz spricht Amen! Wenngleich das Auge dazu weint. — Mit großer Spannung erwartete ich Montag die Knaben, da Golli[1]) schon am Sonnabend uns Deinen Brief an Ernst brachte und durch Lafontaine[2]) die Nachricht von Marie. Gottlob! Es war alles besser, als meine geängstigte Erwartung befürchtete. Doch möchte ich bitten, so oft nur möglich mir Nachricht zu geben, es kann ja nur in wenigen Zeilen sein. Laßt mich nicht vergebens bitten, diese ängstliche Ungewißheit zehrt an meiner Gesundheit, da jede Gemütsbewegung mehr und weniger mir den Brustkrampf zuzieht. Ich werde ihn schon so gewohnt, da er öfter am Tage kömmt, daß meine Umgebung es am seltensten erfährt. Es beengt mir jetzt weniger die Luft, als wie sich ein heftiger Schmerz und ein Spannen in der Brust verbreitet, — das allmählich übergeht, wenn ich mich ganz still verhalte und mich nicht hinlege, das Liegen vertrage ich dann gar nicht.

So naht sich denn allmählich, ganz leise der Ruf meines Herrn, zu dem ich mich schon lange bereite und zu welchem das Gebet meiner so zärtlich geliebten Kinder alle — mich sanft zuführt. —

Wie gern wüßte ich jetzt, wie alles bei Euch aussieht, wo meine Seele weilt. Wo Alexandras Wochenzimmer ist? Wo Marie ihr Krankenzimmer? Wie mein Jungchen aussah, das sogleich wieder hinüberging? Wem er glich? ob er neben Deinen drei Kindern in Müllersfeld ruht? Wie Deine Pläne für die nächste Zukunft sind? ob Du Dein Logis gleich veränderst oder der Wittwe die Wohnung noch läßt? Ach, ich könnte noch zehn Fragen hinzufügen, die meine Liebe und Teilnahme diktiert, aber ich will Dich nicht ermüden, Du mein eigenes geliebtes Kind, dessen Herz und Sinn ohnehin jetzt so in Anspruch genommen wird, ich will Dir nur ganz kurz noch einen Gedanken von mir mitteilen, der mir rechte Freude macht. Nämlich, daß Otto Dir im März von meinen Zinsen 1000 Rubel bar auszahlen soll zur ersten Einrichtung Deines Hauses, das der Herr segnen möge mit seiner reichsten Gabe, sich selbst und mit Euch Wohnung machen und nie daraus weichen. Nimm, Du lieber Sohn, das Sümmchen an mit der Liebe, wie es Dir mit Liebe und Freudigkeit gegeben

---

[1]) Maydell.

[2]) Lehrer an der Koickschen Schule.

wird. — Und nun muß meine geſchwätzige Feder auch einmal ſchweigen. —

Lebe wohl! der Herr behüte Dein Haus und führe Geſundheit und Ruhe wieder hinein. Deinen Kranken giebſt Du beiden einen Liebeskuß von Deiner Dich zärtlich liebenden Mutter

A. v. Grünewaldt.

Deine Geſchwiſter hätten beide Dir geſchrieben, wenn es nicht der Tag vor Weihnachten wäre, der allerkonfuſeſte im Leben, was Du auch meinem Briefe anſehen wirſt, der wie von einem Kinde geſchrieben ausſieht."

Bald darauf erhielt Iwan die Nachricht vom Tode der Mutter. Er ſelbſt ſchildert den ſchmerzlichen Eindruck dieſer ſchweren Tage in folgenden Worten:

„Am 2. Dez. 1841 ſtarb der damalige Civilgouverneur von Eſtland P. von Benckendorff. Einige Wochen darauf ward ich durch einen Kurier nach Petersburg zum Miniſter des Innern berufen, um, wie ich vorher ſah, zum Nachfolger ernannt zu werden. Wenige Tage nach meiner Ankunft in der Reſidenz kam ein Brief von meinem Schwager Maydell mit der Nachricht, daß unſere teure Mutter vom Schlage gerührt worden und wenig Hoffnung zu ihrer Rettung vorhanden ſei. Meine Ernennung zum Civilgouverneur war bereits erfolgt; meine Sehnſucht, die ſterbende Mutter noch einmal zu ſehen, ſteigerte ſich zu wahrer Angſt, aber ich konnte nicht fort, der Kaiſer wollte mich noch in einer Privataudienz empfangen und der Tag dazu war nicht beſtimmt. Es waren Tage des qualvollſten Wartens. Am 11. Jan. 1842 fand endlich die Audienz ſtatt, noch an demſelben Tage reiſte ich mit meinem Bruder Moritz ab, aber ſchon auf der Station Jewe fanden wir einen Brief, der uns den bereits am 6. Jan. erfolgten Tod der Mutter meldete. Mein Bruder reiſte abends nach Weißenſtein, — ich aber nach Hukas zum Lager einer ſterbenden Tochter. Die Hülle der entſchlafenen Mutter ward nach Orriſaar transportiert und auf unſerem Familienbegräbnis in Müllersfeld der Erde übergeben, zuſammen mit meiner Tochter Marie und einem totgebornen Söhnlein am 3. Februar 1842.

Sie ſchlummert unter einem einfachen, von Thränen dankbarer Kindesliebe oft benetzten Stein." —

Hier möge noch die Überſetzung eines lettiſchen Briefes [1])

[1]) Von einem Bauern, Pächter eines Bauerhofes auf dem Gute Weißenſtein.

folgen. Er zeichnet in schlichten Worten die Verehrung, welche die Weißensteinschen Bauern für die edle Greisin empfanden:

„Libbert Gesinde den 10. April 1842.

Hochzuverehrender

Gnädiger Herr Gouverneur von Grünewaldt.

Ich weiß nicht, wie ich Ew. Excellenz für die Gabe, mit der Dieselben mich beschenkt haben, danken soll.

Seien Sie mit Ihrer gnädigen Frau Gemahlin gegrüßt von mir, meiner Frau und meinen Kindern. Wir sind alle über Ihre große Liebe zu uns sehr erfreut. Möge der höchste gnädige Gott, der Himmel und Erde regiert, Sie segnen und Ihnen Gnade und Weisheit zu ihrem wichtigen, vom Kaiser anvertrauten Amt als Gouverneur geben. Ich würde mich nicht erkühnt haben, Ihnen zu schreiben, aber es hat mein Herz tief bewegt, als Herr v. Maydell mir erzählte, daß Ihre gnädige Frau Mutter, als sie die Nachricht erhielt, welches wichtige Amt Sie zu übernehmen hätten, sogleich in ihrem Zimmer niederkniete und den lieben Gott anrief, er möge Ihnen helfen, denn das sei ein schweres Amt. Manche andere Mutter würde darüber sich der Freude überlassen haben, daß ihr Sohn zu solcher Ehre gelangt sei, aber sie betete zu dem gnadenreichen Heiland. Das bleibt mir unvergeßlich und ist für uns alle ein schönes Vorbild.

Ihre gnädige Frau Mutter war einst auch in unserem Libbert-Bethause. Dort wollen wir nun zu ihrem Andenken das h. Kreuz aufhängen, wo sie einst saß, die h. Bibel in der Hand hielt und für sich mitlas. So wünschten wir diese Gabe, das Bild des Allerteuersten, welches uns ihre Liebe geschenkt hat, in unserem Bethaus zu verwahren. Wir werden in unserem Gebet sie nie vergessen.

Ich verbleibe in steter Erinnerung Ew. Excellenz großen Liebe

Peter Libbert."

Die Liebe, Achtung und Dankbarkeit, die sich die Hukasschen Grünewaldts in ihrer Gegend erworben hatten, und das Bedauern, mit welchem man sie ziehen ließ, ersieht man aus verschiedenen Abschiedsbriefen, und mag hier in folgenden Zeilen vom Koickschen Hauslehrer Maisiszig zusammengefaßt werden:

„Dezember 1841.

Sie ziehen in den Streit für Licht und Recht . . . wir wiſſen, der Herr wird es hindurchführen. Wir bleiben zurück, einſam, traurig und doch freudig. Wir begleiten ſie mit Gebet und Flehen, das iſt auch unſer Zuſammenhang in der Ferne."

Civilgouverneur und Leben im Schloß zu Reval.

Die 17jährige Thätigkeit Iwans v. Grünewaldt als Gouverneur gehört gewiß zu den wichtigſten Epiſoden ſeines Lebens.

Auch Alexandra fand hier Gelegenheit, ihre reichen Gaben ganz zu entfalten. Es galt, die Pflichten des häuslichen und Familienkreiſes mit denen der Geſelligkeit und Repräſentation zu vereinigen. Zudem eröffnete ſich in dem Armenweſen ein Wirkungskreis, dem Alexandra eine bisher in Reval noch nicht dageweſene Bedeutung und Ausdehnung zu verleihen wußte.

Den Winter verbrachte die Familie immer auf dem Schloß auf dem Dom, das mit ſeinen altersgrauen Türmen noch an die Zeiten mahnt, wo die ſtolzen Ordensbrüder in Streit und Fehde auf ihrem rauhen Felſen hoch über der Stadt thronten. Die moderne Faſſade, ſowie der Ausbau der ſchönen Räume des innern Schloſſes ſtammten aus dem 18. Jahrhundert. Baron Kaulbars auf Raggafer, ein leidenſchaftlicher Freund der Architektur, hatte den betreffenden Plan entworfen. Den Sommer verbrachte die Familie v. Grünewaldt in den erſten Jahren meiſt in Hukas; ſpäter, als dieſes Gut verarrendiert und dann verkauft wurde, in der Umgegend von Reval, in Seewald, Blankenthal und Katharinenthal.

Hier möge eine Schilderung aus der Feder Leopold Pezolds, früheren Redakteurs der Revaler Zeitung, das Leben jener Zeit im Revalſchen Schloß betreffend, eingefügt werden:

„. . . . . Es war das Schloß in Reval, das damals in dreifacher Weiſe das Gemüts- und Geiſtesleben wie die öffentliche Liebesarbeit anregte. . . . Der geiſtreiche, liebenswürdige und freigeſinnte Gouverneur Johann von Grünewaldt machte ſein Haus zum Mittelpunkt aller idealen Bewegungen der Zeit. Ihm ſtand ſeine hochgebildete, mit ſeltenen Gaben des Geiſtes und Herzens ausgeſtattete Gemahlin in dieſem Beſtreben treu zur Seite, eine Frau, die in ihrer äußeren Erſcheinung, wie in ihrem Weſen der Gattin des Freiherrn Chr. Joſ. von Bunſen auffällig glich.

Auf dem Schloß in Reval konstituierte sich unter dem Vorsitz des Gouverneurs die estländische Litterarische Gesellschaft im Jahre 1846.

Im Schloß fanden alle die religiösen Anregungen des Pastors Huhn warmes Verständnis; jede Maßlosigkeit und Krankhaftigkeit aber ihre Schranke. Im Schlosse wurde praktisches Christentum in der Bildung wohlthätiger und christlicher Vereine geübt, im Schlosse endlich auch die freie und edle Geselligkeit gepflegt, welche sich über den Hochmut und die Beschränktheit der Stände erhob ....

In Grünewaldts Haus und auf seine Veranlassung hielt der geistreiche Eduard Meyer seine Vorträge über Goethe.

Wärmere Beziehungen zwischen Stadt und Dom hatte Grünewaldt auch von diesen Vorträgen erhofft, wie von den gesellschaftlichen Veranstaltungen und gemeinschaftlichen musikalischen Aufführungen — Johann v. Grünewaldt war ein feingebildeter Musikkenner, ein vollendeter Meister des Gesanges und eine tief angelegte poetische Natur, — aber die Frucht war gering! auch seine und seiner Gemahlin persönliche Liebenswürdigkeit vermochte nicht die althergebrachte Abneigung zwischen arx et urbs zu versöhnen. Man lebte eben nebeneinander fort, nicht miteinander."

Mehrere wohlthätige Anstalten wurden von Alexandra v. Grünewaldt gestiftet; von diesen sei besonders die noch jetzt in Reval bestehende, im Jahre 1844 begründete Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder erwähnt. Der erste Vorsteher derselben, Bauer, war im Rauhen Hause in Hamburg ausgebildet und von Wichern empfohlen worden. Außerdem ist noch das Frauenstift zu nennen.

Für ihre Bazare und Verlosungen zum Besten der Armen verstand Alexandra es, nicht nur die Bewohner der Stadt, sondern auch die Kaiserinnen und Großfürstinnen zu interessieren. Die Frauenwelt Revals suchte sie durch einen Frauenverein in das allgemeine Liebeswerk hineinzuziehen."

Ein von Iwans Hand geschriebener Entwurf liegt uns vor, und mag hier als Zeugnis der christlichen Gesinnung beider Ehegatten abschriftlich wiedergegeben werden:

Statutenentwurf für den Frauen-Verein.

Der Zweck unseres Vereins ist:

„Möglichste Aushülfe den Armen an Leib und Seele." Dem Leben möchten wir sie zurückgeben, nachdem sie dem Tode verfallen waren; ihre Kräfte möchten wir dazu beleben, den Muth ihnen

wiedergeben, ihr Herz umgeſtalten helfen, zum Wandel vor Gottes Angeſicht als arme, der Sünde ſich bewußte, aber begnadigte, und durch die Gnade geheiligte Sünder.

Die Aufgabe iſt groß, die Mittel, ſie zu löſen, in jeder Beziehung ſchwach und gering! Aber wer die Hand an den Pflug legt und ſieht zurück, iſt nicht geſchickt zum Reiche Gottes. Wir wollen nicht auf unſre Schwachheit, unſre Armuth ſehen, ſondern auf den Herrn, und Seines Wortes gedenken, daß: was wir dem Geringſten Seiner Brüder gethan, das haben wir Ihm gethan. Wir wollen uns an Seine Verheißung halten, daß Seine Kraft im Schwachen mächtig iſt, und Er ſegnen kann über Bitten und Verſtehen, was in Seinem Namen geſchieht. — Sind wir darauf einig und haben wir den Muth, wir, die wir nichts ſind, das Höchſte und Größeſte auch als unſer Ziel ins Auge zu faſſen — ſo laſſen Sie uns noch einmal die Wege prüfen und beſtimmen, auf denen wir unſrem Ziele zuzueilen haben.

Wir erkannten bisher perſönliche Bekanntſchaft mit den Armen und Zuwendung von Arbeit und Erwerb als das Weſentlichſte unſrer Wirkſamkeit. Auf dieſer Grundlage werden folgende Punkte den lieben Frauen, die den Verein bilden oder demſelben noch beitreten wollen, als Regel und Leitfaden vorgelegt und mögen dieſelben auch die Statuten des Vereins bilden, bis Erfahrung und Umſtände unter der Hand des Herrn ein Anderes und Verbeſſertes nöthig machen.

1. Ein jedes Glied des Vereins ſieht ſich als lebendigen Theil des Ganzen an, mit ſelbſtändigem Leben und Wirken, will ſich nicht bloß von menſchlicher Hand leiten laſſen, ſondern in lebendigem organiſchem Einsſein mit dem Herrn, unſrem Haupte, ſelbſt leben und handeln. In dieſem Sinne machen ſie ihre Beſuche bei den Kranken und gehen auf deren Zuſtände ein, nicht als bloße Berichterſtatterinnen und Werkzeuge, geleitet durch fremdes Leben, ſondern durch das eigne erwärmt, befähigt und beſeelt, als denkende, handelnde Mitarbeiterinnen, die zur Freiheit des Geiſtes berufen, auch nur allein durch das Band der Liebe und der gleichen Intereſſen mit dem Verein und der Vorſteherin verbunden ſind.

2. Unſre Mitglieder theilen ſich in ſolche, die den Armen Arbeit ertheilen, dieſelbe für ſie einrichten und herbeiſchaffen, ſie in derſelben beaufſichtigen und die Bezahlung leiſten, und

3. in Solche, die perſönliche Beſuche bei den Armen machen und ſich von dem geiſtigen und leiblichen Zuſtand derſelben möglichſt

in Kenntniß ſetzen, um demgemäß in einen Verkehr und Umgang mit ihnen zu treten.

4. Die Familien, die beſucht werden, müſſen von unſrem Verein, auf Vorſchlag einzelner Mitglieder oder der Herren Aerzte, oder andrer Armenfreunde, nach gehöriger Prüfung förmlich zur Behandlung und Verpflegung von uns aufgenommen werden und davon in Kenntnis geſetzt ſein, unter der Bedingung, daß ſie ſich unſrer Theilnahme würdig beweiſen oder dieſelbe verlieren.

5. Die beſuchenden Frauen machen ſich anheiſchig, wöchentlich wenigſtens einen Beſuch bei den von ihnen übernommenen Familien zu machen und dabei ihre Bemerkung, zu deren Anleitung ein beigelegtes Schema dienen kann, ſchriftlich zu machen. Die ſo erlangte Kenntniß der vorhandenen Zuſtände wird in einer monatlichen Zuſammenkunft bei der Vorſteherin zur Berathung und fernern Verfügung gebracht. Die Arbeit ertheilenden Frauen verſammeln ſich gleichfalls bei der Vorſteherin und der ſämmtliche Verein vierteljährlich, bei welchen letzteren Berathungen auch Gäſten der Zutritt geſtattet wird, die ſich mit den Angelegenheiten des Vereins bekannt machen wollen.

6. Die Unterſtützungen werden ſo wenig als möglich in baarem Gelde gereicht, und wenn es nothwendig wird, eine ſolche zu gewähren, muß ſie nicht in die Hände der Armen ſelbſt übergehen, ſondern von den Frauen für ſie verausgabt werden, wie z. B. für Miethzins oder Abgabezahlung. Eine jede der Frauen erhält aus der Kaſſe eine kleine monatliche Summe, die ſie nach Gutdünken zum Beſten ihrer Armen verwenden kann und nur bei vorkommenden größern Nothfällen und erforderlichen Ausgaben wird in der gemeinſchaftlichen Berathung über die weitere Aushülfe entſchieden. Für die zu ertheilende Arbeit wird eine ſeparate Kaſſe abgetheilt, nach deren Mitteln die Ausdehnung dieſer Hülfsleiſtung ſich richten muß. Vorzugsweiſe werden die Arbeiterinnen von den beſuchenden Frauen und der Vorſteherin an die Arbeit ertheilenden gewieſen und, wenn mehr Arbeit ertheilt werden kann, als dieſe Armen zu leiſten im Stande ſind, können auch Bedürftige außerhalb dieſer Grenzen mit Arbeit verſorgt werden.

7. Was die Mittel anbetrifft, ſo wird von der Herbeiſchaffung derſelben durch Beiſteuern und anzuregendes Intereſſe im Publikum, wie in den Angelegenheiten des Verkaufs der verfertigten Arbeiten, bei einer jeden einzelnen unſrer Mitglieder eine rege Theilnahme

und Thätigkeit vorausgesetzt und erwartet, so daß diese Aufgabe von ihnen mit als die ihnen gestellte angesehen wird.

8. Die Vorsteherin hält die Fäden des Ganzen in ihren Händen, leitet die Zusammenkünfte, bildet den Vereinigungspunkt für sämmtliche Glieder des Vereins und behält sich in dringenden Fällen, die nicht bis zur Zusammenkunft hinausgeschoben werden können, die Entscheidung für das nothwendige Handeln vor."

Alles, was das Reich Gottes auf Erden fördern kann und für unsre Wirksamkeit sich eignet, sei willig von uns aufgenommen, vorliegend jetzt das Anerbieten eines neu entstandenen Vereins, sich uns anzuschließen und in uns überzugehen. Die Glieder jenes Vereins bieten uns ihre geistigen Kräfte und ihre Geldmittel an, und wir ihnen Herz und Hand zu vereinter Wirksamkeit.

Da zunächst bei ihrer Aufforderung zu der kleinen Gabe eines Kopekens S. M. wöchentlich der Zweck vorlag, der Bettelei Einhalt zu thun, würden wir im Fall einer Einigung darauf bedacht sein, dem möglichst nachzukommen und zwar durch eine im Armen-Magazin zu errichtende Suppenanstalt, woselbst allen Armen, die von den Einzahlenden statt eines Almosens, eine Suppenmarke erhalten hätten, eine Portion Suppe und Brot gereicht werden würde, die dort verzehrt werden müßte, um jedem Mißbrauch vorzubeugen. Ob die neuen Mittel, die unsrer Kasse durch den Kopekenverein zufließen werden, noch größere Unternehmungen, etwa den Ankauf eines Hauses zu billiger Miethe oder freien Wohnungen für Arme mit einem Privatkrankenhause, gestatten könnten, würde die Folge bald ausweisen. Diese wie jegliche Pläne der Art stellen wir ganz und völlig und damit auch unsre Herzen in die Hand des Herrn, daß Er sie lenke und gebrauche zu Seiner und nicht zu unsrer Ehre.

Die Großfürstin Helene.

In den Sommer 1842 fällt die Bekanntschaft Iwans mit der Großfürstin Helene. Die freundschaftlichen Beziehungen zu dieser hochbegabten Fürstin gewannen später noch eine besondere Bedeutung für die ganze Familie, indem sie auch in den Lebenslauf seines Bruders Otto thatsächlich eingriffen.

In diesem Jahr verweilte die Großfürstin Helene zum Seebade in Katharinenthal. Es konnte nicht fehlen, daß der geistvolle Gouverneur und seine liebenswürdige Gemahlin bei ihr Beifall

fanden. Hatte die Großfürstin doch die ganz besondre Gabe, wo immer sie war, die bedeutenden Persönlichkeiten herauszufinden und um sich zu versammeln. Ihr lebhafter Geist erfaßte und umfaßte alle ihr entgegentretenden Lebensfragen auf wissenschaftlichen, künstlerischen und socialen Gebieten. Auch aus der nachfolgenden kleinen Korrespondenz mit Iwan v. Grünewaldt kann man ersehen, wie sie ihm nicht nur ihr freundliches Wohlwollen, sondern auch das volle Interesse und Eingehen in seinen Beruf und die estländischen Landesangelegenheiten schenkte.

Die Worte inniger Ergebenheit in den Briefen Iwans sind keine Phrasen, sondern der Ausdruck der wirklich empfundenen, ritterlichen Verehrung, welche er dieser ausgezeichneten Fürstin entgegentrug.

Brief der Großfürstin.

„Petersburg, den 19. Okt. 1842.

Ich ging schon mit dem Gedanken um, Ihnen zu schreiben, denn ich fand es doch gar hart, auch nichts mehr von Ihnen zu vernehmen, als ich Ihren Brief erhielt. Dafür danke ich Ihnen herzlich, sowie für die Beilagen, die mein Interesse, dem verschiedenen Inhalt nach, sehr angeregt haben. — Mein Herz und mein Sinn gehört nun einmal Ihren Zuständen — möchten sich dieselben zum Guten wenden — bis jetzt scheint man nicht auf dem besten Wege dazu. —

Mir geht es ganz gut — meine Gesundheit erhält sich vor der Hand ziemlich — ma mauvaise tête läßt mich nur zuweilen den ungebundenen Austausch der Gedanken vermissen, der meiner Ansicht nach dem Leben den größten Reiz verleiht — mit dem Übertünchen will es bei mir nie recht gehen, denn jedes tüchtige Streben muß ja das Wahre in Allem zum Zweck haben, und da kenne ich nur meine eigenen Fehler als Hemmung . . . . . Darum gedenke ich oft mit stiller Freude des vergangenen Sommers und alles Guten, was der Himmel so gnädig in meine Seele herabsenkte.

Ich dachte mir es wohl, daß unsre glückliche Reise Sie freuen würde — gedenken Sie manchmal meiner und der Meinen, wenn es Ihnen wohl ums Herz ist und bewahren Sie die Überzeugung von meiner aufrichtigen und herzlichen Teilnahme an Ihrem Schicksal und an Ihrem erfolgreichen Streben. Meine besten Grüße Ihrer Frau.

Helene.

Brief Iwans v. Grünewaldt.

Allerdurchlauchtigſte

Gnädigſte Frau Großfürſtin.

Ihre Kaiſerl. Hoheit haben mich mit einem eigenhändigen Schreiben beglückt und dadurch zu einem Dank verpflichtet, dem ich keinen Ausdruck zu geben vermag.

Es konnte nichts überraſchender für mich, aber auch nichts ehrenvoller und wohlthuender ſein, als dieſes neue Zeichen einer Huld und Gnade, die ich zwei unvergeßliche Monate hindurch perſönlich zu erfahren das Glück hatte, und die nun auch aus der Ferne meiner ſo gnädig gedachte.

Einen zweiten Dank habe ich Ew. Kaiſ. Hoheit für die Zuſendung des Berichts vom Herrn Akademiker Brandt über den Kornwurm abzuſtatten. Ich pflichte demſelben inſofern vollkommen bei, als von der genaueſten naturhiſtoriſchen Beobachtung dieſes Tiers allein die Möglichkeit ſeiner Vertilgung zu erwarten ſteht; die im gedachten Bericht angegebenen Mittel ſind den hieſigen Landwirten nicht unbekannt, haben ſich aber neben vielen anderen nicht immer genügend erwieſen und die alte Behauptung bewahrheitet, daß, wo es zur Abhülfe gewiſſer Übel viele Mittel giebt, man gewiß noch kein vollkommen ausreichendes gefunden hat. Ich gedenke einen der Lehrer der hieſigen Domſchule, der ein tüchtiger Zoolog ſein ſoll, aufzufordern, daß er dieſes Tier gründlich ſtudiere und die Reſultate veröffentliche, damit recht viele darauf weiter bauend Verſuche und Erfahrungen machen könnten, wie der Vertilgungskrieg gegen den böſen Feind am zweckmäßigſten geführt werden möge. Seine Verheerungen ſind in dieſem Herbſt ſehr arg geweſen. Ich habe namentlich im Hapſalſchen Kreiſe große Ausſaaten auf den Hofs- und Bauernfeldern ſo zerſtört geſehen, daß man nur durch einige, an den Rändern der Felder nachgebliebene Hälmchen daran erinnert wurde, daß hier Roggen ausgeſäet geweſen.

Da ich bald nach der Abreiſe Ihrer Kaiſerl. Hoheiten meine Inſpektionsreiſe antrat, erſt am 23. zurückgekehrt, ſeitdem durch eine mir zugezogene Erkältung aber verhindert geweſen bin, das Zimmer zu verlaſſen, ſo habe ich, außer meinen Beamten, nur wenige Perſonen geſehen und bin deshalb nicht imſtande, Ew. K. H. genaue Auskünfte über die hieſigen Zuſtände und diejenigen Perſonalitäten zu geben, denen J. K. H. gewiß ihre gnädige Teilnahme

bewahrt haben. Bei Heydens befindet man ſich wohl, der Kommandant Patkul iſt nicht weſentlich beſſer, doch aber auch nicht ſchlimmer. Er verträgt noch immer nicht die Erſchütterung des Fahrens. Herr v. Brewern iſt ſeit Wochen unwohl und hütet das Zimmer. Meine näheren Freunde ſind auf dem Lande. Seit meiner neunmonatlichen Amtsverwaltung bin ich noch nicht ſo allein geweſen, wie jetzt. Aber es mag dieſer den Fleiß begünſtigende Umſtand auch niemals ſo erwünſcht geweſen ſein, als eben jetzt, da mir mehrere Arbeiten vorliegen, die ich perſönlich machen muß. Die wichtigſte iſt unſtreitig das sentiment über die Landtagsbeſchlüſſe hinſichtlich der Bauerangelegenheiten, das ich nunmehr dem Herrn Generalgouverneuren zu unterlegen habe.

Ich habe die erſte Überſicht noch nicht einmal vollendet, es ſteht daher meine Meinung noch nicht feſt, doch habe ich die Überzeugung gewonnen, daß etwas Erſchöpfendes nicht vorgeſchlagen worden iſt, und daß die loyale Partei der Ritterſchaft mehr thun gewollt, als gekonnt hat. Bei einiger Bekanntſchaft mit den Perſonalitäten iſt's ſogar nicht ſchwer, nachzuweiſen, von wem namentlich die einzelnen Vorſchläge gemacht, und von wem die Beſchränkungen hineingeworfen ſind. Dieſe Halbheit mag übrigens in der Schwierigkeit der Aufgabe ihre Entſchuldigung finden. Die Wackenbücher vom Jahre 1804, in welchen die Leiſtungsverhältniſſe der Bauern zu den ihnen gegebenen Ländereien feſtgeſtellt wurden, und deren Fehler nicht einmal durch die Aufhebung der Leibeigenſchaft wieder gut gemacht werden konnten, mögen das Warnungszeichen geweſen ſein, neue Leiſtungsverhältniſſe feſtzuſtellen. Noch gewagter mochte es erſcheinen, auf die gänzliche Abſchaffung der Frohnen anzutragen. Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Frohn ein Inſtitut iſt, welches die Leibeigenſchaft erzeugt hat, und daß mit der Beibehaltung der erſteren die Entwickelung eines freien Bauerſtandes nicht ſtattfinden kann. Dieſe auf geſchichtliche Erfahrung gegründete Überzeugung teilen viele meiner Mitbrüder mit mir, allein unter den in dieſer Beziehung noch ſo rohen ökonomiſchen Verhältniſſen des Landes möchte das plötzliche Gebot der Aufhebung Eingriffe in die Privatrechte der Gutsbeſitzer und Verwickelungen herbeiführen, die für Herren und Bauern von den nachteiligſten Folgen ſein würden; darum wäre das Abwarten einer allmählichen Entwickelung ratſam.

Obwohl ich mit Schrecken auf die gewiß bereits ungebührliche Länge dieſes Schreibens zurückblicke, ſo muß ich dennoch Ew. K. H. um die Erlaubnis bitten, noch eines Gegenſtandes erwähnen zu

dürfen. Mit wahrem Schmerz nämlich muß ich berichten, wie ich officiell genötigt bin, als ein Gegner Ew. K. H. oder vielmehr S. K. H. des Großfürſten Michael Pawlowitſch aufzutreten: Die Bewohner der im eſtl. Gouvernement am Ufer der Narowa gelegenen Kronsdörfer Jam und Sirenitz lagen mit den Dorfbewohnern des jenſeitigen Ufers, im Gdowſchen Kreiſe, welche zum Vermögen Sr. K. H. gehören, im Streit über das Fiſchereirecht in der Narowa. Es entſchied der Senat, daß das Flußbett ſeiner Länge nach in zwei gleiche Teile geteilt werden und die reſp. Uferbewohner an denen ihnen zugefallenen Anteilen ausſchließlich ſich halten ſollten. Die Vollſtreckung des Urteils war mir übertragen. Dabei aber ergiebt ſich nun, daß gerade die eſtl. Hälfte des Fluſſes total verſandet iſt, größere Netze garnicht dort aufgeſtellt werden können und der Zweck des Urteils, den ſtreitigen Gegenſtand zu teilen, garnicht erfüllt wird, indem der eine Teil nichts und der andre alles erhält. Hier nun muß ich für meine Sirenitzer, wenn auch nicht das Schwert, ſo doch die Feder ergreifen und dem Senat das Ergebnis unterlegen. Ich muß es um ſo mehr, als die armen Leute in Gefahr ſtehen, ihrer beiden einzigen Nahrungszweige, der Fiſcherei und der Frachtſchiffahrt zwiſchen Pleskau und Narwa beraubt zu werden, des erſteren durch das erwähnte Urteil, des andern durch die Dampfſchiffahrt, die wahrſcheinlich ſchon im nächſten Jahr auf dem Peipus eröffnet wird.

Ich bitte wegen dieſer Fehde Ew. K. H. demütigſt um Verzeihung, habe aber als ehrlicher Ritter den Kampf damit beginnen zu müſſen geglaubt, daß ich den Handſchuh ehrerbietigſt zuvörderſt zu den Füßen Ew. K. H. niederlege.

Mit tiefſter Ehrfurcht verharre ich als

Ew. K. H.
ganz unterthänigſter
J. v. Grünewaldt.

Die Kriegsjahre 1854 und 1855.

Für die amtliche Wirkſamkeit Iwans v. Grünewaldt als Gouverneur liegen verſchiedene Akten in trockener Faſſung vor, die hier übergangen werden mögen.

Intereſſanter iſt eine voluminöſe Korreſpondenz mit dem Generalgouverneur Suworow, inſofern dieſelbe ſelbſt in den geſchäftlichen Zuſchriften und Briefen das edle Gemüt des Fürſten

durchfühlen läßt, dem das Wohl und Wehe der ihm anvertrauten Provinzen nicht nur Pflicht, sondern auch Herzenssache war. Ob es sich um Rekrutierungen, Einquartierungen, Salznot, Kornausfuhrverbot handelt, ob es die Bildung eines Ostseekomités, ob es die Erhaltung der baltischen Privilegien gilt, — überall ist er der erste zu denken, zu erinnern und zu ermahnen.

Ein lebendiges Bild jener Zeit giebt uns ein Tagebuch, welches Grünewaldt in den Jahren 1854—56 geführt hat.

Die anglo-französische Flotte durchstreifte den finnischen Meerbusen und blockierte in den Sommern 1854 und 1855 den Kriegshafen Reval.

Zur Verteidigung des Landes fanden unter dem Kommando des Generals von Berg Truppenzusammenziehungen statt.

Die Kalamitäten dieser Jahre mußte Grünewaldt in seiner verantwortlichen Stellung als Gouverneur doppelt empfinden; zugleich bangte sein Vaterherz für den Sohn Konrad, der im fernen Süden in der Reihe der tapferen Verteidiger Sewastopols focht.

Wenn man dem Schreiber Tag für Tag in seinem Bericht folgt, glaubt man die Furcht und Unruhe, seine amtlichen, wie persönlichen Sorgen mitzuerleben. Außerdem sind vielfache Berichte beigelegt, welche er als Gouverneur von verschiedenen Hakenrichtern, Bürgermeistern, Gerichtsvögten und Regierungsbeamten erhielt. In recht drastischer Weise schildern manche derselben die kleinen Descenten der Feinde in Pernau, Werder, Dagoe, Baltischport, Blücher, Hungerburg. Unter den Berichten ist derjenige Hoeppeners über den Aufenthalt der Feinde bei Nargen besonders hervorzuheben.

Das ganze Opus Grünewaldts kann, seiner Ausführlichkeit wegen, hier nur im Auszug wiedergegeben werden, wodurch es allerdings an Lebensfrische und Interesse verliert.

Tagebuch, geführt während der Kriegsjahre.

Reval, den 14. März 1854.

Wenn es Gott dem Herrn gefallen ſollte, mich und die Meinigen die ſchwere Zeit überleben zu laſſen, der wir eben entgegengehen, ſo wird es in ruhigen Tagen heilſam und angenehm ſein, an viele Umſtände und Ereigniſſe ſich zurückzuerinnern, die in einer ſo vielfach bewegten Zeit nicht alle im Gedächtnis allein einen Raum finden konnten. Deshalb will ich verſuchen, täglich das Erlebte, wenn auch noch ſo flüchtig, niederzuſchreiben.

Wie der Krieg mit der Türkei entſtanden, wie die Franzoſen und die Engländer *mit* dem Halbmond *gegen* das Kreuz in den Kampf ſich ſtellten, wird die Geſchichte einſt *berichten* und der Herr *richten*. Hier ſoll nur von den Ereigniſſen in Eſtland die Rede ſein, inſofern ſie mit dem Kriege mit den Engländern und Franzoſen im Zuſammenhang ſtehen.

Schon zu Anfang des Jahres waren ca. 20.000 Mann, zumeiſt die Garden (3. Infanterie-Diviſion und eine Brigade Kavallerie, die Nowgoroder Ulanen und Dragoner mit Artillerie, Sappeurs und Koſaken), nach Eſtland beſtimmt, und der Generaladjutant von Berg zum Oberkommandierenden dieſer Truppen. Der eben in Petersburg anweſende Generalgouverneur Fürſt Suworoff hatte mich für kurze Zeit dorthin zu ſich berufen und ich verließ Reval am 19. Februar, da alles bei uns in großer Ruhe war. In Petersburg angekommen, beſuchte mich ſogleich der Gen. Berg, nachdem er bereits auf mich gewartet, ließ ſich von mir über den Zuſtand der reſp. Reeden hinſichtlich ihrer Eisdecken berichten, und reiſte an dem nämlichen Tage, den 21. Februar, nach Reval ab. Ich ſelbſt war am 26. zurück und fand nicht mehr das bisher ſo ruhige Reval: Gen. Berg hatte alarmiert, von der böſen Abſicht

der Engländer und Franzoſen, von der Möglichkeit für ſie, zu landen und Reval ſelbſt zu occupieren, geſprochen, und Weiber und Kinder aus der Stadt getrieben, die Behörden verſetzt, die Schulen geſchloſſen, kurz einen Auszug aus der Stadt im allergroßartigſten Maßſtabe veranlaßt. Alle Landſtraßen ſind mit Fuhren bedeckt, alle Landgüter, namentlich im Süden des Gouvernements, und nach der Livländiſchen Grenze zu haben Städter-Familien bis 5 und 6 an der Zahl aufgenommen, inſonderheit aber iſt Weißenſtein ein Aſyl geworden für die abkommandierten Behörden und eine große Zahl flüchtender Familien.

Am 27. Februar rückten die erſten Truppen in Eſtland ein und kamen dieſelben am 11. März in Reval an.

Am 2. März war Gen. Berg nach Petersburg gereiſt und kam am 11. wieder hier an.

Er brachte die Nachricht mit, daß Reval in Belagerungszuſtand erklärt worden ſei, im Kriegszuſtande befanden wir uns ſeit dem 21. Februar.

Der 8. März war ein ſehr bewegter Tag. Der Gerichtsvogt Kalk berichtet aus Baltiſchport mit drei verſchiedenen Stafetten, daß ein feindliches Schiff in Sicht ſei, ein Schraubendampfer mit Fregatten-Takelage (die Buchten waren voll dicken Treibeiſes); es hatte ſich jedoch zwiſchen Rogoe und Packerort, Baltiſchport bis auf 5 Werſt genähert vormittags 11 Uhr, war ſehr ſchnell nach Surop gegangen und von dort nach Nargoe, jedoch ohne dort zu landen, umgekehrt und hatte ſich endlich in der Dunkelheit 7½ Uhr abends in NWN. von Packerort verloren. Kalk fährt fort, vermittelſt einer neu errichteten Poſt tägliche Berichte zu erſtatten. (Wie wir ſpäter erfuhren, war es die Miranda.)

Am 9. kamen zwei Beamtete des Juſtizminiſteriums an mit dem Befehl, das Oberlandgericht und den Magiſtrat, beide mit ihren Unterbehörden, mit ſämtlichen Papieren und Archiven bis auf den letzten Flick einzupacken und nach Weißenſtein zu expedieren. Es geſchieht mit bewundernswürdiger Geſchwindigkeit und Pünktlichkeit, denn am 15. März wird in Weißenſtein bereits die Eröffnungsſitzung gehalten.

Es kommt der Befehl, ſämtliche Häuſer der Reperbahn[1]), welche in einem Umkreiſe von 150 Faden vom Wall der Verteidigungskaſerne liegen, abzubrechen; ca. 50 Höfe.

---

[1]) Eine ſo benannte Vorſtadt Revals.

Gen. Berg eröffnet später aber den Allerhöchsten Willen, daß die ganze Vorstadt zwischen der genannten Kaserne und der Schaubastion dem Erdboden gleichgemacht werde.

Große Bestürzung und Betrübnis! Es geht eine Taxation derjenigen Grundstücke vorher, welche vor der Erbauung der Vertheidigungskaserne (a. 1825) schon dastanden, und sollen diese von der Regierung ersetzt werden, die später erbauten mußten Reverse darüber ausstellen, ihre Häuser, im Fall es gefordert würde, binnen 24 Stunden selbst abzureißen. Wir möchten die schöne Reperbahn und die Häuser der Armen gern retten und wissen nicht wie! Der Gedanke kommt uns um so schwerer an, als wir die strategische Notwendigkeit nicht einzusehen vermögen. Ritterschaftshauptmann Ungern v. Hark stellt ein Projekt vor, inhalts welches er mit 4000 Menschen und 1000 Fuhren in 12 Stunden die genannte Vorstadt abbrechen und abführen will. Berg nimmt es nicht an, und Ungern stellt nochmals vor, mit den Nebengebäuden den Anfang des Niederreißens zu machen. Dies wird genehmigt und ich habe heute den Befehl dazu empfangen. Vielleicht wird durch die Entfernung der Nebengebäude die Vorstadt so sehr gelichtet, daß der Gen. Berg einige Häusergruppen stehen lassen kann.

Das Militärhospital wird bis auf die möglich geringste Anzahl von Betten aufgeräumt, und für die ankommenden Truppen Platz gemacht. 150 Kranke sind nach Hapsal, ebenso viele nach Wesenberg bestimmt. Das Kantonisten-Halbbataillon wird nach den Dörfern des Rappelschen Kirchspiels verlegt, ca. 700 Knaben; im Mai sollen sie nach Pleskow. Ihre Kaserne liegt zwar außerhalb der Bombenweite, doch braucht man sie für ein daselbst einzuquartierendes Bataillon der Garde.

Den 15. März. Es ist nunmehr von Gen. Berg definitiv befohlen, mit dem Abbrechen der Reperbahn zu beginnen und zwar dergestalt, daß am 18. die Zäune, am 19. die unwichtigen, am 20. die wichtigeren Nebengebäude, und am 22. die Wohnhäuser abgebrochen werden sollen, während am 21., am Sonntag, gefeiert wird. Ritterschaftshauptmann Ungern will 500 Bauern, der Bürgermeister Girard soll 100 Arbeiter stellen, Gen. Vogdt ist Oberkommandeur, und zur Erhaltung der Ruhe sind 600 Mann Soldaten herausbeordert worden (unnützer Weise).

Der annoch sich hier aufhaltende Adel hat dem Gen. Berg, dem Divisions-Kommandeur Ovander und den bis jetzt angekommenen Offizieren ein Diner gegeben, wobei Ritterschafts-

hauptmann Ungern und Gen. Berg gute Anreden hielten. Das preuß. Regiment war um Mittag angekommen und in die Dörptsche Vorstadt verlegt. Abends 9 Uhr war ich wie fast täglich zum Gen. Berg kommandiert, wo ich jedoch wenig neues erfuhr.

Den 16. März. Um 9 bei Berg, wo den versammelten Generalen, Stabsoffizieren und Compagniechefs die bereits bekannte Mitteilung wegen der Reperbahn gemacht wurde.

Gen. Wachten hatte das patriotische Anerbieten gemacht, seine Häuser selbst sogleich abreißen zu wollen. Einige Nachbarn folgen seinem Beispiel. Kalk berichtet über die Massen Treibeises in seiner Bucht.

Stafetten folgen auf Stafetten. Meine Wohnung ist wie ein Taubenschlag.

Ich treffe mit dem alten Hansen die Anordnungen wegen der Löschanstalten und Apparate im Schloß.

Den 17. März. Ein feindliches Schiff bei Wiems in Sicht; bald darauf noch eins; um Mittagszeit ein drittes bei Surop[1]). Von letzterem vermutet man eine Rekognoscierung über das Eis, und es wird der Stabskapitän Ignatiew mit einigen Mann Soldaten und vier Kosaken nach Kackomeggi geschickt, ihnen bei der Nacht aufzulauern. Auch in Ziegelskoppel[2]) sind 40 Mann postiert, obwohl Reede und alle Buchten noch voller Eis sind.

Wir treffen heute eine Verabredung wegen Sicherung der Gouvernements-Regierung und meiner Kanzlei. Die Archive werden zum Teil nach Weißenstein geschickt, zum Teil hier in Gewölben niedergelegt. Die laufenden Sachen bleiben oben, jedoch hat jeder Tisch einen fertigen Kasten, in welchen im Augenblick des Bombardements ein dujourierender Beamteter die laufenden, in täglichem Gebrauch stehenden einpackt und auf einen vierspännigen Fourgon ladet. Ich habe einen solchen und vier Pferde in Bereitschaft zu halten, mit dem unter der Aufsicht einiger Beamteten weiter gezogen wird, zuerst auf den Laksberg und dann weiter nach Cournal, wo wir uns vereinigen und zusammenfinden sollen. Vom 1. April wird eine du jour eingerichtet Tag und Nacht von Beamteten in der Gouvernements-Regierung, dergestalt, daß wenigstens 5—6 immer zur Stelle sein müssen. Jedem Beamteten ist es freigestellt, abzuziehen, wenn er Familie hat, oder kränklich ist, auch kann

---

[1]) Leuchtturm westlich von Reval.

[2]) Kirchhof am Meere belegen auf einer Landzunge.

jeder ganz hier bleiben, wenn er will. Ignatjew iſt zurück, weil nichts zu thun war; ſeine Mannſchaft iſt dageblieben.

Mehrere Konferenzen mit Berg.

Den 18. März. Die Zäune auf der Reperbahn werden von 500 Bauern in drei Stunden abgebrochen. Briefe aus Petersburg melden, daß die Kaiſerin ſich dafür intereſſiere und einige Hoffnung zur Erhaltung vorhanden ſei.

Den 19. März. Die Odinsholmer Lootſen melden ſich bei mir und werden zur Treue ermahnt, mit einem quos ego! Ihrer Behauptung zufolge ſei nur das am 8. geſehene Schiff ein engliſches Kriegsfahrzeug geweſen. Alle Nebengebäude ſind heute auf der Reperbahn abgeriſſen. Seit zwei Tagen thaut es ſtark, dichter Nebel, die Reede in Baltiſchport iſt im Aufgehen.

Den 21. März. Ein Geburtstag in welch trauriger Zeit. Um Mittag 5° Wärme und ſtarker Sturm. Ich ſpeiſe mit den anweſenden Generalen beim Ritterſchaftshauptmann Ungern. Kalk berichtet, daß in der Nacht zwei lübiſche und ein däniſches Schiff mit dem Eiſe auf das Molo-Riff getrieben worden und auf dem Grunde feſtſitzen. Noch 18 andre Kauffahrer bei Baltiſchport in Sicht unter lübſcher, däniſcher, preußiſcher und ruſſiſcher Flagge. Wie ſie mögen an der engliſchen Flotte vorbeigekommen ſein, die doch ſeit einiger Zeit in der Oſtſee iſt? Faehlmann, der mit unſren Kaſten mit Geld und Dokumenten nach Weißenſtein geſchickt war, kommt zurück.

Den 22. März. Die Reede in Baltiſchport öffnet ſich mehr und mehr. Hier wollte man am Morgen ſieben engliſche Schiffe hinter dem Eiſe ſehen, doch waren es nur unſchuldige Kauffahrer. Wahrſcheinlich die in Baltiſchport geſtern geſehenen. Es geht die Nachricht ein, daß unſre Armee bei Braila mit großer Macht und ſehr geringem Verluſt über die Donau gegangen iſt; am 11. März.

Die Petersburger geſtern früh hier erwartete Poſt iſt bis heute Abend um 10 Uhr noch nicht angekommen.

Ich gebe den anweſenden Generalen ein Diner.

Vom 23.—26. März. Ich habe die Urſache der Verzögerung der Poſt nicht erfahren können. Es kommen einige Details über den Donauübergang an. — Uexküll und Patkul kehren am 24. aus Petersburg zurück. Über die Reperbahnangelegenheit erfahren wir: Die Kaiſerin intereſſiere ſich ſehr für die Erhaltung, insbeſondere ſeit ihr ein von hier aus geſchriebener Brief zu Geſicht gekommen, in welchem die Not der armen Einwohner geſchildert und die

ſtrategiſche Notwendigkeit in Zweifel gezogen war. Dadurch beunruhigt, läßt die Kaiſerin den General Lieven und noch andere Sachverſtändige kommen und befragt ſie um dieſe Notwendigkeit. Die Generale verneinen. Nun wendet ſie ſich an den Kaiſer mit der Meinung der Generale; da ſoll der Kaiſer unwillig geworden ſein und geäußert haben: es habe niemand darüber zu entſcheiden, als allein der Oberkommandierende; übrigens habe er ſelbſt es befohlen.

Eine Reperbahn exiſtiert nicht mehr. — Die Bäume in den Gärten erinnern nur noch an die Vorſtadt. Vielleicht können ſie erhalten werden.

Seit einigen Tagen heftiger NW.-Sturm.

Den 27. März. Ein preußiſcher Schiffskapitän wird eingebracht und einige ſchwediſche Matroſen, neun Mann, die von ihren Schiffen über das Eis aufs Land ſich gewagt, um Proviſionen zu ſuchen. Man läßt ſie wieder los. Einige engliſche Schraubendampfſchiffe ſind in Sicht. Morgens ½ 10 Uhr wird telegraphiert, daß ſie Mannſchaft mit Booten ans Land ſetzen wollen, bei Surop. Die dorthin verlegten Dragoner paſſen ihnen auf. Später. Mit der vermeintlichen Landung iſt's weiter nichts geweſen, als daß man einige Barken in großer Entfernung ausſetzen zu ſehen geglaubt. Sie hatten ſich aber nicht einmal dem Lande zu nähern verſucht.

Den 29. März. Kalk ſchreibt: „Die beiden Dampfer geſtern habe ich mit der größten Seelenruhe und Vergnügen beobachtet. Wenn man weiß, was es auf ſich hat, in Sturm in lee-shore zu kommen (mit Schiff oder Boot), dann iſt von Landung nicht die Rede. John Bull weiß das und wird ſich hüten. Ferner: bei Sturm wie geſtern iſt auch nicht viel an Sondieren und Zeichenſetzen zu denken, iſt auch nicht einmal nötig, denn da, wo die Dampfer geſtern gingen, iſt gehörig elbow-room und eine Tiefe von 40—50 Faden. Sollte es den Leuten aber einfallen, in der Nähe des Landes hier Zeichen zu ſetzen, ſo werde ich dieſelben mit meinem Adam auf jeden Fall zerſtören!"

Er meldet ferner, daß ein amerikaniſcher Kauffahrer (der unterdes glücklich im Hafen eingelaufene Kapitän teilt es Kalk mit) von der engliſchen Dampffregatte Imperious vermittelſt eines wohlarmierten Bootes, das an ihn herangekommen, angehalten und deſſen Papiere durchgeſehen worden. Nachts waren die Engländer weſtwärts gegangen.

In einer Nachſchrift fügt er hinzu, daß er von der Erſcheinung der Dampfer den General Engelhardt in Kenntnis geſetzt und die Koſaken beruhigt habe. (Er hat nämlich zwei Koſaken zum Botenſchicken bei ſich.)

Den 30. März. Wieder Lärm im Lager! Es wird um ½1 Uhr von Packerort telegraphiert, daß im Weſten eine Maſſe von Segelſchiffen ſichtbar ſei. Gen. Berg kommt zu mir, ſolches mir mitzuteilen und eine desfallſige Inſtruktion zu geben, weil die Engländer eine Vorrichtung an ihren Schiffen hätten, mit der ſie das dickſte Eis überwinden könnten. Ein abends von Kalk ankommender Bericht weiß von nichts.

Den 31. März. Gen. Berg eröffnet mir, daß S. M. befohlen (NB. auf Bergs Unterlegung), die Mannſchaft des engliſchen Schiffs „William Broderick", welches im Herbſt hier eingelaufen war, eine Ladung Roggen eingenommen hatte und nur auf offenes Waſſer wartete, um abzuſegeln, zu internieren, damit ſie dadurch verhindert würden, auf ihrer Rückreiſe oder gar in Reval ſelbſt mit dem Feinde zu kommunizieren und ihm Nachrichten von unſren Befeſtigungen und Verteidigungsmitteln zu geben. Zu dieſem Ende ſollte ich die Mannſchaft, aus 1 Kapitän und 11 Matroſen beſtehend, unter Bedeckung von einem Ober-, 2 Unteroffizieren und 16 Mann Gemeiner und unter Aufſicht eines meiner Beamteten für beſondere Aufträge mit Fuhren nach Pleskau ſchicken, von wo der dortige Gouverneur ſie weiter nach Warſchau zu ſenden haben werde.

Am 1. April. Wurde die Maßregel, deren Notwendigkeit wir nicht zu erkennen vermögen, und deren Schädlichkeit am Tage liegt, ausgeführt. Vor 5 Uhr morgens nämlich ward der Konſul Girard aus dem Bette geholt und von zwei Generalen (der eine war der Portkommandeur Schiſchmarew) in die Hafenſtraße geführt, wo die Mannſchaft quaest. beim Gaſtwirt Lange in ſüßem Schlummer lag. Man weckt ſie, Girard dolmetſcht, und ſie werden mit einer zahlreichen Mannſchaft unter Gewehr zu mir aufs Schloß gebracht. Hier erwartet ſie Gen. Berg mit ſeiner Suite, ſie treten in mein Vorzimmer, und man macht ihnen die nachfolgende, vom edlen Grafen Orlow entworfene Eröffnung:

1. Der Kapitän und ſeine Schiffsmannſchaft ſind nicht als Kriegsgefangene zu betrachten.
2. Sie werden nur von der Küſte und aus einem Kriegshafen entfernt, in dem ſie mehrere Monate zugebracht

haben, und der von der englischen Flotte angegriffen werden kann.

3. Die russische Regierung sorgt für die Leute, ihre Gesundheit und ihren Unterhalt.
4. Letztere nehmen all ihr Geld und ihre Effekten mit sich.
5. Der „William Broderick" wird weder konfisciert noch irgend ein Embargo darauf gelegt, sondern wird der Obhut des englischen Konsuls übergeben.
6. Das Schiff wird mit der ganzen Ladung dem Eigentümer zurückgegeben.
7. Der Besatzung wird die Erlaubnis gegeben, bei der ersten Gelegenheit nach England zurückzukehren.

Die Schiffsmannschaft hörte das mit mehr Ruhe und Gleichmut an, als ich erwartet hatte; nur der Kapitän schien betrübt. Er sagte, daß er geglaubt habe, bis zum 10. Mai ganz sicher in Reval bleiben zu können, weil das der Termin sei, der in Beziehung auf die russischen Handelsschiffe von den Engländern in England eingehalten werde. Ich zeigte ihm auf der Karte, wo Pleskau liegt. Girard gab ihm 200 Rubel bar mit für seine und seiner Mannschaft etwaige Bedürfnisse, Orlow kollektierte für die letztere 70 Rubel und übergab sie gleichfalls. Darauf wurden sie unter Wache nach ihrem Schiffe geführt, um ihre Sachen abzuholen, kehrten nach zwei Stunden zurück und reisten um 11 Uhr in großen Postwagen, unter Gyldenstubbes[1]) Oberaufsicht und in Begleitung der Mannschaft ab.

Die Maßregel hat mich tief geschmerzt; sie muß in England sehr gehässig erscheinen, wird in allen Journalen in Übertreibungen besprochen werden und stellt den Kaiser nicht so groß und edelherzig dar gegen seine Feinde, als er wirklich ist. Dieser moralische Nachteil kann den Schaden nicht aufheben, welchen diese Leute, die mir wie Schafe vorkamen, vielleicht anrichten konnten. Zu den sieben Punkten wagte ich einen achten vorzuschlagen, durch Orlow, der also lautete: Die russische Regierung haftet für jeden Schaden, der dem englischen Schiffe aus der Entfernung seiner Mannschaft erwachsen könnte, und ersetzt im schlimmsten Fall Schiff und Ladung. Der Punkt wurde nicht angenommen.

Den 2. April. Heute waren die ausländischen Konsuln beim Gen. Berg versammelt, an die er die Frage richtete: welche

[1]) Beamter für besondere Aufträge beim Gouverneur.

Anſtalten ſie getroffen, die etwa unter neutraler Flagge einlaufenden Schiffe vor der engliſchen Flotte zu ſichern. Sie antworteten, daß die Kriegserklärung und die Lage Revals allen neutralen Mächten bekannt ſei, und die Schiffe für das, was ſie etwa wagten, ſelbſt zu verantworten haben würden. Allenfalls könnte man ihnen noch eine Warnung zukommen laſſen. Unterdes baten ſie um Erlaubnis, dem feindlichen Oberkommandeur ſchreiben und ihn bitten zu dürfen, den neutralen Schiffen den freien Abzug zu geben, bevor das Bombardement beginne. Gen. Berg erwiderte, daß ſie ſchriftlich darum einkommen möchten, und er in Petersburg deshalb anfragen wolle.

Die Kommunikation mit Baltiſchport, wo ſchon viele Handelsſchiffe angekommen ſind, iſt beinahe aufgehoben, wenigſtens ſehr erſchwert. Ich bin autoriſiert, hieſigen Kaufleuten Paſſierſcheine dahin zu geben.

Den 6. April. Es kommt aus Petersburg die Nachricht, daß die engliſche Schiffsmannſchaft vom „William Broderick" von Pleskau über Kowno nach Warſchau, von dort per Eiſenbahn weiter und endlich nach England befördert werden ſoll. Ihr hier zurückgelaſſenes Schiff iſt mit ausländiſcher Bemannung gleich nach England zu ſchicken. — In Kronſtadt hat eine aus Unvorſichtigkeit entſtandene Pulverexploſion ſtattgefunden, bei welcher Gelegenheit 40 Menſchenleben und 500 Pud Pulver verloren gegangen ſind. Mein Bruder M. wird zur Vermählungsfeier des Kaiſers von Öſterreich nach Wien geſchickt. Am 2. abgereiſt, iſt er heute wohl ſchon in Warſchau und übermorgen per Eiſenbahn am Ziel ſeiner Reiſe.

General Uexküll iſt im Purgel-Helffreichſchen Hauſe eingezogen und ſoll im Augenblick eines etwaigen Angriffs obſervieren und ſeine Obſervationen dem Oberkommandierenden zuſchicken.

Um 10 Uhr 18 Min. abends kommt vom Gen. Berg der Befehl, daß mehrere Häuſer am Hafenwege, neben der Keſſelbatterie, namentlich ein Hetlingſches, ein Roſenſches, ein Lutherſcher Schauer, abgebrochen und deshalb ſo bald als möglich taxiert werden ſollen. Um Mitternacht geht mein Befehl an den Bürgermeiſter ab. Um meiner Sache im letzten Augenblick der Flucht gewiß zu ſein, iſt ein Wagen mit vier Pferden aufs Schloß gekommen, welche ich auf eigne Rechnung füttere, und die nicht anders aus dem Stall dürfen, als wenn ſie durch andre vier Pferde erſetzt werden. Der Anſpann vor dieſen Wagen und meine eigne Equipage iſt beſtellt.

Den 7. April. Nach Mittag war ich mit einigen jungen Freunden zur Zuckerfabrik gefahren und habe alle Batterien am Wege gesehen; die Batterie auf dem Pfaffschen Heuschlag ist nicht unbedeutend.

Die Reede ist noch voll Eis, lose Schollen, die bei NW. nicht herausgehen; harter, kalter Wind, der wohl den Roggenfeldern nicht gut thut.

Den 9. April. Schönes, warmes Wetter, die Reede ist schon so weit offen, daß ein holländischer oder schwedischer Kauffahrer in den Hafen einlaufen konnte.

Konferenz bei Berg wegen Einrichtung einer neuen Postkommunikation mit Petersburg über Weißenstein, Oberpahlen und Torma, für den Fall, daß der Feind uns eine unsrer Stationen nehmen würde. Alle Bemühungen, ihn von dieser mit unnötigen Kosten verbundenen Maßregel abzuhalten, alle Vorstellungen, daß, wenn eine Gefahr dieser Art existiere, nur von den garnicht zu umfahrenden Stationen Jewe, Chudleigh und Waiwara die Rede sein könne, diese aber bei jenem neuen Trakt nichtsdestoweniger ungeschützt seien, blieben vergeblich, er hatte bereits dem Kaiser unterlegt, der Plan war bestätigt, und der Ritterschaftshauptmann empfing die Summe von 110,40 Rubel für acht estländische Stationen inkl. Reval, für 115 Rubel das Pferd und 12 Pferde auf jeder Station. — Nur für den Trakt von Reval nach Weißenstein konnte es nützlich sein.

Ich komme auf den Gedanken, ob es nicht besser wäre, die Regierung jetzt schon auf die Pernausche Straße hinauszuführen, um im Augenblick des Alarms vorgearbeitet zu haben.

Den 10. April. Vormittag schönes, warmes Wetter, am Abend wird mit Nordwind Eis auf die Reede zurückgetrieben.

Den 11. April. Ostern. Auf ergangene Einladung waren einige Autoritäten aufgefordert worden, um Mitternacht in der russischen Kathedrale zur Osterfeier sich einzufinden. Es war nur Militär in der Kirche sichtbar. Der Gottesdienst dauerte von 12 Uhr bis 2½ Uhr. Dann begab man sich zum Gen. Berg, wo der gedeckte Tisch zuvörderst von der Geistlichkeit eingesegnet wurde und man dann zum Essen schritt. Kurz vor 3 Uhr falscher Alarm von Baltischport; was konnte auch in der Nacht gesehen werden? Um 3½ Uhr nach Hause.

NW-Wind hat schon gestern Eis in die Reede getrieben, das auch heute noch drin herumschwimmt. Gegen Abend wird es

noch kälter, ſo daß es um 8 Uhr ſchon unter 0 iſt, mit NO.-Wind.

Einige Schiffe in Sicht, die von einigen für engliſche rekognoscierende, von anderen für friedliche Kauffahrer gehalten werden.

Den 19. April. Die Stadt Reval hat durch den verabſchiedeten General Vogdt, welcher en chef die Feuerlöſchanſtalten leiten ſoll, dem Oberkommandierenden ein Projekt unterlegt, inhalts welches ſie um die Kreierung von Clubb-Marken[1]) für den Betrag von 50 m R. S. bittet. NB. General Vogdt hat hier die Stadtſpritzen mit der Stadtkaſſa konfundiert, die Stadt ſelbſt aber ganz vergeſſen, daß in ihren Ökonomie-Angelegenheiten ein Generalgouverneur und ein Gouverneur mitzuſprechen haben. Der ſtellvertretende Bürgermeiſter Haeks ſagte mir das erſte Wort davon, und als General Berg mich dieſen Morgen beſuchte, befragte ich ihn um dieſe Angelegenheit, und als er den Zuſammenhang darſtellte, wie oben erzählt, bat ich ihn allem zuvor, dem Herrn Generalgouverneur, den die Sache aufs genaueſte angehe, bezügliche Unterlegung machen zu dürfen. Das hielt Berg jedoch nicht für notwendig, ſondern meinte, es ſei hinlänglich, wenn er hinterdrein Fürſt Suworoff davon benachrichtige. In dieſer Verlegenheit ſchickte ich Gyldenſtubbe sen., um mit dem Chef ſeines Stabes, Obriſt Minkwitz, mit dem Gyldenſtubbe befreundet iſt, zu ſprechen und den General Berg zu einer anderen Erkenntnis zu bringen. Letzteres konnte, da Berg unwohl war, ſogleich nicht geſchehen, und noch den nämlichen Abend bekam ich eine Vorſchrift vom Oberkommandierenden, die Aufforderung enthaltend, ein beſſer ausgearbeitetes und auseinandergeſetztes Projekt ihm vorzuſtellen, als das Bungeſche ſei, welches beigelegt war.

Nach reiflicher Beratung mit meinen Freunden habe ich eine Antwort entworfen, in welcher ich ſage, daß, weil die bezüglichen geſetzlichen Veränderungen der Civilverwaltung ausdrücklich die Adminiſtration und Ökonomie in allen Geſchäftszweigen vorbehalten, zudem der Herr Generalgouverneur mich noch neuerlich ausdrücklich auf dieſe Verordnungen verwieſen habe, ich mich für verpflichtet erachte, zuvörderſt Sr. Durchlaucht ein derartiges Projekt zu unterlegen, daß ich jedoch zu deſſen Abfaſſung unverzüglich ein Comité, aus Ratsgliedern beſtehend, zuſammenſetzen würde.

Den 13. April. Obwohl der kalte NW. in S. und SW. übergeſprungen war, ſo iſt das Wetter doch ungemein kalt und

[1]) Geldwertzeichen von kleinem Betrage.

unfreundlich geblieben. Zum Glück ſchneite es etwas am Abend, wodurch die Erde etwas geſchützt und angefeuchtet wurde. Die Reede iſt ganz offen, und hat ſich unweit Packerort heute früh auch wieder ein feindliches Schraubendampfſchiff gezeigt.

Den 14. April. Ich wurde wegen der Clubb-Marken-Angelegenheit zum General Berg beſchieden. Er hatte meine Antwort, die Weigerung enthaltend, noch nicht bekommen, und ich kam in die traurige Notwendigkeit, mit dieſer Weigerung wo möglich vorzurücken. Er gab nach, obgleich zu Anfang mit einigem Widerſtreben, und fiel mir ein Stein vom Herzen.

Am Abend war ich noch einmal bei ihm, er las mir einen Brief an Suworoff hinſichtlich dieſes Gegenſtandes vor, ein diplomatiſches Meiſterſtück; ich ſoll ihn meinem Briefe beiſchließen. „Übrigens" — fügte er hinzu — „ſage ich Ihnen vorher, daß die Sache auf dieſem Wege nicht gehen wird. Hier kommt ſie auf die lange Bank und wird endlich gar abgeſchlagen, während ſie, von mir als kriegszuſtändliches Bedürfnis vorgeſtellt, auf dem kürzeſten Wege durchgegangen wäre. Viele Sachen kann man nur durch Eroberung erlangen und bei uns leider gar nichts von dem, was man mit dem Geſetz in der Hand erreichen will."

Das iſt ſehr traurig, aber leider, fürchte ich, wahr. Geht es doch in der ſittlichen Welt nicht anders, und kommt nicht derjenige, dem alle Mittel recht ſind, ſtets weiter als der rechtſchaffene und gewiſſenhafte Mann?

Um möglichen Unfug zu vermeiden, ſind ſämtliche Krüge in der nächſten Umgegend von Oſterſonnabend abend 9 Uhr bis heute morgen 9 Uhr geſchloſſen geweſen.

Es war bis jetzt gottlob von keinem Militärexceß zu hören.

Patkul ſchreibt mir wegen einer bedenklichen Stimmung der Bauern, namentlich von Leetz und Pöllküll, von aufrühreriſchen Reden und Drohungen und Äußerungen ſeines Verwalters, die auf weitere Verbreitung im Lande ſchließen laſſen. Der Hakenrichter distr. hat einen Auftrag wegen ſtrenger Unterſuchung bekommen.

Auch alle Gefängniſſe habe ich aufräumen müſſen. Diejenigen Arreſtanten, die urteilsmäßig vor ihrer Deportation noch hier ſitzen ſollten, ſind gleich deportiert worden.

Von den Strafgefangenen ſind alle, welche nur noch wenige Monate zu ſitzen hatten, gleich in Freiheit geſetzt worden. Die übrigen, die längerer Haft zu unterziehen waren, ſollten in den Gefängniſſen von Dorpat und Werro untergebracht werden. Suworoff,

bei dem deshalb angefragt worden, ſchlug es aber ab, und ich habe in Weſenberg deshalb Gefängniſſe dazu einrichten laſſen müſſen. Ebendesgleichen in Weißenſtein für die Inquiſitionsgefangenen, da ſämtliche Kriminalbehörden ebendaſelbſt ſich befinden. Endlich habe ich 15 Mann, lauter tugendhafte Arreſtanten, zurückbehalten, nicht nur um die Gärten zu bearbeiten, die übernommene Reinigung der Domplätze zu beſorgen, ſondern auch um im Fall eines Brandunglücks zum Löſchen und Retten verwandt zu werden. Heute verſammelte ich dieſe letzteren, kündigte ihnen ihre Verpflichtung an, ermahnte ſie zum Gehorſam und zur Furchtloſigkeit und verſprach, je nachdem ſie es verdient haben würden, für die Erleichterung ihres Schickſals nach Möglichkeit zu ſorgen.

Den 15. April. Es ſoll nun doch in Weſenberg ein Hoſpital von mehreren 100 Betten eingerichtet werden. Gott weiß, wozu! Man will das Gerichtshaus und das Stadthaus dazu einnehmen. Ich wage einen Proteſt. Um 12 Uhr nachts kommt Gyldenſtubbe von ſeiner Expedition zurück. Er hat die Engländer gut geführt, ſie waren im ganzen nicht ſehr niedergeſchlagen geweſen, hatten abends bisweilen ſogar noch getanzt (in Oberpahlen und Werro mit Damen). Von Werro war Gyldenſtubbe nach Pskow, um die Podwodden[1]) zu beſtellen. Am 10. waren ſie angekommen, mußten aber gleich weiter nach Warſchau, weil der Gouverneur Tſcherkaſſow noch keinen Befehl ihretwegen erhalten hatte. Einige Stunden nach ihrer Abfertigung kommt dieſer aber an, dahin lautend, daß ſie nach Warſchau u. ſ. w. zu dirigieren ſeien. Weil dieſer miniſterielle Befehl aber des Allerhöchſten Willens nicht erwähnt, während Bergs Anordnung vom Allerhöchſten Willen ſprach, ſo hatte der Gouverneur noch zuvörderſt anfragen wollen, unterdes den Transport aber weiter nach Warſchau gehen laſſen.

Den 17. April. Unſer Stab hatte in der unumſtößlichen Überzeugung gelebt, der Feind müſſe in der vorigen Nacht ankommen. Man war bis 10 Uhr auf der Schaubaſtion geblieben, alle Reitpferde ſtanden geſattelt, und nur in Kleidern hatte man ſich hingelegt. Unterdes blieb alles ruhig.

Kalk ſchreibt, der Steward eines amerikaniſchen Schiffes ſei entlaufen auf dem Wege nach Reval zu, ein Franzoſe, der ſchlecht geſprochen; Signalement beifolgend, er heiße Deſſiner. Ich ließ den Polizeimeiſter kommen und trug ihm auf, dem Mann

[1]) Fuhrwerke mit Anſpann, welche die landiſchen Gemeinden auf den betr. Befehl hin zu ſtellen verpflichtet ſind.

aufzulauern und ihn ergreifen zu lassen. Unterdessen hatte unser Oberkommandierender schon einen französischen Spion gewittert, Beamte ausgeschickt, den Flüchtling zu suchen, und trug mir auf, bei den Kreisen ihn zu publizieren — auf allen Gütern ihn suchen zu lassen — und zwar gleich — gleich ohne den Erfolg der polizeilichen Nachforschungen abzuwarten. Also schrieb ich, und man war bereits beim Mundieren, als der Mann vom Polizeimeister eingebracht wurde. — Allerdings waren insofern Verdachtsgründe gegen ihn, als er den Namen Dessiner ableugnete — Henri Dumal sich nannte, wohl zum Schiffe „Childers" zu gehören zugab, danach aber mit einem mit Baumwolle geladenen Schiffe gestrandet sein wollte, endlich gar kein Französisch, sondern nur Flämisch zu verstehen behauptete. Ich nahm ihn selbst ins Verhör; auf mich machte er den Eindruck eines Spions nicht. Er hatte nur die größte Angst, die ihm sogar allen Appetit benahm; es flossen reichliche Thränen.

Vor einigen Tagen hatten einige Schiffe vom Yachtklub gewagt, nach Sweaborg herüber sich zu retten. Heute war mittels eines Bauernbootes die Nachricht eingelaufen, daß sie glücklich angekommen und gar keine englischen Schiffe in Sicht gewesen seien von Hangoe an.

Die Garden hier erwarten ihre Urlauber aus Petersburg, ca. 2000 Mann. Der Durchmarsch war angemeldet, Podwodden, Beköstigung bestellt, kurz der ganze Empfang vorbereitet. Plötzlich findet General Berg, daß sie nicht zeitig genug ankommen. Stackelberg wird als Kurier abgesandt, um diese Truppen nunmehr ohne Rasttag kommen zu lassen, und alle Vorbereitungen, Podwoddenstellung, Beköstigungsanmeldungen u. s. w. werden umgeworfen. Ich kann nicht mehr auf diese Weise für die Ordnung einstehen und fürchte, daß die wiederholten Veränderungen der obrigkeitlichen Befehle und die Erfahrung, nutzlos pariert zu haben, endlich zum Ungehorsam führen werde.

Zugleich soll Stackelberg einen Teil des hierher marschierenden Kosakenregiments nach Kunda dirigieren, zur Beobachtung dort etwa landender Feinde und zum Schutze der bei Wesenberg stationierten Magazine. Über die Gefahr der Stationen Chudleigh und Waiwara, welche nur zwei Werst vom Ufer liegen, welche nicht umfahren werden können, und die Nutzlosigkeit der in solchem Falle eingerichteten Poststraße nach Torma habe ich umsonst vorgestellt. —

Dickes Wetter (wie Kalk ſagt), wenige Grade über Null, aber regnicht und nicht harte Luft.

Den 18. April. Dieſen Morgen verbreitete ſich, jedoch aus zuverläſſiger Quelle, die Nachricht, am Charfreitag ſei Odeſſa bombardiert worden und brenne bei Abgang der Stafette ſchon neun Stunden. Dieſe Kunde hat bei uns große Niedergeſchlagenheit erzeugt, indem darauf hingewieſen, welches Schickſal Reval bevorſtehen dürfte.

Da entſtand unglücklicherweiſe abends gegen 9 Uhr ein Alarm, ein falſcher, wie ſich nachher ergab, deſſen Anlaß auch nicht ermittelt worden iſt, aber die Beſtürzung oder vielmehr die Bewegung war nicht minder groß. Auf die Signale, Hörner und ausgehängte Laternen marſchierten ſogleich alle Truppen heraus, die Generalität ſaß auf, die Spritzen kamen heraus und waren auf ihren Standpunkten bereit, desgleichen alle Bagagewagen, die Transportmittel für die Verwundeten u. ſ. w. Menſchenmaſſen bewegten ſich hin und her und drängten ſich auf den Glint, um auszuſchauen. Doch war nichts zu ſehen, die Luft dick, und die Finſternis drang mehr und mehr ein. Um 11 Uhr endlich wußte man, daß es ein blinder Alarm geweſen, das Volk verlief ſich, Mannſchaft, Spritzen u. ſ. w. kehrten heim. Aber um die Nachtruhe war es für viele geſchehen, an Ohnmachten hat es auch nicht gefehlt, und ein armer Unteroffizier der Reſervetruppen ward von einer Brücke ins Meer gedrängt, wo er ſeinen Tod fand.

Ein trauriges Vorſpiel der Scenen, die wir zu erwarten haben mögen!

Den 25. April. Ich habe in der ganzen vorigen Woche nichts geſchrieben, weil ſich eben nichts von Bedeutung und beſondrer Wichtigkeit ereignet hatte. General Berg fährt fort, jeden Abend um 7 Uhr Kriegsrat zu halten mit allen hier anweſenden Generalen, zu denen auch General Uexküll und Admiral Wrangell zugezogen werden.

In Oeſel und Dagoe hört man von Zeit zu Zeit Kanonaden, ſieht aber nur einzelne feindliche Schiffe, desgleichen auch hier. Meiſt kehren ſie bei Nargoe um, doch ſind einige ſchon öſtlicher gegangen. Auf der Reperbahn hat man zwar keine Häuſer mehr, aber doch Planken und Zäune abgebrochen, um einer unmontierten Batterie, auf dem Wall weſtlich von der Schaubaſtion, freien Spielraum zu geben. Die ſchönen alten Bäume werden umgehauen.

In der Artillerie, welche die Batterien bedient und aus einigermaßen zusammengerafftem Volk besteht, sind Trunkene vorgekommen. Die Krüge, welche anfänglich zur Hälfte geschlossen werden sollten, sollen nur bis 8 Uhr abends offen sein.

Nachdem General Berg die Verhandlung wegen der Stadtmarken-Angelegenheit dem Generalgouverneur überlassen, mir aber aufgetragen hatte, ein Projekt darüber vorzustellen, von dem zu hoffen sei, daß es auch in den bezüglichen Ministerien Begründung nnd Genehmigung finde, schickte ich das von Bunge dem Oberkommandierenden übergebene Projekt dem Rat nach Weißenstein zurück und trug demselben auf, mir ein anderes vorzulegen, indem ich privatim zugleich auf die Mängel des alten aufmerksam machen ließ. Nebenbei gab ich ihm einen ernstlichen Verweis, daß er an mir vorbei direkt an den General Berg gegangen war. — Darauf hat der Rat aber keine Rücksicht genommen, sondern allerdings das alte Projekt mir in fast unveränderter Gestalt vorgestellt. Ich habe darauf geantwortet, daß ich dasselbe nicht befördern könne und werde, bis sie einige notwendige Punkte berücksichtigt. Von mir aus des Rats Projekt mit meinen Veränderungen vorzustellen, wage ich nicht.

Hinsichtlich des unter dem 14. April erwähnten Meuterers aus Pöllküll hatte ich eine polizeiliche Untersuchung angeordnet und das Protokoll, gemäß einem Schreiben des Generalgouverneurs, vorläufig diesem zugesandt, am folgenden Tage aber auch General Berg. Beiden sagte ich, daß ich dem anderen Teil berichtet. Damit war Berg sehr unzufrieden und machte mir Vorwürfe, daß ich vorläufig an Suworoff gegangen. Er schreibt mir vor, meinen Berichten stets eine Meinung hinzuzufügen, hinterdrein allenfalls aber dem Generalgouverneur zu berichten. Ich thue das im vorliegenden Fall, und er bestätigt meine Meinung, daß der Pöllküllsche Knecht zum Soldaten abzugeben sei. Um einer anderen Vorschrift Suworoffs zuvorzukommen, berichte ich solches demselben.

Den 26. April. Berg kam gestern zum Thee zu mir und teilte mir zwei neue Anordnungen mit:

1. daß die Zäune auf dem Rest der Reperbahn abgebrochen werden sollen, mit der Modifikation, daß diejenigen stehen bleiben könnten, welche im Profil der Kanonenrichtungen ständen, wogegen diejenigen, welche face machten, wenigstens anstatt der festen Planken mit Stäben versehen und dergestalt ein durchbrochener Zaun hergestellt werden soll;

2. daß die in Maart zuſammengeführte Ammunition der dritten Garde-Infanterie-Diviſion jetzt nach Johannis in Jerwen gebracht werden ſoll mit 188 Podwodden. Zur Geſchichte dieſer Ammunitionanfuhr folgendes:

Dieſe Ammunition, aus Waffen, Patronen, Material zur Bekleidung u. ſ. w. beſtehend, war auf 300 Podwodden von Petersburg an mitgeführt worden und für die Urlauber dieſer Diviſion beſtimmt, die noch erſt nachfolgen ſollen. Als General Berg von dieſem Transport hörte, war er ſehr unwillig; man hätte, meinte er, die Leute in Petersburg kleiden und die Ammunition ſie auf dem Marſche ſelbſt tragen laſſen ſollen, und befahl, daß alles auf dem Wege zurückbleiben müſſe, wo es ſich befand. Demnach wurden die Ammunitionskaſten unter Aufſicht eines Offiziers nebſt Kommando in Kattentack zurückgelaſſen.

Als eben die Wege am ſchlechteſten waren, meinte Berg, daß Kattentack kein gehörig ſicherer Ort ſei, möglicherweiſe eine Landung in Kunda Gefahr bringen könne und daher die Ammunitionskaſten 10—12 Werſt tiefer ins Land hinein, etwa nach dem Gute Buxhoewden, transportiert werden müßten. Stackelberg wird ſogleich abgeordnet, verſchafft 300 Podwodden, und der größte Teil iſt wirklich ſchon nach Buxhoewden herübergebracht, als Berg meint, die Ammunition ſei jetzt in Maart nötig — ein neuer Transport von gegen 70 Werſt. Auch dieſer wird auf 366 Podwodden beſorgt, und alles iſt gut dort untergebracht.

Da kommt die Vorſchrift von geſtern, den Reſt der Ammunition — denn ein Teil iſt für die unterdes angekommenen Urlauber verbraucht worden — mit 188 Podwodden in die Gegend der Johanniskirche in Jerwen transportieren zu laſſen. Dieſer Transport wird nach meiner Berechnung an Kontermarken im Betrag von 4550 Rubel S. M. gekoſtet haben.

Am 27. April. Heute früh kommt per Eſtafette eine Nachricht aus Hapſal, daß beim Cordon Spitham (auf Rickholzſchem Grund und Boden, einer Landſpitze gerade Odinsholm gegenüber) 80 Engländer gelandet ſeien.

Am 29. April. Aufgefordert, ſich genauer über die Landung vernehmen zu laſſen, berichtet La Coſte aus Hapſal wörtlich:

„Von den vier engliſchen Barkaſſen hatte nur die Mannſchaft der einen, beſtehend aus einem Offizier und 20 Mann, wirklich gelandet, während die drei anderen nahe am Ufer auf die landende Mannſchaft gewartet hatten. Aus dem Umſtande zu ſchließen, daß

die Landungsmannſchaft einem ihnen zufällig begegnenden Bauern ein Goldſtück gezeigt und auf eine Herde Schafe gewieſen, läßt ſich vermuten, daß ihre Abſicht beim Landen keine böswillige geweſen, ſondern nur das Einkaufen von friſchem Fleiſch bezweckt haben mag. Der Abzug der Mannſchaft, welcher etwa eine Stunde nach deren Landung geſchehen ſein ſoll, iſt durch das Erſcheinen zweier Grenzreiter, die den Strand beritten, bewirkt worden, woraus ſich ſchließen läßt, daß die Engländer auch hier in der Gegend Truppen vermuten, alſo nicht mit allen Verhältniſſen allhier genau bekannt ſind."

Wieder eine Abänderung: die Ammunition ſoll nicht von Maart nach Johannis, ſondern nach Campen und Rafik transportiert werden.

Den 3. Mai. Der Weſtharrienſche Hakenrichter berichtet über die Landung, daß Obriſt Ramm auf Wichterpal ſeine Bauern zur Vertreibung der gelandeten Feinde verſammelt habe und ſie infolgedeſſen ſich auf die Boote zurückgezogen haben. Ein dort ſtationierter Offizier von der Grenzzollwache ſchreibt den Erfolg ſeiner Organiſation und ſeinem Schlachtplan zu.

Als vergeſſen füge ich hier verſpätet hinzu, wie es mit dem Steward Deſſiner verlief. Allem zuvor hatte ich nach Baltiſchport geſchrieben und beim Kapitän der „Flying Childers" anfragen laſſen, ob er darein willige, ſeinen Steward zu entlaſſen. Das wollte der Kapitän nicht, forderte vielmehr ſeinen Flüchtling zurück. Es gelang mir, des Generals Berg Genehmigung dazu zu erlangen, und ſo ward der Arme nach Baltiſchport zurückgeſchickt. Seine Furcht war koloſſal. Er hatte geglaubt, ruſſiſcher Soldat werden zu müſſen, und ſo wirkte die Entſcheidung, auf das alte Schiff zurückkehren zu müſſen, gar nicht ſehr furchtbar. In den erſten Tagen aß er nicht einen Biſſen und verſicherte auf mein Zureden wiederholt: „I kann nit eten, i kann nit eten!"

Den 6. Mai. Seit einigen Tagen zeigt ſich ein, auch mehrere Schiffe auf der Höhe von Nargoe. Ob das die Blockade iſt? Handelsſchiffe gehen nicht mehr, es kann folglich niemand von Erfahrungen reden.

Wir ſind mit Salznot bedroht. — Nach mit dem Herrn Ritterſchaftshauptmann genommener Rückſprache habe ich ein von demſelben entworfenes Projekt dem General Berg vorgeſtellt, in welchem um die Erlaubnis gebeten wird, Salzſchiffe auch in den kleinen Häfen und Buchten einlaufen und löſchen zu laſſen. Dieſe

Schiffe sollen unter neutraler Flagge, mit ausländischen Schiffskapitänen, aber russischen Matrosen, fahren, weil ausländische gar nicht zu haben sind. Um sie im Fall etwaiger Untersuchung nicht zu verraten — als Russen —, soll in der Schiffsrolle die Nationalität nicht verraten werden. Ewald Ungern will mit seinem Schiffe es riskieren, vielleicht auch Girard und Gahlnbaeck.

Da die Engländer bis jetzt die Zeit gegeben haben, so ist General Berg mit den Befestigungsarbeiten immer weitergegangen. Nicht nur an verschiedenen Stellen am Strande ist eine Menge neuer Batterien entstanden, auch die Wälle sind montiert worden, von der großen Strandpforte an, die Systernpforte vorbei, bis unter das Stackelberg-Riesenbergsche Haus. Die Mannschaft zu dieser letzten Batterie wird im Schloßgefängnis plaziert und der kommandierende Offizier, ein Kapitän von der Marine, oben im Lokal der dritten Abteilung der Gouvernementsregierung. Kurz vor 3 Uhr wird aus Dagerort telegraphiert, daß die feindliche Flotte in Sicht sei! Ein Schreck, nachdem man schon einigermaßen sicher geworden. Das Nahen eines Unglücks hat etwas tödlich Beängstigendes, das Unglück, wenn es da ist, erträgt sich leichter als seine Erwartung. Alle Anstalten wurden revidiert; auch fuhr ich zu Bellingshausen in die Vorstadt, wo im Fall des Bombardements für die Beamteten der Vereinigungspunkt sein soll, um dort den Platz zu besprechen.

Von Dagerort war keine fernere Nachricht gekommen, aus Spitham telegraphiert, daß man nichts gesehen, folglich anzunehmen, daß die Flotte sich von unseren Küsten entfernt.

Es beschäftigt alle Welt die Frage: Werden die Feinde überhaupt nach Reval kommen, oder was werden sie thun? Konjekturen giebt es viele, es wird wahr bleiben, was der Dorfbarbier sagt:

Die Engländer *sagen* nicht, was sie wollen, die Franzosen *wissen* nicht, was sie wollen, die Türken *können* nicht, was sie wollen, und die Russen *thun*, was sie wollen.

Den 7. Mai. Wir legten uns zur gewöhnlichen Stunde hin und hatten eine ruhige Nacht.

Den 8. Mai. Wir wurden erfreut durch die Nachricht, daß die englische Dampffregatte „Der Tiger" bei Odessa gestrandet war, sich hatte ergeben müssen und endlich in die Luft gesprengt worden war.

Den 9. Mai. Um Mittagszeit waren vier englische Schiffe bei Nargoe sichtbar. Das eine, eine Dampffregatte, hatte sich hinter das flache Wasser gelegt, welches die Insel Wulff von der Wiemsschen Küste trennt, und schien auf einige leere Schiffe zu lauern, welche, nach Narwa gehörig, eine Balkenladung schon im vorigen Herbst hierher gebracht, bis jetzt — ich weiß nicht, warum — hier getrödelt und endlich diesen Morgen auf den Rückweg sich gemacht hatten. Sie hatten auch keiner Warnung Gehör gegeben, sondern gemeint, daß sie mit ihren Fahrzeugen, welche nur drei Fuß Wasser brauchen, sich weit genug entfernen und gar auf den Strand laufen könnten. Unterdes entgingen sie ihrem Schicksal nicht. Nur eines ist — Gott weiß, wie — wirklich auf den Strand geraten. Die anderen wurden gewissermaßen vor unseren Augen genommen, wie man der ganzen Operation vom Stenbockschen Balkon mit dem Fernrohr beiwohnen konnte. (Auf diesem Balkon ist eine förmliche Observation eingerichtet unter dem Befehl des Generals Wrangell; auch Admiral, nachheriger Marineminister Ferdinand Wrangell observiert dort beständig. Wilhelm Wrangell ist der Direktor der Leuchttürme und der optischen Telegraphenlinien von Dagerort bis Reval, die von dort aus in 20 Minuten uns Nachricht giebt. Diese Linie ist später bis Petersburg und von dort aus an die Südküste von Finnland verlängert worden.)

Es trat nämlich vollkommene Windstille ein; Schaluppen nahmen sie weg, befestigten zwei derselben mit Tauen an den Dampfer, das dritte segelte noch ein bißchen, wahrscheinlich mit englischer Mannschaft, und so sahen wir sie um $7^1/_2$ Uhr abends wegschleppen, so deutlich, daß die Bewegung von Menschen auf den Schiffen und das Heranreiten neugieriger Kosaken ans Ufer sichtbar war. Es ist ein Krug auf dieser Wiemsschen Spitze, in welchem Kosaken stehen, und die Schiffe können von diesem Kruge oder dem Ufer ca. 1—$1^1/_2$ Werst entfernt gewesen sein.

Den 10. Mai. General Berg schickt mir einen Brief zu, welcher aus Libau berichtet, daß die Engländer einen Parlamentär hingeschickt haben mit der Aufforderung, ihnen mehrere dort stationierte Handelsschiffe auszuliefern, widrigenfalls sie die Stadt bombardieren würden.

Schon sind alle Schiffe abgetakelt, und die Schiffskapitäne halten sich für geborgen. Allein der Rat versammelt sich und befiehlt ihnen, die Schiffe herauszugeben. Dies geschieht vorderhand mit einem Teil, bis sie denselben nach Memel gebracht haben,

um den anderen abzuholen. Der Generalgouverneur ſchreibt, daß er wegen der Stadtmarken nicht vorſtellen könne; er macht einen anderen Vorſchlag: Die Regierung ſolle dem Revalſchen Rat 80000 Rubel auf 37jährige Anleihe borgen. Mit dieſer Aushilfe kann ich mich freilich auch nicht einverſtanden erklären. Berg aber macht mir den Vorwurf, daß die Sache verloren gegangen. Er begreift meine Stellung nicht.

Den 11. Mai. Es wiederholt ſich die Priſenjagd; ein Schiff ſehen wir nehmen, ein anderes entkommen.

Den 14. Mai. Wir werden erfreut durch zwei Bulletins von den Unternehmungen der Engländer im Baltiſchen Meer, bei Ekenäs und Hangoe.

General Berg trägt mir auf, ſämtliche Häuſer an der linken Seite der Hafenſtraße vom Krauſpſchen Badehauſe an bis zum Zollhaus taxieren zu laſſen. Noch will er zwar nicht abbrechen laſſen, doch zittern wir, und nicht allein für dieſen Teil, denn ſchon ſind die Wälle alle, auch nach der Landſeite hin, mit Kanonen beſetzt.

Den 15. Mai. General Berg erzählt: Ein däniſcher, ſoeben in Baltiſchport angekommener Schiffer ſagt aus, daß er auf der Herfahrt von den Engländern durchſucht, auf Napiers Schiff gebracht und dort von einem ihm bekannten Lotſen in deutſcher Sprache ihm zugeflüſtert worden ſei, daß die feindliche Escadre am 20. Mai bis 1. Juni einen Coup auszuführen ſich vorbereite. Unbekannt ſei jedoch, wohin der Schlag geführt werden ſolle.

Den 16. Mai. General Berg war geſtern abend bei uns und beſtätigte, was ich bisher nicht glauben konnte, und dem ich widerſprochen habe: Als nämlich am 9. Mai die leeren Holzbarken von einer engliſchen Dampffregatte erobert wurden und die Engländer ſich auf dieſelbe begaben, ward der darauf zurückgebliebene Steuermann zuvörderſt ans Steuer gebunden, darauf das Schiff durchſucht, und man fand darin mehrere ruſſiſche Heiligenbilder, wie die ruſſiſchen Seeleute dergleichen in ihren Kajüten aufzuhängen pflegen. Dieſe hatten die engliſchen Offiziere lachend von Hand zu Hand gehen laſſen, dann zerbrochen und über Bord geworfen. Über den Vorgang iſt ein förmlicher Akt aufgenommen worden.

Es ſind mehrere patriotiſche Gedichte, auch in eſthniſcher Sprache, aufgetaucht. In einem derſelben, das mir geſtern zu Geſichte kam, kommt folgender Vers vor:

„Inglismaa on üsna waene[1]),
Tema Kunningas on naene!“

Ein guter Volkswitz!

Auf dem Dom wird die Zugbrücke wieder hergestellt, nur daß der bewegliche Teil nicht aufgezogen, sondern in das Thor zurückgeschoben wird, eine miserable, die Passage sehr erschwerende Vorrichtung.

Den 18. Mai. Der Geschichte von der Mißhandlung der Heiligenbilder wird aus guter Quelle widersprochen, so daß ich meiner Sache nicht völlig gewiß bin.

Von Baltischport wird die Annäherung einiger englischer Schiffe gemeldet; doch wird von hier aus im dicken Nebel und Regen nichts gesehen; es hat so ziemlich den ganzen Tag hindurch, insonderheit aber am Abend, bis in die Nacht hinein heftig geregnet. Dabei war es sehr warm. Kaum wird die feindliche Flotte bei solchem Wetter gewagt haben, vorwärts zu gehen.

Den 19. Mai. Wir erwarten die Engländer, können sie aber nicht sehen, weil ein undurchdringlicher Nebel sich über Meer und Landschaft gelagert hat. Doch wollen einige am Horizont etwas Dampfschiffrauch über der Nebelwolke, andere einige Schiffe gesehen haben, die bei Packerort vorüber gesegelt sind nach Osten.

Den 20. Mai. Kein Schiff in Sicht, aus Baltischport wird gemeldet, daß zwei Fregatten nach Westen zurückgegangen sind, vielleicht die von gestern.

Man erzählt mir, daß gestern eine englische Dampffregatte auf ein Haar in Baltischport gestrandet wäre. Der dort beim Telegraphen stationierte Offizier hört eine Glocke und erblickt die Fregatte, eben aus dem dichtesten Nebel durch einen Windstoß sichtbar geworden, gerade auf den Felsen zufahrend. Der den Nebel lichtende Windstoß hatte aber auch dem Schiff die Gefahr enthüllt, und der Glockenschall rief die Mannschaft zusammen, das Schiff augenblicklich zu wenden. — Es hätte eine Begebenheit werden können wie mit dem Tiger bei Odessa.

Der heutige Tag, auf welchen ein Schlag der Feinde verkündigt worden, sollte doch nicht ganz ruhig verlaufen. Ich war eben mit dem Lesen der Petersburger Post beschäftigt (11½ Uhr abends, wobei ich mich über die Ungenauigkeit unserer Auffassungen und

[1]) Ein armes Land ist Engeland,
Das nur ein Weib zum König fand!

Berichte, namentlich wegen der Kaperei am 9. März, ärgerte), als Stackelberg atemlos hereinstürzte mit der Nachricht, die Falschfeuer hätten gebrannt, und auf dieses Alarmzeichen habe Gen. Berg auch in der Stadt Alarm zu blasen anbefohlen. Stackelberg nahm nun sein Pferd, um zurückzukehren, und gleich erscholl auch die bekannte Melodie.

Was konnte es sein? Ein Angriff von der Seeseite in der Nacht war nicht wahrscheinlich; die Batterien sind nicht sichtbar, die Schiffe aber wären es mehr. Eine Landung? Wo? In Reval? Dann hätten ja Schiffe vorher gesehen sein müssen, die letzteren waren aber (3) nach Sonnenuntergang nach westlicher und nördlicher Richtung verschwunden. — In Baltischport oder sonst an den Küsten? Würde eine landende Mannschaft gerade nach Reval sich wagen, wo hinreichende Verteidigungsmittel in allen Waffengattungen befindlich sind, wie dem Feinde nicht unbekannt sein kann?

Wo sich Gewißheit verschaffen, denn vom Einpacken wollten wir noch nichts wissen? Ich begab mich auf den Stenbockschen Balkon und hatte die Anordnung hinterlassen, in der Gouvernements-Regierung die notwendigen Papiere zu packen. Auf dem Balkon fand ich Admiral Wrangell und die Offiziere beim Telegraphen. Nichts zu sehen; — die Finsternis war keineswegs vollständig, es dämmerte über dem Meer. Die Truppen zogen zur Systernpforte hinaus — von den Uferbatterien fiel ab und zu ein Kanonenschuß. Niemand wußte was Rechtes vom Anlaß des Alarms. Wo ferner Nachricht sich verschaffen? Nichts, was man auf dem Balkon erfuhr, konnte eine Gewißheit geben — und so begab ich mich nach Hause, viele meiner Beamteten vorfindend, welche unsere Instruktionen erwarteten. Unterdeß hatte ich doch in den Stab geschickt. Hier waren beruhigende Nachrichten eingegangen, danach zu schließen, daß General Bergs Equipagen Befehl bekommen hatten, nicht auszurücken; nicht lange darauf war er heimgekehrt, hatte alle Wachen ꝛc. entlassen und man begab sich zur Ruhe.

Es war ganz sichtbar, daß der heutige Alarm mit weniger Schrecken und Angst verbunden war, als der erste. Jedermann ging ruhiger seines Weges, das Gedränge nach dem Glint war weniger groß, und schwerlich hat man Flüchtlinge auf dem Wege gesehen, wie neulich.

Es hat aus meinen späteren Nachforschungen sich ergeben, daß hinter Nargoe angeblich 10 Schiffe sichtbar gewesen waren. Ich bezweifle die Richtigkeit dieser Zahl. Im Anblick dieser Schiffe

hatte man das Signal „Falsch-Feuer“ in Nargoe, Carlos und dem Hafen gemacht, worauf der Alarmbefehl nach mehrmaligem Widerruf und Wiederbefehl doch gegeben ward. Daraus entstand das auch schon vernommene Gerücht, daß die feindliche Flotte bereits in den Hafen einziehe.

General Berg läßt von dem aus dem oberen See geleiteten und die Stadtmauern tränkenden Wasser nicht unbedeutende Quantitäten in die Stadtgräben laufen (immer zum Schutz der Stadt gegen einen Angriff von der Landseite her) und entzieht es mehr oder weniger dadurch den Brunnen. Es macht mich besorgt für den Fall des Bombardements und etwaiger Feuersbrünste.

Auch an unsern Kindergarten sollte schon die Axt gelegt werden (der Kanonen wegen, welche auf den Wällen neben der Schmiedepforte aufgepflanzt werden sollten); dem Obristen J., der schon den Befehl dazu hatte, verdanken wir die Erhaltung. Als Ersatz schlug er die Erbauung einer kleinen Batterie unten neben dem Garten vor. Diese steht nun wirklich da, und die Kinder werden hoffentlich noch länger des schattigen Spielplatzes sich freuen können. Überdies scheint dieser J. keine geringe Intelligenz unter unsern hiesigen Strategikern zu sein.

Den 23. Mai. Seit einigen Tagen kaltes, unfreundliches Wetter. Wolken und Winde haben hoffentlich Nachtfröste verhindert. Man hat nun seit dem 20. d. M. 27 Schiffe nach Osten vorbei passieren gesehen, welche nicht mehr westlich zurückgegangen sind. Daraus läßt sich schließen, daß die feindlichen Unternehmungen sich vielleicht auf Sweaborg oder Kronstadt richten mögen, oder auf etwaige Rekognoscierungen nach Osten hin. Leider sagen die Engländer nicht, was sie wollen.

Den 26. Mai. Eben verbreitet sich die Nachricht, durch Kolkſche Bauern hergebracht, daß zwei Forts bei Hangoe zerschossen worden, am 21. Man hat in den letzten Tagen an verschiedenen Orten Kanonaden vernommen.

Einige Fregatten liegen bei Revelstein.

Den 27. Mai. Keine Bestätigung wegen einer Affaire bei Hangoe. Am Abend unterhalb Nargoe ein sehr großes Dampfschiff sichtbar, in der Ferne noch 17 Schiffe, die mit bloßem Auge nicht zu entdecken sind.

Den 29. Mai. Gestern regnete es den ganzen Tag und zu Zeiten sehr heftig. Wir waren am Abend allein, und erst heute habe ich erfahren, daß zwischen Nargoe und Wulff 33 Schiffe sich

aufgestellt hatten. Von diesen sollen noch eben, jedoch in einer Entfernung von 35 Werst, 13 sichtbar sein; von unserem Balkon entdeckt man auch mit einem guten Fernrohr nichts.

Stackelberg hat beim General Berg einen Fuhrmannsjungen zu vernehmen gehabt, der auf einem englischen Schiff gewesen, bei Gelegenheit einer mit Wormsschen Bauern bewerkstelligten Schmuggelfahrt aus Finnland. Der Junge, ein hübscher aufgeweckter Bursche, der estnisch, deutsch und russisch gesprochen, hat ausgesagt: Es sei am 26. dieses Monats gewesen, als er mit zwei schwedischen Bauern in einem kleinen Wormsschen Boot mit Salz aus Finnland gekommen und in allem an 45 Schiffe gezählt habe. Einem derselben sich allzu sehr nähernd, hat dasselbe ein großes, sehr schnell segelndes Boot ausgesendet, welches ihr kleines mit dem Bootshaken sogleich genommen und zum Schiff gebracht habe. Hier hat man die Gefangenen mit Schokolade, Punsch, Erbsensuppe mit Schinken und Salzfleisch bewirtet und den Jungen sehr überredet, auf dem Schiffe zu bleiben. Ein Matrose, aus Reval gebürtig, hat vollkommen gut estnisch gesprochen, deutsch haben viele Offiziere verstanden. Sie sind über Nacht auf dem Schiffe geblieben, die Wormser, wie ich gern glaube, haben sie nicht behalten wollen, und endlich nach vielen Bitten und Thränen, auch ihn freigegeben, nachdem sie dem Jungen, welcher Johann Kiob heißt, das Salz, seinen eben in Finnland für 11 Rubel gekauften Paletot und ein Paar neuer Stiefel weggenommen. Der Landsmann hat ihm vertraut, daß die Engländer binnen fünf Tagen vor Reval kommen und die Stadt verbrennen würden. Er macht vom Schiff eine glänzende Beschreibung. Die Matrosen wären im feinsten Tuch gekleidet gewesen, hätten vor den Offizieren die Mützen nicht abgenommen; schöne Musik habe er gehört, die Kanonen seien alle von Messing und klein gewesen. Ich werde den Jungen selbst zu sprechen suchen. Diesem Bericht nach könnten wir am zweiten Pfingstfeiertag eine Katastrophe erwarten.

Den 30. Mai. Von Packerort wird das Anfegeln einer bedeutenden Menge von Linienschiffen telegraphiert, erst 10, dann 14. Sie gehen ostwärts, man hält sie für Franzosen, weil sämtliche Engländer schon vorbei passiert sein müssen. Mutmaßlich wollen sie im finnischen Meerbusen, im Norden um Nargoe sich vereinigen, wo seit einigen Tagen 14 englische Schiffe festliegen. Da mag Rat gepflogen werden, was zuerst geschehen soll, und ob uns eine Katastrophe treffen soll, werden wir in dieser Woche erfahren. Um

3 Uhr war der Horizont nicht hell genug zu Beobachtungen; über 20 Werſt ſah man nichts, und bis dahin war nichts ſichtbar.

Den 31. Mai. Um 5 Uhr morgens geht die im Norden liegende Flotte unter Segel nach Oſten. Um 9 Uhr telegraphiert man: 16 Fahrzeuge von Packerort aus von W. nach O. fahrend. Ob es die geſtrigen oder friſche Franzoſen ſind? Am Abend um 9 Uhr erfahren wir, daß der ganze Horizont von feindlichen Schiffen umlagert iſt; auf dem Stenbockſchen Balkon finde ich die officiellen Beobachter verſammelt; und wir zählen 42 Fahrzeuge. Die im Oſten von Nargoe, bei weitem die Mehrzahl, vermutlich die Engländer, liegen ſehr entfernt, vielleicht bis 50 Werſt, und nur durch eine Mirage ſichtbar; — im Weſten, mutmaßlich die Franzoſen, 16 Fahrzeuge, alle vor Anker. Nur zwei Dampfer eben im dickſten Rauch bewegen ſich nach Weſten. Die Franzoſen liegen näher.

Den 1. Juni. Die Nacht verſtrich ruhig. An dieſem Morgen früh ſetzten ſich die verſchiedenen Flottenabteilungen in Bewegung, und vereinigten ſich vor unſerer Bucht auf ca. 30 Werſt Entfernung von uns.

Um 10 Uhr Nebel, die Schiffe werden unſichtbar, über 25 Werſt hinaus ſieht man nichts. Das Pfingſtfeſt iſt etwas unruhig.

Um 1 Uhr trifft eine Meldung von Baltiſchport ein vom 31. Mai, abends 10 Uhr, wörtlich wie folgt:

„Heute früh kam bei flauem Südwinde eine Flotte von ſieben Linienſchiffen, vier Fregatten und fünf Dampfern aus Weſten auf Packerort zu. Um 11 Uhr vormittags ſprang eine flaue Briſe aus NO. auf und hielt an. Mit dieſem Winde lag die Flotte unter kleinen Segeln ca. 10—12 Werſt NNW. von Packerort, wo dieſelbe noch eben ſich befindet. Abends hißten die Schiffe ihre Flaggen und wechſelten mehrere Signale. Gegen 8 Uhr erkannte ich auf den meiſten großen Schiffen die franzöſiſche Flagge. Es kam ein Dampfer von der finnländiſchen Küſte aus NO. heran und kehrte alsbald wieder dahin zurück. Um 9 Uhr kamen aus NW. noch zwei Dampfer hinzu. Eine Kuff nach holländiſcher Bauart kam aus O und ſegelte durch die Flotte. Um $9^1/_2$ Uhr brannte Feuer bei den Telegraphen nahe Wichterpal und auf Kurks. Es ſcheint, als wollten die Feinde ſich bei Baroeſunds Fjord, weſtlich von Porkala, ſcharen; ſie können da gut auf 20 Fuß Tiefe ankern.“

Um 8 Uhr abends entſteht auf der See ein Nebel und hüllt die Stadt ſo dicht ein, daß man kaum auf die gegenüberliegenden Häuſer durchblicken kann.

Den 2. Juni. Der Nebel hält an, bis auf 20 Werſt iſt nichts zu ſehen. Nargenſche Leute, welche geſtern nach Finnland wollten, haben ausgeſagt, daß ſie nicht paſſieren könnten, indem mehr als 50 Schiffe, teils lavierend, teils vor Anker liegend, davor lägen.

Um 7 Uhr abends lichten ſich die Fernen, und die feindlichen Schiffe ſind noch auf dem nämlichen Flecke ſichtbar, wo wir ſie zuletzt ſahen.

Den 4. Juni. Von 7 Uhr morgens bis mittags 12 Uhr und noch darüber wird von der Seeſeite eine ſtarke Kanonade gehört; die Sachverſtändigen meinen, daß es nur Manöver ſeien und Schießübungen.

Den 5. und 6. Juni war von der feindlichen Flotte nichts ſichtbar.

Den 8. Juni. Von Odinsholm werden acht franzöſiſche Schiffe ſignaliſiert, welche der vereinigten Flotte nachſegeln. Um 12 Uhr erreichen ſie dieſelbe auf dem bekannten Punkt, und die Salutſchüſſe werden bis hierher gehört.

Es wird ein Nargenſcher Bauer von ſchlechter Führung, namens Chriſtian Luther, eingebracht, ergriffen von einem jungen Murrasſchen Bauern, welchen er überredet, zur engliſchen Flotte überzugehen. Der letztere bekommt eine Belohnung von 25 Rubel — der erſtere wird für die Dauer des Krieges nach Bobruisk zur Feſtungsarbeit geſchickt.

Den 9. Juni. Heller Alarm! Man meint, die ganze Flotte, die immer noch auf derſelben Stelle feſtliegt, wolle auf Reval gehen — die Regimenter waren konſigniert u. ſ. w. — nur erſcholl die bekannte Melodie noch nicht. Wunderbarerweiſe kam aber die Flotte nicht näher, und man erkannte am Ende, daß es keine Segel waren, welche aufgezogen zu werden ſchienen, ſondern Zeltdächer, welche über das Verdeck gezogen wurden, der ſehr großen Hitze wegen.

Den 10. Juni. Abends um 6 Uhr ſieht man die geſamte vereinigte Flotte oſtwärts hinziehen. Zwei franzöſiſche Fregatten haben ſich genähert und paſſieren zwiſchen Ziegelskoppel und Nargen. Dahin war noch kein feindliches Schiff gekommen.

Den 11. Juni. Morgens war die große Maſſe der Schiffe nicht mehr ſichtbar, ſondern nur noch die naſeweiſen Franzoſen, welche nordöſtlich abzuziehen ſcheinen.

Den 12. Juni. Um 5 Uhr ſieht man 30 Schiffe oſtwärts ziehen; bis die Richtung ſich entſchied, entſtand halber Alarm.

Den 13. Juni. Es ſind geſtern vom Balkon 8, vom Olaiturm 16 Schiffe links vom Sternskär geſehen worden. Die neue Batterie, welche im Meer erbaut worden, iſt inſoweit fertig, als nur noch 30 Podwodden zu morgen Abend gefordert werden.

Den 14. Juni. Eben kein Schiff in Sicht. General Berg lieſt mir einen Bericht von Taube von Rickholz vor, in welchem er anzeigt, daß die Engländer (vielleicht auch Franzoſen) einen zweiten Beſuch in Odinsholm gemacht, und mit Gewalt ſieben Ochſen, ſieben Stück Jungvieh, fünf Schweine und 20 Schafe gekauft haben. Die Münzenſorte kannten die Einwohner nicht und konnten deshalb den gezahlten Preis nicht beurteilen. Sie hatten gedroht, im Fall einer Weigerung alles Vieh von der Inſel unentgeltlich wegzunehmen, jedenfalls aber bald wieder zu kommen. Von Odinsholm ſchienen ſie nach Worms zu gehen.

Es ſollen von Wiems fünf, nach anderen drei Knechte zu den Engländern übergegangen ſein. Freilich ſind dieſe Nachrichten nicht zuverläſſig; ich laſſe die Sache unterſuchen.

Den 18. Juni. Nach vielen Tagen hat uns die feindliche Flotte heute wieder beſucht. Etwa um 2 Uhr mittags kamen 10 Schiffe mit vollen Segeln auf unſere Bucht zugeſtürmt, wie mir ſchien, bis auf 20 Werſt. Einige Stunden lang war man über ihre Abſicht im Zweifel, dann ſah man ſie ſich nach Oſten hin wenden und zählte am Abend 17 Schiffe.

Den 21. Juni. Sie mögen nicht weit gegangen ſein, denn am Nachmittag waren ſie ſchon wieder ſichtbar. Zwei franzöſiſche Fregatten im Weſten von Nargen verlaſſen uns ſchon garnicht mehr, und hinter Wulff ſind mehrere große Linienſchiffe erſchienen, am meiſten aber intereſſieren uns zwei engliſche Fahrzeuge, die ganz im Vordergrund beſchäftigt waren. Ich habe ſie mehrere Stunden lang von unſerem Balkon aus beobachtet, ſie näherten ſich einander und warfen innerhalb unſerer Bucht an der Südküſte Nargens Anker. Sie landeten offenbar bei der Inſel. Sie waren ſo nahe, daß man die Menſchen auf dem Verdeck gehen ſah. Die Beobachtung war mir um ſo intereſſanter, als Höppner, Beamter der Gouvernementsregierung, den Auftrag bekommen hatte, nach Nargen ſich zu begeben, 1. um ſich von der Anweſenheit ſämtlicher männlicher Bewohner der Inſel zu überzeugen, 2. die fünf

Wiemsſchen entwichenen Knechte — welche ſich, wie es hieß, jetzt in Nargen aufhielten, ergreifen zu laſſen.

Wirklich kam bei friſchem Winde ein kleines Boot von Nargen her, und mit einem Umweg an den Engländern vorbei, ſetzte ſich nachher in guten Wind und näherte ſich dem Hafen, ohne daß die Engländer Notiz davon zu nehmen ſchienen. Noch am Abend erfuhr ich, daß Höppner nicht mit dieſem Boote gekommen war, ſondern der Paſtor Aspelund und Böningk (finniſcher Konſul).

Geſtern iſt die Cholera hier ausgebrochen unter einer Partie aus Rußland oder Petersburg angekommener Rekruten; bis heute 13 Mann krank befallen.

Den 22. Juni. Höppner iſt um 8 Uhr morgens angekommen und meldet ſich früh. Er ſoll mir einen ſchriftlichen Bericht machen. Er wußte manches Intereſſante zu erzählen. Ein Seitenſtück zur Geſchichte vom Förſterhaus in Nargen wurde geſtern Mittag hier aufgeführt auf unſerer Reede. Ein Buxhoewdenſches Holzboot hat von Wulff aus ſeine Ladung abgelegt und kehrt leer heim. Ein kleines engliſches Dampfſchiff, das nämliche, welches ich vorgeſtern beobachtete, fährt ihm entgegen; das Holzboot kehrt um, im Hafen ſich zu retten. Ihm werden acht Kugeln nachgeſchickt, die nicht treffen, doch der Dampfer fährt geſchwinder und droht jenes einzuholen, da verlaſſen es die wenigen Mann und rudern mit einem kleinen Boot eilig nach dem Ufer. Hierauf ſendet der Dampfer ein Boot aus mit Pechkränzen; die Beſatzung eroberte das leere Holzboot, zündete es an und verließ es nicht früher, als bis ſie deſſen gewiß war, daß das Feuer nicht mehr verlöſchen werde. Sie nahm zuvor vom Boot fort, was irgend brauchbar war.

Den 23. Juni. Am Morgen 10 Uhr heißt es: „Sie kommen.“ Sie kamen wirklich, aber nur zwei Schiffe, die nämlichen, welche ich vorgeſtern unter Nargen beobachtete, doch kamen ſie ganz nahe auf unſere Reede, auf die Stelle, wo gewöhnlich unſere Escadre beim Ein- und Auslaufen zu ſtehen pflegt, ca. zwei Kanonenſchuß weiter von den ſchwimmenden Batterien. Alle Ausſchauplätze werden beſetzt, auch ich begebe mich auf den Stenbockſchen Balkon. Da liegen ſie ſo nahe vor uns, daß wir aufs deutlichſte auch mit bloßem Auge die Mannſchaft in weißen Hoſen — und das Getriebe auf dem Verdeck — ſehen. Sie ſind wahrſcheinlich mit Zeichnen der Batterien und Buchten beſchäftigt und richten ihre Fernrohre auf uns, wie wir die unſrigen auf ſie. Um 1 Uhr kehren ſie um und gehen das größere gen Weſt, das kleine gen Oſt.

Den 24. Juni. Gestern eine descente in Baltischport. Ein grauer Leutnant und ein sehr junger Midshipman kommen als Parlamentärs, wenden sich an einen ihnen entgegengeschickten Ulanenleutnant, welcher der englischen Sprache mächtig ist, und verlangen die Auslieferung einiger im Hafen befindlicher Schiffe, welche jedoch, so viel mir bekannt, sämtlich versenkt sind. Der Ulan verweigert die Herausgabe, — dann werde man die Stadt beschießen. — Das möge man thun, es sei aber wohl keine Stadt, sondern nur eine Anzahl kleiner Häuser, deren Eigentümer arme Fischer seien, — ob man die Schiffe beschießen werde? — Allerdings, wenn sie auf Schußweite stehen bleiben. — Es seien aber keine Truppen sichtbar? — Doch wären sie ganz in der Nähe! — Ob man ihnen Schlachtvieh geben werde? — Nein! — Aber Wasser? — Nein! —

Trotz der abschlägigen Antwort waren sie mit einem Händedruck wie gute Freunde geschieden. Immer einige Schiffe in Sicht. Berg ist auf einen Angriff für morgen vorbereitet, weil es des Kaisers Geburtstag ist.

Den 25. Juni. General Kursell, der mit vier Eskadronen auch nach Baltischport hatte gehen müssen, hat zu der Descentegeschichte nachstehendes hinzugefügt: Auf die Reede von Baltischport waren eine großmächtige Fregatte und ein ganz kleines Dampfschiff gekommen; ich vermute die nämlichen, welche wir vor einigen Tagen hier hatten. Tags zuvor war der kommandierende Leutnant von dem letzteren dagewesen, jetzt aber kam der Kapitän von der Fregatte mit mehreren Offizieren, namentlich einem sehr jungen und liebenswürdigen Menschen, welcher französisch und deutsch sprach. Der Kapitän sprach nur englisch und Kalk dolmetschte, weil der Rittmeister M. kein englisch versteht. Er soll ein vollkommener Gentlemen gewesen sein, hat nach den Schiffen gar nicht mehr gefragt, nur den kommandierenden General sprechen wollen. Der Divisionsgeneral Engelhardt war allerdings da, schaute aber aus dem hohen Kalkschen Hause zu, während die Unterredung auf der Hafenbrücke stattfand. Mehreremal schickte M. Billets durch Kosaken an Engelhardt, welche mit Umwegen Antwort zurückbrachten, damit man die Nähe nicht bemerkte. Das Gespräch hatte damit geendigt, daß der Kapitän versprochen, nichts gegen die Stadt zu unternehmen, wenn man die Schiffe nicht inkommodieren werde. Ich glaube, daß das versprochen worden, denn die Feldkanonen reichen nicht sehr weit. Endlich hatte der Kapitän noch den

Rittmeiſter auf ſein Schiff zu Gaſt geladen, was letzterer aber zu ſeinem Bedauern nicht annehmen konnte. So waren ſie höflich geſchieden und heute früh um 6 Uhr abgefahren.

Heute am Geburtstag des Kaiſers hatten wir um 9 Uhr eine Feldmeſſe auf dem Glacis vor der Karripforte, um 10 Uhr Gottesdienſt in der griechiſch-ruſſiſchen Kathedrale, um 11 Uhr Wachtparade und um 3 Uhr ſolennes Diner auf dem Ritterhauſe; 150 Couverts für alle Generale, Stabsoffiziere ꝛc. ꝛc.

Den 10. Juli. Seit einiger Zeit iſt das Gros der feindlichen Flotten vor Porkala verſchwunden und man ſieht nur noch einzelne Kreuzer. General Berg vermutet, daß jene gegangen ſind, die in Boulogne eingeſchifften Landungstruppen abzuholen.

Obriſt J. erbaut noch eine Batterie im Meer, dem vormaligen Korffſchen Landhauſe gegenüber.

Der Landbefeſtigungen wegen wird aus den Leitungen des oberen Sees das Waſſer in die Wallgräben abgelaſſen. Dadurch entſtehen die Nachteile, daß es an mehreren Stellen auf dem Glacis überfließt, die Keller der Häuſer in der Neugaſſe voll Waſſer ſtehen und die Fundamente in Gefahr ſtehen, aufgeweicht zu werden. Heute unterſucht Obriſt J. dieſes mit einem Architekten. Das ſtehende Waſſer verpeſtet auch die Luft, welches bei der ſeit dem 20. Juni ausgebrochenen Cholera nicht zu überſehen iſt.

Den 13. Juli. Aus Spitham und Packerort waren 12 große Schiffe im Anſegeln ſignaliſiert worden, mit ſcharfem Weſt. Wir waren am Abend ausgefahren, um einem Artillerieexercitium beizuwohnen, welches am Meeresufer, hinter Winklers Höfchen, Seewald, abgehalten wurde. Hier ſahen wir die Schiffe mit vollen Segeln und mit großer Geſchwindigkeit vorbeiziehen und hinter Nargen verſchwinden; es war uns daher überraſchend, als wir abends heimkehrten, zu erfahren, daß die ganze Eskadre, jetzt 15 Segel, worunter mehrere Dreidecker, um die Nordſpitze von Nargen herumgebogen und wieder ſüdlich gekommen war, bis ſie, etwa in der Entfernung der Südſpitze Nargens von Reval, alſo ſo nahe, wie wir eine ſolche Maſſe von Schiffen noch nicht gehabt hatten, Anker geworfen. Bei eingebrochener Nacht konnten wir den Schein der Lichter in den Kajütenfenſtern erblicken.

Den 20. Juli. Die Eskadre, bei der Zu- und Abgang von Schiffen geweſen iſt, liegt noch immer ankerfeſt auf dem nämlichen Platz, auf den ſie vor acht Tagen ſich ſtellte, und wie man jetzt ausgemeſſen, 14 Werſt vom Hafen. Ein großes Fahrzeug iſt

bedeutend vorgeschoben und nur 6 Werst von Ziegelskoppel entfernt. Es werden häufig Boote nach Nargen ausgesetzt und der Verkehr scheint ganz lebhaft zu sein. Wir glaubten einmal, daß der dortige Wald angezündet worden wäre, da ein starker Rauch inmitten der Insel aufstieg. Es scheint aber nur ein Kohlenmeiler gewesen zu sein.

Die Garden, und fürs erste ein Teil derselben, marschieren nach Brestlitowsk. Auf eine telegraphische Benachrichtigung, daß die kürzlich in Frankreich eingeschifften Landungstruppen den Belt passiert seien, bekam die am 15. in Estland einmarschierte Gardekürassier-Division die Ordre, vorderhand in der Umgegend von Wesenberg stehen zu bleiben, bis sich entschieden haben werde, wo jene Truppen landen werden. Wir haben nun Marschrouten, Dislokation u. s. w. angefertigt und die Stäbe der vier Regimenter untergebracht in Wesenberg, Aß, Kerrafer und Arrokül, die Truppen in Strandwierland, Landwierland und Ostjerwen. Der Chef der Brigade war einige Tage hier in Reval.

Den 28. Juli. Die Engländer und Franzosen, welche noch immer auf derselben Höhe vor Nargen stationieren und viel mit der Insel kommunizieren, hatten schon am 24. vorigen Monats den dasigen Wald angezündet. Wie die Insulaner versichern, wird ihnen mit der Pistole in der Hand das Löschen verwehrt. Es brennt noch heute an mehreren Stellen und wird immer von neuem angezündet, da die Bewohner ihrer Versicherung nach nachts und heimlich löschen.

Heute sind zwei Überläufer eingebracht worden. Sie waren in aller Frühe mit einem Fischerboote von Nargen herübergekommen und waren unter Wache zum Oberkommandierenden geführt worden.

Der Chef des Stabes, Obrist Minkwitz, der sie zu vernehmen hatte, hat von ihnen mir nachstehendes erzählt: Der eine von ihnen, Schiffsmatrose, ist ein Schwede von Geburt und ein simples Menschenkind; der andere, zweiter Seilmacher auf dem Schiffe St. George, ein Mensch von vielem Verstande. Die Aussagen der beiden waren völlig übereinstimmend und haben beim General Berg, welcher diese Leute anfänglich für Spione hielt, nachmals völligen Glauben gefunden, weshalb er sie auch nach Petersburg schicken will.

Der letztere sagt aus: Weil er deutsch, schwedisch und etwas russisch verstanden, sei er oft dem Admiral Corry beigegeben

worden, der ihn als Dolmetſcher und auch ſonſt gebraucht, und dadurch habe er die Gelegenheit gehabt, mehr zu erfahren, als ſonſt wohl die Leute ſeines Standes. Es ſei die entſchiedene Abſicht der Feinde, vorerſt die Alandsinſeln zu nehmen, dann Reval anzugreifen und endlich noch mit erwarteten flachen Kanonenbooten auf Kronſtadt zu gehen.

Der Geſundheitszuſtand auf den Schiffen ſei gut. Ein Leutnant war auf der Jagd in Nargen von einem Kadetten in die Seite geſchoſſen, tödlich verwundet worden und einige Tage darauf geſtorben. Vom Balkon aus hatte man hier die Trauerflaggen und einen Zug von 20 Booten geſehen, welcher von einem der Schiffe langſam nach der Inſel ruderte. Die Engländer begraben ihre Todten auf dem Gottesacker feierlich mit Gottesdienſt und Geſang. Die Franzoſen machen mit ihren Todten weniger Umſtände. Sie begraben ſie, wo ſie können, am Ufer und ſetzen nur ein Kreuz auf den einfachen Grabhügel.

Den 29. Juli. Man ſchickt dem General Berg noch zwei Bataillone Reſervetruppen aus Narva und 480 Mann fertig präparierter Rekruten aus Jamburg. Sie ſollen ſchon am 1. Auguſt in Repnik eintreffen und alle ihre Ranzen auf Podwodden führen laſſen, das macht 136 Podwodden auf jede der 10 Stationen bis Reval.

Ich habe mit ſchwerem Herzen die Ordre gegeben, denn es iſt Ernte-, Saat- und Heuzeit zugleich. Anfangs ſollten ſie in zwei Kolonnen mit einem Zwiſchenraum von drei Tagen kommen; aber dieſer Befehl ward nachmals aufgehoben. Die durch die Überläufer überkommenen Nachrichten haben unſeren Oberkommandierenden in neue Aufregung und Haſt verſetzt.

Den 31. Juli. Heute früh trifft General Eſſens Sohn als Kurier mit der Nachricht hier ein, daß die Küraſſiere weiter nach Breſtlitowsk ziehen und ſchon morgen über Fellin aufbrechen ſollen. Die Schreiberei hat mich den ganzen Tag ſchon beſchäftigt.

Der Wald in Nargen brennt noch immer, doch fängt es abends um 10 Uhr etwas an zu tröpfeln.

Der 1. Auguſt. Es hat faſt die ganze Nacht geregnet, und man ſieht eben auf Nargen keinen Rauch mehr. Der Regen ſcheint den Waldbrand gelöſcht zu haben.

Der Kriegsminiſter ſcheint auf Bergs beſchleunigte Marſchordre nicht eingegangen zu ſein, denn heute kommt die Ordre, daß die Reſerven vereint mit den Rekruten dennoch in zwei Echelons

gehen und am 3. und 4. Auguſt aus Narva ausmarſchieren ſollen; die Podwodden ſind alſo umſonſt ausgeſchrieben — man braucht ſie nicht an einem, ſondern an zwei verſchiedenen Tagen. Der Widerruf und die neue Anordnung kann unmöglich zu rechter Zeit eintreffen, die armen Bauern werden doppelt gehen und in der heißen Arbeitszeit mindeſtens acht Arbeitstage verlieren müſſen, welches auf 1360 Podwodden eine unberechenbare Arbeitsverſäumnis zur Folge haben muß.

Den 3. Auguſt. Heute iſt der Geburtstag Napoleons I. und die Schiffe unter Nargen flaggen alle.

Berg nimmt an, daß in dieſen Tagen auf den Alandsinſeln etwas vorgefallen ſein muß, und ein Angriff auf uns gegen den 10. dieſes Monats bevorſtehen möchte.

Die Frau des vormaligen Kreiskommiſſars v. Scharenberg, eine ältliche robuſte Dame von rüſtigem Anſehen, welche die Lehrerin des Obriſten Minkwitz geweſen iſt, hat ſich als Killoſtrömlingsverkäuferin verkleidet einige Tage in Nargen aufgehalten, um dem General Berg beſſere Nachrichten zu bringen, als die Nargenſer. Sie erzählt, daß die Engländer jetzt beſſer bezahlen als früher, und in ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſen mit den Inſulanern ſtehen, daß ſie dennoch nur mit der Piſtole in der Hand die Bauerwohnungen betreten, daß ſie daß Innere des Leuchtturms, deſſen äußere Mauern ſteinern ſind, verbrannt haben. Das Brennen des Waldes ſoll von den franzöſiſchen Kadetten herrühren.

Den 11. Auguſt. Heute morgen iſt auch der franzöſiſche Viceadmiral Percival-Duchesne angekommen. Er iſt zuvörderſt zwiſchen Ziegelskoppel und Nargen auf die Reede gekommen, hat ſich das Schlachtfeld angeſehen, und ſtellt ſich dann erſt zu den übrigen Schiffen.

Die Großfürſten Nicolai und Micheal ſind angekommen, ſich die Feſtungswerke und die Artillerie zu beſehen, und wollen am 14. wieder abreiſen. Kein ſolenner Empfang.

Den 12. Auguſt. Allgemeine Vorſtellung und Diner bei den Großfürſten.

Die vierten Bataillone der dritten Garde-Infanteriediviſion, anfangs nach Riga beſtimmt, ſind gleichfalls hierher dirigiert worden, an 4000 Mann, und brauchen nicht weniger als 370 Podwodden auf jeder Station; ſo viel nämlich ſind nur ausgeſchrieben; wie gewöhnlich aber werden viel mehr gebraucht werden.

Während wir bei dem Diner bei den Großfürſten ſaßen, hatte ein kleiner Dampfer ziemlich nahe zu kommen gewagt. Zugleich hatte man bemerkt, daß ein früher unbeachtetes Boot dem Dampfer ſich genähert, mit demſelben zuſammengekommen war und kommuniziert, ſodann aber ſich nach der Wiemsſchen Küſte zu wiederum entfernt hatte. Sogleich aber wurden Kundſchafter dieſem Boote entgegen geſendet, um wegen der verdächtigen Kommunikation eine Unterſuchung anzuſtellen. Es ergab ſich, daß es ein Boot war nur mit Weibern beſetzt, die, wie ſie bisher zu thun gepflegt, ihre Butter in Reval abgeſetzt, darauf ihre Rückfahrt angetreten hatten, dem Dampfer unverſehens zu nahe gekommen und durch Zeichen angehalten worden waren. Ein Boot rudert auf ſie zu, man kann ſich aber durch die Sprache nicht verſtändigen und die Weiber werden durch Zeichen wieder entlaſſen. Doch man ruft ſie noch einmal an, das engliſche Boot kommt ihnen nach und giebt ihnen einen Packen — Traktate in ruſſiſcher Sprache. Sie wurden Berg abgegeben und ich werde mir einige zu verſchaffen ſuchen.

In Nargen wird den Bauern oft geſagt, daß die Engländer derſelben Religion ſeien wie ſie; ſeit Plumridges Ankunft bezahlt man ſie weit beſſer, und thut überhaupt mit den Bauern ſehr freundlich. Dagegen verbietet auch Berg nicht, Kartoffeln, Gemüſe und Lebensmittel dieſer Art ihnen zuzuführen.

Den 14. Auguſt. Heute iſt Prinz Alberts Geburtstag. Die engliſchen Schiffe flaggten und ſalutierten. Der franzöſiſche Viceadmiral zog aber mit mehreren Schiffen ab, ob um nicht mit zu flaggen und zu ſalutieren, oder aus anderen Gründen? Man wird ſehen, ob er bald wiederkommt. Die Großfürſten reiſen ab.

Den 22. Auguſt. Bis jetzt iſt der Admiral nicht zurückgekommen, wohl aber gingen und kamen fortwährend Schiffe, franzöſiſche und engliſche, ſo daß die Zahl ſich nicht weſentlich verändert. Unterdeſſen wollen die Nargenſer von engliſchen Matroſen gehört haben, daß, nachdem die Alandsinſeln eingenommen, Reval nächſtens werde angegriffen werden. General Berg ſchwört von neuem, daß dies in fünf oder ſechs Tagen ſtattfinden werde. Obwohl wir die Möglichkeit und ſelbſt Wahrſcheinlichkeit annehmen, können wir jedoch die Lauterkeit der Quelle nicht anerkennen.

General Berg hatte einen beſchleunigten Marſch für die vierten Bataillone gewünſcht, deshalb dem Kriegsminiſter unterlegt, mich vorläufig aber ſchon 220 Podwodden auf jeder Station ausſchreiben laſſen. Unterdeſſen bewilligt der Miniſter den Termin des

Ausmarsches nicht, sondern ordnet denselben auf den 3. und 4., und zwar in zwei Echelons an. Also ändere ich die erteilten Befehle infolge deshalb erhaltener Vorschrift. Auf die Nachricht der Nargenser kommt aber am 21. wieder eine Neuerung, und zwar die Aufhebung aller Rastlager, wodurch natürlich die ganze Podwoddenstellung wiederum verändert wird. Ich reskribiere also wieder an die unglücklichen Hakenrichter.

Mit gutem Willen, den man überall findet, geht es am Ende doch; aber eine Ordnung ist unmöglich, und der Gehorsam muß endlich darunter leiden.

Den 31. August. Die vier Bataillone werden aufs Land geschickt, in die nächste Umgebung von Reval. Am 20. sollten sie also von hier weiter marschieren, und 200 Podwodden standen bereit, aber es wird wieder umgeändert, die Truppen sollen einige Tage hier bleiben und die Podwodden werden weggeschickt, doch soll ein Teil am 1., 2. und 3. wiederkommen!!! vielleicht weil Berg jetzt den Angriff auf den 3. oder 4. Sept. vorhersagt. Die englischen Matrosen sollen es den Nargenschen Bauern anvertraut haben.

Den 1. Sept. Die feindliche Eskadre hält Schießübungen, so daß unsere Fenster klirren, ca. 1—1½ Stunden lang, und wird nicht nur im ganzen Gouvernement, sondern sogar in Livland gehört. Von nah und fern eilten die Menschen hierher, in der festen Überzeugung, die Stadt in Flammen zu finden oder schon verbrannt und in Trümmern zu sehen. Die Verbreitung des Schalls auf 100 oder mehr Werst ist um so merkwürdiger, als die Luft dick und trübe war, so daß man sogar die feindlichen Schiffe wie durch einen Nebel sah.

Den 9. Sept. Ein Tag des Schreckens für unsere arme Stadt! Früh schon waren Schiffe von Westen herkommend signalisiert und dadurch einige Aufregung entstanden, denn worauf kann ein neuer Zuzug anders deuten, als auf einen Angriff. Und während wir auf einem Diner im Offiziersklub versammelt waren, kamen sie wirklich — zu den bisherigen 12—15 noch ebensoviel Fahrzeuge, unter denen drei Dreidecker, an der Spitze aber niemand anders als the Duke of Wellington, das Admiralsschiff Napiers.

Sie legten sich vor Anker zu den übrigen. In welcher Absicht können sie hergekommen sein? wenn nicht um anzugreifen? Weshalb ist der Oberkommandierende dabei? Auch lesen wir in den Journalen, daß er nicht wenig gestachelt worden mit dem Vorwurf,

mit ſeiner gewaltigen Flotte noch nichts unternommen, ja den Ruhm der Einnahme Bomarſunds den Franzoſen überlaſſen zu haben.

Alle dieſe Umſtände machen einen Angriff auf Reval ſo wahrſcheinlich, daß niemand mehr eine andere Meinung ausſpricht, und alle Anſtalten zum Fliehen und Retten getroffen werden.

Ströme von Menſchen fließen unaufhaltſam zum Stenbockſchen Glint und zurück. Es iſt ein impoſanter Anblick, dieſe 30 Schiffe ſo nahe und deutlich zu ſehen.

Die Kreditkaſſe mit 240000 Rubel bar hat eingepackt und iſt bereit, abzuziehen.

Man legt ſich nieder in der Überzeugung, morgen durch das Alarmſignal geweckt zu werden.

Den 10. Sept. Doch iſt die Nacht ruhig vergangen. Das Wetter iſt warm, die Luft ſtill, kaum bewegt ſich ein Blatt, aber die Eskadre liegt ſtill und zeigt keine beſondere Bewegung. Warum kommen ſie nicht? Wir begreifen es nicht. Das Wetter heute ſo günſtig wie möglich, dürfte leicht ſtörend für einen Angriff werden.

Einige kleine Dampfſchiffe wagen ſich weit vor, faſt bis unter die Kanonen der ſchwimmenden Batterien; es wird gezeichnet und gelotet.

Den 11. Sept. Ein wunderſchöner, ſtiller Morgen, alle Umſtände ſind einem Angriff günſtig, und der Feind zieht nicht heran. Was bedeutet das?

Viceadmiral Wrangell meint, es müſſe in der Nacht vielleicht Kontreordre gekommen ſein, denn es ſei unerklärlich, warum ſo günſtige Umſtände nicht benutzt würden, ja er glaube, es werde gar kein Angriff erfolgen, und habe das Geſchwader nur einen ſicheren Ankerplatz geſucht und werde ihn wegen der Blockade behaupten bis zu dem auf Ende Oktober durch die Zeitungen verkündigten Abzug.

Die Engländer haben über Nargen einige Gefangene entlaſſen, Kolkſche Bauern und einen ruſſiſchen Kaufmann, welcher auf einer Spazierfahrt bei Helſingfors gekapert ward. Schnell hatte ſich das Gerücht in der Stadt verbreitet, der letztere habe eine Audienz bei Napier gehabt und dieſer bei der Gelegenheit ihm eröffnet, Reval habe nichts von ihm zu fürchten. Es beſtätigt ſich aber nicht. Der Kaufmann hat den Admiral gar nicht geſehen. Unterdes ſchöpft man wieder Mut, und ich geſtehe, daß der Ausſpruch Wrangells

mir plausibel vorkommt. Abends 10 Uhr wurden aber alle Hoffnungen niedergeschlagen. Aus Baltischport wird gemeldet, daß, von Dampfschiffen geschleppt, 52 Kanonenboote herankämen. Das setzt die Absichten der Feinde außer allen Zweifel. Dem menschlichen Blick ist der Rettungsanker nicht sichtbar, aber ich weiß, wer der Herr ist über Leben und Tod, über Zerstörung und Rettung, und ich habe auch schon erfahren, was Gnade ist. Auf Ihn allein haben wir den Blick zu richten!

Den 12. Sept. Es ist Sonntag, an welchem Tage wir nie einen Angriff erwarteten. In dem feindlichen Geschwader ist nichts Neues zu erblicken, auch keine Kanonenboote — wo sind sie?

Ich erfahre, daß der gestern erwähnte Bericht nicht von Baltischport, sondern von Surrop herkommt, jedenfalls also weniger zuverlässig ist denn ein Kalkscher; ferner: daß außer jenem erwähnten Bericht auch gar nichts von den Kanonenbooten zu sehen und zu hören gewesen ist. Nur General Berg weiß, daß die Kanonenboote hinter Nargen sich versteckt hätten und der sie schleppende Dampfer (einer!) heute früh um die Nordspitze Nargens herum zu den übrigen Schiffen gekommen war. Man versichert mir von neuem auf dem Balkon, daß die erwähnten Boote nicht ungesehen sich hinter Nargen hätten verbergen können.

Es ist unsere Bestimmung, den Druck der Ungewißheit schwer empfinden und zwischen Gefahr und darauffolgender Beruhigung unaufhörlich hin und her schwanken zu müssen.

Madame Eggers hat die Gefälligkeit, meiner Familie für den Fall äußerster Notwendigkeit einige Zimmer auf ihrer Zuckerfabrik einräumen zu wollen. Ich war heute da, sie in Augenschein zu nehmen und zu danken. Man hat von da die Aussicht auf die Reede und den Hafen.

Den 13. Sept. Der Wind wendet sich gestern Abend nach Süd und wird ein furchtbarer Sturm, wobei es zugleich regnet. Ich habe es noch nie im Schlosse so brausen gehört wie gestern um die Mitternacht. Hier brachen mehrere Scheiben, allein es hörte schon in den ersten Morgenstunden auf, und um 4 Uhr war es wieder ganz still.

Der Sturm scheint dem Feinde keinen wesentlichen Schaden zugefügt zu haben. Er hat seine Position nicht geändert. Von den Kanonenbooten weiß aber niemand was, außer vier verschiedenen Berichten, welche Berg erhalten haben will.

Den 14. Sept. Es ziehen vier Segel- und vier Dampfſchiffe weſtwärts ab.

Den 17. Sept. Desgleichen drei große Schiffe, und

den 18. Sept. kommen drei kleinere Dampfſchiffe wieder zu; die abgehenden wie die vor Anker liegenden Fahrzeuge ſind ſtark mit in Nargen gefälltem Brennholz und Balken beladen worden, das wohl nach England mitgenommen werden wird. Acht Bataillone Reſervetruppen, von Petersburg hierher dirigiert, bleiben in und um Weſenberg ſtehen, bis die Garden Platz gemacht haben werden, was dem Gerüchte nach Ende Oktober geſchehen ſoll.

Den 24. Sept. Die engliſchen Journale und an den General Berg gelangte Privatnachrichten ſagen, daß Admiral Napier den gemeſſenen Befehl bekommen, vor ſeinem allendlichen Abzug noch Reval zu bombardieren. Neue Aufregung! Schon ſind viele Familien zurückgekehrt, viele auf dem Rückwege begriffen; die Bewegung wäre aber größer, wäre ſie nicht von der Sorge um die Krim verſchlungen.

Den 26. Sept. General Berg bringt mir einen mit einem Feldjäger unter ſeiner Adreſſe angekommenen Brief und teilt mir ein eben aus Berlin eingetroffenes Schreiben mit, worin ihm Mitteilung gemacht wird von einem Schreiben Napiers nach Kiel, worin er mit Beſtimmtheit das Bombardement Revals verheißt. Wir haben nur Sorgen und Gedanken um Sewaſtopol.

Den 28. Sept. Um $3^1/_2$ Uhr waren bei der feindlichen Escadre viel Flaggen aufgezogen, und wurde aus allen Schiffen eine Viertelſtunde lang ſalutiert, — vielleicht infolge irgend welcher eingegangener Kriegsberichte. Man ſagt mir am Abend, alle vor dem Sturm abgenommenen Maſtenſpitzen wären wieder aufgeſetzt, und man bemerke einige Bewegung. Gilt es einem Abzug oder einem Angriff? Letztere Nachricht iſt mir noch nicht verbürgt.

Den 7. Oktober. Alles blieb im status quo. Geſtern Abend einige Aufregung; zwei Dampfer hatten ſich der Ziegelskoppelſchen Küſte genähert, die Truppen wurden eiligſt konſigniert ꝛc. — Heute morgen ſetzt ſich die ganze feindliche Escadre in Bewegung und zieht ab, um die Nordſpitze Nargens herum, weſtwärts. Ob ſie noch einmal wiederkommt, muß erwartet werden. Völlige Sicherheit wäre unklug, — merkwürdig aber war die Äußerung Bergs: es ſcheine, als habe Reval im Jahre 1854 nichts mehr zu befürchten.

Den 15. Oktober. Am 13. dieses Monats sehe ich zufällig den Obrist Minkwitz, welcher mir eiligst mitteilt, es sei der Befehl aus Petersburg gekommen, daß am 20. alle Garden von hier ausrücken müssen, die Infanterie und Artillerie nach Pernau, die Kavallerie nach Fellin und die vierten Bataillone nach Petersburg. Zu diesem Ausmarsch bedürfe man zum 14. morgens 42 Podwodden hier am Ort und ebenso viel vorauseilender Brotbäcker für die sechs Tage auf jeder folgenden Station. Das officielle Schreiben folgt erst später nach. Sogleich wurde mittelst ausgesendeter Beamter nach den nächstgelegenen Gütern geschickt, um Podwodden zum 14., 15. und 16. zu haben, und am 14. abends gingen Stafetten an die bezüglichen Hakenrichter ab mit dem Auftrage, vom 17. an die ferneren Podwodden auszuschreiben.

Der Befehl zum Ausmarsch der Garden war aus Petersburg erfolgt, ohne daß der Oberkommandierende hier das geringste wußte, geschweige denn seine Zustimmung gegeben hätte. Ihm allein hätte man die Beurteilung des Zeitpunktes überlassen müssen, an welchem die Truppen hier entbehrlich wurden. Auf den Bericht von Berg aber, daß die Escadre abgezogen, war jener Befehl ohne weiteres von Petersburg aus gegeben, und ohne daß man wußte, ob der Abzug nicht bloß ein scheinbarer, eine Kriegslist war. Übrigens sind die Wege durch anhaltenden Regen aufgewühlt, so daß der arme Soldat kaum marschieren kann.

Auf diese Gründe gestützt, hatte Berg eine Gegenvorstellung gemacht, und wie überzeugt ich auch war, daß man darauf Rücksicht nehmen werde, so durfte ich doch nicht wagen, dem mir gewordenen Befehl zuwider zu handeln und die Entscheidung abzuwarten.

Wirklich kam dieselbe heute morgen, die Vorschrift enthaltend, daß alle Garden bis zu ihrer Entlassung von General Berg auf ihren Standquartieren verbleiben sollten.

Also wurden meine Ausschreibungen durch ebenso viele Stafetten an sämtliche Güter und Hakenrichter widerrufen, — ein schweres Stück Arbeit, wenn man alle seine Befehle mit Konsequenz und Nachdruck ausführen möchte.

Als die feindliche Flotte nunmehr abgezogen war, wollten wir wissen, wie es nun in Nargen aussah, und was die Engländer und Franzosen dort gethan und getrieben hatten. Ich schickte deshalb meinen Beamten für besondere Aufträge Hoeppner dorthin ab, der mir den hier angehefteten Bericht übergab.

Den 1. Nov. Am 23. Oktober kam ein neuer Befehl und eine Marſchroute für die Garden, am 25. ſchon mit dem Ausrücken zu beginnen. Am 24. wurde mir derſelbe mitgeteilt, dergeſtalt, daß ich ſchon an demſelben Nachmittag 42, am 25. morgens 104 und ebenſo viel jeden folgenden Tag und desgleichen für die nächſten Stationen Podwodden zu ſtellen hatte auf ſo lange, bis die Hakenrichter die Zeit gewonnen, die ferneren Ausſchreibungen zu beſorgen, im ganzen gegen 1400 Podwodden. Die Aufgabe war ungeheuer, doch wurde ſie mit Gottes Hilfe bezwungen, und die Regimenter rückten aus, die Infanterie gegen Pernau, die beiden Kavallerieregimenter gegen Fellin und Walk über Koick; ſie ſollen in Livland ſtehen bleiben.

Man ſchreibt dem General Berg aus Hamburg: Es ſei dem Admiral Napier daſelbſt ein Diner gegeben worden, bei welcher Gelegenheit er geredet und ſich etwa ſo ausgedrückt: Es ſei ſeine Abſicht geweſen, den Ruſſen eine Seeſchlacht zu liefern; die Flotte ſei aber weder aus Sweaborg noch aus Kronſtadt herausgekommen, da habe er einmal vor Nargen einen Angriff auf die Reede gemacht, furchtbar kanonieren laſſen, damit man in Sweaborg glauben ſolle, er beſchieße Reval, wodurch er die Flotte zum Succurs herauszulocken gemeint. Sie ſei zwar nicht herausgekommen, *ſeine militäriſche Ehre aber erachte er dadurch ſalviert.* Allerdings habe er auch an einen Angriff auf Reval gedacht, einen ſolchen jedoch in der Erwägung deſſen unterlaſſen, daß die dadurch zu erlangenden Vorteile in keinem Verhältnis zu den ſeinerſeits zu bringenden Opfern geſtanden hätten.

Es iſt dies ein vollgültiges Beiſpiel dafür, daß Bergs Verteidigungswerke und Anlagen hinlänglich imponierten, unſere Stadt zu ſchützen.

Den 10. Nov. Auch die vierten Bataillone der dritten Garde-Infanteriediviſion brechen auf und gehen nach Petersburg zurück. Wir behalten keine anderen Truppen als die Reſerven des erſten Infanteriecorps, beſtehend aus den aus unbeſtimmtem Urlaub wieder Einberufenen, aus Rekruten (8—9 Mann auf einen Soldaten) und aus einem ſehr ſchlechten Offiziercorps. Weſenberg und ſeine Umgebung iſt ſehr bedrückt von der Einquartierung, zumal zwei Cadres Hoſpitaleinrichtungen 600 Betten erfordern. Eine Überführung nach Reval findet eine Schwierigkeit darin, daß es hier an Brennholz fehlt. Letzteres koſtet im Mittelpreiſe 5 Rubel ein Faden Birkenholz und 4 Rubel ein Faden Nadelholz.

Den 18. Nov. Die nach Weißenſtein verlegten Behörden dürfen wieder in Reval einziehen. Die täglichen Poſten nach Hapſal und Baltiſchport werden wieder auf den alten Zuſtand, und die täglichen Kurierpoſten nach Petersburg von ſiebenmal in der Woche auf zweimal reduziert, ſo daß wir viermal in der Woche eine Poſtverbindung nach Petersburg haben werden, nämlich zwei Kurierpoſten und zwei ordinäre.

Den 17. Dezember. Nachdem bereits am 6. Dez. Berg zum Kommandierenden in Finnland ernannt worden, bekommen wir heute die Ankündigung, daß Generaladjutant Grabbe zum Kommandierenden der in Eſtland dislozierten Truppen und zum ſtellvertretenden Militärgouverneur von Reval beſtimmt wird und der alte Kommandant Patkul ins Generalauditoriat ernannt iſt.

Berg erwirkt für unſere beſondere Amtsthätigkeit während des verfloſſenen Kriegsjahrs: für mich den Wladimir zweiter Klaſſe, Ritterſchaftshauptmann Ungern den Stanislaus erſter Klaſſe, Polizeimeiſter Iverſen und mein Kanzleidirektor Hiekiſch den Annenorden zweiter Klaſſe und Gerichtsvogt Kalk den Annenorden dritter Klaſſe.

An

Se. Excellenz den eſtländiſchen Herrn Civilgouverneur, Wirklichen Staatsrat und Ritter

J. v. Grünewaldt

von dem älteren Beamten für beſondere Aufträge

gehorſamſter Bericht.

Nach dem am Morgen des 7. Oktober erfolgten Abzuge der verbündeten Flotte begab ich mich in Ew. Excellenz Auftrag am 10. nach Nargen, um einige Nachrichten über den dortigen Aufenthalt des Feindes einzuziehen. Was ich durch eigenen Augenſchein und aus dem Munde der Einwohner erfahren, iſt etwa folgendes:

Kaum hatte die engliſch-franzöſiſche Flotte am 13. Juli d. J. an der Weſtſeite von Nargen zwiſchen der Landſpitze von Hilkare und dem Leuchtturm Anker geworfen, als ſie ſogleich alle zum längeren Verweilen erforderlichen Vorbereitungen begann, wie denn auch ihr Aufenthalt faſt ein Vierteljahr (vom 13. Juli bis zum 7. Oktober dauerte. Ihre erſte Sorge galt der Herſtellung des Leuchtturms. Mit langen Stangen durchwühlten die Engländer den Sandboden im Umkreiſe desſelben, ohne den ſchon lange vor

ihrem erſten Erſcheinen auseinandergenommenen und an elf verſchiedenen Stellen vergrabenen Apparat zu finden, worauf ſie eine große kupferne Laterne mit acht Lampen und einen Wachtpoſten von vier Mann aufſtellten, welcher den Dienſt regelmäßig verſah. Dieſe Leute haben ihre Namen und die ihrer Schiffe mit ellenlangen Buchſtaben auf der inneren Mauer hinterlaſſen und als minder unſchädlichen Zeitvertreib die Fenſter des Leuchtturms zerſchlagen, die Thür verbrannt und die Bleidecke der äußeren Umfaſſung zum großen Teil herabgeriſſen. Die nebenſtehenden Kronsgebäude ſind bis auf den Grund raſiert worden.

Da die wenigen Brunnen auf Nargen zu entlegen und für den Bedarf der ganzen Flotte unzureichend waren, ſo grub der Feind ſeinem Ankergrund gegenüber auf der Küſte von Hilkare, wo der mit Lehm vermiſchte harte Sandboden Waſſer vermuten ließ, mehrere große Gruben, welche auch vollkommen ihrem Zweck entſprachen. Denn dieſe Brunnen, 15 an der Zahl, lieferten ſämtlich in der Tiefe von nicht mehr als einem Faden ein ziemlich wohlſchmeckendes und reichliches Waſſer, obſchon ſie meiſtens 20 bis 30 Schritte voneinander und ebenſo weit vom Meere liegen. Dieſe geringe Entfernung bot auch noch den Vorteil, daß das Waſſer mittelſt langer Schläuche, welche nach Bedürfnis zuſammengeſchraubt wurden, gerade in die Boote gepumpt werden konnte. Bei jedem Brunnen gab eine Tafel den Namen des Schiffes an, zu deſſen Gebrauch er beſtimmt war, und diejenigen derſelben, welche gegenwärtig nicht verſchüttet ſind, zeigen dicht über dem Waſſer eine Bekleidung von Tannenzweigen, um das Herabrieſeln des Sandes zu verhindern.

Auf dem Sande von Hilkare wimmelte es jederzeit von Leuten, welche das Waſſer einnahmen, wuſchen und Holz fällten. Namentlich ſind an dieſer Stelle der Küſte und bis auf $1^1/_2$ Werſt ins Land hinein eine Menge Bäume, meiſt auf ſchonungsloſe und ſehr ungeſchickte Art, gehauen worden, indem man oft Stubben von ſechs Fuß Höhe ſtehen ließ und manchen Stamm umgehauen hat, bloß um das Aſtwerk zu gebrauchen; beſonders iſt dies mit den Birken der Fall, die täglich ihre Kronen zum Reinigen der Verdecke hergeben mußten. Viel ſchöne Stämme ſind gleich am Ort zu Balken geſchält und auf die Schiffe geſchleppt worden, und tiefer im Walde liegen ſtellenweiſe Dutzende von mächtigen Bäumen durcheinander, wie ſie unter der Axt gefallen ſind, da man ſie entweder nicht tauglich gefunden oder auch bei der plötzlichen Abfahrt der Flotte hat zurücklaſſen

müssen. Auf ähnliche Weise, jedoch in weit geringerem Maße, hat auch der Wald in der Nähe des Leuchtturms gelitten, so daß die Eingebornen den ganzen Schaden auf etwa 800 Stämme schätzen, welche größtenteils den Engländern zu gute gekommen. Die Nargenser belachen die ungeschickte Art, wie diese letzteren ihre großen Beile gehandhabt, denn außer einigen Amerikanern habe niemand unter ihnen einen Baum kunstgerecht zu fällen verstanden.

Ein viel größerer Nachteil ist durch das mutwillige Feueranlegen der Franzosen verursacht worden; vom Leuchtturm an sind nach allen Richtungen hin große Waldstrecken, namentlich wo das dürre Heidekraut sich leichter entzündete, am Boden hin verkohlt, die schwächeren der stark angebrannten Stämme zusammengebrochen und an einer Stelle die Bäume bis an den Gipfel verdorrt. Nur in der Nähe ihrer Wohnungen gelang es den Insulanern, die Flammen zu dämpfen; oft hinderte sie daran der Feind, die Pistole in der Hand, oft konnten sie des an verschiedenen Stellen zugleich ausbrechenden Brandes nicht Meister werden. Endlich stellten sie den Engländern vor, wie gefährlich das Verschwinden des Nargenschen Waldes, als eines Merkzeichens für die Seefahrer, werden könne. Aus dieser oder anderer Rücksicht legten jene sich denn auch ins Mittel, und das Brennen hörte allmählich auf. Das Betragen der Franzosen ist um so mehr zu tadeln, als es sich nicht durch die Notwendigkeit rechtfertigt, denn nur an einer Stelle ist ein Meiler zum Kohlenbrennen aufgeführt. Soviel ich beurteilen konnte, erstreckt sich die Verwüstung wohl auf ein Drittel des Waldes.

Überhaupt sind die Nargenser weit schlimmer auf die Franzosen zu sprechen als auf die Engländer, deren gute Mannszucht sie im Gegenteil rühmen. Sie loben die Art, wie die letzteren den Sonntag feiern, die Pünktlichkeit, mit der sie gleich nach dem Abendschuß an Bord gegangen; besonders hätten sie gut bezahlt und seien in ihrem Betragen gegen die Weiber und Mädchen zum Verwundern anständig gewesen. Ein paar englische Matrosen hatten einem Bauern eine Kleinigkeit entwendet; auf dessen Beschwerde unterlagen sie der härtesten körperlichen Züchtigung, und der Offizier, bei dem sich der Kläger vergeblich für die Schuldigen verwandte, behauptete, die Leute könnten froh sein, daß es ihnen nicht an den Hals ginge. Einem anderen Bauern war von einigen Offizieren ein Schaf ohne Bezahlung genommen worden, als aber Sir Charles Napier ankam, erschienen sie noch am selben Abend mit dem Gelde

und baten den Bauern, doch ja nicht über ſie zu klagen. Viele Anfechtungen hatten trotzdem die Schafe zu beſtehen, denen man auf alle Weiſe, mitunter wohl auch zum Scherz, nachſtellte, wie denn zuweilen die Franzoſen die Stallthüren aufriſſen und hineinblökten, um die Tiere herauszulocken. Der Schaden war jedenfalls nicht groß, da ein Schaf mit einer halben Guinee und darüber bezahlt wurde. Hauptſächlich mag ſich die allerdings begründete Vorliebe für die Engländer daraus erklären, daß dieſe, wie die Nargenſer ganz offen geſtehen, reichlich mit Geld verſehen und überdies im ſtande waren, ſich leicht mit ihnen zu verſtändigen, da faſt alle Eingebornen ein wenig Engliſch radebrechen. Außerdem machten einige auf der engliſchen Flotte dienende preußiſche Offiziere die Vermittler, und unter den Lotſen, deren jedes Schiff einen hatte, befanden ſich mehrere, welche als frühere Schiffskapitäne öfters in Reval geweſen und den Nargenſern perſönlich bekannt waren. Dieſe Lotſen ſollen alle ſehr hohen Gehalt, der eine von ihnen ein Pfund Sterling täglich, bezogen haben. Die Franzoſen aber mit ihren heftigen Geſtikulationen jagten den Leuten große Furcht ein, und in ihrer Ungeduld, nicht verſtanden zu werden, hatten ſie gar leicht die Piſtolen bei der Hand. Beſonders war ein Schiffsarzt aus Bordeaux, ein langer, ſchwarzbärtiger Mann, der Schrecken der ganzen Inſel, bis er endlich von einem entſchloſſenen Weibe, welches ihn auf einem Schafraube ertappte und mit einem kalten Bade überſchüttete, gedemütigt wurde.

Die Matroſen wurden, außer zur Arbeit, ſelten ans Land gelaſſen, die Offiziere aber kamen täglich. Dann pflegten ſie auf der alten ſchwediſchen Schanze bei Suurkülla oder auf einem nebenliegenden Waldplatze, wo noch zwei zu dieſem Zweck aus Tannenzweigen errichtete Lauben zu ſehen ſind, zu tafeln. Es ſoll dabei hoch hergegangen und namentlich tüchtig getrunken worden ſein, wie der mit Scherben gepflaſterte Grund beweiſt. Denn die Flotte war mit allem reichlich verſehen, zumal in der letzten Zeit, wo regelmäßig von Bornholm Fahrzeuge mit Gemüſe und Geflügel und auch ein Lübecker und ein Hamburger Schiff mit Weinladungen ankamen. Nach Tiſch beluſtigten ſich die Offiziere, meiſtens junge Leute, mit Piſtolenſchießen, Wettlaufen, mit dem Cricketſpiel und anderen gymnaſtiſchen Übungen. Hinter der neuen Kapelle liegt eine kleine Waldebene, welche die Engländer während der Blockade von 1809 als Exerzierplatz benutzten. Dieſe diente gegenwärtig zum Wettlaufe; je auf 150 Schritt waren vier Barrieren von

halber Manneshöhe hintereinander aus Tannenzweigen aufgerichtet, welche übersprungen werden mußten, um zum Ziel zu gelangen, das ein Flaggenstock bezeichnete. Es wurde auch fleißig zu Boot Jagd auf wilde Enten gemacht, und die besten Schützen erlangten deren oft 14 Stück an einem Vormittag. Militärische Übungen fanden am Lande nur in der ersten Zeit bei den Franzosen statt, die täglich in Abteilungen von 200 Mann beim Leuchtturm exerzierten. Die Offiziere gingen bis auf die betreßten Mützen beständig in bürgerlicher Kleidung, jedoch nie unbewaffnet; alle führten gutes Feuergewehr, und viele hatten Revolver zu sechs Schüssen. Sie kamen häufig zu den Bauern, um ein Glas Milch zu trinken, und unterhielten sich dann mit ihren Wirten. Es wurde über die gegenseitigen Vorzüge der Nationen disputiert, und bei dieser Gelegenheit soll ein Kapitän gesagt haben: „Die Russen sind ganz wackere Leute, aber warum legen sie Minen in die See?"

Vor der Ankunft Napiers hieß es immer, man warte nur auf ihn, um vor Reval zu gehen; später aber fielen die Äußerungen dahin, daß es wohl unterbleiben werde, da man dort zu gut für den Empfang gesorgt habe.

Im ganzen scheint ein ziemlich cordiales Vernehmen zwischen den großen und den kleinen Leuten geherrscht zu haben, ja zuweilen kehrten die letzteren das Verhältnis geradezu um. Dies war besonders der Fall mit den Seekadetten, welche man nach dem Ausdruck der Nargenser streng hatte halten müssen. Wenn einer von diesen, wie es oft geschah, die Fische aus Mutwillen aus den Netzen nahm oder sich ohne Erlaubnis eines Fischerbootes bemächtigte, so nahmen sie ihm ohne weiteres die Mütze weg, und er mußte sie mit einem Sixpence lösen.

Die Freundschaft zwischen den Franzosen und Engländern soll nicht sehr heiß gewesen sein. Sie grüßten sich zwar im Vorübergehen mit großer Höflichkeit, sprachen aber selten miteinander, und nie speisten oder belustigten sie sich zusammen. Übrigens pflegten die Franzosen erst ans Land zu kommen, wenn die Engländer fortgegangen waren, und blieben dann bis in die sinkende Nacht. Es fragt sich, ob dies, wie die Nargenser meinen, bloß darin seinen Grund hatte, daß die Engländer nichts als ihre Steinkohlensprache verstünden.

Sir Charles Napier war ein paarmal auf der Insel in Begleitung des Kapitäns vom „Wellington" (Sullivan) und eines Dolmetschers, der sich für einen früheren Petersburger Fabrikanten

ausgab und das Ruſſiſche, Engliſche und Deutſche mit gleicher Geläufigkeit ſprach. Die Leute beſchreiben den Admiral als einen ſtarken, unterſetzten Mann, ſchon ziemlich ergraut und auf einem Fuß unmerklich hinkend. Er fragte vor allem, ob die Inſulaner ſich über ſeine Leute zu beſchweren hätten, und ſchien über die verneinende Antwort zufrieden. Darauf erkundigte er ſich, ob es auf der Inſel noch Perſonen gebe, welche ſich der engliſchen Blockade von 1809 erinnern könnten. Man nannte ihm die 64jährige Mutter des Gottlieb Kien, worauf er ſich zu ihr führen ließ. Er unterhielt ſich freundlich mit der alten Frau, ſcherzte darüber, wie ihnen beiden das Haar ſeit jener Zeit verblichen, ohne jedoch zu erwähnen, ob er ſich damals auf dem engliſchen Geſchwader befunden, und fragte ſie unter anderem, ob ihr die Namen der engliſchen Admirale noch im Gedächtnis ſeien. „O ja," erwiderte ſie; „für den einen habe ich das Tiſchzeug gewaſchen; es war der Admiral Sommers; der jüngere hieß Pikmoore!" „Ganz recht," entgegnete Napier; „wenn du willſt, ſollſt du mir denſelben Dienſt erweiſen." Darauf trat er in das Nebenzimmer, wo die Leiche eines den Tag vorher verſtorbenen Großkindes der Alten gebettet war, ergriff ein bei derſelben liegendes ſchwediſches Geſangbuch und fragte verwundert, warum man keine Bibel hinlege? Auf die Entgegnung, die ihre ſei vor zwei Jahren beim Brande des Hauſes verloren gegangen, verſprach er, für eine andere zu ſorgen. Die Leute baten ihn, zu erlauben, daß der ſchwediſche Paſtor zur Beerdigung herüberkäme, worauf er ſagen ließ, es möchten in Gottes Namen alle ihre Freunde von Reval oder ſonſt woher kommen, nur keine Soldaten.

Am anderen Tage erſchien eine große ſchwediſche Bibel, und Sir Charles ſprach nach einiger Zeit ſelbſt wieder vor, um ſich zu erkundigen, ob ſein Geſchenk richtig abgegeben worden, indem er hinzufügte, das nächſte Mal wolle er den Kindern etwas mitbringen.

Der Geſundheitszuſtand auf der Flotte ſoll trotz den Gerüchten von der Cholera ſehr gut geweſen ſein. Die Offiziere konnten ſich nicht genug über das ſchöne ruſſiſche Klima wundern und verſicherten, es ſeien ihnen nirgends ſo wenig Leute geſtorben als hier vor Nargen. In der That beſtatteten ſie während der ganzen Zeit auf beinahe 10000 Mann nur 14 Todte, von denen nicht einmal alle durch Krankheiten erlagen, es müßte denn heimlich eine größere Anzahl ins Waſſer geſenkt worden ſein, was bei

dem gesunden und kräftigen Aussehen der Leute nicht glaublich gewesen wäre.

Etwa 400 Schritte hinter der Kapelle liegt der Kirchhof der Nargenser, ein Ruheplätzchen, wie es ein Seemann zur letzten Stätte nur wünschen kann, auf drei Seiten von hohem Walde umgeben, auf der vierten hart vom Meer begrenzt. Schon im Jahre 1809 waren daselbst 13 Engländer begraben worden, von deren eingesunkenen Gräbern man später die Kreuze abnahm und zusammen beiseite legte. Diese Kreuze erregten das größte Interesse bei den Landsleuten; man suchte die verwischten Inschriften. In der Ecke rechts vom Eingange liegt der Kommandeur des „Cressy", Alexander Anderson, † am 9. August im Alter von 37 Jahren u. s. w. Das dritte Grab umschließt in einem Sarge zwei Brüder, welche auf eine seltsame Weise gleichzeitig ums Leben kamen. Bei einem am 4. Sept. stattgehabten Schiffsmanöver stürzte der eine von der Raae aufs Verdeck herab; er fiel gerade auf den anderen Untenstehenden, indem dieser, vielleicht durch den schrecklichen Anblick verwirrt, den Sturz aufzuhalten suchte, und erschlug ihn durch die Wucht des Falles, der ihn selbst zerschmetterte. Die Inschrift giebt die Namen J. Toomey und F. Longbottom mit dem Alter von 34 und 24 Jahren an. Abgesondert von den übrigen ruht unter einer Tanne ein weiteres Opfer gewaltsamen Todes. Die Tafel am Grabe trägt die kurze Inschrift: „Lieutenant Bonden of H. B. M. Ship Royal George. Died 9. August 1854." Es ist ein junger Mann von 20. Jahren, welcher durch die Hand seines Kameraden fiel. Er war mit sechs anderen Offizieren an Land gekommen; sie belustigten sich mit Wettlaufen und Ringen, und er greift dabei dem einen, der ein geladenes Pistol in der Hand hat, an den Arm. Die Waffe entladet sich, und die Kugel fährt ihm in die Seite. Sogleich wurde er an Bord gebracht, wo er nach drei Tagen verschied, ohne daß man die Kugel hatte herausziehen können. So wenigstens erzählen die Nargenser den Vorgang, allein mir scheint es, als ob die Sache anders zusammenhinge. Endlich decken ein paar Mooshügel die Überreste zweier Matrosen, deren Freunde zu arm oder zu gleichgültig gewesen sein mögen, um ihnen ein Zeichen zu setzen.

Die beiden Offiziere, zumal der Kommandeur, sind mit vollem kriegerischem Gepränge, mit Musik und Ehrensalven bestattet worden, den anderen folgten bloß zwei Offiziere und einige Gefährten.

Auf Hilkare am Waldrande und etwas tiefer hinein finden ſich ſieben andere Gräber, flache Mooshügel, von denen nur zwei mit rohen hölzernen Kreuzen verſehen ſind. Hier ſollen Franzoſen liegen; wenigſtens ſind dieſe Toten ſämtlich nach katholiſchem Ritus begraben. Auf dem einen, größeren Kreuz ſtehen einige engliſche Worte mit Bleiſtift geſchrieben. Ich konnte davon nur: „Cressy“ „warrior“ entziffern.

Die Abfahrt der Flotte kam ſehr plötzlich und unerwartet. Noch am Nachmittag des 6. Oktober hatte einer der Kapitäne geäußert, ſie würden wohl bis zum November vor Nargen liegen bleiben, da ſie hier den beſten Ankergrund der Oſtſee hätten. Gegen Abend begann ein kleiner Dampfer die Bojen auszunehmen, und am anderen Morgen in der Frühe lichtete die ganze Flotte ſo eilig die Anker, daß Einige ihre am Ufer trocknende Wäſche mitzunehmen vergaßen.

Wie es auf den Schiffen hergegangen, darüber habe ich nichts erfahren können, da die Inſulaner behaupten, dieſelben teils aus Pflichtgefühl, teils aus Furcht, zurückgehalten zu werden, nicht betreten zu haben.

Dies iſt das Hauptſächlichſte, was ich, ohne jedoch für die Wahrheit des mir Erzählten zu bürgen, Ew. Excellenz in möglichſtem Zuſammenhange als weſentlich berichten zu müſſen glaube.

Reval, den 13. Okt. 1854.

Ew. Excellenz

gehorſamſter

Fr. v. Hoeppner.

1855.

Was wird das Jahr dem Vaterlande bringen?

Zuvörderſt iſt das Elend zu beklagen, in dem die Reſervetruppen ſich befinden. Ganz Weſenberg iſt ein großes Hoſpital, und bald genügt es dem Bedürfnis nicht mehr. Es werden auf dem Lande noch Lazarethe eingerichtet, ihrer ſechs zum Teil von Civilärzten bedient, allein auch dieſe reichen nicht hin. Jetzt kommt ein Teil dieſer Reſervetruppen nach Reval, aber auch hier ſteigt die Zahl der Kranken auf 1300, ſpäter auf 1800. Unterſuchungen folgen auf Unterſuchungen. Die armen Soldaten ſind ſchlecht gekleidet und ſchlecht genährt, ſehr junges Volk, das aus den entfernteſten öſtlichen Gouvernements hergekommen iſt. Endlich wird

ein großer Conſeil beim ſtellvertretenden Kommandierenden Patkul gehalten und beſchloſſen, die Einquartierung möglichſt breit zu verlegen und die Beköſtigung ganz den Gutsverwaltungen zu übergeben, welche den Proviant gegen Quittung von den Compagniehöfen empfangen ſollen. Allein die Maßregel wird gar nicht oder nur ſehr mangelhaft durchgeführt. Es gehen fortwährend Klagen darüber ein, daß die Bauern die Soldaten füttern müſſen und der Proviant nicht den Gutsverwaltungen, ſondern den Soldaten abgegeben wird und, wie man behauptet, in weit kleineren Partien, als ihnen eigentlich zukommt. Der einzige Troſt für uns iſt, daß ſie Anfang März abziehen ſollen. Dies geſchieht, doch gehen nur die Reſerven; die Ausgedienten bleiben. Auf dem Durchmarſch von zwei Bataillonen bleiben 84 Mann Kranke in Weißenſtein zurück.

Der neuernannte Kommandierende Grabbe trifft am. 3. Januar hier ein und reiſt am 11. wieder ab. Ein Mann nahe an den 70, von mildem, wohlwollendem Weſen, ſehr ruhig und ſcheinbar beſonnen, langſam, mit leiſer Stimme ſprechend, gefällt er im allgemeinen. Nicht völlig geſund, verläßt er wenig ſein Zimmer und kann wegen des friſch gefallenen Schnees von den Befeſtigungen u. ſ. w. auch nur wenig ſehen.

Am 28. Januar kommt er mit ſeiner Familie, drei Töchtern und einem 12jährigen Sohn, ganz nach Reval und zieht ins Buxhoewdenſche Haus in der Breitſtraße ein. Sein Chef des Stabes iſt der Obriſt Flügeladjutant Peroffsky; unterdes betreibt der Obriſt Ligginoff, der noch unter Minkwitz ſich hier eingearbeitet hatte, die Geſchäfte. Die Garden, welche in Livland ſtehen blieben, bekommen die Order, nach Reval und Umgegend zurückzukehren. Vom 10.—19. April ſollen ſie einrücken. Unterdes erfolgt die Konterorder. Sie ſollen in ihren Quartieren bleiben bis auf weitere Vorſchrift.

Der General Grabbe iſt in vieler Beziehung der Gegenſatz von Berg. So unruhig dieſer war, um alles bis ins Detail ſich kümmernd, an alles denkend, die Frauen und Familien aus Reval vertreibend, ſo ruhig iſt dieſer, verläßt nur ſelten ſein Haus, ſcheint nur um das ſich zu kümmern, was strictissime ihn als Militär betrifft, oder was ſeine Untergebenen ihm unterlegen, und wenig beſorgt, die Frauen und Familien aus der Stadt zu treiben. Berg zog fortwährend Truppen an, ſoviel er konnte, und armierte unausgeſetzt die Ufer, die Stadt, den Hafen. Unter Grabbe ſahen wir bis jetzt nur Truppen abziehen und Kanonen abführen, in

Maſſen nach Dünaburg und Narva. Die ſchwimmende Batterie ſoll als unbrauchbar völlig abgebrochen, auch im Hafen die Zahl der Kanonen vermindert werden. Warum, verſtehe ich nicht. Der neue Kommandant iſt ſehr eifrig dabei.

Wir bekommen eine elektro-magnetiſche Telegraphenlinie über der Erde von Petersburg nach Reval und von Petersburg nach Riga. Schon ſieht man die Stangen von ca. 20 Fuß Höhe aufgeſtellt. Siemens und Halske haben die Konſtruktion kontraktlich übernommen.

Die Briefpoſt ſoll von Fahrenholz in der Pernauſchen Vorſtadt wieder in die Stadt zurück verlegt werden. Man präpariert ſchon das Buxhoewdenſche Haus, wo ſie bisher war, dazu. Vielleicht hängt unſere diesjährige Ruhe auch mit dem Gang der Wiener Konferenzen zuſammen, die bisher im Anfang eine friedliche Richtung zu nehmen ſcheinen.

Den 29. März. Man will heute ſchon den Rauch von Dampfſchiffen geſehen haben; einige bei Nargen, andere ſogar bei Worms. Es kommt mir nicht wahrſcheinlich vor, da wir von einem Durchgang der feindlichen Schiffe durch den Sund nichts geleſen haben.

Den 31. März. Erwäge ich unſere gegenwärtige Lage, ſo muß ich unſere Verteidigungsanſtalten für ſchlecht halten. Von den hier verbliebenen Truppen ſollen in Weſenberg an 15.000 Mann geſtorben ſein. In Reval wohl ebenſo viele, wenn ich berechne, daß an der Cholera allein, von der ich die officiellen Berichte bekommen, über 600 geſtorben ſind. Andere 1500 Mann liegen aber in den Revalſchen Hoſpitälern und in Weſenberg, Haljall, Udenküll, Arrokküll (Landhoſpitäler) und Weißenſtein mindeſtens 750 Mann. — Und der Reſt iſt aus Rekruten zuſammengeſetzt, in deren Blicken man wohl Heimweh, aber keinen Kriegsmut lieſt und nicht die Begierde, ſich mit dem Feinde zu meſſen, wie es im vorigen Jahr hier mit den Garden der Fall war. Das ſind nun unſere einzigen Verteidiger. Das Vertrauen zu ihnen kann nicht groß ſein. Was die Menſchen hier ſo ruhig hält, kann nur die Ruhe ſein, aus der ſie nicht wie im vorigen Jahr beſtändig aufgeſchreckt werden, und die Hoffnung auf den Frieden.

Den 1. April. Heute iſt ein Baſchkirenregiment hier eingezogen. Männer mit tatariſchen und mongoliſchen Phyſiognomien, uniformiert wie die Tſcherkeſſen, auf unanſehnlichen Pferden, die unbeſchlagen am 5. Okt. aus Weſenberg ausmarſchiert ſind und

nicht ein lahmes Pferd haben. Sie haben den Marsch ordentlich und friedlich gemacht und nur einmal mit den Bauern sich geprügelt, als diese entdeckten, daß in ihren Kesseln Pferdefleisch gekocht wurde.

Den 16. April. Auf eine ausdrückliche Anfrage wegen der Rentei und der Kassen der Behörden bescheidet mich Grabbe, daß diese nach Weißenstein transportiert werden sollen, daß die Archive der Gouvernementsregierung aber in den Gewölben des Schlosses aufbewahrt werden können. Es sollen heute einige Kreuzer vor Baltischport sichtbar gewesen sein, doch bedarf diese Nachricht noch der Bestätigung.

Während im vorigen Jahr alles aus der Stadt und vorzugsweise aufs Land herausgetrieben wurde, wird in diesem alles, namentlich Vorräte aller Art und Branntwein, in die Stadt hereingeschleppt, als ob wir einer Belagerung entgegengingen.

Die Garden vom vorigen Jahr kommen doch nach Estland zurück, zur allgemeinen Beruhigung. Wir kennen den Geist dieser Truppen. Der Typhus, den die Reservetruppen uns einschleppten, hat uns fünf Ärzte bis jetzt geraubt; die Militärärzte Kaminsky und Hoven und die Stadtärzte Frisch in Weißenstein, Bogren in Wesenberg und Gunderstrupp, Ampelscher Kirchspielsarzt.

Die Nachricht wegen der Kreuzer bestätigt sich. Am Nachmittag um 5 Uhr bekam ich den ersten, einige Stunden später den zweiten hier beigelegten Brief von Kalk, inhalts welches die Schiffe unter Parlamentärflagge einen Offizier ans Land geschickt hatten, die Blockade anzusagen, unter übrigens noch ziemlich loyalen Bestimmungen.

Den 17. April. Wir feiern zum erstenmal den Geburtstag des neuen Kaisers — Gott segne ihn!

Den 18. April. Es kommen allerlei schwere Zumutungen. Wir sollen in der Konsequenz der Idee, daß die Festung Reval von der Landseite angegriffen werden, ja sogar belagert werden könnte, Heu- und Strohvorräte auf dem Dom plazieren. Wir fürchten die dadurch vermehrte Feuersgefahr und wehren uns bis jetzt noch, — Gott weiß, mit welchem Erfolg. Wer in der Stadt bleiben will, muß sich reversieren, daß er für vier Wochen mit Mundvorräten versehen ist; wer es nicht ist, muß der Verweisung aus der Stadt gewärtig sein. Wer würde, frage ich, in diesem Fall die Spritzen bedienen? Jetzt thun es Arbeitsleute, die nicht vierwöchentliche Provisionen beschaffen können.

Den 28. April. Eine engliſche Escadre von 10—12 Schiffen iſt wiederum erſchienen und hat ſich auf demſelben Platz vor Nargen vor Anker gelegt, wo ſie im vorigen Jahr vom 13. Juli bis zum 7. Oktober lag. Im Publikum ſcheint der Schreck minder groß zu ſein, weil man an den Anblick vom vorigen Jahr gewöhnt iſt. Er hat aber wohl auf den Kommandierenden, den Stab und die Militärautoritäten gewirkt, indem alle Verteidigungsmaßregeln jetzt beſchleunigt werden. Meines Erachtens waren dieſe vernachläſſigt. Viele Batterien, welche demontiert waren, ſind noch nicht wieder montiert, auch die neuerbaute Wachtenſche noch nicht mit Kanonen beſetzt. Pulver wird aus Petersburg erſt zugeführt. Heute erſt kam eine Beſtimmung wegen der Verbandplätze und der aus dem Civilreſſort requirierten Ärzte, wegen der Equipagen zum Transport u. a. m. Gott ſelbſt wolle uns beſchützen! Auch an Raum für die Artilleriſten fehlt es, die auf dem Dom plaziert werden ſollen. Um 7 Uhr morgens kam ein Feldjäger an mit dem vorläufig vom Kriegsminiſter annoncierten Befehl einer Rekrutierung zu 12 von 1000 Seelen. Das iſt eine ſchwere Laſt. Viele Gegenden ſind inſoweit wirklich entvölkert, als ſich keine rekrutenfähigen Subjekte daſelbſt mehr finden. Die Rekrutierung ſoll vom 1. Juni bis 1. Juli beendigt ſein. Der Empfang fällt in die dringendſte Arbeitszeit, ſoll im Angeſicht des Feindes ſtattfinden, unter unaufhörlicher Podwoddenſtellung, ſo daß ich für die ordnungsmäßige Feldbeſtellung ernſtlich beſorgt ſein muß. Ich habe dem Generalgouverneur auf privatem Wege dieſes dringend ans Herz gelegt, damit er möglichſt wenigſtens einen Aufſchub bis zum Herbſt erwirke.

Den 3. Mai. Es haben ſich von Tag zu Tag mehr Schiffe unter Nargen verſammelt, ſo daß heute 23 in allem gezählt werden. Geſtern Abend waren die Alarmſignale in dem Tagesbefehl bekannt gemacht. Heute ward eine Probe angeſtellt, die ſehr ſchlecht ausfiel. Die rote Flagge, welche auf dem Olaiturm aufgezogen werden ſoll, fehlte ganz; dann fehlten die Stricke dazu; vom Turm fehlte alſo ein Signal. Obwohl nun von der Schaubaſtion die drei anbefohlenen Schüſſe erfolgten, ſo waren weder Flaggen zu ſehen noch Trommeln und Hörner zu hören, und es ſollen kaum 100 Mann herausgekommen ſein. Gott erbarme ſich unſer, wenn es Ernſt wird!

Den 14. Mai. Die Vergleiche zwiſchen dem vorigen und dem diesjährigen Kriegszuſtand ſind auch hinſichtlich der damals

und jetzt herrschenden Stimmung sehr merkwürdig. Die Unruhe, Furcht und Sorge war im vergangenen Jahr so groß, daß die Stimmung gegenwärtig sorglos, ja mehr als sorglos erscheint, und man darüber fast bange werden könnte. Und dies kommt nicht allein von der Gewohnheit, sondern offenbar daher, daß man weniger allarmiert wird und weniger gepeinigt, auf die wunderbarsten, aber ganz sicheren Nachrichten gegründet über die grausamen Absichten der Feinde. Es sind deshalb die Zustände viel erträglicher und es bleibt nur zu wünschen, daß man sich nicht in allzu große Sicherheit einwiegen und einschläfern läßt! Kathrinenthal ist ganz von Militär und Städtern bewohnt wie gewöhnlich, und wir wüßten nichts vom Feinde, wenn nicht Stadt und Umgegend voll Soldaten läge und aus der gedrängten Einquartierung schwere Sorge und Arbeit hervorginge.

Heute morgen dampfte die ganze Flotte an, spannte ihre Segel auf und zog ostwärts ab, so daß Nachmittag 5 Uhr nur wenige Schiffe in Sicht blieben. Bevor ihre Absicht klar war, gab es eine kleine Aufregung, und die Strandbatterien wurden rasch bemannt.

Den 22. Mai. Auf die Anordnung des Kommandierenden sind sämtliche Fuhrmannspferde, welche verfassungsmäßig zur Bedienung der Stadt- und Vorstadtspritzen gehören, zum Transport der Verwundeten in Anspruch genommen worden, dergestalt, daß der General Tunzelmann, welcher sämtliche Löschanstalten im Fall eines Bombardements en chef dirigieren soll, nur einige wenige Postpferde zu seiner Disposition behielt. Überdies mußten sämtliche Fuhrleute sich reversieren, keine Pferde außerhalb der Stadt zu geben, so daß auch nicht einmal die nötigen Podwodden beschafft werden konnten.

Den 24. Juni. Die Zahl der Schiffe auf dem Nargenschen Ankerplatz hat fast täglich gewechselt, ohne daß etwas besonders Bedrohliches zum Vorschein gekommen wäre, heute jedoch machten sie Jagd auf die kleinen einmastigen Boote, welche Steine von der Insel Wulff nach dem Revalschen Hafen führen, und nahmen davon drei oder gar vier weg.

Den 24. Juni. Grabbe bewohnt das Schloß selbst in Kathrinenthal. Allabendlich spielt dort die Musik, bald vom litthauischen, bald vom österreichischen Regiment, und die beau monde spaziert mit einer Masse von Offizieren vor dem Schlosse auf und ab. Der im vorigen Jahr blühende Kindergarten ist leer!

Den 25. Juni. Ich weiß nicht, worauf die Befürchtung ſich mag gegründet haben, daß am 24. ein Angriff ſtattfinden werde. Selbſt der Kaiſer hatte dem Kommandierenden befohlen, am Abend über den Verlauf des Tages zu berichten.

Den 25. Juli. Nachdem der Nebel geſchwunden, wurden über 70, ja heute morgen 85 Schiffe gezählt. Es müſſen aber mehr geweſen ſein, denn als heute Dundas und Seymour mit 42 Schiffen nach NO. abzogen, ſind doch mehr als 43 zurückgeblieben.

Den 27. Juli. Geſtern ſind wieder ſo viele Fahrzeuge nach NO. abgezogen, daß heute nur 5 Kriegs- und 23 Transportfahrzeuge noch vor Nargen ſtanden. Durch den elektro-magnetiſchen Telegraphen weiß man, daß die ganze Flotte bereits am 25. vor Sweaborg ſich aufgeſtellt und Sondierübungen vorgenommen hat. Man kann ſich Bergs Aufregung denken!

Heute, am Geburtstage der jungen Kaiſerin, war Kirchenparade auf der Wieſe in Kathrinenthal, wie am 22., ihrem Namenstage.

Den 29. Juli. Es iſt Ernſt geworden in Sweaborg. Schon geſtern vormittag verbreiteten ſich Gerüchte, die Alliierten ſchöſſen auf Sweaborg und Helſingfors. Um Mittag erfuhr ich ſicher, daß dem ſo ſei, aber keine Details. Nach Mittag war ich mit dem Landrat Fock nach Tiſcher gefahren. Hier hatte man ſchon lange eine Kanonade gehört, und wir ſelbſt hörten unausgeſetzt ſchießen bis 7 Uhr, da wir zurückfuhren; der Wind kam gerade von Finnland. Heute vormittag erfuhr man authentiſch folgendes: Von früh geſtern morgen an dauerte eine Kanonade fort bis zur Stunde, wo die Meldung gemacht wurde. Sweaborg war es, das bombardiert wurde, und waren bis dahin die Feſtungswerke noch völlig unbeſchädigt. Wir hatten 200 Mann an Toten und Verwundeten (ſpäter ſind noch etwa 30 hinzugekommen). Die größeren Feuersbrünſte, deren eine geſtrige Depeſche erwähnte, hatte in dem Brand von einigen Remiſen und ſonſtigen hölzernen, in Sweaborg befindlichen Baracken beſtanden. Wir ſehen mit Spannung genaueren Nachrichten entgegen. Ich berichtige die letzte Notiz dahin, daß die Depeſche nur von großen Feuersbrünſten ſpricht, ohne anzugeben, *was* eigentlich gebrannt hat.

Den 30. Juli. In voriger Nacht hat man von Wiems die Raketen von Sweaborg und ein helles Feuer ſehen können.

Den 1. Auguſt. Die Sweaborger Escadre, wie es ſcheint, ganz vollſtändig, erſcheint wieder vor Nargen. Das Lichten ihrer Anker und ihre Bewegung war bereits telegraphiſch angezeigt worden. Eine Gefahr für uns erſcheint jetzt dringend. Der Kaiſer hat Grabbe telegraphiſch ſagen laſſen: er möge ſich bereit halten, worauf Grabbe geantwortet: er ſei es! — Die Schiffe ſtehen ſo dicht hinter- und durcheinander, daß ſie nicht gezählt werden können. Es ſind ihrer wenigſtens 90! Haben ſie Sweaborg ſo ſchnell aufgegeben? Was wird aus Long-Örn?

Den 2. Auguſt. Weil möglicherweiſe eine ſo ſtarke Flotte feindlicher Schiffe ſo bald nicht und möglicherweiſe nie wieder vor Reval liegen wird, will ich die Gattungen ſpecifiziert hier aufgeben. An Stelle des General Wrangell ſchickt die Notiz mir Leutnant Schultz:

11 Linienſchiffe,
9 Fregatten,
1 Korvette,
15 Dampfer,
24 Kanonenboote,
17 Bombarden,
27 Kauffahrer (Transportſchiffe),
3 Yachten.

107 Fahrzeuge.

Den 3. Auguſt. Napoleonstag. Wir müſſen auf einen Angriff gefaßt ſein, und ich ließ meine Kleider geſtern abend nicht fortbringen. Um 4 Uhr morgens ſah man vier Kanonenboote anheizen, um 5 Uhr war alles in Nebel gehüllt. Als es wieder hell wurde, konnte man 105 Fahrzeuge zählen. Alle Schiffe flaggen, und ein geübtes Auge kann ſie zählen.

Den 15. Auguſt. Der Großfürſt Michael hat uns einen Beſuch gemacht vom 12. nachmittags 5 Uhr bis zum 15. abends 9 Uhr. Durch die Nachrichten des Telegraphen waren wir imſtande, ſeine Ankunft hierſelbſt ſehr richtig zu berechnen. Er hat die Artillerie zu Fuß hier in Reval und die reitende Artillerie in Lodenſee beſichtigt.

Den 1. Sept. Geſtern kam die Kunde vom Fall Sewaſtopols zu unſeren Ohren. Der Schmerz darüber iſt groß.

Den 12. Oktober. Die feindliche Escadre verweilt in dieſem Jahr länger bei Nargen als im vorigen. Es haben ſich in dieſen

Tagen ſogar mehr Schiffe angeſammelt, obwohl an Kanonenbooten nur ein franzöſiſches da iſt. Es iſt daher noch immer zweifelhaft, ob wir werden angegriffen werden.

Den 22. Oktober. Brand des Schauſpielhauſes. Gerade in der Dämmerſtunde brachen fürchterlich die Flammen zu den Dächern hinaus. Was mögen die uns ſtets beobachtenden Engländer davon gedacht haben!

Alle Regimenter rücken in dieſen Tagen aus, mit gutem Gewiſſen, denn an einen Angriff kann im Ernſt nicht gedacht werden, weniger aber noch an eine Landung. Übrigens bleiben die Mannſchaft für die Batterien unſerer eignen Garniſon und die Reſervetruppen immer noch hier zurück.

Den 6. November. Endlich hat das Blockadegeſchwader uns geſtern verlaſſen. Bei fünf und ſechs Grad Kälte war der Nebel ſo ſtark, daß man kaum über den Markt, geſchweige denn von unſerem Beobachtungsbalkon nach Nargen ſehen konnte. Aber es kamen Inſulaner herüber, welche berichteten, daß, nachdem am 4. abends noch alles ſtille und gar nichts bekannt geweſen, ganz unerwartet am folgenden Morgen um 8 Uhr angeheizt und um 9 Uhr das erſte Schiff in Bewegung geſetzt ward, dem unmittelbar auch alle anderen folgten.

Kalk berichtet, daß, ſoweit der dichte Nebel eine Beobachtung geſtattete, eine Fregatte und ein Dampfſchiff vor die Baltiſchportſche Bucht ſich gelegt und daſelbſt geankert hatten.

Es iſt die höchſte Zeit, daß die Blockade aufgehoben wird, denn die Salznot hat einen ſehr hohen Grad nicht nur erreicht, ſondern es ſteht der totale Ausgang dieſes Artikels zu befürchten. Eine neue Kalamität in dieſer Beziehung iſt auch das kürzlich erfolgte Getreideausfuhrverbot. In den ſchwediſchen Häfen ſind eine Menge Schiffe mit Salz für uns ſchon verladen und warten auf die Freiheit der Paſſage. Zugleich aber ſind unſere Kaufleute Verbindlichkeiten eingegangen, Roggen mit den nämlichen Schiffen zurückzuſchicken. Dies iſt nun verboten und dadurch der Zweifel entſtanden, ob die Salzſchiffe auch kommen werden, wenn ſie die Rückfracht *nicht* erhalten. Ein darauf bezügliches, ſehr dringendes Geſuch an den Generalgouverneur habe ich bereits befördert und aufs angelegentlichſte befürwortet.

Im Januar 1856. Der Generalgouverneur hat meine Vorſtellung nicht weiter befördern wollen. Glücklicherweiſe ſind aber dennoch 40 Schiffe und mehr mit Salz angekommen.

Am 4. Januar sind in Petersburg neue österreichische Propositionen angenommen worden, welche den Frieden hoffen lassen. Diese Hoffnung belebt alle Menschen, man lebt wieder auf und gewinnt den Mut zu einem frischen Blick in die Zukunft. Gott lasse die Hoffnungen in Erfüllung gehen!

Den 19. März. Der Herr hat unsere Gebete erhört und uns den Frieden geschenkt. Schon gestern abend kam eine telegraphische Depesche vom Kriegsminister an den General Grabbe (denselben Tag aus Paris entsendet), inhalts welcher an dem nämlichen Tage das Protokoll der Friedensverhandlung unterzeichnet werden sollte. Eine zweite Depesche verkündigte heute, daß es wirklich geschehen sei.

Wie es aber menschlicherweise zu gehen pflegt, war der Effekt dieser unschätzbaren Kunde so groß nicht, wie er zu sein verdient hätte, und ohne Zweifel gewesen wäre, wenn sie unvorbereitet und mitten aus den Kriegsereignissen heraus zu unseren Ohren gekommen wäre. Im Grunde war die Entscheidung schon durch die Annahme der österreichischen Propositionen getroffen. In den Pariser Konferenzen äußerte sich eine Geneigtheit zum Frieden fast allgemein; die Journale bestätigten es von Woche zu Woche; auch nicht ein Konflikt ist bekannt geworden, an welchem die Hoffnungen hätten zerschellen können, und so erfuhr man endlich nur die Gewißheit eines Ereignisses, das unbezweifelt war vorher gesehen worden. Natürlicherweise war dadurch der Effekt abgeschwächt.

Den 2. April. Endlich sind auch einige Friedensdemonstrationen in Erscheinung getreten. Gestern sind in allen Kirchen Te Deums gehalten worden. Der Adel (sparsam vertreten) und die Beamteten waren in der Domkirche und darauf in der russischen Kathedrale; abends freiwillig Erleuchtung. Die Stadt gab im Schwarzenhäupterhause ein Diner von 150 Gedecken. Grabbe sagte sehr richtig, daß es materiell ebenso würdig ausgestattet war als geistig. Nachdem die Gesundheit des Kaisers, des Kommandierenden, des Generalgouverneurs, die meinige, des Kommandanten, der Stadt als Gastgeberin, der Schwarzenhäupter und später noch einige andere getrunken worden, ward das Lied gesungen, das ich hier beilege.

Mai. Den 29. März wird ein Ukas wegen Aufhebung des Kriegs- und Belagerungszustandes von Reval und des Gouvernements erlassen.

Vom 21. April an setzen sich die Garden, auch die Kosaken und Baschkiren zum Ausmarsch in Bewegung. Am 6. Mai sind

die letzten aus Reval fort. Es bleiben nur noch die Reſerven übrig, und die Stadt erſcheint gegen die bisherige Lebhaftigkeit faſt verödet.

Generaladjutant Grabbe iſt ſeiner Funktionen als Kommandierender der Truppen in Eſtland und als Kriegsgouverneur von Reval enthoben.

Wie lange wird es dauern, bis die Stadt ihr früheres Ausſehen wieder erlangen wird! Manches iſt nicht wieder herzuſtellen! Die ſchöne Reperbahn! Jetzt ein ebenes, großes Feld mit Gemüſebeeten, durch die Verteidigungskaſernen am Ufer begrenzt. Die alten 100jährigen Linden, die blühenden Obſtbäume ſind alle fort und nicht ſo leicht zu erſetzen, wie etwa die Häuſer. Auf dem ſchönſten Platz, wo ſonſt das Wachtenſche Haus ſtand, iſt jetzt die große Batterie dieſes Namens errichtet.

Das Straßenpflaſter iſt fürchterlich zerſtört, zumal an den engen Einfahrten bei den Stadtthoren, wo die hineinführenden Erdwälle mit Gräben durchſchnitten und mit kleinen elenden Brücken verſehen wurden.

Kein Haus iſt gepflegt und aufgeputzt worden, es ſieht alles beſchmutzt und verfallen aus — und nun gar im Inneren, zumal die Vorſtädte. —

Die letzten Jahre als Gouverneur von Eſtland.

Nach dem Friedensſchluß blieb J. v. Grünewaldt noch in ſeiner Stellung als Civilgouverneur in Reval, wo ſein Amt, ſein Familien- und Berufsleben keine Veränderungen erlitten.

Seine Geſundheit aber erhielt ſich nicht gut; 1857 machte er eine Reiſe ins deutſche Bad Oeynhauſen, weil ſich Symptome von Diabetes gezeigt hatten. Jedoch traten dieſe zurück und in relativem Wohlſein fuhr er fort, ſeine Amtspflichten zu erfüllen. Trotzdem iſt dieſe Krankheit der Ausgangspunkt der Leiden geworden, denen er etwa ſechs Jahre ſpäter erliegen ſollte.

Das amtliche und geſellige Leben im Schloſſe hatte einen beſonderen Charakter, welcher durch die Perſönlichkeit der beiden dafür maßgebenden Menſchen bedingt wurde. Iwan von Grünewaldt war der vorletzte Gouverneur, welcher aus dem indigenen Adel von der Staatsregierung ernannt worden war. Daß die Verwaltung durch ihn zur Zufriedenheit der zwei Kaiſer Nikolaus I. und Alexander II. geführt worden iſt, beweiſen zahlreiche Aus-

zeichnungen, die ihm während ſeiner Amtsführung zuteil wurden. Es waren damals noch ſozuſagen harmloſe, ſchöne Zeiten; die ganze Geſchäftsführung, wie das den von allen Kaiſern bei ihrem Regierungsantritt beſtätigten Privilegien der Provinzen entſprach, war deutſch, die Beamten waren meiſt Landeskinder, mit den Rechtsanſchauungen, Sitten, mit der Sprache der Bevölkerung vertraut, nationaler Hader und Mißgunſt wurden nirgends zur Geltung gebracht, und die ganze Adminiſtration bewegte ſich in Formen, die ſo weit als thunlich fern waren von dem öden Formalismus einer heimatloſen Bureaukratie. Der Gouverneur war inmitten der gebildeten Bevölkerung und des Adels, deren Mitglied er war, nicht ſowohl ein gefürchteter Chef als ein primus inter pares, ſich deſſen wohl bewußt, daß die äußere Stellung allein kein Übergewicht verleihen kann, wenn ſie nicht durch Geſinnung und Bildung unterſtützt wird. So hat Grünewaldt in der ganzen damaligen Geſellſchaft eine wirklich verdiente, hervorragende Stellung eingenommen, und ſein Haus hatte ſich ganz ungezwungen kraft ſeiner und ſeiner Gattin Perſönlichkeit zu einem ſehr gern geſuchten Mittelpunkt der Geſelligkeit in Stadt und Land geſtaltet. Er hatte von ſeiner Thätigkeit im Landesdienſt her als früherer Ritterſchaftshauptmann und Landrat das Vertrauen der ganzen Bevölkerung im Beſitz, welches einem Fremdling, der als Beamter in das Land geſetzt wird, wohl kaum jemals in ſolchem Maße zuteil werden kann. Jedermann im Lande wußte, daß er in dem Gouverneur nicht nur einen hohen Beamten vor ſich hatte, ſondern einen genauen Kenner aller Verhältniſſe, welche unter ihn kompetierten, und zugleich einen Mann, der in der Liebe zu ſeiner Heimat und in dem Beſtreben, die Wohlfahrt derſelben zu befördern, mit den beſten der Heimatgenoſſen wetteifern konnte. Die genaue Kenntnis der Menſchen und Verhältniſſe ermöglichte es ihm, auch überall den rechten Mann auf die rechte Stelle zu ſetzen. Das iſt wohlthuend von allen Beteiligten in der Zeit ſeiner Adminiſtration empfunden worden. Seine Beamten haben ihn ſchmärmeriſch verehrt und ihm ihre Liebe und Hochachtung auch ſpäter noch vielfach an den Tag gelegt, als er ſchon nicht mehr ihr Vorgeſetzter war. Ein jeder, der jene Zeiten in Eſtland miterlebt hat, denkt mit dankbarem Gemüt derſelben und der Menſchen, die ihre Zeit ſo wohlwollend und ſo anſprechend auszugeſtalten wußten.

In den 17 Jahren, während welcher Grünewaldt der Chef der Provinz war, konnte es nicht an Mißhelligkeiten und Konflikten fehlen, welche hier und da zwiſchen einzelnen Perſönlichkeiten und ihm entſtanden ſind und zum Austrag gebracht werden mußten. Dem Berichterſtatter ſind Einzelheiten darüber nicht bekannt geworden, wohl aber das, daß in der Majorität des Publikums ſolche Konflikte nicht Eintrag gethan haben der Anerkennung und der Achtung, welche der Gouverneur von ſeiten der kompetenteſten Perſönlichkeiten in der Provinz genoſſen hat. Es ſind fraglos in ſolchen Fällen von divergenten Anſchauungen beide Teile feſt von der Richtigkeit ihres Rechtsſtandpunktes überzeugt geweſen, wenngleich auch aus der ſachlichen Meinungsdifferenz perſönliche Verſtimmung hervorgegangen ſein mag. In ſolchen Fällen Richter zu ſein darüber, wer recht und wer unrecht gehabt hat, iſt meiſt ſchwer, oft vielleicht unmöglich. Wer aber den Charakter Grünewaldts gekannt hat, der weiß, daß er, wie jedermann, wohl irren konnte, nie aber bewußt und mit Abſicht Unbilliges oder Unrechtes wollen. Von den Beteiligten weilt gegenwärtig wohl keiner mehr unter den Lebenden, — und hier mehr als irgend wo anders muß das vielfach mißbrauchte Wort gelten: De mortuis nil nisi bene.

Es läßt ſich ſo auch beim Abſchluß des amtlichen Wirkens Grünewaldts in Eſtland mit Fug und Recht die Behauptung aufrecht erhalten, daß es nicht viele Menſchen gegeben hat, denen im Leben ſo viel Liebe zugefallen iſt wie ihm. Überall, wohin ſein Schickſal ihn gebracht hat, von ſeinen Kinderjahren bis in ſein Greiſenalter, in der Familie und im Beruf wurde ihm dieſe zuteil. Auch von ſeinem ganzen Dienſtperſonal, ſo von der ganzen Bewohnerſchaft Revals, als er dort die höchſte geſellſchaftliche Stellung inne hatte. In der That, wo er ſich zeigte, wurde er von allen und jedem gern und freundlich begrüßt.

Die Verehrung im Kreiſe der Familie braucht nicht weiter erwähnt zu werden. Wohl aber gedenken wir immer noch gern der herrlichen Stunden, die wir oft in dem großen und ſchönen Saale des Revalſchen Schloſſes verbracht haben, mit Entzücken dem herrlichen Geſange lauſchend, der ihm ſelbſt ſo viel Freude bereitete. Er ſtand dann, ſeiner Gewohnheit zu rauchen frönend, mit der Cigarre in der Rechten neben dem mitten im Saale aufgeſtellten Flügel, rings an den Wänden die andächtigen Zuhörer gruppiert, die immer im ungelöſten Zweifel darüber blieben, welches

der Lieder oder Balladen das schönste, das am schönsten vorgetragene gewesen war.

Ein feiner Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, mit graziösen, gewandten Bewegungen, verbindlich in seinen Umgangsformen gegen jedermann, sprudelnd von witzigen Einfällen und gelungenen Bonmots, und vor allem begabt mit einem reinen, edlen und liebereichen Herzen, und einer nie wankenden, felsentreuen Gesinnung: so steht er in der Erinnerung der Zeitgenossen vor uns.

Senator in Petersburg. Tod und Begräbnis.

Letzte Lebensjahre.

Am 22. Dez. 1858 wurde J. von Grünewaldt zum Senator ernannt und im Januar des folgenden Jahres siedelte er nach Petersburg über. Diesen Lebensabschnitt hat er in tagebuchartig gehaltenen Niederschriften beschrieben, welchen wir folgen.

Die ersten Tage in seiner neuen Stellung vergingen unter den üblichen Visiten und Meldungen, und am 9. Februar 1859 wohnte er der ersten Sitzung bei in dem Heroldiedepartement, wohin der Minister ihn bestimmt hatte; die Arbeit in diesem war keine anstrengende, im Gegenteil fand Grünewaldt dieselbe sehr einfacher Art: „Das Departement hat mit Rangerhöhungen und Ernennungen in den erblichen oder persönlichen Ehrenbürgerstand zu thun; 120 Beamte haben viel zu thun, destoweniger die sechs Senatoren. Sie haben die selten vorkommenden zweifelhaften Fälle zu entscheiden, die Dokumente zu prüfen und die Rangpatente zu unterschreiben, etwa 800 monatlich. Das Departement hält gleich den übrigen seine Sitzungen an den vier ersten Wochentagen, alle Freitag ist Sitzung in der allgemeinen Versammlung, die weit interessanter ist und von der ich an anderem Ort mehr sagen werde. Sonnabends ist allgemeiner Kanzleitag. Die Sitzungen dauern etwa 1½ Stunden.

Am 15. Febr. bin ich dem Kaiser vorgestellt worden, und wurde mit besonderer Gnade empfangen. Als Se. Majestät in die Thüre des Empfangssaales trat, warf sie einen Blick auf die Reihe der Vorzustellenden und nickten mir einen kleinen freundlichen Blick

zu, wie ich denn auch der einzige war, dem die Gnade eines Händedrucks zu teil wurde. Als die Reihe an mich gekommen war, erkundigte sich der Kaiser sehr gnädig nach meinem Befinden. Als der mich vorstellende Oberhofmarschall bemerkt hatte, daß ich gekommen sei zu danken (für meine Erhebung in den Senat und die mir bewilligte Gehaltszulage), fiel ihm der Kaiser mit den Worten in die Rede: Ich habe zu danken für die bisherigen Verdienste. Nachdem er eine Weile sich noch über gleichgültige Dinge unterhalten hatte und weiter gegangen war, kam die Kaiserin durch den Saal. Sie bemerkte mich, und die Reihe der sie begleitenden Damen verlassend, trat sie auf mich zu, auf das herablassendste und gnädigste nach meiner Gesundheit, meinem Dienste, nach meiner Frau und meinen Verhältnissen sich zu erkundigen. Ebenso glücklich ging es mir mit den Großfürsten Nikolai und Michael, die, ebenfalls aus der Kirche kommend, diesen Saal passieren mußten.

Dieser Empfang hat mir wohlgethan, wie ich denn überhaupt mit Dank die vielen Beweise von Achtung und Anhänglichkeit anerkennen muß, die hier von allen Seiten mir zuteil geworden sind. . . . . .

Am 15. März hat meine Frau sich der jungen Kaiserin vorgestellt (die Witwe Nikolai I. lebte damals noch und wurde zum Unterschiede im Publikum als die alte Kaiserin bezeichnet). Sie ist sehr gnädig gewesen und hat sich viel nach den von Alexandra nun verlassenen Anstalten in Reval erkundigt, wobei sie eine Rührung nicht unterdrücken konnte (nämlich meine Frau).

Auch von der Großfürstin Helene wurde der Senator öfters freundlich empfangen und durch Einladungen beehrt.

Sein Leben in Petersburg gestaltete sich für ihn und seine Frau und Tochter sehr freundlich. Nachdem er der Provinz entrückt war, in der ihm seine Stellung viele bindende und repräsentative Pflichten auferlegt hatte, wo sein Amt mit Zeit beanspruchender, reichlicher Arbeit verbunden war, erschien ihm das Leben in Petersburg wie das eines freien Privatmannes mit reichlicher Muße, und der Freiheit, sich seinen Umgang nach Gefallen auszusuchen. Die Anwesenheit seines Bruders Moritz, mit dem er sehr harmonierte und der seinerseits Iwan und Alexandra sehr hoch schätzte, ebenso die Anwesenheit noch anderer der Familie verwandter und befreundeter Personen und Familien, auch mancher Jugendfreunde, wie der Akademiker Karl Ernst von Bär, der Bischof Ullmann u. n. a. brachten ihn gleich in einen ihm sympathischen, anregenden und

ungezwungenen Verkehr, der ihn die Freiheit von der früher auf ihm laſtenden großen Verantwortlichkeit doppelt genießen ließ. Seine Frau und Tochter iſt das Sicheinleben in der Reſidenz viel ſchwerer geworden, trotz der Liebe und Verehrung, welche ihnen auch dort von allen Seiten dargeboten wurde.

Die ausführliche, für ſeine Nachkommen mit offenbarem Vergnügen niedergeſchriebene Beſchreibung alles deſſen, was er jetzt erlebte und ſah, berührt geradezu erquickend durch die Friſche und, es ſei das Wort geſtattet, naive Eindrucksfähigkeit für alles, was ihm begegnete. So fühlt man es ſeiner Beſchreibung der berühmten Maiparade, des Regimentsfeſtes der ſtolzen Garde zu Pferde, des Beſuches der herrlichen Gewächshäuſer auf der ſogen. Apothekerinſel, der Kunſtausſtellung, einer großen Blumenausſtellung u. ſ. f. an, wie er nicht nur ſich ſelbſt an all dieſem ergötzt hat, mehr noch, wie es ihm Freude gemacht hat, alle dieſe Dinge ſeiner Frau und ſeiner Tochter zu zeigen. Die Beſchreibung dieſer Erlebniſſe, an ſeine Kinder gerichtet, läßt auch die innere Befriedigung durchblicken, die der Schreiber in dem Bewußtſein empfunden hat, ſeine Kinder indirekt teilnehmen zu laſſen an dieſen ihn erfreuenden Vorgängen.

Fleißig und gewiſſenhaft wie ein Studienreiſender beſuchte er mit den Seinen, ſobald Zeit und Umſtände es erlaubten, alle die vielen Sehenswürdigkeiten Petersburgs und, als Frau und Tochter im Sommer nach Eſtland und Reval gereiſt waren, er aber als jüngſter Senator im erſten Jahre ſeines Dienſtes bei dieſer Behörde keinen Sommerurlaub haben konnte, hat er auch die Sommermonate benutzt, um allein oder mit Freunden die freie Zeit in den ſchönen Umgebungen Petersburgs zu verbringen; über jeden derart verbrachten Abend enthält das Tagebuch ausführliche und eingehende Beſchreibung. Auch in einen eleganten und großartigen Sommertingeltangel und zu einem derben Volksfeſt am Johannisabend iſt er geraten und es berührt angenehm zu leſen, wie er faſt nur die Lichtſeiten dieſer Veranſtaltungen zu ſehen verſtand, während die dem routinierten Großſtädter ſo verſtändlichen Schattenſeiten an ſeinem Sinne faſt unbemerkt vorübergezogen ſind.

Den religiöſen Neigungen der Familie kam es zu ſtatten, daß ſie in allen Kirchen, in denen tüchtige Geiſtliche predigten, den Gottesdienſt mitmachten, und auf manchem Blatte ſeines Tagebuches finden ſich Bemerkungen darüber, wie viel ihm dieſe Erbauungsſtunden wert waren. Konzerte und Muſikaufführungen

verſchiedener Art wurden aufgeſucht und genoſſen, ſowohl öffentliche als private, und auch zu Hauſe hat er Gelegenheit gefunden, begleitet von freundlichen Bekannten, ſeine Geſangeskunſt wieder auszuüben.

Die politiſche Welt ſtand in dem Jahre unter dem aufregenden Eindruck des nach der berühmten Neujahrsanſprache Napoleons III. an den öſterreichiſchen Geſandten ausgebrochenen Krieges zwiſchen Frankreich und Öſterreich, und die Stimmung des Publikums, die Sympathien und Antipathien der ruſſiſchen Geſellſchaft für den einen oder den anderen der beiden Gegner werden beſprochen.

Eine Verſammlung der Gemeinde der St. Petrikirche, zu der ſich die Familie hielt, hat durch ihren tumultuariſchen Verlauf einen unangenehmen Eindruck gemacht auf Grünewaldt, der, an die Formen der Verhandlungen des eſtländiſchen Landtags und deſſen ſachliche Leitung gewöhnt, dem Gebaren dieſer Verſammlung in Petersburg keinen Geſchmack abgewinnen konnte; unter das Protokoll, das allen Beteiligten zur Unterſchrift vorgelegt wurde, unterſchrieb er ſich mit dem Zuſatz: *für die Richtigkeit des Protokolls*, um nicht durch die einfache Unterſchrift eine Billigung desſelben auszudrücken. „Es ſchien, als wollten mehrere meinem Beiſpiele folgen; ich ging darüber fort."

Eine Bekanntſchaft, über die ſich Grünewaldt ausführlich ſehr anerkennend ausläßt, iſt die mit der vorzüglichen Sängerin Frl. Stubbe, damals Kammerſängerin bei der Großfürſtin Helene. Er hatte in früheren Jahren den Vater derſelben gekannt, und die im Salon der Großfürſtin begonnene Bekanntſchaft wurde weiter geführt; „jedenfalls iſt ſie eine ſehr intereſſante Erſcheinung", ſchließt er ſeinen Bericht über dieſe *ausgezeichnete* Dame.

Eine kurze Urlaubsreiſe nach Livland zum Beſuche ſeiner dort verheirateten Tochter, das Wiederſehen mit den Kinder und Großkindern, die Reiſe über Pleskau, das einen niederdrückenden Eindruck auf den Reiſenden macht, die landſchaftlichen Eigentümlichkeiten der zu Dampfboot durchfahrenen Welikaja und des Peipusſees ſind ſo lebendig und friſch beſchrieben, als wenn das durch einen lebensfrohen jungen Mann und nicht von einem Greiſe in ſchon hoher amtlicher Stellung geſchehen wäre.

Am 6. Auguſt ſchreibt er auf die bald zu erwartende Emanzipation Bezug nehmend:

„Nach der Meinung urteilsfähiger Männer hat Rußland in 30 Jahren gar keine adminiſtrativen Fortſchritte gemacht. Dabei

drängt jetzt eine Neuerung die andere, Projekte liegen noch in Menge vor, und das alles ſo gleichzeitig und ſo raſch aufeinander folgend, daß ſich bei mir manchmal Zweifel erheben, wie das alles zur Ausführung gebracht werden kann. Zuvörderſt beſchäftigt die große Frage der Bauerfreiheit das ganze Reich, und iſt bis jetzt nicht eine einzige Idee aufgetaucht, die auf eine glückliche Löſung hoffen ließe; in der That iſt dieſe Frage ebenſo wichtig als ſchwierig. Unter dem angeſeſſenen Adel beſteht das Vermögen desſelben nicht ſowohl in dem Lande, als in den darauf zugeſchriebenen Bauern. Werden dieſe von ihrer Hörigkeit entbunden, ſo verliert der Adel den größten Teil ſeines Vermögens; ein Federſtrich könnte die größte Verletzung des Eigentumsrechtes werden. Wie aber iſt dem abzuhelfen, wie der Adel zu entſchädigen? . . . . . .

In den nächſten Sitzungen des Reichsrats ſoll demſelben ein Projekt über die Reichsmünze vorgelegt werden, die allmählich ganz aus dem Verkehr ſchwindet, weil ſie im Auslande ihres feinen Gehaltes wegen umgeſchmolzen wird. Sie ſoll möglichſt eingezogen und kupfriger wieder zu Tage gefördert werden.

Eine neue Steuerverordnung ſteht uns bevor.

In London wird eine Kommiſſion ſitzen aus Gliedern aller europäiſchen Staaten, um ſich über eine möglichſte Gleichförmigkeit der Münz-, Gewichts- und Maßverhältniſſe zu beraten und zu vereinigen. Der Akademiker, wirklicher Staatsrat Dr. Kupfer geht als Mitglied ſeitens Rußlands nach London.

Hätten wir nur hinreichend Intelligenzen, alle großen Neuerungen mit Weisheit durchzuführen! Aber dieſer Mangel macht ſich ſehr fühlbar. Die Staatsmänner werden hier nicht ſo ſchnell geboren und entwickelt wie zum Exempel die Publiziſten."

Endlich im Auguſt konnte ſich Grünewaldt auf ein paar Tage frei machen und ſeine Familie an ſeinem langjährigen früheren Aufenthaltsorte Reval beſuchen, doch ſollte dort das Leiden ſeinen Anfang nehmen, dem er nicht volle drei Jahre ſpäter erliegen mußte. Es befiel ihn, nachdem er am 10. Auguſt ſich „glückſelig und dankbar für ſo viel genoſſene Freude" zu Bett gelegt hat, ein zunächſt nur ſehr leichter apoplektiſcher Anfall, dieſer hinderte ihn nicht, noch am 11. Auguſt eine Ausfahrt zum Beſuche ſeiner in der Nähe von Reval lebenden Tochter zu machen, doch nahm die „Vertaubung der rechten Seite zu, — das Schreiben mißlang gänzlich. „Die Sorge, die ſich die Meinen darum machen, ſchmerzt

mich am meiſten". Doch konnte er wieder eine weitere Ausfahrt unternehmen und am 14. Auguſt der Taufe des jüngſten Großkindes beiwohnen, „und brachte noch drei ſchöne Tage bei meinen lieben Kindern zu". In den Tagen war er genötigt, ſein Tagebuch der Tochter in die Feder zu diktieren. Wenige Zeilen, die er ſelbſt im Anfang September geſchrieben, bezeugen, daß die Herrſchaft über ſeine Muskulatur bis dahin nicht wiedergekehrt war. Doch konnte er, nach Petersburg zurückgekehrt, am 10. Auguſt der feierlichen Mündigkeitserklärung des damaligen Thronfolgers, des älteſten, früh verſtorbenen Sohnes Alexanders II., beiwohnen und im Diktat ausführlich die ganze glänzende Feierlichkeit, das darauf folgende Diner bei Hofe ꝛc. — nachdem er ſie mitgemacht, beſchreiben. Vom 29. Sept. an zeigt ſein Tagebuch wieder die alten Schriftzüge, und dient ihm einige Zeilen Schamil zu widmen, der, eben vom Fürſten Barätinsky bei Gunip überwunden, damals in Petersburg der Gegenſtand des allgemeinen Intereſſes war.

Zu Beginn des neuen Jahres 1860 ſchreibt er: „Wir haben ein neues Jahr begonnen, Gott wolle es ſegnen wie das verfloſſene in vieler Beziehung ein geſegnetes war!

Ich habe es am 1. Januar mit einer großen Gratulationscour beginnen müſſen!"

Die Schilderung, welche er davon giebt, ſowie von dem großartigen Hofball am 3. Januar mit 2400 Geladenen und 1750 Gedecken zum Souper iſt lebendig und ergötzlich. „Die glänzenden Uniformen von breiten Ordensbändern bedeckt, an Ordensſternen ein wahres Firmament, und endlich wahre Weltkugeln von Krinolinen füllten die Räume des Palais" u. ſ. w. Beleuchtung (30000 Kerzen), Wintergarten, ſprudelnde Fontänen, Pracht der Toiletten, die Menge der Geſandten und vornehmen Perſönlichkeiten, die feierliche Polonaiſe — alles hat ſein lebhaftes Intereſſe erregt, das ſich in ſeiner Schilderung wiederſpiegelt. Ebenſo auch wohnte er der eigentümlichen Feier der Waſſerweihe, des Jordansfeſtes, aus nächſter Nähe mit den Senatoren zuſammen ex officio bei.

Eine ſpäter eingeflochtene Betrachtung über die innerpolitiſchen Zuſtände, ſpeciell in den baltiſchen Provinzen, geben wir wörtlich wieder: „Es iſt wieder eine ſchwere Zeit für unſere armen Provinzen. Während wir nun Allerhöchſt beſtätigte Bauerverordnungen haben, und die Bauern anfangen, ſich an dieſelben zu gewöhnen (man kennt beim Landvolk die Macht der Gewohnheit), herrſcht im

ganzen Reiche bei der eben in Frage ſtehenden Emanzipationsangelegenheit eine große, unruhige Bewegung. Die Bauern erwarteten nicht nur ihre perſönliche Freiheit, ſondern ſo viel eigentümlichen Landbeſitz dazu, als ſie für ſich und ihre Familien zum Unterhalt brauchen. Das wäre aber der offenbare Ruin des Adels und ein offenbarer Eingriff in das Eigentumsrecht. Die perſönliche Freiheit ſcheint entſchieden, über das den Bauern zuzuteilende Land herrſchen die verſchiedenſten Parteianſichten. Der General Roſtowzow präſidiert einer Kommiſſion, in welcher alle in den Gouvernements dieſerhalb gefaßten Beſchlüſſe einlaufen und die die letzteren reſumieren ſoll. Sie ſcheint unter dem Einfluß zweier ſehr kluger, aber ganz demokratiſch geſinnter und zugleich beſitzloſer Männer, Miliutin und Sſamarin, zu ſtehen und hat mit dieſen zuſammen einen Beſchluß zu exportieren gewußt, der im beſitzlichen Adel die größte Aufregung hervorgebracht hat.

Jetzt geht die Rede, die Bauerverordnungen unſerer Provinzen ſollen aufgehoben und unſere Bauern gleichfalls den Beſtimmungen unterworfen werden, die erſt noch zu treffen ſind, vorderhand aber gewaltige Aufregung hervorgerufen haben. Unſere Provinzen, die einzigen ruhigen, ſollen mit hineingezogen werden in den großen Strudel der Bewegung! Mir ſcheint die Sache einen tiefen, bodenloſen, dunklen Grund zu haben! Gott wolle unſer Land ſchützen und vor großem Verderben bewahren!"

Am 18. Februar ſchreibt er gelegentlich einer Seelenmeſſe für den Kaiſer Nikolaus in der Feſtungskirche: „Ich ſah dieſe und die Kaiſergräber zum erſtenmal. Eine ſchöne Kirche, herrliche Muſik, der Metropolit fungierte in ſeinem blauen (Andreasordens-) Bande. Zahlreiche Verſammlung, meiſt Militär. Zuerſt ſprach ſich in den Geſichtern, ſcheinbar wenigſtens, nicht beſondere Teilnahme aus. Als nach Beendigung des Gottesdienſtes aber ein Umzug gehalten wurde, am Grabe Nikolaus' vorbei, und man dort niederknieete und das Grab küßte, — da ſah ich doch viele tief ergriffen und mit naſſen Augen. Man hat dem verſtorbenen Kaiſer doch wenig Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er war aber trotzdem ein großer, männlicher Charakter, mit männlicher Kraft und feſtem Willen. Gott ſchenke ſeiner unſterblichen Seele den ewigen Frieden! Mir iſt es lieb, dageweſen zu ſein."

Zweier Begebenheiten erwähnt Grünewaldt noch, die ſein Intereſſe lebhaft in Anſpruch nahmen, den Stapellauf eines Linienſchiffes, dem er eingeladen beiwohnte, und des öffentlichen Examens

der zu entlassenden Schüler der geistlichen Hofkapelle unter der Direktion des bekannten Musikers und Komponisten Lwoff, vor einem geladenen Auditorium. „Die Sänger dieses Chores haben bekanntlich die schönsten Stimmen, die man in der musikalischen Welt finden kann. Ihr Schmelz läßt sich gar nicht beschreiben; man muß ihn durch das Ohr einatmen." Das Examen bezog sich aber auch auf Ausführung von Instrumentalmusik, welche als obligatorischen Unterrichtsgegenstand Lwoff in der von ihm geleiteten Schule eingeführt hatte; die öffentliche Prüfung fiel sehr befriedigend für den Musik liebenden Zuhörer aus.

Die Senatsferien wurden in Reval verbracht, wo die Familie einen Pavillon des kaiserlichen Schlosses in dem herrlichen Park von Kathrinenthal zur Wohnung angewiesen erhalten hatte, in welchem auch früher, in der Zeit, da Grünewaldt Gouverneur war, von ihm schon wiederholt der Sommer verbracht worden war. Mit dankerfüllten Herzen kehrten sie am Ende des Sommers wieder in ihre Winterquartiere heim.

Im September erfreuten sie sich an der großen landwirtschaftlichen Ausstellung, die, alle 10 Jahre wiederkehrend, in diesem fällig war und das Interesse Iwans und seiner Familie lebhaft in Anspruch nahm; seine Schilderung derselben macht den Eindruck, als wenn sie von einem Jüngling geschrieben wäre, dem alle Eindrücke, die er beschreibt, noch neu sind.

Im Spätherbst verschied die kaiserliche Witwe Nikolaus' I., geb. Prinzessin Charlotte von Preußen, als russische Kaiserin Alexandra Fedorowna genannt. Der Leichenkondukt mit seinem Pomp, die Ausstellung der Leiche in der kaiserlich geschmückten Festungskathedrale, die feierlichen Trauermessen, welchen Grünewaldt schon ex officio beiwohnen mußte („die ganze Ausstellung war edel, schön und echt kaiserlich"), sind beschrieben.

Am 31. Dezember schreibt er Worte rührender Dankbarkeit für das viele Gute, das ihm und den Seinigen im abgelaufenen Jahr widerfahren ist.

Aus den Aufzeichnungen des folgenden Jahres verdienen diejenigen wiedergegeben zu werden, die sich auf das große historische Ereignis der Aufhebung der Leibeigenschaft beziehen. Sie folgen in wörtlicher Abschrift:

„Gestern am 2. März war unerwartet die allgemeine Versammlung des Senates oder vielmehr beider Versammlungen in eine vereinigt, unser Sessionstisch um vieles vergrößert; es erschienen

eine Menge Senatoren aus dem vierten und fünften, dem Meßdepartement, die ich früher noch nicht gesehen. Es ward ein am 19. Februar, dem Thronbesteigungstage, unterzeichnetes Manifest über die Aufhebung der Leibeigenschaft verlesen. Dasselbe ist auch im Reichsrat geschehen. Der Verlesung des Manifestes folgte die des Allerhöchsten Befehles an den Senat die erforderlichen Publikationen betreffend, die Anträge des Justizministers u. s. w. Es dauerte fast eine Stunde, war still und feierlich. Der stellvertretende Justizminister Zamätin gegenwärtig. Nach geschlossener Sitzung vernahm ich von mehreren Kollegen die Bemerkung, daß das Resultat für den Adel nicht so schlimm ausgefallen sei, wie man erwartet hatte, und daß man dabei noch leben könne.

. . . . . .

Am 5. März, Sonntags, ist das Manifest in allen Kirchen verlesen und damit die langersehnte und andererseits auch gefürchtete Bauernfreiheit proklamiert worden. Und — wer sollte es denken! — dieser große historische Akt, der Epoche machen wird in der russischen Geschichte, der zu stande gekommen ist nach den angestrengtesten Arbeiten, nach den bittersten Kämpfen und endlich für 23 Millionen das große Wort ‚Freiheit' ausspricht, — dieser Akt ist ganz still vorübergegangen, ohne Enthusiasmus, ohne Freudenbezeugungen, ohne irgend eine Demonstration!

Der Kaiser war nachmittags an den Balagans (Schaubuden der Karnevalswoche) vorübergefahren, — man hat nicht einen Zuruf gehört. Die Diplomaten hatten sich in die Isaakskathedrale begeben, um Zeuge des Volksjubels zu sein. Sie sahen keinen. Allerdings konnten die Bauern nicht wissen, welche, vielleicht auch lästige Bedingungen das neue dicke Buch enthielt. Jedenfalls aber war die Wiederherstellung der persönlichen Freiheit und die Befreiung von einem Joch darin, das sie 2½ Jahrhunderte lang gedrückt und das sie oft zu Gewalthandlungen gebracht hatte. Gestern und heute hat man Haufen von etwa 1500 Menschen gesehen, die mit Salz und Brot sich nach dem Winterpalais begaben, — allein es hat sehr nach zusammengerafftem Gesindel ausgesehen und keinen Eindruck gemacht."

Am 6. Mai schreibt er: „Man geht ganz winterlich noch in Pelzen einher. Nach den Zeitungsnachrichten ist es auch im westlichen Europa sehr kalt. Ich fürchte eine Mißernte und eine neue Heimsuchung für mein armes Estland, das schon durch eine Auswanderungssucht der Bauern nach Samara, Saratow und in

die Krim und endlich unter der Bildung einer neuen Sekte leidet, welche das Kreuz als christliches Symbol verwirft, viele Irrlehren verbreitet und sich immer weiter ausbreitet. — —

Es ist eben überall große Unruhe in der Welt. In Rußland sind die Bauern mit ihrer neuen Verfassung vom 19. Febr. d. J. fast überall unzufrieden, teils aus Mißverständnis, teils wegen Enttäuschung allzu hoch gespannter Erwartungen. Schon ist Blut geflossen. Viel Unzufriedenheit sogar im Militär, hier wegen massenhafter Verabschiedung von (freilich zum Teil unnützen) Generalen. Die Jugend, insonderheit die Studentenwelt, regt sich und manifestiert. Sympathien für die nimmer rastenden Polen. Gott bessere es!"

Im Juli hatte Grünewaldt die Freude, das große Sängerfest in Riga mitzumachen, auf der Seereise schon den Gesang der mitreisenden Sängerscharen mit vollen Zügen genießend. Das Fest war herrlich gelungen, die Fahrt auf dem Meere in lauer Sommernacht und nordischer Helligkeit reizvoll, die gastfreie Aufnahme in der alten Hansastadt freundlich und froh. 700 Sänger und 4—5000 Zuhörer gaben reges, aufregendes Leben.

Im Herbst nach Petersburg zurückgekehrt, fand Grünewaldt das Publikum in Aufregung durch das Erscheinen zahlreicher aufrührerischer Proklamationen, die auf geheimnisvolle Weise in alle Häuser, Kasernen ꝛc. eingeschmuggelt wurden; Studentenkrawalle, zahlreiche Verhaftungen erhielten die Stadt in Aufregung. Er schreibt:

„Gott gebe nur, daß diese Studentengeschichte als eine vereinzelt bleibende Erscheinung angesehen werden könne. Leider ist die Unzufriedenheit sehr weit verbreitet und groß. Der Adel hat für die Bauern große Opfer bringen müssen und murrt um so mehr, als die Bauern teils gar nicht, teils so schlecht gearbeitet haben, daß ein Dritteil, wenn nicht gar die Hälfte der Ernte in einem großen Teil Rußlands verloren gegangen ist. Die Bauern sind unzufrieden, weil sie sich in unsinnigen Hoffnungen getäuscht sahen. Das Militär ist unzufrieden, weil eine Menge zumal älterer Offiziere verabschiedet und dadurch brotlos sind. Das Beamtenheer mit einigen russischen Litteratoren an der Spitze sehnt sich nach einer Verfassungsänderung des Reiches und träumt von einer Konstitution. Von allen aber wird der Druck der immer steigenden Teuerung empfunden, die vielleicht mit dem Stand der

Finanzen und dem ungünstigen Kurs des Geldes und der mobilen Werte zusammenhängt.

Man könnte sich ernstliche Sorge machen, wenn man nicht wüßte, wer es ist, der die Schicksale der Menschen und Völker lenkt. Es gilt Ihm vertrauen.

Es sieht nicht gut aus in Polen. Ohne Truppen ist offener Widerstand nicht gut möglich; da ist denn eine Art passiver Widerstand eingetreten, über den Herr zu werden nicht leicht ist. Die russische Regierung wird überall gereizt, — gegen Unbewaffnete und Weiber kann man nicht Waffen gebrauchen. Alle Frauen tragen Trauer, die Männer polnische Mützen; aufrührische Lieder werden gesungen sogar in den Kirchen. . . . . ."

Am 15. Januar 1862 schreibt er betrübt:

„Das Jahr 1861 hat für mein Haus traurig geendet und das Jahr 1862 traurig begonnen. Ich habe einen kranken Fuß, der mir große Not macht. . . . .

Die Ärzte verweisen auf Geduld, die ich allerdings sehr nötig habe, denn ich befinde mich in einer so schlimmen Bewegungslosigkeit, daß ich den Fuß nicht aufstützen, ja gar niedriger hängen lassen kann, daß ich mir keinen Blick aus dem Fenster gönnen darf und von meinen Dienern mich ins Bett und ins Kabinet zurücktragen lassen muß. Gott wolle es bessern.

Januar 29[1]). Die wichtigste Frage für unser Land, die Konfessionsfrage, die Gewissensfreiheit für die Bestimmung der gemischten Ehen, ist in Fluß gekommen. Ich glaube, daß die Initiative von der estländischen Ritterschaft ausgegangen ist. Der Ritterschaftshauptmann Graf Keyserling ergriff sie mit lobenswertem Eifer, und sie fand beim edlen Suworoff Anklang und Unterstützung. Es sind schon einige Jahre her, daß er dem Kaiser deshalb unterlegte, allein er konnte im Reichsrat nicht durchdringen und mußte fürs erste die Sache beiseite legen. Da wagte er im vorigen Herbst einen neuen Versuch. Der Kaiser ernannte jetzt eine Kommission, bestehend aus dem Minister des Innern, dem Grafen Sivers, gegenwärtigen Direktor des Departemens für geistliche Angelegenheiten, dem Ritterschaftshauptmann Grafen Al. Keyserling und dem livländischen Landmarschall A. von Oettingen. Die letzteren gaben

[1]) Von hier an sind Grünewaldts Aufzeichnungen von anderer Hand unter Diktat geschrieben; erst am 10. April, acht Tage vor seinem Ende, hat er noch eine Seite, die letzte, selbst niedergeschrieben.

der Kommiſſion ihre Beſchwerden ein und ſtellten dar, wie die von Peter dem Großen verliehene Gleichberechtigung beider Konfeſſionen niemals ſtrenge eingehalten worden ſei, wie die Provinzen wegen des Vorrechtes der griechiſchen Konfeſſion bei Schließung gemiſchter Ehen ſchwer gelitten, belegten ihre gravamina mit zwölf vollwichtigen, gleichlautenden Dokumenten, — ein ſchönes Schriftſtück, das ich geleſen — und baten ſchließlich um Wiederherſtellung ihres Rechtes.

Jetzt, in dieſem Januar, iſt eine Allerhöchſte Entſcheidung erfolgt; die Kommiſſion hat die Rechtmäßigkeit der Beſchwerdegründe vollkommen anerkannt, ſo wie ſelbſt der Kaiſer, dem ſie am 26. ihr desfallſiges Gutachten unterlegte; doch muß der Miniſter des Innern dem Kaiſer ſchon früher den Gang der Sache mitgeteilt haben, denn als Graf Keyſerling einige Tage vorher beim Kaiſer zur Tafel befohlen war, hat dieſer ihn nach dem Diner beiſeite gezogen und etwa das folgende geſagt: Obwohl von ihrem Rechte völlig überzeugt, könne er aus Rückſichten, die er zu nehmen habe, zurzeit für die Provinzen es nicht geben. Wenn aber, durch beſondere Umſtände bewogen, die Polen es bekommen ſollten, ſo würden ſie es früher haben wie die Polen.

Aus dieſer gnädigen Äußerung ſchöpfe ich große Hoffnung; ein Recht, das erſt vor 30 Jahren verloren gegangen iſt, wird leichter wiederhergeſtellt als eines, das 150 Jahre lang zweifelhaft geweſen iſt. Der Kaiſer iſt gnädig. . . . . Mit dem Papſte, dem es auch eine Konzeſſion wäre, ſtehen wir eben in ſehr angenehmen diplomatiſchen Verhältniſſen, und ſo kann ich es vielleicht noch erleben, den teuerſten Wunſch für unſer geliebtes Land in Erfüllung gehen zu ſehen; das walte der Herr!"

Zu den wenigen Briefen, welche uns von Iwans Hand vorliegen, gehören die beiden letzten, die er im Winter 1861 an ſeinen Bruder Otto gerichtet hat. Dieſelben bezeugen die immer gleich innige Liebe, welche die Brüder von früheſter Jugend bis ins ſpäteſte Alter verband. Auch das Gefühl der treuen Anhänglichkeit an ſeine eſtländiſche Heimat bricht noch in dieſen Zeilen durch, indem er ſeinen Bruder, jetzt im Alter, wie einſt in ſeinen Jugendbriefen vor 40 Jahren, an die Erfüllung ſeiner Landespflichten mahnt.

Der zweite Brief iſt nur wenige Monate vor Iwans Tode geſchrieben; er war bereits von der Krankheit ergriffen, die ſein Ende herbeiführen ſollte. Eine leiſe Vorahnung desſelben klingt

in dem ſehnſuchtsvollen Rufe nach dem baldigen Wiederſehen hindurch.

„Petersburg, den 26. Okt. 1861.

Mein teurer Bruder.

Nachdem ich von Frau v. Bismarck erfahren habe, daß ſie in Hohendorf angekommen war, nachdem Du tags zuvor von dort abgereiſt, — ferner in der Rigaſchen Zeitung unter den Angekommenen Deinen Namen gefunden habe, muß ich annehmen, daß Du glücklich in Koick eingetroffen ſein und Poſſeß ergriffen haben wirſt von dem Beſitz Deiner Väter. Dort hat unterdeſſen Dein Georg gewaltet; von beſonderen Wirtſchaftskalamitäten haben wir nicht gehört, und ſo hoffen wir denn, daß Du, die berufsmäßigen Beſchäftigungen wieder ergreifend, in den Hafen der Ruhe eingelaufen biſt, in dem der Herr Dir vor allem Geſundheit ſchenken möge.

Da müſſen wir Dir denn ein herzliches Willkommen zurufen!

Wir leben ſtill und friedlich unſer bisheriges Leben fort und fühlen im ganzen wenig die Schwüle der Atmoſphäre, unter der alle Welt ſeufzt. So viel darüber zu ſagen wäre, ſo wenig iſt darüber zu ſchreiben, und das ruft das große Verlangen hervor, Dich hier zu ſehen und gemütlich mit Dir ſich auszuplaudern, — Reiſepläne zu machen, iſt für Dich, der Du eben reiſemüde nach Hauſe gekommen, gewiß nicht an der Zeit, aber ſchenken kann ich Dir meine Projekte nicht und kündige ſie Dir förmlich nach einiger Zeit an. Ich könnte mich dann entſchädigen für die ſchwerempfundene Entbehrung, in dieſem Sommer Dich nicht geſehen zu haben. Wie Du weißt, trifft für das künftige Jahr mich die Reihe, keine Vakanzen zu haben. Das iſt eine ſchwere Aufgabe. Vielleicht wird ſie dadurch leichter gelöſt, daß Bruder M. im künftigen Jahr eine kleinere Inſpektionsreiſe machen und ſchon zu Johannis zurückkehren will und ich mit ihm dann eine gemeinſchaftliche Sommerwohnung beziehe. Frau und Tochter müßten anſtatt Ende, ſchon Mitte Auguſt wieder hier einziehen. Die Hoffnung aufgebend, heute einen ordentlichen Brief an Dich zu ſtande zu bringen, eile ich zum Schluß meines Briefes, der Dir, Bruder M., und meinen Wunſch ausdrücken ſoll: daß Du den nächſten Landtag nicht verſäumen, ſondern mit allen Deinen eſtländiſchen Söhnen beſuchen mögeſt. Es iſt nicht gut, ſeinem Lande und ſeinen Mitbrüdern zu entfremden, und für Dich, der Du den Landtag von 1857 zuletzt beſuchteſt, dieſe Gefahr vorhanden. Du biſt Deinen

Jahren nach eines der älteſten Landtagsmitglieder und kannſt durch Deine Erfahrungen und Deine Gaben ſehr nützlich werden. Schütze nicht Deine Geſundheit vor; der Herr gewährt dem, der eine Pflicht erfüllt, einen beſonderen Schutz. Wir bitten beide recht aus brüderlicher Liebe!

Nächſtens mehr und Beſſeres. Für heute nur noch Lebewohl und heißen Segenswunſch Deines

alten Bruders J."

„Petersburg, den 12. Dez. 1861.

Mein teurer alter Bruder.

Dein lieber, ausführlicher Brief hat mich außerordentlich erfreut; ich habe ihn ſchon mehreremal geleſen und würde gern ihn ebenſo ausführlich beantworten, wenn mich nicht zweierlei daran verhinderte. Einmal haſt Du Gegenſtände berührt, die von der Art ſind, daß ſie in einigen Worten gar nicht beſprochen werden können und für mich von höchſtem Intereſſe ſind. Es kommt dazu, daß das Schreiben zuzeiten phyſiſch beſchwerlich für mich iſt und ich mir einen infamen Telegraphenſtil daher angewöhnt habe. Zweitens habe ich auch keine Geduld zum Schreiben mehr, angeſichts der ſehr angenehmen Ausſicht, Dich bald hier zu ſehen; o, führe das doch gewiß aus! Du wirſt es auch nicht bereuen, mit Deinen Brüdern, die ein herzliches Verlangen danach tragen, Dich ausreden zu können. Es wäre zumal für mich die allergrößte Freude. Wir haben uns ja ſchon in $1^1/_2$ Jahren nicht geſehen; bis ich nach Eſtland komme, dauert es ja wieder $1^1/_2$ Jahre. Werde ich das noch erleben?

Unſere Suworoff-Deputierten ſind noch hier und tummeln ſich tüchtig, auch bei Hofe.

Es geht mir mit meinem Befinden eben ſchlecht. Ich habe mir an meinem ohnehin kranken Fuß an dem Hacken eine Verletzung zugezogen, eine Stelle, wo jede Heilung ſchwierig iſt. Jede Bewegung macht mir heftige Schmerzen, ſo daß ſie faſt unmöglich iſt. Ich muß im Senat ſchwänzen und in meiner Gymnaſtik. Das Stubenſitzen thut mir nicht gut. Das iſt traurig — um ſo mehr, als es ſo bald nicht abgemacht ſein wird.

Gott ſchenke Dir bald Bahn, ohne welche Du wohl nicht kommen wirſt.

Von Herzen Dein treuer Bruder

J."

Nur wenige Zeilen ſind noch von Iwan Grünewaldts Hand in ſeinem letzten Tagebuch hinterlaſſen; ſie ſind niedergeſchrieben am 10. April 1862, acht Tage bevor der Tod ihn den Angehörigen entriſſen hat, und ſprechen, abgeſehen von einigen Worten über eine Schickſalswendung für ſeinen älteſten Sohn, welche dieſen aus Eſtland als neuernannten Dirigierenden des Acciſeweſens in das ferne Minsk verſetzte, von ſeinem körperlichen Befinden und von einer von den Ärzten ihm angeratenen Reiſe zur Kur nach Ragatz; zum Schluß dieſer Auslaſſung ſchreibt er:

„Der Juſtizminiſter will wegen Beibehaltung meiner Emolumente dem Kaiſer unterlegen, und ein ſehr anſehnliches und großes Geſchenk meines teuren Bruders Moritz giebt mir die Mittel. An Gottes Segen aber iſt alles gelegen. Möge er bald mir helfen wollen! Alle meine Wünſche ſind darauf gerichtet, daß ich im ſtande ſein möchte, gegen den 20. Mai meine Reiſe antreten zu können, wenn auch anfänglich zu Waſſer."

Über die letzten Lebenstage und Stunden ihres Gemahls berichtet Alexandra von Grünewaldt in einem Briefe an ihre Tochter:

„Am dritten Oſterfeiertage (10. April) befiel er mit einem ſtarken Froſt, dem Fieberhitze folgte. Das Fieber verließ ihn nicht mehr, die Kräfte ſchwanden dabei ſichtlich von Stunde zu Stunde .... So ging es bis zum Sonnabend (14.), wo er noch ſpazieren gefahren iſt. Am Sonntag ſagte der Vater zu mir, er fühle deutlich, daß es mit ihm zu Ende gehe. ‚Wenn Gott mich hätte geſund machen wollen, hätte ich gern noch gelebt, und mit euch Geliebten, noch einige glückliche Jahre verbracht, aber wenn es nicht ſein ſoll, gehe ich gern zu meinem Heiland; er wird mich annehmen!' .... Dann ließ er ſich in den Saal tragen, wo auch Onkel Moritz ſich befand, und ſprach mit dieſem von ſeinem Tode, — nahm Abſchied vom alten Bruder. Dann ſagte er: ‚Nun aber nichts mehr; morgen nehme ich das Abendmahl.' Das geſchah denn auch; er war ganz klar, hatte ſich ankleiden laſſen und bat den Paſtor: ‚Sprechen Sie zu einem Sterbenden.' Als dieſer ſagte: ‚Der Herr kann Sie noch retten', — antwortete er: ‚Retten wird er mich, aber nicht ſo, wie Sie es meinen' ....

Zwei Tage darauf, am 17., nachdem er etwas genoſſen hatte, verlangte er ins Bett gebracht zu werden und ſagte: ‚Ich habe nicht gewußt, daß man ſo müde werden kann.' .... In der folgenden Nacht begann der Todeskampf, die rechte Seite war völlig gelähmt. .... Der Atem wurde immer leiſer und ſchwächer, bis er

ganz ausblieb. Mittwoch morgen (18.) um 11 Uhr war das teure Leben entflohen."

Die Beerdigung fand ſtatt aus der St.-Petrikirche in Petersburg; von dort aus ward der Sarg nach Eſtland auf den Familienfriedhof Müllersfeld transportiert und im Frühling in die Erde geſenkt auf dem Platze, der für die Angehörigen des Hauſes Hukas reſerviert iſt. Er liegt am öſtlichen Abhang des von der Kapelle gekrönten Hügels, und die Sonne entſendet ihre erſten Morgenſtrahlen dorthin; von liebender Hand bepflanzte Bäume beſchatten die Gräber.

Mit Iwan von Grünewaldt wurde ein echter Repräſentant ſeiner Zeit und ſeines Landes zu Grabe getragen.

Die beſten Männer jener an Standesrechten und Landesprivilegien noch ſo reichen Zeit verkörperten in ſich den Wahlſpruch des Landmarſchalls Hamilkar Fölkerſahm: „Nicht die Rechte, die wir beſitzen, ſondern die Pflichten, die wir uns auferlegen, geben uns unſeren Wert." Dieſem wahrhaft ariſtokratiſchen Grundſatz iſt, wie wir geſehen haben, Iwan von Grünewaldt im Laufe ſeines Lebens treu geblieben, in liebevoller Arbeit für ſeine kleine Heimat und in hingebendem Dienſt für ſein großes Vaterland.

Mit dem Ernſt ſeiner Geſinnung paarte ſich eine ritterliche, heiter-liebenswürdige perſönliche Erſcheinung, welche Fürſt Suworoff mit den Worten bezeichnete: er habe nie einen graziöſeren Charakter wie Iwan v. Grünewaldt gekannt.

Was aber mehr als alles dieſes ſeinem Weſen Wert verlieh, waren die tief innerliche Frömmigkeit und das warme liebevolle Herz für ſeine Mitmenſchen.

Drittes Buch.

Moritz Reinhold von Grünewaldt,

Generaladjutant, General der Kavallerie,

geb. 12. Mai 1797, geſt. 24. Dez. 1877.

Generaladjutant, General der Kavallerie, Mitglied des Reichsrats

Moritz Reinhold von Grünewaldt,

geboren in Koick in Estland am $\frac{12.}{24.}$ Mai 1797, gestorben in Petersburg am $\frac{24. \text{ Dezember } 1877}{5. \text{ Januar } 1878.}$

Den nachfolgenden Mitteilungen über das ereignisreiche Leben Moritz von Grünewaldts können wir keine bessere und würdigere Vorrede geben als die Schlußworte der Einleitung, welche der Bruder Alexander der von ihm gefertigten Abschrift der Memoiren vorausschickt. Diese Memoiren sind von Moritz von Grünewaldt in den Jahren 1874—1877 niedergeschrieben und die letzten Federzüge an ihnen wenige Wochen vor seinem Tode gethan.

Diese Einleitung Alexanders von Grünewaldt lautet wie folgt:

Die Memoiren meines Bruders übergebe ich hiermit als einen wertvollen Beitrag zu dem von ihm gestifteten reichen Familienlegat allen folgenden Generationen unserer Familie. Sie werden den Mann, dem sie zu großem Dank verpflichtet sind, nach seinem von ihm selbst geschilderten Leben am besten kennen lernen: das Charakterbild eines alten Soldaten, der wie wenig andere es verstand, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, aber auch Gott, was Gottes ist. Der Segen aber, den er auf seinem Sterbebette über seine Familie ausgesprochen, möge in Erfüllung gehen nicht an vergänglichen, irdischen, sondern an ewigen, himmlischen Gütern.

Orrisaar, am 1. Dezember 1879.

A. von Grünewaldt.

Seine erste Erziehung erhielt Moritz im Elternhause gemeinsam mit seinen drei ältesten Geschwistern, Iwan, Helene und Julie, durch Hauslehrer, wobei nach seinen eigenen Angaben sein lebhafter und aufgeweckter Bruder von Eltern und Lehrern ihm vorgezogen worden zu sein scheint und ihm durch Neckereien seine Überlegenheit zu fühlen gab. Nachdem dann die Brüder Iwan und Moritz noch ein paar Jahre in Reval die Domschule besucht und es bis zur absolvierten Prima gebracht hatten, trat Moritz dem Wunsche des Vaters gemäß in Kriegsdienste. 15 Jahre alt, am 7. Januar 1813, wurde er vom Vater in eigener Kibitke, begleitet von des Vaters Diener Jaan und dem für ihn selbst zum Koch und Diener designierten Juhhan, nach Petersburg gebracht. Die russische Armee verfolgte die geschlagenen Franzosen bereits jenseits der deutschen Grenze, und da das Regiment der Chevaliergarde, das für den angehenden Soldaten erwählte, sich nicht mehr in Petersburg befand, trat Moritz in eine für dieses Regiment gebildete Reserveeskadron. Er erzählt selbst:

„Der General Gendre, derselbe, welcher, später in Warschau während der Revolution 1830 dem Großfürsten Konstantin attachiert, unter den Bajonetten der Junkerschule fiel, befehligte die Reserve der Kavallerie in Petersburg. Bei ihm meldete sich der Vater mit mir. Bei der Frage um meinen Vornamen und der Antwort ‚Moritz' rief der General aus, solch ein Name existiere gar nicht im russischen Wörterbuch, was den Vater in große Verlegenheit brachte, bis er meinen zweiten Namen Reinhold nannte, der als gültig anerkannt und in meinem Formular (Dienstliste) als Radion Grünewaldt eingetragen wurde. Der General war aber im Unrecht, denn Moritz ist im Russischen Mawriki, nicht schlechter als Radion. Gendre proponierte meinem Vater, mich mit der Berdaewschen Eskadron zur Armee zu schicken, worauf dieser aber nicht einging, indem er sich dahin äußerte, ich sei zu jung, zu schnell gewachsen, daher wenig kräftig und zu schade, als Kanonenfutter zu dienen. Gefragt wurde ich nicht, hatte auch keinen entschiedenen Wunsch, sah die Eskadron mit großem Gleichmut im Paradeanzug ausrücken, bewunderte nicht einmal das für mich ganz Neue, die schönen Pferde, die glänzenden Uniformen, die den Vater mehr interessierten. . . . ."

Einquartiert in eine Offizierswohnung in der Kaserne, begann der Junker nun seinen Dienst und nahm den ersten Reitunterricht bei Golzer, dem Bereiter im Regiment der Chevaliergarde. Seine Wohnungsgenossen waren Magnus Essen und Ferdinand

Manteufel; er erzählt weiter: „Ich ritt unter Aufsicht eines Unteroffiziers Peter Iwanoff, der später bei mir in der Leibeskadron Wachtmeister war und als Unterstallmeister im Anitschkoffschen Palais starb. Bei einer Lektion bockte mein brauner Wallach dergestalt unter mir, daß ich fiel, besinnungslos in meine Wohnung getragen wurde und erst am anderen Morgen zum Bewußtsein kam. Folgen hat dieser Fall für meine Gesundheit nicht gehabt; die Angst um mich war aber sehr groß gewesen. Ich glaube diesen Vorfall nach Hause nicht berichtet zu haben und bin seitdem nie mehr vom Pferde, obzwar öfter mit dem Pferde gestürzt, ohne jedoch Schaden genommen zu haben."

„Schon im Mai marschierte der Rest der Reserve nach Polen, wo die halbe Eskadron auf eine volle gebracht wurde; wir kantonnierten in Bielostok unter dem Befehl des Kavalleriekommandeurs General Chitrow und dem Oberbefehl über die ganze Reserve des Fürsten Lobanow in einem schmutzigen Judennest Botschka. Mein Eskadronschef war dort der Leutnant Sergei Turgenieff, der Vater des bekannten Schriftstellers Iwan Turgenieff. Die Offiziere in der Eskadron waren Nikolai Turgenieff, Sergeis Bruder, Scheremetjeff und Muchortoff. Die Brüder Turgenieff waren mir sehr gewogen, und daß ich nach meinem Typhus, der sehr ernst war, leben blieb, habe ich ihrer Liebe und Pflege zu danken. . . . . Ich war nun ganz unter Russen, ein einziger Deutscher unter den Offizieren . . . . und lernte nun schnell russisch sprechen. Der Dienst beschäftigte mich hinlänglich, ich ritt viel und mag schon damals Anlage dazu an den Tag gelegt haben. . . .

Im Februar 1814 marschierten wir der Armee nach, erfuhren bald die Einnahme von Paris, blieben aber nicht stehen, sondern gingen bis in die Nähe von Heilbronn, wo wir Kantonnierungen bezogen und die Rückkehr der Garden aus Frankreich abwarteten. . . . Beim Anmarsch der Chevaliergarde wurde unsere Eskadron in das Regiment verteilt, und ich kam in die zweite Eskadron in den vierten Zug, in welchem ich bis zu meinem Avancement zum Offizier verblieb. . . .

Ich erinnere mich nicht, ob es 1814 oder 1815 war, als ich, vom Marsch nach Petersburg zurückgekehrt, Bruder Otto in der Liteinaja begegnete, der sich damals in der Pension bei Middendorff befand. Im Frühling 1815 ging es wieder bis an die Grenze; ich war immer in der zweiten Eskadron und ritt einen großen Schwarzschimmel als Streitroß. . . Ich machte beide Märsche 1814

und 1815 im eisernen, schweren Küraß, den ich nie ablegte, hatte aber nie Brustschmerzen, und fühlte nie besondere Müdigkeit, was wohl der beste Beweis für meine gesunde Konstitution ist.

Dieser Märsche erinnere ich mich sehr wenig und weiß nur, daß während eines derselben der Rittmeister Lunin, welcher später an den Vorgängen des 14. Dezember wichtigen Anteil nahm, ein besonders guter Pistolenschütze, an einem Mittage, nachdem er reichlich roten Portwein genossen, behauptete, so sicher seines Schusses zu sein, daß er einen kleinen metallenen Teller nicht verfehlen werde, wenn jemand den Mut habe, diesen Teller auf zehn Schritt Entfernung von ihm zu halten. Vielleicht durch Neckerei angestachelt oder durch Zweifel an meiner Furchtlosigkeit, — ich nahm den Teller, stellte mich an den Ofen des Bauerhauses, und Lunin jagte die Kugel durch den Rand desselben. Diese unbedeutende Thatsache wurde sehr belobt, noch mehr aber das, daß ich sie für keines Lobes wert hielt, und mag mir den Ruf der Furchtlosigkeit gemacht haben.

Meine Nerven waren eben damals noch sehr gut. Diese ganze Epoche bis zum Avancement zum Offizier im Dezember 1815 ist mir ziemlich entfallen; ich weiß nur, daß ich den Dienst der Unteroffiziere überall mitmachte, nie fehlte, in den Kasernen und Ställen dujourierte, viele Nächte durchwachte oder auf Augenblicke mich auf das Lager eines Soldaten oder ins Stroh in den Ställen warf, ohne Murren und mit Liebhaberei meinem Dienste nachging und die Soldaten sehr liebte, die meiner Gewissenhaftigkeit Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Cornet.

Ich wurde Offizier ohne Examen, nachdem ich zwei Jahre und neun Monate Junker gewesen war, wurde Führer des ersten Zuges in der Leibeskadron, und blieb es, bis ich Eskadronschef wurde. Der Vater versorgte mich hinlänglich mit Geld . . . . . Wen ich damals zum Diener hatte, weiß ich nicht mehr, — vielleicht den Orrisaarschen Hans, dessen sich wohl die ganze Familie noch erinnert, als er im Dienste der sel. Großmutter in Pasteln mit kurzen Hosen und grauen wollenen Strümpfen und einem Rock mit Messingknöpfen von der Größe eines kupfernen Fünfkopekenstückes den dünnen Mehlbrei herumbot, zu dem die Milch so blau wie der neapolitanische Himmel war. . . . . Mein erstes Reitpferd hieß Grog, den ich später verkaufte . . . . Im ersten Jahre schon

hatte ich Equipage, einen sehr guten Kutscher Philipp, der viele Jahre bei mir war, den ich oft verwöhnte, dann aber wieder sehr schlecht behandelte. Meine Equipage gehörte zu den hübschesten in der Stadt, meine Seitenpferde, von Philipp gut dressiert, schnappten im Laufen nach dem Schnee und hatten großen Ruf; ich stand mich gut dabei. Ich bin umständlich auf diese Nebendinge eingegangen, weil schon damals meines Vaters offene Hand und meine Liebhaberei mich in den Stand setzte, mit Pferdehandel meine Geldmittel zu vergrößern. Der Vater gab mir 6000 Rubel Papier, damals nicht wenig, nach seinem Tode setzte mich die Mutter auf 2000 Rubel .... was bis zur Teilung des väterlichen Vermögens so blieb. Ich war ökonomisch, nur beim Ankauf von Pferden, Equipagen und Geschirren scheute ich das Geld nicht; meine Kleidung war stets die beste, meine Möbel sehr knapp, das Essen möglichst einfach, ich trank nie Wein oder Bier, Theater und Konzerte kannte ich nicht, nie war ich in einer Restauration, und nie hatte ich Rechnungen beim Schuster oder Schneider. Ich glaube, daß dieses Princip für meine ökonomische Lage gute Früchte getragen und mir Kredit erworben hat, der mir bis auf meine alten Tage geblieben ist. Dafür war meine geistige Entwicklung eine höchst traurige, ich las gar nicht, besuchte die Kirche nur selten, das Christentum war mir ganz fremd, eine Bibel hatte ich nicht .....

Meine lange Dienstzeit als Junker, die weiten Märsche bis über die Grenze gaben mir eine gewisse Autorität, gewiß aber auch der Eifer in meinem Dienst und die Liebhaberei für das Pferd und das Reiten .....

Der Dienst war um diese Zeit sehr vernachlässigt, man ruhte auf wenig verdienten Lorbeeren, die Wachtmeister waren die Leiter der Eskadron, nicht die Chefs derselben. Die Pferde wurden schlecht gefüttert und daher wenig geritten .... Im allgemeinen waren die Begriffe von Verantwortlichkeit und Amtstreue sehr unentwickelt. Die Obersten Sergei Lanskoi und Wassiltschikoff waren die einzigen Eskadronschefs, die mehr oder weniger eifrig im Dienst waren und den jungen Offizieren als Muster dienen konnten. Der sogenannte esprit de corps war dafür sehr lebendig; man lebte sehr flott, gab sehr viel Geld aus, spielte hoch, besuchte Gesellschaften und Theater, paradierte auf schönen Pferden und in glänzenden Equipagen, kurz, die Offiziere des Regimentes verdienten mit Recht den Namen „Chevaliers“ ....

Der gemeine Mann war schlecht gekleidet und genährt, an Liebe, Pflege und Sorge für ihn fehlte es ganz, und doch diente er damals 25 Jahre! Die Sterblichkeit war groß, jährlich mußten krankheitshalber viele entlassen werden, nicht wenige als Krüppel. Der Stock spielte eine unbarmherzige Rolle, später ersetzte ihn die Rute, die der Gesundheit weniger schädlich ist. Die Beköstigung war allerdings mangelhaft, von der anderen Seite aber waren alle ökonomischen Mittel reichlich geboten, um die Lage der Leute zu verbessern. Erst unter Kaiser Nikolai und dem Soldatenfreunde, dem Großfürsten Michael, gedachte man mit Liebe dieser verlassenen braven Leute, und jetzt geschieht für den Soldaten schon mehr, als er wirklich bedarf.

Es fiel damals keinem Chef ein, den Offizier beim Reiten oder Marschieren zu verbessern, ja ich glaube, daß solches sogar sehr übel genommen worden wäre. Als Regimentskommandeur habe ich zuerst angefangen, die Offiziere einzeln reiten und sie den verlangten Sitz und die Führung des Pferdes beobachten zu lassen; ebenso mußten einzelne marschieren. Wie viel Mühe und Verdruß es gekostet hat, das durchzusetzen, wissen viele. Schon daraus kann man entnehmen, welcher Art der Unterricht war, der dem gemeinen Mann zuteil wurde. Der Stock mußte stets nachhelfen, wenn der Unterrichtende in schlechter Laune es durchfühlte, die Sache selbst nicht zu verstehen, und darum von den Leuten auch nicht verstanden werden zu können. Nicht weniger litt das arme Pferd, von dem man das Unmögliche verlangte, das man schonungslos mißhandelte, und das immer die Schuld tragen mußte, die nur der Unwissenheit und bösen Laune zuzuschreiben war. . . . . In diese Zeit fällt die Bekanntschaft mit dem jüngeren Bruder Paul Lanskoi, Vietinghoff und Bobojedoff. Die beiden ersteren waren leidenschaftliche Pferdeliebhaber und gute Reiter. Ihre Ausbildung im Reiten verdankten sie, — wie auch ich — dem alten Bereiter Embke, einem Schüler des berühmten Reiters Schröder in Dessau, der ein Verständnis für das Pferd und vom Reiten hatte, wie es jetzt nicht mehr vorkommt. . . . . Embke half mir viel mit gutem Rat bei der Dressur der jungen Pferde, später noch mehr, als ich die Eskadron befehligte. Ich blieb, so lange es hell war, in der Manege, ritt, d. h. bearbeitete persönlich drei bis fünf Pferde täglich, junge oder verdorbene Tiere.

Rittmeister und Eskadronschef.

So verlebte ich sechs Jahre, bis ich 1821 selbständiger Chef der ersten, der sogenannten Leibeskadron wurde. . . . Eine Eskadron kommandieren, ist eine gute Schule. Man erlangt in steter Berührung mit seinen Untergebenen eine Menschenkenntnis wie sonst nirgends. Damals, wie auch jetzt, war der Offizier in der Eskadron mehr Nebensache. Man verlangte nichts von ihm im Dienste, noch weniger bekümmerte man sich um seine moralische Führung. Anders war es mit den Soldaten. Auf 25 Jahre an den Dienst gefesselt, in den er nicht aus eigenem Verlangen eingetreten, hing seine Existenz vom Eskadronskommandeur ab. . . . .

Vom Jahre 1821 bis 1831, am Vorabende des Sturmes auf Warschau, war ich wohlbestallter, gut ausgerüsteter Kommandeur der Leibeskadron. . . . . Ich war ganz unermüdlich, und weiß sehr genau, daß ich an den Ruhetagen jedem Pferde, also 150, mit der Hand über den Rücken fuhr, um mich selbst davon zu überzeugen, daß die Pferde keinen Satteldruck hatten. . . . .

Im November 1825 war der Kaiser Alexander in Taganrog in ein besseres Leben hinübergegangen, nachdem er bis 1815 auf dieser Erde viel Freude und Genugthuung erlebt, seitdem aber desto mehr Schmerz und Kummer überstanden hatte. Seine edlen Absichten mit Polen wurden verkannt und der Grund zu vielen Mißbräuchen. Die Truppen brachten 1815 und später einen Geist aus Frankreich mit, der für Rußland höchst nachteilig werden sollte. Schon damals wurden Gelüste verspürt, die für unsere Verhältnisse ganz unpassend waren. Es waren Umtriebe im Gange, die dem gottseligen, wohlwollenden Monarchen in den letzten Jahren seines thatenreichen Lebens viel Sorgen gemacht haben. Das Reich, und mit ihm das Militär, leistete dem neuen Kaiser Konstantin den Eid der Treue. Niemand wußte, daß Konstantins Thronentsagung im Senat und in der Kathedrale in Moskau seit Jahren niedergelegt worden war. Nikolai Pawlowitsch konnte davon Kenntnis gehabt haben, hielt es aber für seine Pflicht, dem Bruder den Eid der Treue zu leisten. Es vergingen viele Tage, bis die zweite Entsagung Constantins in Petersburg und in Moskau gleichzeitig mit der Nachricht eintraf, daß Konstantin dem Bruder Nikolai den Huldigungseid geschworen habe. Am 14. Dezember morgens um 10 Uhr versammelte unser Regimentskommandeur Apraxin uns sieben Eskadronschefs und kündigte uns dieses wichtige Ereignis

zugleich mit dem Befehle an, die Mannſchaften zum neuen Schwur in die Manege zu führen und um 12 Uhr daſelbſt ihn zu erwarten.

Revolte am 14. Dezember 1825.

Ungefähr um 11½ Uhr trat Graf Ferſen, Leutnant in meiner Eskadron, ſehr beſtürzt in mein Zimmer mit dem Rapport, ſein Zugunteroffizier Dergotzoff habe ihm gemeldet, er ſei, aus dem Stalle kommend, auf dem Trottoir von einem in Civil gekleideten Mann gefragt worden, ob das Regiment trotz ſeines früheren Eides einem neuen Kaiſer Nikolai ſchwören wolle? Von ihm ſei der betreffende in die ſiebente Eskadron gelaufen und habe auch dort die Leute unruhig machen wollen. Auf Ferſens Mitteilung beſchleunigte ich meine Toilette und ging mit ihm zu meiner Eskadron, die, bereits zum Ausmarſch fertig, nur auf mich wartete. Mit wenig Worten teilte ich die vom Kommandeur erhaltene Erörterung und weitere Befehle laut und verſtändlich mit, kommandierte: rechts! und ging mit der Eskadron in die Manege. Das Regiment war verſammelt, unter den Offizieren 14, die um den Plan der Verſchwörung und Umwälzung wußten. Niemand muckſte, und der Schwur wurde ohne Störung vollzogen. Kaum hatten die Leute ſich ausgezogen, erfolgte der Befehl zum Ausrücken zu Pferde. Der Oberſt Scheremetjeff, der im Anitſchkoffſchen Palais Zutritt hatte und von Nikolai Pawlowitſch als Großfürſt ſehr begünſtigt wurde, war im Winterpalais geweſen und brachte nun vom neuen Kaiſer den Befehl, Apraxin ſolle das Regiment baldmöglichſt auf den Iſaaksplatz führen. Statt zuerſt zu Apraxin zu fahren, war er in ſeine zweite Eskadron gelaufen und hatte ſatteln laſſen, weshalb dieſe früher ausrückte als die andern, und ich die meinige hinter ihr rangierte. So ging es in vollem Trabe dem Winterpalais vorbei; — wir ſtellten uns auf dem Iſaaksplatz in Regimentskolonnen auf gegenüber den aufſtändiſchen Truppen vor dem Senat. Der Kaiſer war zu Pferde, ſehr ruhig alle Befehle erteilend, von einer ſehr geringen Suite umgeben. Kaum waren wir angelangt, ſo marſchierte das Leibgrenadierregiment, in Sektionen vom Palais kommend, an uns vorbei, Oberſt Stürler und Kapitän Salza an der Spitze, — die einzigen Pflichtgetreuen. Die Soldaten in Unordnung mit der Frage an unſere Chevaliergardiſten: „Warum habt ihr geſchworen?“ Die vierte ſtatt der dritten Eskadron ſtand hinter der meinigen und nur der Unteroffizier Muchin beantwortete dieſe verfängliche Frage. Unſere Front war ruhig, disciplinirt und gehorſam; noch war kein Schuß gefallen. Unſer braver

Rittmeiſter Vietinghoff, damals Chef der ſiebenten Eskadron, die nicht auszurücken brauchte, war als Volontär auf dem Platze, und hatte mit ein paar Eskadrons der Garde zu Pferde, die ganz in der Nähe zuerſt erſchienen waren, ein paar mißlungene Attacken gemacht, — es war Glatteis, wobei der Oberſt Zirsky verwundet wurde. Bald darauf fiel der Generalgouverneur Miloradovitſch auf meuchelmörderiſche Weiſe. Auf kaiſerlichen Befehl wurde der Metropolit herbeigefahren, verließ den Wagen und ging mit dem Kreuze an die rebelliſchen Truppen heran, die nun durch das Volk vergrößert waren, beſchwichtigend und Gehorſam anempfehlend. Sein Erſcheinen hatte keinen Erfolg, und zeugte ſein Auftreten von Mangel an Entſchiedenheit und Mut, was mit dem Kreuze des Erlöſers in der Hand wohl überaus traurig war.

Artillerie fuhr auf und zwei Kanonen ſtanden unmittelbar vor unſerem Regiment. Jetzt galt es! Der erſte Schuß mußte der Beweis ſein, daß der Revolution Widerſtand geleiſtet werden konnte. Leutnant Bakunin richtete die Kanone, er ſelbſt ſteckte die Lunte an und die Kartätſchen flogen in den Haufen; zuvor war zweimal blind geſchoſſen worden, wobei die Aufrührer Hurrah ſchrieen. Die Kartätſchen aber verfehlten ihren Eindruck nicht. Der Haufe wankte, bei dem zweiten Schuſſe verlor er die Faſſung und begann die Flucht. Zu dieſer Zeit führte der Großfürſt Michael, der vor einer Stunde aus Warſchau heimgekehrt war, zu Fuß das zweite Bataillon des Moskauer Regimentes, deſſen Chef er war — (das erſte Bataillon bildete den Stamm der Revolution; die Leibgrenadiere, die ſpäter kamen, hatten Stürler erſchoſſen, noch ſpäter kamen das Marinebataillon und ein Teil des finnländiſchen Regimentes über die Brücke —) und ſtellte jenes zweite Bataillon in vollſtändigem Gehorſam in Reih' und Glied den Verſchwörern gegenüber. Dieſer Moment war ſchön und ergreifend, da man wußte, wie ſehr Michael den Bruder Konſtantin verehrte. Es entſtand eine Pauſe, kleinere Abteilungen einiger Regimenter und die Polizei ergriffen die Haupträdelsführer, ſowohl Offiziere als Civiliſten, und der Senatsplatz war frei. Da kam an mich direkt vom Kaiſer der Befehl, ich ſolle mit meiner Eskadron über den Platz in die Galernaja und längs dem engliſchen Quai zurück den Reſt der Aufrührer auseinander treiben und die Ruhe herſtellen. Obgleich die zweite Eskadron vor mir ſtand, marſchierte ich an ihr vorbei und that, wie mir befohlen war. Es war aber ſchon vor mir durch Patrouillen des Pawloffſchen Regiments in der Galernaja,

dem Isaaksplatz und dem Quai ziemlich gesäubert worden. Ich hatte Befehl, Se. Majestät meinen Rapport persönlich zu machen. Es geschah im Beisein des Grafen Toll, der mich als Landsmann vorstellte. Der Kaiser sagte: „Er kenne mich schon früher von der besten Seite." Ich ritt zurück und sah, wie der Fürst Suworoff, damals Junker im Regiment der Garde zu Pferde, arretiert zum Kaiser gebracht wurde, der gesagt haben soll: ich werde nie glauben, daß ein Enkel des großen Suworoff ein Feind seines Kaisers und Vaterlandes sein kann. Damit war die Sache tot.

Die Regimenter biwakierten vor dem Winterpalais; es wurde uns Thee und kalte Küche aus demselben herausgetragen. Die Soldaten hatten nichts zu Mittag gegessen, und erst spät in der Nacht wurde aus den Kasernen Brot gebracht. Die Pferde blieben gesattelt und wir lagen auf dem Steinpflaster ohne jede Bequemlichkeit. Am anderen Morgen begrüßte uns der Kaiser. Wir stellten uns auf, und vor dem versammelten treugebliebenen Gardecorps wurden die am gestrigen Tage aufrührerischen Truppen zum Eide geführt, der nun aus vollem Herzen und mit besserem Bewußtsein geleistet werden konnte. Gegen 2 Uhr nachmittags waren wir wieder in der Kaserne und pflegten der reichlich verdienten Ruhe nach den vielfach erschütternden Begebenheiten der letzten 24 Stunden. Die Ruhe währte nicht lange. Nach Verlauf von anderen 24 Stunden erhielt ich den Befehl, augenblicklich nach Moskau, nach Orel und bis in die Nähe von Kursk zu reisen, um mehrere Offiziere unseres Regimentes, die kompromittiert, aber mit Urlaub abwesend waren, um, wie Se. Majestät sich ausdrückte, der Ehre des Regimentes willen, zu verhaften. Ich bekam mehrere Feldjäger als Begleiter mit und nahm statt eines Dieners den Unteroffizier Sitnikoff aus dem dritten Zuge meiner Eskadron mit. Ich hatte keinen Pelz und es waren 20° Kälte. Meine Offiziere P. und L. waren gerade bei mir, und L., der kleinste Mann im Regiment, bot mir seinen Pelz an. Wieder ein Beweis dafür, daß die Kleinen in nichts den großen Leuten nachstehen wollen und sich nie für so klein halten, als sie wirklich sind. Ich nahm den Pelz von P., der fast so lang war wie ich selbst. Der Pelz hat mir gute Dienste geleistet. Ich war in weniger als 48 Stunden in Moskau, für damals unerhört schnell. Später reisten die Feldjäger, selbst der Kaiser Nikolai, noch schneller. Es waren 660 Werst.

Ich fuhr bei dem Generalgouverneur Fürst Galitzyn vor, er empfing mich sehr kühl und schien mit allem Vorgefallenen und

nun Eingeleiteten nicht zufrieden. Es wurde mir in seiner Wohnung sehr hoch ein kleines Zimmer für die Nacht angewiesen, und Polizeibeamte bekamen den Befehl, den Obersten K. und Stabsrittmeister L. zu Galitzyn und mir zu rufen. Beide waren in Gesellschaft gewesen, heraus- und unter dem Arm der Beamten hinuntergeführt worden. Sie wurden mit Feldjägern nach Petersburg geschickt. Ich selbst fuhr mit einem Feldjäger und Tf. nach Orel, wo der Gouverneur geweckt und Befehl erteilt wurde, mich auf das Gut des alten Grafen T., unweit Kursk, zu geleiten, wo sein Sohn, Rittmeister der Chevaliergarde, auf Urlaub weilte. In der Nacht kamen wir daselbst an. Eine Kibitke vor den Fenstern schien zur Abreise bereit gehalten zu sein. Es war der schönste Mondschein. Tf. kannte die Leute von T., der Kommandeur des dritten Zuges war, und wir weckten dieselben in der Herberge. Der Kammerdiener brachte mich in das Zimmer des Grafen. Ich werde nie den Blick vergessen, den T. von der Lampe hinter dem Schirm, schon wach, mir zuwarf. Es war sichtbar, daß er, schuldbewußt, erriet, weshalb ich, dessen Stimme er erkannt hatte, gekommen war. — S. und T. waren sehr verwickelt und haben die strengste Strafe erlitten. K. war wenig beteiligt und wurde verabschiedet. Vor ein paar Stunden war Cornet W., der T. besucht hatte, und zu den schlimmsten gehörte, von dort abgereist. Alle Papiere im Kabinet wurden von mir durchgesehen und versiegelt. Es war eine erschütternde Scene, als Eltern und Geschwister erfuhren, was vorging. Sie schienen dem Sohn und Bruder zu glauben, er sei ganz unschuldig. In der Nacht vor Weihnachten trafen wir in Moskau ein. Alle Kirchen waren erleuchtet, auf den Trottoirs brannten Lampen, trotz bitterster Kälte war der Anblick ein erhebender. Ich fuhr durch die Stadt und wechselte die Pferde. T. schien ganz ruhig und wiederholte die Beteuerung seiner Unschuld. Indes auf der letzten Station vor Petersburg befiel ihn eine merkwürdige Unruhe. Er saß neben mir, ließ die Beine aus dem Schlitten hängen und war entschieden sehr erregt. Es war abends acht Uhr, ich brachte ihn gerade ins Winterpalais. Graf Lewascheff empfing mich. Der Kaiser kam heraus und dankte. Er wußte damals schon sehr viel mehr als bei meiner Abreise und sah betrübt aus. T. wurde ins Kabinet Sr. Majestät gebracht. Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Er hatte sich dem Trunk ergeben und starb im Kaukasus, nachdem er in Sibirien mehrere Jahre in den Bergwerken gearbeitet hatte.

Oberſt.

Am 1. Januar 1826 wurde Grünewaldt Oberſt und marſchierte im Sommer desſelben Jahres zur Krönung nach Moskau, wo in der Zeit die regierende Kaiſerin Alexandra Feodorowna zum Chef des Regimentes ernannt wurde. Das hat ihr große Freude gemacht, und von dem Moment an intereſſierte ſie ſich lebhaft für das Regiment und deſſen Schickſale.

Im Herbſt befahl der Kaiſer, aus allen Regimentern der verſchiedenen Abteilungen der Garde, die zur Krönung in Moskau geweſen waren, je einen Mann auszuſuchen, die Kavalleriſten mit ihren Pferden, um dem König Friedrich Wilhelm III. den Anblick der neuen Uniformierung zu verſchaffen. Der Kaiſer hatte eine beſondere Verehrung für den König, und die Kaiſerin eine ſchwärmeriſche Liebe für denſelben.

Grünewaldt erzählt nun weiter:

„Ich wurde zum Kommandeur dieſes kleinen Detachements ernannt und durfte die Offiziere und Leute in dasſelbe ausſuchen. Graf F. war damals beſonders gut bei Hofe angeſehen und fehlte nie in den kleinen Kreiſen des Kaiſerhauſes, wenn Empfang ſtattfand. Er war nicht allein ein ſehr ſchöner, ſondern auch ein ſehr gewandter Mann, der alle Eigenſchaften beſaß, um bei Hofe gern geſehen zu werden. Dieſen wollte die Kaiſerin gern nach Berlin ſenden. Infolge der (früher erwähnten) Affaire mit S.' Bruder konnte ich ihn nicht genug achten, um ihn mit nach Berlin zu nehmen. An ſeiner Stelle erwählte ich den Rittmeiſter T.; er war der älteſte nach mir im Kommando, welches er auch zurückbrachte. Er war ein durchaus brauchbarer Offizier, hatte eben ſeine Frau verloren, die er tief betrauerte. Meine Wahl war inſofern nicht richtig, als T. weder deutſch noch franzöſiſch ſprach, es ihm auch an geſellſchaftlicher Bildung fehlte. Nichtsdeſtoweniger wurde er in Berlin als treuer trauernder Witwer ſehr berückſichtigt. Die anderen beiden Offiziere waren Karl Kaulbars, ſehr gewandt und brauchbar, und ein gewiſſer Möller Sakomelsky, den ich perſönlich gar nicht kannte, der mir aber als ausgezeichneter Artilleriſt ſehr empfohlen war. Damals war ſchon Joſef Saaren mein Diener, faſt noch ein Kind. Ich erwähne ſeiner, weil er in Berlin in meiner Abweſenheit ſtets am Fenſter meiner Parterrewohnung bei Jagor unter den Linden ſtand. Vom Prinzen Albrecht bemerkt, der wußte, daß es meine Wohnung war, nickten ſie ſich gegenſeitig

freundliche Grüße zu, wenn der Prinz vor den Fenstern vorüber ritt oder fuhr oder ging, was letzteren sehr amüsierte; Josef erfuhr aber später, mit wem er kokettiert hatte.

Wir verließen Moskau im Spätherbst bei der schlechtesten Witterung und ganz verdorbenen Straßen. Das Kommando war gut ausgerüstet, es fehlte an nichts, die Offiziere waren immer zur Stelle und führten die Abteilung abwechselnd. Ich fuhr mit eigenen Pferden in einer großen verdeckten Britschka.

Schon in Posen wurde uns ein großartiger Empfang von seiten Preußens durch die Familie Radziwil zuteil. Diese hatte nach Berlin geschrieben an die königliche Familie, welche dadurch wegen T. präveniert war, der in Posen allgemeines Mitleid hervorgerufen hatte.

Ich muß hier nachholen, daß der Großfürst Constantin, Statthalter von Polen, mit dieser Abkommandierung aus Moskau nicht zufrieden war. Er hielt seine Truppen in Warschau dazu für mehr geeignet, auch begünstigte die Nähe von Berlin seine Ansicht. Um uns eine Idee von der vortrefflichen Ausbildung seiner polnischen Truppen zu geben, befahl er beim Durchmarsch in Plozk, wo das vierte polnische Infanterieregiment unter dem späteren Oberbefehlshaber der polnischen revolutionären Armee Skenetzky einquartiert war, uns mehrere Leute in den verschiedenen dienstlichen Anforderungen zu präsentieren, die in der That die unsrigen weit übertrafen.

Auf der preußischen Grenze empfing uns der Gardedragonerleutnant Karl v. Reitzenstein, der, gerade so alt wie ich — ich war schon Oberst, die ganze Zeit zur Dienstleistung bei dem Kommando verblieb und uns von größtem Nutzen war. Er lebt noch und blieb mir ein treuer und ergebener Freund bis auf diese Stunde. Ich sah ihn zuletzt 1872 in Wildbad, habe ihn in Görlitz, wo er sich verabschiedet etablierte, besucht und korrespondiere noch jetzt mit ihm. Der König gewann ihn sehr lieb und machte ihn zum Flügeladjutanten. Er ist später oft in Petersburg gewesen, und der hochselige Kaiser Nikolai kannte ihn gut. Im vorigen Jahre hat der Kaiser Alexander ihn in Ems sehr ausgezeichnet.

Bei unserer Ankunft in Berlin erfuhren wir, daß der König das Bein gebrochen habe, und uns nicht so bald empfangen werde. Se. Majestät war aber ungeduldig geworden und befahl, uns alle, Offiziere und Mannschaften, vor seinem Bett in kleinen Abteilungen vorzustellen. Der König lag entkleidet in einem weißen

Piquéschlafrock unter der Decke. Es kamen zuerst die Offiziere und dann die Soldaten zu sechs Mann an die Reihe. Sie wurden dem Bett gegenüber so aufgestellt, daß er, aufgerichtet, die Montierung sehr genau ansehen konnte. Er war sichtlich erfreut und befriedigt und sprach sich über die Veränderungen aus, die stattgefunden, seit er das letzte Mal die russische Armee gesehen hatte. Se. Majestät ließ sich nach seiner Genesung die Leute noch mehrmals vorführen. Da die Pferde umsonst ihr Futter fraßen, so zeigte ich sie unter dem Reiter vor versammelten Kavalleristen noch während der Krankheit Sr. Majestät; sie wurden verschiedenen Regimentern zugeteilt. Die Pferde waren nicht mehr jung und der Dressur wegen ausgesucht. Diese wurden belobt mit der Bemerkung, vor dem Kriege habe die preußische Kavallerie auch bis zu diesem Grade dressiert, jetzt fiele das weg, und meinte man, dessen im Felde nicht zu bedürfen.

Meine Offiziere waren mit mir sehr oft bei Hofe, bei allen Prinzen, und allen Gesellschaften, die in Berlin von höher gestellten Personen gegeben wurden. Wir hatten freie Plätze in allen Theatern, so auch die Mannschaft, welche sich im Ballet gut amüsierte. Bezahlter Tisch im Restaurant Jagor, die Leute aufs beste in einer Kaserne bewirtet, Hofequipage, — kurz, es war für alles gesorgt, und wir sind für die Art und Weise, wie Reitzenstein seinem Dienst nachkam, im höchsten Grade dankbar.

Alle drei Offiziere des Detachements sind tot, auch von der Mannschaft ist schwerlich noch jemand am Leben; sie waren älter an Jahren als ich.

Graf Witgenstein war damals noch Faktotum beim alten Könige: ihm waren wir zu viel. Witzleben war vortragender General in den militärischen Angelegenheiten, dieser war zuvorkommend und überall behilflich bei Besichtigung der Truppen. Generalleutnant Prittwitz befehligte das Gardecorps; der alte Möllendorf war erst Brigadekommandeur. Die Kavallerieregimentskommandeure, mit denen wir mehr zusammenkamen, waren: Graf Waldersee Garde du Corps, Krafft Küraſſier, Tümpling Ulanen, Berner Dragoner. Dieser ausgezeichnete Offizier schloß sich uns besonders an und war noch mehr Enthusiast für die Verdienste der russischen Armee, besonders der Kosaken, als jene, obgleich auch sie mit großer Anerkennung für die Leistungen derselben einstanden. Zu dieser Zeit war ganz Preußen mit vollem Herzen Rußland ergeben und dankbar. Kaiser Nikolaus Persönlichkeit

trug viel dazu bei; seine Vermählung mit der Tochter des Königs, Charlotte, sein leutseliger Umgang mit dem Militär in Berlin, und die Achtung, die er für Preußen an den Tag legte, hatte so für ihn eingenommen, daß alles für ihn schwärmte. Das war der Grund des Wohlwollens, das uns zuteil wurde; weder unsere äußere Erscheinung, höherer Grad von Bildung, Kenntnisse oder gesellschaftliche Vorzüge hatten das mit sich gebracht. Übrigens hatten letztere damals noch gar keinen Wert. Französisch sprechen hörte man nirgends, selbst nicht einmal am Hofe. Die Toilette der Damen war höchst einfach; das Militär vernachlässigte die seine im Vergleich zu jetzt. Der Tisch bei Hofe war sehr einfach, jetzt hätte man ihn schlecht genannt. Sparsamkeit machte sich überall geltend; Preußen wurde hochgehalten, Deutschland war ein unbekanntes Wort, und niemand hatte eine Spur von dem, was später Deutschland geeinigt hat; es war auch gar kein Verlangen nach Einigung rege. Der ungünstige Frieden von 1815 beunruhigte damals Militär und Volk noch nicht, die schlechte Grenze machte niemand Sorge; dennoch waren Scharnhorst und Stein in aller Munde, aber speciell war alles für Preußen und nicht für Deutschland geschehen, sagte man. Friedrich Wilhelm III. war mit Leib und Seele Rußland ergeben, — Nikolaus und Charlotte waren seine Kinder. Der Kronprinz, später König Friedrich Wilhelm IV., bekümmerte sich wenig um uns und unser Thun, — das ihm wohl mit Recht als eine bloße Spielerei erschien. Der jetzige Kaiser Wilhelm I. blieb uns auch viel fremder als seine Brüder Karl und besonders Albrecht, jedoch waren wir oft zu ihm zu Diners und Abendgesellschaften eingeladen. Ich blieb auch noch zur Vermählung des Prinzen Karl mit der Prinzessin von Weimar, die früher stattfand, als die des jetzigen Kaisers mit Augusta.

Fast alle Garderegimenter gaben uns Feste, selbst nach Brandenburg mußten wir uns begeben, wo das sechste Kürassierregiment Kaiser Nikolaus kantonnierte. Wir wurden als Deputierte von der russischen an die preußische Armee betrachtet, was im Grunde nicht der Fall war, aber dennoch so angesehen wurde, weil das dem Könige so lieb war. . . . . .

Es ist möglich, daß ich mir damals in Berlin Freunde gemacht habe; mein Betragen war schlicht und einfach, ich glaube wahr und ehrlich, weder war ich Hofmann noch Intrigant, und das war für Preußen damals genug. Meine ganze Karriere habe ich Berlin zu verdanken. Der König gab mir den Johanniterorden

mit Brillanten, den vor mir nur Adlerberg, Perowsky und Kawelin erhalten hatten, und hatte dem Kaiser und der Kaiserin sehr günstig über mich geschrieben; auch behielt er mich länger in Berlin, als ich anfänglich bleiben sollte.

Das Kommando ging mit T. nach Hause und ich blieb bis zum Sommer.

Auf der Rückreise in meiner Britschka, — Eisenbahnen gab es damals keine und Chausseen nur in Preußen, — reiste ich über Trakehnen, wo noch Burgsdorf das Gestüt leitete . . . .

Mich frappierte in Trakehnen, daß die verschiedenen Farben der Pferde dergestalt konstant ausgeglichen waren, daß fast alle Fohlen die Farbe der Eltern hatten. Unter den Rappen war kein einziges Fohlen abweichend, unter den Braunen und Füchsen nur sehr wenige. Schon damals existierten die noch jetzt bestehenden zwölf Vorwerke, je nach den Abteilungen. Es war keine gute Epoche für Trakehnen, der ausgezeichnete und tüchtige Burgsdorf hatte Vollblut hingebracht, was ihm damals sehr verdacht wurde. Erinnerlich ist mir, daß mir ein grauer arabischer Hengst, man sagte aus Modin, — vorgeführt wurde, der merkwürdig schön, aber stockblind war. Unbegreiflich, daß der verständige und einsichtsvolle Burgsdorf keine Gefahr darin sah, und den Hengst stark benutzte. Die Folgen sollen ihm zugeschrieben werden, wenn in Trakehnen noch bis jetzt Pferde oft an Blindheit leiden oder wenigstens kranke Augen haben. Dafür hätte Burgsdorf allerdings Vorwürfe verdient . . . ."

Hiermit schloß Grünewaldts erster Aufenthalt in Berlin und Preußen 1826—1827; der Kaiser Nikolaus und die Kaiserin empfingen den Zurückkehrenden sehr gnädig; er wurde zum Flügeladjutanten ernannt und dekoriert, ebenso erhielten die Offiziere und Mannschaften des heimgekehrten Detachements, außer den erhaltenen preußischen Dekorationen, noch russische. Grünewaldt trat als Eskadronskommandeur wieder in sein Regiment.

In die Zeit von 1828—1849 fallen verschiedene Dienstreisen, welche Grünewaldt als Flügeladjutant im Auftrage des Kaisers zu machen hatte, durch welche er Gelegenheit fand, die russische Kavallerie genau zu studieren und kennen zu lernen. Diesen Reisen verdankte er die nähere Bekanntschaft mit vielen tüchtigen Männern, unter welchen viele in der Folge zu ihm in nähere dienstliche Beziehungen treten sollten. Er schreibt: „Meine Rapporte schrieb ich eigenhändig an den Kaiser, alle meine Vorstellungen wurden berücksichtigt

und brachten den Regimentern große Vorteile. Mir ist nach vielen Jahren manch herzlicher Dank zuteil geworden, und wurde ich in der Armee von einer guten Seite bekannt. Es war hier bloß vom Material mit Inbegriff der Pferde, woran es überall gebrach und was schnell ersetzt werden mußte, die Rede, Atteste über die Kommandeure lagen mir nicht ob, und konnten von mir, einem jungen Oberst, nicht verlangt werden .... Ich war damals gesund und kräftig, scheute keine Mühe und Anstrengung, und wußte im allgemeinen ziemlich genau, worüber ich Berichte und Vorstellungen machte. Ich war ganz bei der Sache und erntete Lob von oben."

Bis zur Revolution in Warschau 1830 arbeitete Grünewaldt fleißig an seiner Leibeskadron und erzählt über sie das Folgende:

Nach Beendigung einer Wachtparade im Michaloffschen Exerzierhause versammelte Kaiser Nikolaus alle anwesenden Generale und Offiziere und teilte mit einigen kräftigen Worten mit, was in Warschau vorgefallen war. Wir sollten uns zum Marschieren bereit halten. Er appellierte an den Patriotismus des Gardecorps auf eine Art und Weise, die allgemeinen Enthusiasmus hervorrief, der sich in nicht enden wollenden Hurrahs aussprach ... An der Spitze meiner Leibeskadron verließ ich Petersburg mit seinen Reizen, die für mich keine waren. Graf Apraxin kommandierte das Regiment. Meine Offiziere waren Paschkoff, Fersen, der mit Apraxin wohnte, und zwei Brüder Fürsten Wäsemsky. Ich hatte meine Wirtschaft für mich allein, und da die Eskadron oft in vielen kleinen Dörfern untergebracht wurde, so war ein sogenanntes Artel der Offiziere nicht gut ausführbar. Eine Vereinigung mit der großen Armee fand erst unweit Warschau statt, nachdem kleinere Gefechte von der Garde separat ausgeführt worden waren, an denen die Chevaliergarde nicht teilgenommen hatte.

Im August 1831 standen wir einige Meilen von Warschau, das mit Sturm genommen werden sollte. Alle Vorbereitungen waren getroffen und vom Feldmarschall Paskewitsch, der den Grafen Toll zum Quartiermeister hatte, gebilligt. Der Kommandeur des Nowgorodschen Küraſſierregimentes, Oberst Saß, ein Kurländer, war an der Cholera gestorben, und es gelangte die Anfrage an mich, ob ich das Kommando über das Regiment übernehmen würde. Ich willigte ein und machte mich augenblicklich fertig, mit meinem beweglichen Vermögen aus dem Biwak der Chevaliergarde in das der Nowgoroder Küraſſiere überzugehen. Dies geschah am Morgen

des 25. Auguſt, unmittelbar darauf mußte das Regiment in die Schlacht. Der Diviſionskommandeur Kablukof begrüßte mich an der Spitze des Regiments ſehr freundlich, wandte ſich zu demſelben und ſprach mit vernehmbarer Stimme: „Ich gratuliere zum neuen Kommandeur, ihr müßt ihm ſtets folgen, wo er ſein wird, müßt auch ihr ſein.“ Auch Paskewitſch kam vor das Regiment und bekam nicht weit von demſelben die ſtarke Kontuſion. Das Regiment ſtand an dieſem Tage im Kanonenfeuer; die Verluſte waren ſehr unbedeutend. Da alles ſo überraſchend ſchnell kam, konnte ich mich ſelbſt meinen Oberen nicht vorſtellen und die Untergebenen ſich nicht mir. Weil ſchon die Beſchießung Warſchaus angefangen hatte, ſo ſah ich vor dem Ausrücken nur den Regimentsadjutanten Posnansky, den Quartiermeiſter König und den Kaſnatſchei (Rentmeiſter) Dublensky. König unterlegte, der Branntwein für die Leute ſei empfangen, man wüßte jetzt nicht wohin mit demſelben, und bat, man möchte ihn gleich den Leuten zu je einem Glaſe verabfolgen. Das geſchah, und da immer einige Leute keinen Branntwein trinken, ſo hatten viele der anderen doppelte Rationen genoſſen, ſo daß mehrere ſehr ſtark angetrunken waren. Das war eine ſchlechte Verfügung, und der Unterleger übernahm eine große Verantwortung, wenn er behauptete, es ſei immer ſo gehalten worden, und drohe keine Gefahr. Ich ſelbſt, eben eingetreten, wollte kein Mißtrauen zeigen und hatte es in der That auch nicht. Courage ſich antrinken iſt ein traurig Ding. Wir biwakierten ſpät abends, es war ganz dunkel und ich machte Bekanntſchaft mit dem Major Straelborn, Kommandeur der zweiten Diviſion — und Rittmeiſter Kotzebue (Auguſt, in Reval etabliert, glaube ich), der die erſte Eskadron befehligte. Oberſt Szilin befehligte die erſte Diviſion. Hagemeiſter war im erſten Zuge des Regimentes, ein Sergejef kommandierte die vierte, Stachewitſch die fünfte Eskadron. Die anderen Offiziere blieben mir an dieſem und dem folgenden Tage unbekannt. Es war ſehr ſpät geworden und ich hatte gar keine beſonderen Verfügungen getroffen, um ſo mehr, als für den folgenden Tag noch gar keine Beſtimmungen von oben erlaſſen worden waren. Ich hebe noch hervor, daß, als an dieſem erſten Tage einige Leute tödlich getroffen wurden, ich während der Schlacht an dieſelben herangeritten war. Meyendorff, Brigadekommandeur, ſagte mir, das nicht zu thun, es könnte falſch ausgelegt werden, ich ſolle nur vor der Front bleiben. Nachdem in der Nacht erhaltenen Befehl rückte das Regiment am Morgen früh in die

vorgeschriebene Position, noch nicht in die Schußlinie, und saß ab. Da die Leute am Morgen nichts genossen hatten, suchte die Mannschaft in der Erde Kartoffelgruben, die sehr ergiebig waren und in wenigen Augenblicken standen die kleinen Kessel, die von den Sätteln abgeschnallt waren — unter Feuer. Als Ordonnanzen waren bei mir, auf eigene Bitte, der Quartiermeister Leutnant König, ein braver Mann in seinem Amt, der Kasnatschei Dublensky, beide brauchten nicht ins Feuer zu gehen, der Regimentsadjutant Posnansky, der Stabstrompeter, ein Unteroffizier und ein Gemeiner pflichtmäßig, außerdem als Reserve noch ein Unteroffizier und ein paar Gemeine. Während der Kartoffelmahlzeit war ich weit weg vom Regiment vorausgeritten, bloß von dem zweiten Unteroffizier aus der vierten Eskadron, Prokopenko, begleitet, und hielt bei einem gestern genommenen kleinen Erdwall, stieg vom Pferde, legte mich hin und wartete das weitere ab. Hier kam Graf Fersen aus der Chevaliergarde, die weit hinter uns aufmarschiert war, und gesellte sich zu mir, bis die ersten Kanonenschüsse aus der Redoute des Feindes, zur Verteidigung Warschaus vorgeschoben, uns nötigten, zu unseren Regimentern zu reiten. In dem meinigen spielten die Kartoffeln eine große Rolle, und der Kanonendonner störte im Essen nicht. Aber bald kam Oberst Launitz, damals Adjutant des Grafen Toll, angesprengt mit dem Befehl, augenblicklich vorzugehen und so nah wie möglich an die noch zu erstürmenden Redouten heranzureiten, um damit den Feind auf uns zu richten, während rechts und links die Infanterie die nebenan aufgeführten Außenwerke, d. h. die vorgeschobenen zeitweiligen Erdwälle, mit Sturm nehmen sollte. Launitz rief mir zu, Graf Toll erwarte vom Regiment, daß es vorgehe so weit als irgend möglich, es solle nicht vergessen, was das andere Regiment der Brigade, die kleinrussischen Kürassiere, Meyendorffs Regiment, bei Praga geleistet hätte. Launitz blieb neben mir, es wurde aufgesessen und in Divisionskolonnen rasch vorwärts getrabt in der Richtung, woher die Schüsse des Feindes aus der Redoute kamen. Andere Befehle hat mir Launitz nicht gebracht, und fehlte jede besondere Andeutung, was eigentlich dem Regiment obliegen sollte. Als die ersten Kanonenkugeln vor und neben uns niederfielen, hatte Launitz das Seinige zu thun geglaubt und war verschwunden. Seine Gegenwart war übrigens überflüssig. Die Kugeln hatten schon in die Kolonnen eingeschlagen, als Straelborn heranritt und bat, man solle deployieren, der Verlust werde geringer sein. Das geschah, und wir ritten nun, deployiert

durch unsere Artillerie, die jetzt noch mehr litt, da alle Schüsse auf das Regiment gerichtet waren, bis auf ein paar hundert Schritt an unsere Redouten heran, vor denen tiefe, sogenannte Wolfsgruben hart nebeneinander angelegt waren. Rechts war auf der Chaussee ein großer gelber Krug, in dem Infanterie des Feindes lag, dessen Schüsse die rechte Flanke des Regiments, die Leibeskadron, trafen. Während das Regiment deployierte, ritt ich auf einem braunen Pferde im goldenen Küraß von der einen Flanke auf die andere; das Regiment hatte schwarze Pferde und schwarze Küraſſe. Während dieser Zeit wurde der Stabstrompeter dergestalt von einer Kugel getroffen und aus dem Sattel gehoben, daß der Oberkörper von den Beinen ganz getrennt wurde. Der Adjutant Posnansky, obzwar bleich wie eine Leiche, bespritzt mit Blut und menschlichem Gehirn, war durchweg brav, selbst tollkühn, half die Eskadron ausrichten und kehrte stets zu mir zurück. Die anderen waren aus der Suite verschwunden, und nur ein paar Ordonnanzen folgten mir. Die sechste Eskadron und der linke Flügel litten stark durch Kartätschenschüsse und wollten sich nicht ausrichten. Während eines solchen Stillstandes, der in einem solchen Momente in der Nähe der Redoute entschieden ein Versehen war, wurde nun auch die ganze Front aus derselben mit Kartätschen überschüttet, die entsetzlich viel Pferde und Leute hinrafften. Mehrere Offiziere waren in Mänteln, aus mir unbekannten Gründen — jedoch in diesem kritischen Momente, soweit ich es übersehen konnte, auf ihrem Platz vor den Leuten als ohne Kommando die vierte Eskadron zuerst und nach ihr das ganze Regiment kehrt machte und einige hundert Schritte zurückprallte. Ich war in Verzweiflung, schrie: „Halt, halt, halt!“ Posnansky ritt durch die Intervallen der Eskadron und that ein ähnliches mit Geschrei und Drohen mit dem Pallasch, und es glückte mir, doch noch im Bereich der Kanonen, wenn auch nicht der Kartätschenschüsse, das Regiment zum Stehen zu bringen, nachdem es durch unsere Artilleriebatterie, die wir hinter uns gelassen hatten, durchgeritten war. Ich überschüttete das Regiment nun noch mit den bittersten Vorwürfen, schimpfte wie ein Rohrsperling und mußte, als alles wieder in Ordnung war, mir doch eingestehen, daß, so groß auch das Versehen beim Kehrt war, doch das Verdienst anerkannt werden müßte, das Regiment im Feuer noch zum Stehen gebracht zu haben. Wer noch außer Posnansky behilflich war, ist mir nicht bekannt, aber Sergejef vor der vierten Eskadron war gewiß nicht ohne Schuld, daß diese zuerst sich vom

Feinde wegwenden konnte. Als ich mich nun umsah, sah ich General Meyendorff mit seinem Regiment im Schutz vor den Kugeln hinter einer eben genommenen Redoute halten, sehr weit von uns zurück. Das war das Ergebnis seiner Erfahrung vor Praga, und ich war selbst an vielem schuld, weil es mir an dieser fehlte, wie auch an zeitgemäßer Geistesgegenwart. Ich mußte früher deployieren, dann bestimmt den Eskadronskommandeuren angeben, was zu thun möglich gewesen wäre, selbst mit einer oder zwei Eskadronen eine Redoute umreiten und durch den hinteren Eingang hineinsprengen. Nach Generaladjutant Frolows Urteil wäre in dieser Lage das immer wegen der Wolfsgruben unmöglich gewesen. Ob das Erfolg gehabt hätte, ist eine andere Frage, aber eine Attake war planlos. Ein anderer, besserer Erfolg hatte unterdes stattgefunden: während der Feind ganz absorbiert war, nahm die Infanterie ein paar Redouten nebenbei.

Früher sowohl als später habe ich die Erkenntnis gewonnen, daß es mir an schneller Auffassung, wohl Geistesgegenwart genannt, und schnellem Entschluß sehr oft gefehlt hat. Ich brauche Zeit zum festen Entschluß, aber ist er gefaßt, bleibe ich bei demselben fest, vielleicht leider mehr, als oft gut ist. Beides sind bedeutende Mängel dem Feinde gegenüber, wo rasche Übersicht und schnelles Handeln eine große Notwendigkeit sind. Es gehört dazu eine angeborene Befähigung, und bezweifle ich, daß man sich solche Eigenschaften mit Erfolg aneignen kann. Diese traurige Erfahrung habe ich später auch auf friedlichen Manövern gemacht. Diese Erkenntnis, Demut könnte man sie nennen, war mir als Mensch einträglich, zum guten Feldherrn hätte sie mich nie gemacht. Wer das lesen sollte, wird mir recht geben, denn es ist nicht Bescheidenheit, sondern reine Wahrheit. Ich glaube von Bruder Iwan gehört zu haben, Graf Toll, als er in Arrokül lebte, hätte einmal mit ihm über diese Lage des Regiments gesprochen, und doch wohl nicht vorteilhaft, wenn er den Bruder entschuldigend gesagt, daß er mich persönlich durchaus nicht habe angreifen wollen. Mich dünkt, daß auch dem Regiment das momentane Zurückprallen nicht zum ernsten Vorwurf gemacht werden darf. Die Kartätschen fielen dergestalt dicht, daß es unnatürlich erscheinen dürfte, nicht von einem Mißverständnis des Kommandos zu der eigenen Rettung Gebrauch zu machen; in einem solchen Moment aber wieder Halt zu machen, um sich dann weiter totschießen zu lassen, erscheint mir doch anerkennenswert. Mag nun Toll oder Bradke, sein Stabschef, die

Veranlassung gewesen sein, — ich bekam für diese Affaire den Stanislausorden II. Klasse um den Hals, obschon ich die zweite Klasse des Annenordens schon hatte. Zur Entschuldigung wurde gesagt, es seien so viel Wladimirorden dritter Klasse um den Hals während der Campagne schon verteilt worden und dieses vom Kaiser Nicolai bemerkt, daß man es nicht gewagt, zu einem solchen vorzustellen. Dazu kam noch, daß der Krieg beendet war und ein besonderes Anfeuern der Untergebenen wegfiel. Als Posnansky uns den Tagesbefehl mit meiner Belohnung überreichte, war er entrüstet, ich aber bekam Thränen in die Augen, die indes schnell trockneten. Als einige Zeit später Georg Meyendorff, mein Brigadekommandeur, der den Annenstern I. Klasse für dieselbe Affaire hatte, bei mir im Kantonquartier eine Nacht zubrachte, richtete er sich, schon im Bett, auf: „Weißt du, Grünewaldt, daß es sehr gut war, daß man dir bloß den Stanislaus gab? Jetzt schreit die ganze Welt, du seist gekränkt worden; hättest du den Georg oder auch nur den Wladimir bekommen, so hätten sich Stimmen gefunden, die gesagt, es sei unverdient." Und Meyendorff hatte vollkommen recht. Ich schmücke mich nicht mit fremden Federn. Auch die Medaille von 1813 und 1814 trage ich nicht, obgleich sie mir fast aufgedrungen wurde, denn im Feuer war ich damals nicht.

Es war dunkel geworden; vor uns war alles in unseren Händen, auf dem linken Flügel fielen die letzten Schüsse, und Warschau hatte sich ergeben. Das Regiment wurde zurückgeschickt, bezog Biwak und sattelte ab. Ich blieb noch auf dem Schlachtfelde. In zwei Linien hatte das Regiment deployiert gestanden, erstens beim ersten Aufmarsch, zweitens beim Halt nach dem Abprallen. Die Leute wurden begraben. Merkwürdigerweise waren nur einige 20 Mann tot. Die Verwundeten waren zurückgeschickt, dafür lagen 200 Pferde tot in zwei Reihen und so dicht, daß, als am anderen Morgen mein früheres Chevaliergarderegiment über diese Stelle in Warschau einrücken mußte, es sich nur mit großer Mühe durchwinden konnte. Dieser große Unterschied an Verlusten zwischen Menschen und Pferden erklärt sich dadurch, daß es den Polen an Pulver fehlte, daher die Schüsse niedrig fielen. Es waren 235 Pferde getötet und verwundet. Letztere wurden ebenfalls ausgeschlossen und aus sechs Eskadronen vier gebildet. Als ich das Schlachtfeld verlassen hatte, fand ich Meyendorff bereits im tiefsten Schlaf, auf mich aber wurde in meinem Regiment gewartet, und erinnere ich mich noch jetzt, daß der Wachtmeister und mehrere

Küraſſiere der erſten Eskadron bei meinem Zelte mich vom Pferde hoben und mir vielfache Beweiſe der Anerkennung für mein Betragen an dieſem wichtigen Tage gaben. Auch Joſeph ſchien zufrieden, mich wiederzuſehen; denn es hatte hinter der Front, als er auf ſeinem Taubeſchen weißfüßigen Fuchs herumritt, geheißen, ich ſei geblieben. Dieſes Gerücht kam daher, daß ich mein Reitpferd, den braunen Waska, gewechſelt hatte, der während des Sturmes ſehr unruhig war, gewaltige Sprünge machte und deshalb ohne Reiter zum Train gebracht wurde. Dieſes braune Pferd vor dem ſchwarzen Regiment und der helle Küraß ſtachen dergeſtalt ab, daß aus dem obengenannten Kruge an der Chauſſee alle beſſeren Schützen fruchtlos auf mich gezielt hatten. Ich glaube übrigens, daß das Futter meines Überrocks durchſchoſſen wurde, was ich damals gleich bemerkte. Jener Umſtand des Zielens auf mich wurde erſt ſpäter bekannt. Als nämlich das Regiment in Gemeinſchaft mit anderen Truppen den aus Warſchau an die Grenze flüchtenden Feind verfolgte und dieſer ſich endlich ergeben hatte, ſtand eine polniſche Infanteriekolonne nicht weit von dem Regimente. Da ſchon Halt befohlen worden war, baten die Offiziere, an dieſe Kolonne heranreiten zu dürfen. Kaum war dies geſchehen, als ſie alle an mich heranſprengten, um mir zu ſagen, dieſe feindliche Kolonne ſei dieſelbe, die im Kruge auf mich gezielt hatte. Offiziere und Mannſchaften hatten es nicht begreifen können, warum der Kommandeur ſich ſo ganz von ſeinem Regiment unterſchieden, und ihr möglichſtes gethan, um mich zu treffen. Ich nahm dieſe Meldung ſehr kühl auf, es ſchien mir ſo natürlich, und von Furcht kannte ich entſchieden gar nichts, ſelbſt im heftigſten Kartätſchenfeuer. Damals waren meine Nerven noch gut, und dieſe ſind leider maßgebend überall.

Nachdem Polen ſich weiter nicht verteidigen konnte, gingen die Regimenter ins Kantonnierquartier, wohl mehr um das Land zu überwachen, denn die Jahreszeit hätte noch einen Rückmarſch geſtattet. Mein Regiment kam in eine Fabrikſtadt Alexandrowsk, und nun erſt konnte an einen Empfang desſelben durch mich gedacht werden. . . . . .

Das Regiment hatte den Namen der Großfürſtin Helene erhalten. Dieſe trat in einen Briefwechſel mit mir und zeigte großes Intereſſe für das Regiment. Auf mein Geſuch erhielt ſie den Gehalt als Chef, den ſie den ärmeren Offizieren als Unterſtützung anwies, was, wie ich glaube, bis an ihr Ende ſtattfand. . . . .

Der Marſch (in die Standquartiere) ging durch die Steppe, die hier ihren Anfang nimmt und ſich bis ans Schwarze Meer ausdehnt: Ein bis auf 30 Faden breit eingefahrener Weg auf dem ſchweren, ſchwarzen Boden, kein Wegweiſer, in weiter Entfernung nur Dörfer, nirgends ein Baum oder Strauch, geſchweige denn Wald, — das ſollte man billigerweiſe einen betrübenden Anblick nennen. Und doch iſt dem nicht ſo: der weite Blick bis auf viele, viele Werſt über die bemerkenswerte Ebene, der klare Himmel, der nicht weniger blau als das Meer bei Neapel iſt, das reiche Gras mit den ſchönſten Blumen, die Ruhe, die über der Steppe waltet und bloß durch den Geſang der Vögel geſtört wird, der Duft, der aus dem unbearbeiteten und doch ſo fruchtbaren Boden emporſteigt, das, wenn auch Rohe, doch ſo Jungfräuliche in dieſem über alle Beſchreibung kräftigen Boden, die Erwartungen und Hoffnungen, die er in ſich birgt, ſind von einem Reiz, den man nicht erwartet, wenn man an eine Steppe denkt; und doch hat dieſe für ihre Bewohner keinen geringeren Wert als die Berge für den Schweizer. Mich hat die reiche, jungfräuliche Natur der Steppe ſtets aufs angenehmſte ergriffen. Bei meinen ſpäteren Fahrten in die Eskadronen bis auf 50 Werſt vom Stabe ergötzte ich mich ſtets, und namentlich am frühen Morgen bei aufgehender Sonne, an dieſem magiſchen Blick in die weite Steppe hinein, wo das Auge an den Werken der Natur allein ſich weidet. In der Steppe wird das Herz weit, dort macht die Allmacht des Schöpfers in ſeiner reichen Schöpfung erſt recht eindringlich ſich geltend. Dort vermochte der ſündige Menſch noch nichts zu verderben, die Natur herrſcht allein im vollen Glanze ihrer Kraft, Macht und Pracht. Die dort geborenen Bewohner ſind geſund und kräftig und kennen die Fieber nicht, denen Angereiſte und ſpäter dort Angeſiedelte unterworfen ſind. Ich habe kein Fieber gehabt und war in der Steppe ſtets geſund, kräftig und belebt. . . . .

Meine Niederlaſſung geſchah mit leichtem Herzen und friſchem Mut. Ich fand mich gehoben durch meine Stellung als Kommandeur eines Regimentes . . . Mein Ruf aus der Chevaliergarde als guter Offizier war mir vorausgegangen. Die Schlacht vor Warſchau brachte mir Gehorſam und Ergebenheit; das Vertrauen zu meiner Fachkenntnis, beſonders als Nachfolger ſchwacher Kommandeure, erleichterte mir meinen Dienſt in hohem Grade; man gehorchte pünktlich und gern, und ſowohl die Offiziere als auch Soldaten machten ſehr große Fortſchritte. Ich war überall ſelbſt,

hatte oft Gelegenheit, zufrieden zu ſein, und lebte ganz meinem Dienſt und meiner Pflicht, die mir beide Freude und Genugthuung gewährten. . . .

Zum Generalmajor und Kommandeur der Chevaliergarde

wurde Grünewaldt am Geburtstage des Kaiſers Nikolai, 25. Juni 1833, ernannt, wie er ſchreibt, „wohl auf beſonderen Wunſch des Großfürſten Michael“ . . . Ich war nicht gefragt worden, hätte wohl auch nicht leicht abſagen können, obwohl jede Eitelkeit mir fremd war, und mein Verhältnis im alten Regiment nach oben und unten durchweg ſehr befriedigend von Anfang an geweſen und geblieben war. Mir war dieſe Ernennung ein Blitz aus heiterem Himmel und die Trennung vom Regiment recht ſchwer . . . .

Ich hatte keine Ahnung von den möglichen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, die mir bevorſtanden, daher meine Unbefangenheit. Ich war ganz unſchuldig an meiner Ernennung, mein Schickſal war von anderen Menſchen beſtimmt; an Gott dachte ich nicht. Der Kaiſer empfing mich gnädig; es ſchien, als ſei er nicht überzeugt von der Richtigkeit meiner Ernennung zum Kommandeur dieſes ſchwierigen Regimentes. Die Kaiſerin vermißte vom erſten Augenblick an den geſchickten Kavalier, die Erfahrungen eines Mannes aus der erſten Geſellſchaft; zum Glück ſprach ſie bei meinem Empfange deutſch. Der Großfürſt Michael ſchilderte mir den Geiſt der Offiziere als einen ſehr nachteiligen, ſchien aber zufrieden und voll Vertrauen zu mir zu ſein. Ich frappierte ſie alle drei durch meine Schweigſamkeit; ich hatte in der That nichts Weſentliches auf dem Herzen, noch weniger auf der Zunge, es fiel mir nie ein, für die Auszeichnung und das Vertrauen zu danken . . . .

Der Empfang des Materials war kein leichter; der Graf (mein Vorgänger) hatte in ſeinem Kabinet die Pferde umgetauft, d. h. die alten in den Liſten um mehrere Jahre jünger gemacht, weil ſie ſonſt als ausgedient hätten ausgemuſtert werden müſſen. Zu ſeinem Unglück kannte ich aber die Pferde und konnte genau die verjüngten bezeichnen. Der Graf war aber auch aus Unkenntnis etwas ungeſchickt geweſen. Ohne die Pferde ſelbſt zu kennen, hatte er gerade einige der älteſten zu den jüngſten gemacht, mit niemand ſich beſprochen und daher dieſe Fälſchung aufs deutlichſte an den Tag gelegt. Natürlich mußten dieſe Pferde heraus

und er sie bezahlen. Die Kaiserin erfuhr von der Verzögerung der Abgabe des Regiments, war sehr besorgt und befragte mich deshalb unter vier Augen auf der Treppe bei der Großfürstin Helene nach beendetem Ball. Die Schuld lag nicht an mir. Der Graf A. bekam von der Kaiserin ein Geschenk von vielen Tausenden, und der Kaiser schenkte dem Regiment aus der Remonte des Reichsgestüts ungefähr vierzig Pferde. Nun erst konnte die erhoffte Quittung gegeben werden, und ich wurde Herr im eigenen Hause.

Ich bekam 10000 R. Banko zur Einrichtung; sie gingen schnell auf, es mußte alles neu angeschafft werden, Silberzeug, Equipagen, Reitpferde, Möbel ꝛc. rafften nicht allein diese Summe hin, sondern auch meine eigenen Ersparnisse, — ich hatte die letzten Jahre von meinen Emolumenten gelebt und die Zinsen von meinem Vermögen nicht verausgabt.

Von meinen früheren Kameraden waren viele schon aus dem Regiment geschieden, die jüngeren waren im Range gestiegen .... Ich konnte den alten Schlendrian nicht so fortgehen lassen, es mußte neues Leben im Regiment erwachen, der Dienst und gewissenhafte Pflichterfüllung obenan stehen. Gesellschaftliche Vergnügungen, verwandtschaftliche Verbindungen, Protektion von oben herab mußten zurücktreten, wenn es gelten sollte, den gerechten Anforderungen des Dienstes nachzukommen. Das mißfiel den Herren Offizieren, die früher verwöhnt worden waren und die Gesellschaft höher gestellt hatten als den pflichtschuldigen Dienst. Es wurde vielfach über mich geklagt, was durch Mütter und Tanten bis an die Kaiserin kam. Der Großfürst Michael, dem das alles sehr genau bekannt war, glaubte mir nützlich zu sein, wenn er von sich aus die Offiziere beobachtete, auch strafte, statt mir allein das zu überlassen. Er glaubte besonders auf den gesellschaftlichen Ton der Offiziere aufmerksam sein zu müssen; er war auf allen Bällen, nicht allein bei Hofe, sondern auch in Privathäusern, an denen die Kaiserin damals stets teilnahm. Der Großfürst beschuldigte Ihre Majestät, die Offiziere zu verwöhnen und diejenigen im Salon auszuzeichnen, die sich schon damals unpassende Freiheiten erlaubten und dabei im Dienste die schwächsten waren. Nach jedem größeren Ball konnte ich am anderen Morgen sicher darauf rechnen, einen Hofdiener im roten Rock im Galopp ansprengen zu sehen, der mir den mündlichen Befehl überbrachte, mich augenblicklich zu Sr. Kaiserl. Hoheit zu begeben. Da war dann gestern dieser oder jener junge Offizier nicht zu rechter Zeit vom Stuhle aufgestanden, wenn ein

General ſich näherte, ein anderer hatte eine Dame geſtoßen oder zu auffallend getanzt, nicht ehrerbietig genug gegen hohe Perſonen ſich verneigt u. dgl. mehr. Es waren beſonders mehrere vornehme Herren darunter, auf die Se. Kaiſerl. Hoheit ſehr eingehend ſein Augenmerk gerichtet hatte, und das waren gerade diejenigen, die der Kaiſerin in der Geſellſchaft als die liebenswürdigſten erſchienen waren. Die hohe Frau nahm ſich das ſehr zu Herzen, aber ſie war nicht ganz ohne Schuld. Der Kaiſer blieb dieſen Dingen fremd und ſchien nichts zu bemerken . . . . .

Der Großfürſt wollte mir aber noch wirkſamer helfen. Es waren mehrere junge Leute im Regiment, von denen er glaubte, daß ſie Einfluß auf die anderen übten und mir in meinen Anforderungen hinderlich ſeien. Derentwegen mußte er mit dem Kaiſer geſprochen haben, ohne daß ich etwas davon wußte, — denn eines Tages um 12 Uhr wurde ich zum Kaiſer gerufen . . . Der Kaiſer kleidete ſich an, ich kam aber gleich vor, und die Unterredung fand während der Toilette ſtatt. Se. Majeſtät äußerte: „Michael Pawlowitſch ſagt mir, mehrere Offiziere des Regiments erſchwerten dir den Dienſt, und bittet mich, dieſelben aus dem Dienſt zu entfernen. Iſt das dein Wunſch?“ Der Kaiſer nannte fünf Namen. „Kaiſerliche Majeſtät,“ war meine Antwort, „mir iſt dieſer Wunſch Sr. Kaiſerl. Hoheit unbekannt, und ich habe mich gegen Dieſelbe nie über dieſe Offiziere beſchwert. Sie ſind nicht bequem, aber fertig werde ich immer mit ihnen.“ „Das iſt mir recht,“ antwortete der Kaiſer, — „ſie können bleiben.“ . . . Von dieſen fünf Herren iſt nur noch P. am Leben, nimmt verdientermaßen eine hohe Stellung ein . . . Die Herren haben nie erfahren, was ihretwegen geſagt worden war. In ſpäteren Jahren haben wir uns oft geſehen, und mit P. iſt das Verhältnis zur Stunde das beſte. Daß dieſe Herren damals im höchſten Grade mit mir unzufrieden waren, iſt Thatſache, ebenſo daß ſie das öffentlich ausgeſprochen, aber parieren mußten ſie; ihre Überführung zu geſtatten, wäre nur Schwäche von mir geweſen, die mir ſelbſt zum Nachteil gereicht hätte. Meine Perſönlichkeit war immer ernſt und ſteif, ohne freundliche Worte oder doch verbindliche Manieren; das Verhältnis ſelbſt zu dieſen Herren wäre ein gutes geweſen, wenn ich es verſtanden hätte, liebenswürdig zu ſein. . . .

Es gab aber noch eine andere Not für mich: ich mußte die Geſellſchaften und Bälle mitmachen, und zwar in den vornehmſten und üppigſten Häuſern der Grandſeigneurs. Es mußte der Offiziere

wegen geſchehen, aber ganz beſonders der Kaiſerin wegen, die jedesmal den erſten Kontretanz mit mir tanzen wollte. Ich hatte, als ich Petersburg früher bewohnte, faſt gar nicht getanzt und ſogar die Figuren vergeſſen. Madame P., die Frau des Oberſten, machte mich mit denſelben bekannt. . . . . Zu den kleinen Bällen im Anitſchkoffſchen Palais, dem Lieblingsaufenthalt der kaiſerlichen Familie, zu denen nur die Elite der Geſellſchaft geladen wurde, war ich ſtets mit allen Offizieren befohlen . . . . . Die Tänze dauerten bis ſpät in den Morgen, — ich mußte bis zuletzt bleiben. Der Kaiſer ging gewöhnlich früher fort, und dann wurde es erſt recht luſtig. Der Kaiſer behandelte mich ſtets ſehr gnädig und rückſichtsvoll. Während der Butterwoche (Karneval) fanden große Schlittenpartien ſtatt mit ſich daran ſchließenden Diners und Bällen. Der Kaiſer tanzte dann immer mit; ich mußte ſtets neben ihm einen Platz haben. Unendlich oft mußten wir uns meſſen, wer größer von uns beiden war; wir waren ganz gleich groß . . . . . Ich mußte allen Einladungen zum Ball folgen, ſo ſchwer mir das wurde. Oft erſt um drei Uhr nachts zu Hauſe, war ich um ſieben oder acht Uhr in der Manege . . . . Im Theater erſchien ich, wenn der Hof in demſelben war. Wenn ich in der ſogenannten großen Welt auch aus- und einging, ſo blieb ich derſelben dennoch fremd; ich wurde eingeladen wegen meiner Stellung als Kommandeur des Regimentes der Kaiſerin . . . . . Ich muß ſagen, daß in den ariſtokratiſchen Salons eine Luft weht, die ſehr zur Bildung eines jungen Mannes beitragen kann. Die Ariſtokratie hat größtenteils doch noch immer Adel der Geſinnung, ein Bewußtſein der Verdienſte ihrer Vorfahren, einen Anſtand und ein Weſen, aus dem man Gutes ſchöpfen kann, und womit der Verkehr zum Vorteil gereicht.

Der Dienſt wurde mit Eifer und Strenge geführt, und die Erfolge blieben nicht aus . . . . .

Unter den vielen Ruſſen, die als Offiziere im Regiment ſtanden, waren ſehr ausgezeichnete Offiziere, größtenteils auch ſehr ſchöne, große, ritterliche Geſtalten. Es galt nun, dieſe ſo auszubilden, daß ſie den neuen Anforderungen entſprachen. Dieſe waren damals ſehr beſcheiden: gut reiten, gut marſchieren, das Kommando beim Exerzieren gut kennen und gut ausführen, — mehr wurde nicht verlangt. Aber eine gewiſſe Präziſion hineinzubringen, gewiſſe Vorſchriften und Formen pünktlich beobachten zu laſſen, das verlangte Mühe und Ausdauer. Es wurde viel

darüber räsonniert, meine Anforderungen wurden als unnütz befunden, hauptsächlich von denen, welchen der Tanzboden lieber war als die Reitbahn, und die alles besser wissen wollten als die Kommandeure. Allmählich aber wurden die Erfolge mit den Offizieren bemerkt, ganz besonders von Michael Pawlowitsch, und anderen Regimentern als Muster vorgestellt. Die Ausbildung zu Fuß wurde für ein Reiterregiment übertrieben, war überflüssig, raubte viel Zeit, aber da der Kaiser selbst und ganz besonders Michael Pawlowitsch mehr Infanteristen als Kavalleristen waren, so fanden die Fortschritte dieser Art mehr Anklang. Ich war gezwungen, dieses System durchzuführen, obgleich ich es nicht billigte, aber um den Ruf des Regimentes und die Anerkennung des Fleißes und des Eifers, den Anforderungen zu genügen, zu erhalten, durfte und konnte ich nicht anders verfahren. Übrigens geschah für die Dressur der Pferde nicht wenig. Die Exerzitien vor dem Kaiser fielen brillant aus, und ich habe viel Dank geerntet. Die Remonten waren schön, die Pflege der Pferde vortrefflich, und in betreff seiner Ausbildung stach das Regiment vorteilhaft von anderen ab . . . . .

Wir haben damals viel Zeit verloren (mit der Ausbildung zu Fuß), und das Wichtigere für den Krieg wurde ganz übersehen. Wir haben diese Schuld mit viel kostbarem Blut bezahlen müssen; Austerlitz und Borodino hatten uns nicht belehrt, — auch aus dem polnischen Revolutionskriege hätte man ersehen können, was uns fehlte. Belehrt hat uns der Krimkrieg, und von da an geschieht alles für die Vorbereitung zum Kriege. — Aber, wie gesagt, damals und namentlich als ich die Chevaliergarde befehligte, war alles für die Parade berechnet, und diese machte unseren Ruf und unsere Carriere. Wie viel Sorge und Schmerz habe ich gehabt, wenn einmal bei diesen Ordonnanzen und Paraden der kleinen Wache zu Fuß im Exerzierhause ein Gemeiner oder ein Offizier die größte Kleinigkeit übersehen hatte! Wie viele Offiziere kamen auf die Hauptwache, wenn ihnen als Ordonnanz oder bei der großen Parade auf dem Marsfelde das Pferd aus dem Trab in den Galopp ausfiel! Was dazu gehört, ein feuriges Rassepferd zu solchem Gehorsam zu bringen, daß es nicht galoppiert, wenn es eine Stunde in der Kälte gestanden hat und der Trab 14 Werst in der Stunde fördern muß, weiß jeder, der viel geritten hat . . . . Der Kaiser war mitunter ungehalten; Eskadronskommandeure und Zugoffiziere wurden oft arretiert, an scharfen Worten fehlte es nicht, und bei alledem

mußte auf das pünktlichſte gehorcht werden. Räſonnieren durfte man nicht, es geſchah auch nicht, aber es war und blieb die ſchwerſte Zeit für mich ....

Ich war auch General in der Suite des Kaiſers, dujourierte ziemlich oft und folgte Sr. Majeſtät in die Geſellſchaft, ins Theater und zu den Feuersbrünſten bei Tag und bei Nacht, bei denen der Kaiſer nie fehlte ... Ich war du jour, als während der Maslenitza (Karnevalswoche) in den Schaubuden Feuer ausbrach und fünfzig Menſchen verbrannten.

Im Frühling 1839 verletzte ſich Grünewaldt ſehr ernſtlich ſeinen Fuß; dieſer Umſtand beſtärkte ihn darin, ſeinen Wunſch, das Regiment einem Nachfolger zu übergeben, zum Entſchluß ausreifen zu laſſen, von welchem ihn das Zureden und Bitten der Vorgeſetzten nicht abzubringen vermochten. Selbſt der Großfürſt beſuchte ihn auf ſeinem Krankenlager und verſuchte es, ihn zu bewegen, ſeinen Poſten noch nicht niederzulegen. — Er ſchreibt: „Ich war mehr geiſtig als körperlich müde; es war kein entſchiedenes Verlangen nach ‚anderem', ſondern das Alte los zu werden, war mein ernſter Wunſch." Grünewaldt wurde zum Kommandeur der erſten Küraſſierbrigade — Chevaliergarde und Garde zu Pferde, — ernannt und verließ Petersburg mit längerem Urlaub, welcher ihn in die Heimat, dann nach Deutſchland zur Schweſter und dem Schwager Ernſt Heynitz und in verſchiedene Bäder führte. Auch beſuchte er Auguſt und Annette Heynitz in Waicha und verkehrte mit der älteſten Schweſter Helene, die in Kotitz bei der Schweſter Betſy Heynitz ſich aufhielt.

1839 im Sommer übergab Grünewaldt ſein Regiment ſeinem Nachfolger und nützte ſeinen Urlaub aus. Er erhielt in dieſer Zeit den Annenorden erſter Klaſſe, „war alſo nicht in Ungnade gefallen, wie manche ohne Grund gehofft hatten", und bezog eine gemietete Wohnung. Der Dienſt beſchäftigte ihn weniger, und in dieſe Zeit fallen die häufigen Sendungen nach Preußen und anderen deutſchen Staaten. Davon erzählt er ſelbſt:

Die erſte war nach Berlin mit einem Brief an den hochſeligen König Friedrich Wilhelm III. mit der Ankündigung der Verlobung des Thronfolgers, jetzt regierenden Kaiſers Alexander II., mit der Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, der jetzt regierenden Kaiſerin. Dieſe Nachricht, wohl ſchon früher bekannt, fand nicht den Beifall des preußiſchen Königshauſes, wo wohl andere Wünſche rege geworden waren. Der König war ſchon leidend, und ich

konnte ihm nicht mehr vorgestellt werden. Es fand damals die Feier des 100jährigen Jubiläums der preußischen Garde du Corps statt. Behufs Beglückwünschung des Regimentes zu dieser Feier war mir eine Deputation von der russischen Armee beigegeben. Über die Wahl der Offiziere hatte ich nichts zu bestimmen. Außerdem brachte ich ein Geschenk von 40 sehr schönen, tüchtigen Remontepferden für die Garde du Corps, die allgemeinen Beifall fanden. Sie waren in der That sehr gut und damals noch leicht zu beschaffen, wo die Gestüte noch gern einen Schlag von Pferden züchteteten, der mit der Abschaffung unserer Armeekürassiere aufgehört hat und schwerlich je wiederkommt. In Berlin war die Strömung nicht mehr eine solche, wie sie 1827 gewesen war. Jetzt sprach man schon von „unvorteilhaften Grenzen", den Zollverhältnissen, eingeschmuggelten russischen Ideen, und das besonders deshalb, weil es ja bekannt war, daß das Verhältnis zwischen den Höfen nicht mehr das frühere war. Zu dieser Mißstimmung gaben unsere vornehmen Russen sehr viel Veranlassung, die entweder in der Begleitung des Kaisers früher schon zu verschiedenen Malen bei den Sendungen an den preußischen Hof oder auf Reisen gewisse stolze, herablassende Mienen annahmen, die verletzten. Deutsch sprach niemand von diesen Herren, in Berlin niemand französisch. Alles, was in Berlin für passend und anständig gehalten wurde, fanden die vornehmen Herren kleinlich, oft lächerlich. Ich war derselbe, der ich immer gewesen war, und fand noch viele alte gute Freunde, die sich über die veränderten Verhältnisse mit Betrübnis aussprachen. Um diese Zeit wurde der Grundstein zum Monument Friedrichs II. gelegt, bei welcher Feierlichkeit ich nebst der Deputation zugegen war. Der König war schon so schwach, daß er das Zimmer nicht mehr verlassen konnte; er sah in seinem Privatschloß aus dem Erkerzimmer auf die Feier herab. Er war in seinem weißen Piquéschlafrock und blieb uns die ganze Zeit über sichtbar. Ich habe ihn seitdem nicht mehr gesehen. Im Publikum hofften die alten Preußen noch auf seine Genesung. Die königliche Familie war besser unterrichtet, jede Hoffnung war geschwunden, der Kaiser und die Kaiserin kamen in größter Eile nach Berlin. Noch lebte der König, als sie eintrafen, aber vierundzwanzig Stunden später war dieser vortreffliche Herr und Mensch eine Leiche.

An einem Abend spät wurde in aller Stille, soweit dies möglich war, die Leiche nach Charlottenburg gebracht. Die Straße unter den Linden war überfüllt. Die Stimmung war schwül, die

Polizei hatte großartige Vorkehrungen zur Sicherheit getroffen. Man fürchtete einen Aufstand, weil man sagte, der hochselige König habe seine Versprechungen nicht gehalten. Das junge Preußen, aus anderem Holz geschnitzt wie das alte, verlangte Erfüllung des Versprochenen. Der Kronprinz hatte gerade Leute dieser Richtung zu seinen Verehrern, und seine Ideen waren bekannt. Die Menschen auf den Straßen blieben still und ruhig während des Zuges, und viele Thränen flossen unbemerkt, — es waren des Königs alte treue Diener schon in der Minderzahl.

Der Kaiser und die Kaiserin waren fort, die Beerdigung fand später statt. Der Kaiser ließ mich kommen und schickte mich als Deputation zu den Manövern des achten Armeecorps, aus Württembergern, Badensern und Hessen bestehend, nach Heilbronn. Der Kaiser hatte in der Eile vergessen, durch unsere Gesandtschaft den König von Württemberg benachrichtigen zu lassen. Ich kam ganz unangemeldet, und Peter Meyendorff, damaligem Gesandten in Württemberg, habe ich es zu verdanken, daß ich dem Könige vorgestellt, logiert wurde, ein Pferd bekam und schließlich an allen Manövern und Festlichkeiten teilnehmen konnte. Das Verhältnis zwischen Württemberg und Rußland war damals gerade kein gutes. Meine Sendung kam sehr unerwartet, der König wußte nicht, wie er sie auslegen sollte. Die Großherzoge von Baden und Hessen waren noch mehr befremdet. Meine Persönlichkeit war nicht geschaffen, um mich leicht beliebt zu machen; dennoch lief alles, Dank sei Meyendorff, gut und glatt ab.

Bei meiner Rückkehr nach Petersburg mußte ich alsbald aufbrechen, um das erste Kavalleriecorps und alle Kavalleriecorps der Reserve zu inspizieren.

Um diese Zeit trat (1841) der Bruder der Großfürstin Thronfolger in unseren Dienst. Er wurde mir anvertraut, um ihn zu einem guten Kavallerieoffizier heranzubilden. Noch als ich die Chevaliergarde kommandierte, hatte der Kaiser den Franzosen d'Antès, den späteren Senator Hekeren unter Napoleon III., welchen König Karl X. besonders empfohlen hatte, mir zugeteilt. Das war ein ebenso gewandter als kluger Mensch, besaß aber eine besonders böse Zunge, mit der er auch mir geschadet hat; seine Witze machten die jungen Offiziere lachen. Dieser d'Antès erschoß später den Dichter Puschkin im Duell und wurde mit Gendarmen über die Grenze fortgeschickt. Viel mehr Glück hatte ich auch mit dem Prinzen Alexander nicht: er konnte sich an eine gewisse

Pünktlichkeit nicht gewöhnen, — ihm erschien alles als Pedanterie. Ich hatte ihm einen Leutnant Samsonoff beigegeben, — er aber hatte sich einen von den bekannten Stutzern aus der Chevaliergarde gewünscht. Der Prinz war und blieb flach, und sein einziges Verdienst blieb die Liebe, die seine Schwester, die jetzige Kaiserin, für ihn hatte. Er heiratete die Gräfin Haucke, die jetzige Battenberg.

Im Jahre 1842 kam Friedrich Wilhelm IV. nach Petersburg. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde nicht ich den Dienst bei dem Könige haben sollte, obgleich der König um mich gebeten hatte. Der Kaiser fuhr aus Peterhof dem König nach Kronstadt entgegen. Ich wußte nicht, daß besondere Einladungen für die Begleitung ergangen waren, und hatte mich auf das Dampfboot begeben. Der Kaiser gab mir zu verstehen, daß ich nicht dahin gehörte, ich aber verstand es nicht und fuhr mit.

Als der König vor Kronstadt von seinem Dampfboot auf das unsrige heruntersteigen wollte, eilte er in seiner Ungeduld, die Schwester zu umarmen, dergestalt, daß er voreilig, ohne die Vorkehrungen abzuwarten, sich an den Armen herunterlassen mußte, wobei er in der That in der ungewohnten russischen Uniform durchaus nicht majestätisch, noch weniger graziös erschien. Ich sah zu meinem großen Schmerz, wie der Kaiser laut auflachte und seine Freude an jener Ungeschicklichkeit zu haben schien. Der Kaiser hat den König nie geliebt, vielleicht nicht einmal geachtet, — sie waren zu verschieden. Meiner Ansicht nach war der Kaiser entschieden im Unrecht, wenn er das überall zeigte und seine Mißachtung nicht verheimlichte. Gott hat beide gerichtet vor seinem Stuhl. Ich machte mir immer etwas zu schaffen um den König, was er anerkannte. Er war nicht befriedigt in Petersburg und konnte es auch nicht sein. Die Schwester vermochte nicht alles wieder gut zu machen. Merkwürdig ist, daß der Kaiser später zu verschiedenen Malen und bei jeder möglichen Gelegenheit immer mich dem Könige attachierte, womit dieser stets zufrieden schien und mich über die Maßen mit Orden und Dosen beschenkte. Er hatte ein reiches und warmes Herz, — leider ist beides allein nicht genug für einen König. Seine Kenntnisse, sein Kunstsinn, seine Begeisterung für alles Edle und Schöne traten durch Mangel an praktischem Verstand und Einsicht in die Gefahr drohende Strömung der damaligen Epoche in dunklen Schatten. Mit der besten Absicht hat er Preußen mehr geschadet als genützt; mit der reinsten, der edelsten und religiösesten Absicht räumte er den Katholiken ein Feld ein, das

dieſe nicht allein zum Nachteil der Proteſtanten, ſondern ganz Preußens bearbeitet haben. Der gute König hat viel durchgemacht, viel erlebt, — Friede ſeiner Aſche! So ganz verſchieden vom Vater in der Regierungsform, half ſeine Pietät nichts. Die alten Preußen konnten nie den Vater, dieſen einfachen, ſchlichten Ehrenmann, vergeſſen, und das Andenken an ihn hat das an den Sohn überlebt.

In dieſem Jahre 1842 im Winter wurde Iwan nach Petersburg berufen, wo ihm die Stellung des Gouverneurs von Eſtland angeboten wurde. Er wohnte, wie immer, bei mir. Er hatte Alexandra (ſeine Frau) kurz vorher während ihres Wochenbettes und während der ſchweren Krankheit der älteſten Tochter Marie verlaſſen müſſen. Es trafen Briefe ein mit der Nachricht von der ſchweren, letzten Erkrankung unſerer geliebten Mutter. Wir eilten nach Weißenſtein in Livland bei Wenden; auf der Station Jewe fand Iwan eine Depeſche vor, daß die teure, unvergeßliche Mutter in ihrer Heimat in das beſſere Leben abgerufen war. Iwan reiſte gerade nach Hukas, ich, — wie ich glaube — nach Weißenſtein, wo Schwager Ernſt Maydell damals lebte und die Mutter ſtarb. Um dieſe Zeit müſſen jene Briefe geſchrieben ſein, die mir Ernſt aus dem Nachlaß der Mutter zu leſen gegeben hat. Der eine von der Mutter an Iwan bei der Nachricht von ſeiner Ernennung zum Gouverneur geſchrieben, voll banger Sorge um Alexandra und Marie. Es ſpricht ſich in dieſem Briefe eine große Liebe für Iwan, ſein Weib und ſein Kind aus. Die mütterliche Sorge wegen der wichtigen neuen Stellung des Sohnes, ein Reichtum an Liebe und ein Dulden in chriſtlich-frommem Sinn ſind mit ſo einfachen, innig-liebevollen Worten ausgedrückt, daß ich mit der tiefſten Rührung dieſes mütterliche Bekenntnis geleſen habe. Die andere Schrift waren täglich von Alexandra an Iwan geſchriebene Briefe, die er nie hätte leſen ſollen (es iſt dennoch ſpäter geſchehen), in denen ſie ihren Tod vorausſah. Neben dieſen Briefen lag auch ein kleines Gedicht von ihr, das mich ganz beſonders angeſprochen hat. Es weht eine geiſtige, chriſtliche, an Liebe reiche Luft aus dieſen Briefen, die für die Brüder und Freunde ein ungewöhnlich reicher Schatz ſein wird.

Die Leiche der Mutter wurde mit ihren beiden Schwarzbraunen — ich glaube, ſie kamen von mir, — nach Koick und mit der ſeligen Marie nach Orriſaar und Müllersfeld gebracht. Die Orriſaarſchen Wirte und viele Knechte empfingen die Leichen in St. Petri und geleiteten ſie bis zur Kapelle. Um dieſe Zeit ſtarb

ja wohl auch die liebe, gute Tante Engelhardt (Kathrine, geb. von Grünewaldt, Vater-Schwester der Brüder Iwan, Moritz und der andern) in Koddaſſem, die treueſte, ergebenſte und hilfreichſte Freundin Iwans, der in wenigen Jahren all dieſe harten Schläge ertragen mußte. Das neue Amt, die neuen Menſchen in der Umgebung, die neue Verantwortlichkeit erleichterten dieſe ſchwere Laſt. Ich denke, daß auch der Profeſſor Engelhardt, der Vater Alexandras, um dieſe Zeit geſtorben iſt. Dieſe vielen Todesfälle der nächſten Verwandten und mehrerer Freunde der Geſchwiſter bildeten eine ſchwere Epoche in ihrem Leben, über die, ſoviel ich weiß, niemand etwas Schriftliches hinterlaſſen hat, obgleich ſie bei uns Geſchwiſtern in lebendigem Andenken ſteht.

Kommandeur der Armee-Küraſſierdiviſion in Novaja Praga.

Ich erinnere mich, daß während einer kirchlichen Ceremonie im Winterpalais der Fürſt Dolgoruki, damals Chef des Generalſtabes beim Inſpektor der Kavallerie, Grafen Nikitin, ſpäter Kriegsminiſter, Chef der Gendarmen und zuletzt Oberkammerherr, — jetzt tot, — an mich herantrat und fragte, ob ich den Befehl der dritten Küraſſierdiviſion in Novaja Praga übernehmen wolle? — Ohne mich zu bedenken, willigte ich alsbald ein, was ihn verwunderte, da er glaubte, ich ſpekuliere auf die Gardeküraſſierdiviſion. Das war mir aber gar nicht eingefallen, obwohl der Großfürſt Michael wohl dasſelbe geglaubt hatte, denn meine Annahme ſetzte ihn in Erſtaunen. Mein Entſchluß war ein ſehr natürlicher: es war eine Beförderung, mein altes Regiment gehörte zu der Diviſion, und nichts band mich an Petersburg.

Im Februar 1843 brach ich auf .... richtete mich in der Amtswohnung ein ....

Die vier Regimenter der Diviſion waren das Ordenſche, Kommandeur der Kurländer Engelhardt, das Starodubſche — Depreradowitſch, der Sohn meines früheren Kommandeurs, das kleinruſſiſche, früher Meyendorff, jetzt Gawloffsky, und mein altes Nowgorodſches, jetzt Helene Pawlowna, Oberſt Puſchtzin, ſpäter Brandt; ſie kannten mich und nahmen mich gern auf. Dieſe Zeit in meinem aktiven Dienſte war mir die angenehmſte. Man vertraute mir ganz, befolgte gern meine Befehle, erkannte richtig das Weſen meiner Anforderungen, nirgends gab es Störungen oder Reibungen, die ſo oft und gewöhnlich nicht zu verhüten ſind. Das Verhältnis

blieb von Anfang bis zu Ende das allerbeste. — Auch der alte Inspektor der Kavallerie Nikitin war mir gut, sein Stabschef Dolgoruki mir gut bekannt, seine Frau, geb. St. Priest, eine ausgezeichnete, gebildete Frau; meine Fahrten nach Krementschuk, wo die genannten Personen etabliert waren, machten mir stets Freude und brachten mir stets Genuß. Ich wurde überall freundlich aufgenommen, den Tag nahm der Dienst in Anspruch, am Abend wurde derselbe besprochen. Die Regimentskampements im Frühling und das Kampement der Division im Herbst gaben gute Zeugnisse von Fortschritten, und es bestand ein Familienverhältnis zwischen Oberen und Untergebenen, das durchweg befriedigte.

Kommandeur der Gardekürassier-Division.

Im März 1844 traf mich der Befehl, nach Petersburg zu eilen, um die Gardekürassierdivision in Empfang zu nehmen .... Die Armeedivision hatte sich sehr bemerkbar gemacht, es kam so viel Lobenswertes über dieselbe bis zu den höchsten Herrschaften, daß der Großfürst Michael, der mich auf den Posten haben wollte, durchdrang, denn ich glaube, daß der Kaiser das übergroße Vertrauen desselben nicht teilte. — Es ging mir doch sehr vieles von dem ab, was man bei der Garde in solcher Stellung gern vereinigt sieht. Keine gesellschaftlichen Verbindungen, kein Hofmann, nicht einmal der französischen Sprache hinlänglich mächtig, ohne Vermögen und durchaus nicht coulant. Wenn das dem Großfürsten Michael kein Hindernis war, so mochte der Kaiser das damals schon vermissen, die Kaiserin aber und die große Gesellschaft gewiß sehr. Auch diesmal war ich ganz unschuldig an der Wahl ....

Ich bekam außer der Division noch die Aufsicht über die Bereiterschule, wo alle Pferde zu meinem Gebrauch gestellt werden konnten, — wozu es aber nur äußerst selten kam. Ich wurde in sehr vielen Kommissionen zum Vorsitzenden oder zum Mitglied ernannt, z. B. in die Remontekommission, für das Reglement der Kavallerie, Verpflegung der Truppen u. a. m., wo nur des Abends die Sitzungen stattfinden konnten. Meine Regimentskommandeure waren: Vietinghoff — Chevaliergarde, Lanskoy — Garde zu Pferde, Graf Nieroth — Kürassiere in Zarskoje Sselo, Arapoff — die in Gatschina. Mein Verhältnis zu den Kommandeuren und Offizieren war ein besseres als früher in der Stellung als Regimentskommandeur der Chevaliergarde. Ich war den Herren nicht mehr so nah wie früher, es konnte vieles den Regimentskommandeuren überlassen werden,

die selbst ihre schmutzige Wäsche zu waschen hatten, wofür Se. Kaiserl. Hoheit reichlich sorgte. Es kam in die Division mehr Gleichheit, die schwächeren Regimenter durften nicht zurück bleiben; meine frühere gefürchtete Strenge war nicht mehr so erschreckend, man wußte, daß die Befolgung meiner Anforderungen gute Früchte getragen hatte, und so blieben sie auch in der Division nicht aus Das Ordonnanzreiten bei den Wachtparaden vor dem Kaiser machte bisweilen schlechtes Blut, im Exerzieren im Freien und auf Manövern hatten die Regimenter stets den besten Erfolg und brachten mir viel Lob und Dank wie auch Orden ein. Mein Rival im Metier war der Divisionskommandeur der leichten Kavallerie, der ältere Bruder Paul Lanskoy, der dem Großfürsten sehr nahe stand, und nie mein Freund war. Ob er an dem schuld war, was später eintrat, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; ich hoffe, daß er es nicht war.

Paul Lanskoy bekam nach dem krankheitshalber erfolgten Rücktritt des Generals Recorriny den Befehl über die Gardekavallerie, also auch über meine Division. Gestört hat er mich nicht, aber in seiner Intimität mit dem Großfürsten Michael Pawlowitsch mag doch manches gesagt worden sein, denn bei einer Besichtigung der Kavallerie durch den Großfürsten wurde mir die leichte Division zum Muster vorgestellt und Lanskoy beauftragt, meine Division vorbeidefilieren zu lassen, worauf Se. Kaiserl. Hoheit die Truppe und die andere Division entließ und selbst nach Hause fuhr. In der Art und Weise, mit der Se. Kaiserl. Hoheit mir seine Bemerkungen machte, lag eine mir ungewohnte Färbung von Mißtrauen, und der Großfürst gebrauchte ein paar Worte, die, ohne ehrenrührig zu sein, mich verletzten. Ich rapportierte mich krank und bat um einen Urlaub auf unbestimmte Zeit. Der Kaiser war abwesend und die Erfüllung meines Wunsches ließ auf sich warten. Nachdem der Kaiser zurückgekehrt war, hatte Se. Majestät mit Lanskoy gesprochen, meinen Rücktritt aufhalten wollen, wohl auch geglaubt, daß die Sache sich ausgleichen werde. Das geschah aber nicht, und ich beharrte auf meinem Entschluß. Wenn ich jetzt nach fast dreißig Jahren darüber nachdenke, ob ich wirklich gerechtfertigte Gründe hatte, sowohl auf Entbindung vom Befehle über die Chevaliergarde als auch später von dem über die Kürassierdivision zu bestehen, so muß ich jetzt bei kaltem Blute, mehr Erfahrung und mehr Einsicht in die Verpflichtungen höher gestellter Beamter der Wahrheit gemäß sagen: Nein! ..... Eine angeborene

Eitelkeit, Festhalten an voreilig gefaßten Entschlüssen . . . Mangel an Selbstvertrauen . . . . am meisten Mangel an Glauben, an Zuversicht auf Gottes Hilfe, Mangel an Gebet um seine Weisheit und seinen Willen, waren die Triebfedern und Gründe, die mich bestimmten, meinen eigenen Willen durchzusetzen. Diese Erkenntnis kam zu spät, aber auch das war Gottes Wille. Gestört habe ich meine Carriere nicht, es ist später alles wieder eingeholt worden, aber ich war im Unrecht, und das hier auszusprechen, halte ich für meine Pflicht; vielleicht kann es manchem zur Lehre dienen. Für meinen Teil kann ich nur den Herrn loben und preisen für seine Barmherzigkeit, mich das nicht haben entgelten zu lassen, was meine Schwäche so reichlich verdient hatte; denn schwach war das, was viele vielleicht stark genannt haben . . . .

Ich erinnere mich, daß statt eines Urlaubs auf unbestimmte Zeit, was der Verabschiedung gleichkommt, der Kaiser mir behufs Wiederherstellung meiner Gesundheit eine längere Abwesenheit gestattete, und ich somit im Dienst verblieb. Die gnädige Absicht Sr. Majestät wurde mir später durch den General Ignatieff, Generalinspektor im Departement, jetzt Präses im Ministerkomité, bekannt.

Der Dezembermonat war herangekommen; der Großfürst bewohnte damals Pawlowsk; zu ihm mußte ich hinaus, um mich zu verabschieden; ich wurde empfangen: Se. Kaiserl. Hoheit war allein und sah nicht wohlwollend aus. Mein Rücktritt, durch ihn veranlaßt, war ihm sehr empfindlich. Er sagte, er sei sich mir gegenüber keiner Schuld bewußt, ich würde den gethanen Schritt später bereuen. „Alles vergessen und noch bleiben," sagte er *nicht*, wußte wohl auch zu gut, daß ich keinenfalls geblieben wäre. Ich fühlte mich unendlich erleichtert, ja selbst froh und glücklich, als ich das Kabinet verlassen hatte und erreichte laufend meine Wohnung, um mich umzukleiden und nach Petersburg zurückzukehren. Was bewies diese Freudigkeit? Es waren, seit ich meine Bittschrift eingereicht hatte, Monate vergangen, Zeit genug, um zur Ruhe und zur Vernunft zu kommen. Jetzt muß ich sagen, daß diese Freudigkeit doch ein Beweis dafür sein könnte, der Wille des Herrn sei in Erfüllung gegangen, — und doch begann mit diesem eigenmächtigen Eingriff in mein Schicksal die böseste Zeit meiner Laufbahn, — ein unbedachtes, nutzloses und müßiges Leben in den besten Jahren."

Nach kurzem Aufenthalt bei den Geschwistern in Pastfer, Orrisaar, Koick und Reval reiste Grünewaldt noch im Winter nach Berlin, Bad Homburg, Ostende, Paris, Mailand und kehrte im Spätherbst 1848 nach Estland zurück. Merkwürdigerweise findet sich in seinen Aufzeichnungen kein Wort über die damaligen politischen Zustände in Westeuropa; es wäre sehr interessant gewesen, seine Schilderung und Beurteilung der Vorgänge von 1848 in den verschiedenen Staaten zu lesen.

Er pachtete vom Bruder Iwan dessen Gut Hukas, richtete sich dort häuslich ein, verbrachte seine Zeit mit der Verwaltung der Güter und in dem Verkehr mit den Geschwisterhäusern, die er häufig besuchte, besonders das nahe gelegene Koick sah ihn täglich, wo er die Schwägerin Mathilde, geb. Baronesse Wolff, hochschätzen und lieben gelernt.

Generaladjutant.

Im Herbst 1850 erhielt Grünewaldt vom Kaiser den Befehl, eine Inspektionsreise zu verschiedenen Truppenteilen in die südlichen und südwestlichen Provinzen zu unternehmen, von welcher er im Spätherbst nach Hukas zurückkehrte, er war bei der Gelegenheit zum Generaladjutanten ernannt worden, ohne von seinen Angehörigen jemand davon in Kenntnis zu setzen. Erst im Postjournale der Station Kardis, — berühmt durch den bekannten Friedensschluß, — der letzten vor Hukas, steht an dem Datum seiner Durchreise von seiner Hand ausführlich und deutlich geschrieben: M. von Grünewaldt, Generaladjutant Sr. Majestät des Kaisers, — wohl das erste Mal, daß er sich als solcher unterschrieben hat; im Postjournal der vorletzten Station Moisama hatte er sich noch nicht so eingeschrieben, und noch weniger in Dorpat, wo er wenige Stunden auf der Poststation gerastet hatte.

Grünewaldt änderte als Generaladjutant sein Domizil und ließ sich in Petersburg nieder, wo er bis an sein Lebensende seinen Wohnort behalten hat. Die folgenden vier Jahre bis zu seiner Ernennung zum Corpskommandeur des Gardekavalleriecorps brachten ihm verschiedene militärische und diplomatische Aufträge, welche ihn mit dem Kaiser von Österreich, dem König von Preußen, den Großherzogen von Weimar, Hessen, Altenburg und dem König von Sachsen in nähere Berührung brachten. Zu diesen Reisen in die verschiedenen Kavalleriedivisionen und Corps, sowie auch zu den

Reisen an die auswärtigen Höfe erhielt er reichliche Reisegelder „dergestalt, daß ich stets einen Überschuß nach behielt. Es liegen jetzt noch bar 900 holl. Dukaten im roten Kästchen, die meinem Leichenconvoy, aus meinem Chevaliergarderegiment und einer reitenden Artilleriebrigade bestehend, die mich bis zur Eisenbahn geleiten sollen, von mir schriftlich als Andenken und Belohnung bestimmt sind". Diese 900 Dukaten, — ca. 3000 Rubel — haben über 25 Jahre bereit gelegen und wurden dann ihrer Bestimmung gemäß verwendet.

Zahlreiche und kostbare Ehrengeschenke wurden dem General in dieser Zeit von den verschiedenen Monarchen dargebracht, zu denen die Sendungen ihn führten oder zu deren Begleitung während ihres Aufenthaltes in Rußland er befohlen war; ein großer Teil der vielen mit Diamanten geschmückten Ordensdekorationen, deren Inhaber er war, stammen aus jener Zeit. Im Jahre 1851 hatte er zweimal den Dienst bei dem König von Preußen; er war ihm in Warschau zugeteilt, bis an die Grenze entgegengeschickt und begleitete ihn bei der Rückreise wieder bis an dieselbe; „König Friedrich Wilhelm IV. war sehr gnädig, Kaiser Nikolaus bedeutend zuvorkommender und verwandtschaftlicher gegen ihn. Alles ging in Warschau und an der Grenze glatt und gut, der König war sehr wohlwollend gegen mich und der Kaiser dankte sehr freundlich."

1852 machte Grünewaldt eine schwere Krankheit durch, zu deren Heilung er Marienbad und Ostende aufsuchen mußte; der Badegebrauch erwies sich als heilbringend. In Ostende ereilte ihn der telegraphische Befehl des Kaisers, unmittelbar nach Pest zu reisen, „wo ich nebst Lieven als Deputierter bei den großen Manövern zu erscheinen hatte"; — er erzählt darüber: Ich reiste über Berlin nach Wien, wo ich Lieven, dem ich gar nicht lieb war, vorfand. Von dort ging es per Eisenbahn nach Pest in Begleitung sehr vieler deutscher Fürsten, unter anderen des jetzt regierenden Großherzogs von Baden, dessen Liebenswürdigkeit sehr für ihn einnahm. In Pest wurden wir logiert und beritten gemacht. Se. Majestät bewillkommnete uns sehr zuvorkommend und waren wir seine täglichen Gäste bei der Tafel. Es wurde meisterhaft schnell serviert, — die Bedienung bestand meist aus ausgedienten Militärs. Der Tisch und die Weine waren viel besser als damals beim preußischen Hof, wo sich eine große Einfachheit bemerkbar machte. Kaiser Franz Joseph lebte in seinem Zelte mitten im Lager, die Suite und die Fremden kamen zu den Manövern und

zur Tafel mit besonderen Zügen per Eisenbahn. Unser jetziger Kaiser, damals Großfürst, erschien aus Petersburg, wurde sehr fetiert und schien sich mit dem Kaiser Franz zu befreunden.

Zu meinen interessanten Bekanntschaften aus jener Zeit gehören Benedek, später Oberbefehlshaber im Kriege 1866, Gablentz, der sich kürzlich das Leben nahm, Ramming, jetzt sehr beliebter Corpskommandeur, besonders aber Graf Grünne, der im Lager und bei Hofe Interimshofmarschall, als Oberststallmeister und Kavallerieoffizier für mich von besonderem Interesse war. Seine äußere Erscheinung war nicht einnehmend; ein stolzer Aristokrat, damals beim Kaiser Franz sehr gut angeschrieben. Benedek, Ungar, ein schlichter, einfacher Mann, erschien kräftig und energisch; Gablentz, ein schöner Mann der großen Welt, mit angenehmen Formen. Ramming schien damals der tüchtigste durch ernste Studien und Kenntnisse im Militärfache und besaß damals viele Freunde, die Großes von ihm erwarteten. Des alten Radetzky Bekanntschaft machte ich später in Wien. Windischgrätz sah ich hier bei der Parade nur vor seinem Regiment, das seinen Namen führt. Er war eine brillante Figur, ritt ein sehr schönes Pferd, das Reitzeug war phantastisch ausgeschmückt und geziert, aber der durch und durch vornehme Aristokrat und Retter Wiens machte großartigen Effekt. Die Truppen ließen viel zu wünschen übrig. Der Soldat war wenig kräftig bei den Manövern, die Kleidung vernachlässigt. Bei der Kavallerie schien jedoch die Dressur und Reiterei in gutem Zustande. Die Offiziere machten sich durch gute Kleidung bemerkbar, besonders fielen die weißen, so rein erhaltenen Röcke in die Augen. An ungebildeten Offizieren fehlte es damals wahrlich auch nicht. Die Stabsoffiziere machten einen angenehmen Eindruck und erschienen durchweg tüchtig. Über die Befähigung der Generale ist es schwer, ein Urteil abzugeben. Auf den Manövern war der Feind supponiert, nicht einmal markiert signalisiert. Die Befehle, selbst die Details, schienen von oben zu kommen; der Gebrauch der Kavallerie erschien mir mangelhaft.

Schon im November 1851 bei einem Diner bei Hofe, an dem nur der Kaiser, die Kaiserin, die beiden Großfürsten Nikolai und Michael, der preußische Militärbevollmächtigte Graf Münster und ich, als Dujour-General teilnahmen, hatte der Kaiser, am Kamin stehend, mir gesagt: „Grünewaldt, nimm meine beiden Söhne und mache aus ihnen gute Offiziere." Nach meiner Rückkehr aus Pest wurde dieser Befehl, und zwar schriftlich, bloß für Nikolai

Nikolajewitsch erneuert. Dieser war Brigadegeneral der ersten leichten Gardekavalleriebrigade geworden, und begleitete ich nun den Großfürsten stets auf allen seinen Fahrten nach Peterhof, wo die reitenden Grenadiere und die Ulanen, deren Chef er war, kantonnierten. Es wurde am Morgen hinausgefahren und zu Mittag waren wir zurück.

Der kürzlich verstorbene Artilleriegeneral Philosophoff war der Erzieher des Großfürsten, aber auf die Beschäftigungen desselben mit der Kavallerie konnte er keinen Einfluß haben . . . . . Die Brüder Großfürsten liebten sich ungemein und lebten sehr friedlich und freundlich beisammen, wobei Nikolai das größere Verdienst hatte . . . .

Im Jahre 1853 war meine Stellung dieselbe sowohl in meinem Dienste bei dem Großfürsten wie als Mitglied verschiedener Comités für Remonte, Kavallerieреglement, Ökonomie der Regimenter u. s. f. Nach dem Diebstahl am Invalidenfond von $1^1/_2$ Millionen, von Politkoffsky als Kanzleidirektor durchgebracht, wurden alle früheren Glieder des Comités abgesetzt, nur Politkoffsky kam unter Kriegsgericht und ward nach Sibirien verschickt. Merkwürdig ist, daß der Kaiser Nikolai diesem Manne stets mißtraut hatte . . . . .

Statt des früheren Comités wurden ernannt der Graf Peter Pahlen als Präsident, Graf Alexander Stroganoff, Plautin, Philosophoff und ich als Mitglieder, außerdem wurde mir das Invalidenhotel Tschesme übergeben, und an die Stelle Politkoffskys trat ein Staatsrat Lukanowitsch . . . . . Die abgesetzten Comitémitglieder wurden einer Untersuchung unterzogen, bei der es sich ergab, daß nur unbegrenztes, ungerechtfertigtes Vertrauen und entschieden auch große Nachlässigkeit bei der Revision der Bücher und Geldsummen einen solchen Betrug hatten unbemerkt lassen können. Die Herren wurden begnadigt, aber später nie mehr im Dienst verwendet.

Der jetzige Kaiser Alexander, damals Patron der Invaliden, wünschte einen ihm bekannten Oberst daselbst zu plazieren, dem er sehr wohl wollte. Ich aber hatte erfahren, daß dieser Mann, früher am Hofe der Großfürstin Helene angestellt, dort keinen guten Ruf zurückgelassen hatte, und war darum wider diese Anstellung. Der Großfürst Thronfolger hatte meine Opposition wohl nicht erwartet, gab aber nach und es kam ein anderer auf die zu besetzende Stelle. Wie ich bereits früher erwähnt, war etwas ähnliches mit dem

Kaiſer Nikolai ſelbſt vorgekommen, als er den Fürſten Kurakin zum Regimentsadjutanten der Chevaliergarde machen wollte. Ein ſolches Nichteingehen auf die Wünſche der Allerhöchſten Perſonen iſt dieſen ungewohnt und unangenehm, ſie glauben ſelbſt die Leute am beſten zu kennen. Aber ihre Nachgiebigkeit gereicht ihnen zur größten Ehre, und meine Oppoſition iſt mir bei keiner Gelegenheit nachgetragen worden, wohl erfuhr ich oft das Gegenteil. Eines bemerkte ich ſowohl bei Nikolai als jetzt bei Alexander, daß diejenigen Perſönlichkeiten, die bei ſolchen Gelegenheiten nicht von mir gebilligt wurden, ſtets in Vergeſſenheit gerieten. Welche große Verantwortlichkeit! Wie ſicher muß man ſeiner Sache ſein, ehe man ſeine Anſicht vorträgt und zur Entſcheidung bringt!!

Während dieſer Epoche beſchäftigte ich mich hauptſächlich mit dem Großfürſten Nikolai im Dienſt .... Der Großfürſt Nikolai war ſehr Kind, — die Hoffnung, er werde reifen, iſt nicht in Erfüllung gegangen. Damals war er mir ſehr ergeben und folgte mir blindlings. Das iſt jetzt anders geworden. Ich war und bin ihm ein Dorn im Auge, und niemand hat meiner Stellung als Dirigierender der Reichsgeſtüte mehr geſchadet als er, und er war die Veranlaſſung, daß ich auf meinen Abſchied drang.

In meiner Dienſtliſte ſind alle meine vielen Reiſen an deutſche Höfe erwähnt, alle Ehrenbezeugungen und Orden angeführt, und ich kann nur hinzufügen, daß ich überall mit der größten Huld und Gnade aufgenommen wurde. Die alte Großfürſtin in Weimar, bei deren Sohn Karl Alexander ich oft den Dienſt hatte, hat mir große Beweiſe ihrer Gnade und ihres Vertrauens gegeben. Ihr Sohn iſt der jetzige Großherzog. Das große Bild an meiner Zimmerwand, eine ſchöne Landſchaft von dem berühmten Maler Preller, iſt ein Geſchenk von ihr; viele von ihr geſchenkte Doſen ſind verkauft. Das letzte Mal ſah ich ſie, als ich ihr die Nachricht vom Tode des Kaiſers Nikolai und von der Thronbeſteigung Alexanders überbrachte. Sie war ſehr harthörig und man mußte mit ihr ſehr laut ſprechen. Bei der letzten obengenannten Audienz ließ ſie alle Thüren ſorgfältig ſchließen, um mir zu ſagen: „Lieber Grünewaldt, Sie dienen jetzt Ihrem dritten Kaiſer, und ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie dem Kaiſer Alexander das nicht ſagen werden, worum ich Sie jetzt fragen werde: ‚Was iſt der kaiſerliche Bruder Konſtantin? Man erzählt ſich hier, er ſei dem neuen Kaiſer nicht Freund, man müſſe vorſichtig ſein?‘ Ich konnte

nur erwidern, dasſelbe gehört zu haben, ohne der Sache Glauben ſchenken zu können."

Nach Petersburg zurückgekehrt, hielt ich es für meine Pflicht, trotz des Verbotes mein Geſpräch mit Maria Pawlowna dem Kaiſer wörtlich mitzuteilen. „Sonderbar", ſagte der Kaiſer, „die Großfürſtin iſt nicht die erſte und einzige, die das ſagt, ich glaube aber nichts von alledem."

Ich denke, er hatte ſchon damals vollkommen recht, nichts der Art zu glauben. Jetzt vollends iſt die Richtigkeit ſeiner Anſicht vollkommen beſtätigt. Des Kaiſers Klarheit, Beſonnenheit und Feſtigkeit, wo es großen Dingen gilt, imponieren ſelbſt dem geiſtreichen, geſcheiten und gelehrten Konſtantin. Er mag vieles mißbilligen, vieles glauben, ſelbſt beſſer machen zu können, aber nie wird er dem kaiſerlichen Bruder Widerſtand leiſten. Er bleibt treu, wenn auch vielleicht nicht mit Leib und Seele ergeben. Darin ſind die Romanoffs treu wie Gold.

Im April 1854 fand die Vermählung des Kaiſers Franz Joſeph in Wien ſtatt; der Kaiſer Nikolai beſtimmte mich, zugegen zu ſein. „Du kennſt die Verhältniſſe, vielleicht biſt du glücklicher, als viele andere waren." Es war die Zeit des Krimkrieges, Sewaſtopol wurde belagert. Es galt, daß Öſterreich nicht feindlich eingriff; alles deutete auf dieſe Eventualität hin, und Öſterreich ſpielte entſchieden ein doppeltes, falſches Spiel. Man konnte dieſe Sendung keine diplomatiſche nennen. Es ſollten nur mündliche Mitteilungen ſtattfinden. Bei der Audienz beim Kaiſer Nikolai war die Kaiſerin zugegen und ſagte nach beendeter Audienz: „Das wird alles nichts helfen, ich kenne Kaiſer Franz Joſeph gut." „Und doch," erwiderte Nikolai, „habe ich ihn mehr als die eigenen Söhne geliebt, und ihm ſo viele Beweiſe davon gegeben, ſo wichtige Dienſte geleiſtet." Die Kaiſerin blieb bei ihrer Anſicht, und der Kaiſer gab ihr im Herzen wohl recht. Die Kaiſerin bat, ich ſolle ihr Handſchuhe aus Wien mitbringen und notierte das ſelbſt in ein kleines Notizbuch, das ſie mir ſchenkte . . . . . .

Nach Wien reiſte ich in meiner Dormeuſe, — in Rußland exiſtierten damals noch keine Eiſenbahnen. In Polen hatte ich das Unglück, bei der Begegnung mit einem Bataillon Infanterie, an deſſen Spitze der Oberſt Martynoff ſtolzierte und wahrſcheinlich nicht Platz machte, daß dieſer, durch das Seitenpferd aus dem Sattel gehoben, fiel, und ſich ein Bein brach. Es geſchah das am Morgen ſehr früh, ich ſchlief und erfuhr von dem Unglück erſt beim

nächſten Pferdewechſel. Das Bataillon gehörte zum Regiment des Fürſten Suworoff, dem über den Fall berichtet wurde; es wurde bei mir darüber angefragt, aber ſelbſt der Poſtillon war unſchuldig, geſchweige denn ich. Suworoff verwandte ſich überall für ſeinen Oberſt, der ſeinen Abſchied nahm, aus dem Invalidenfond eine Penſion und von mir 200 Rubel jährlich erhielt, die ich ihm bis zu ſeinem Lebensende ausgezahlt habe.

Auf den Bahnhof in Wien hatte Peter Meyendorff, damals Botſchafter in Wien, mir ſeinen Wagen entgegengeſchickt; ich wohnte bei ihm. Meyendorff war mit meiner Sendung durchaus nicht zufrieden. Seine Frau war die leibliche Schweſter des damaligen öſterreichiſchen Miniſters des Auswärtigen, Grafen Buol, mit dem das Verhältnis durch ſeine auswärtige Politik überaus geſpannt war. Die Schweſter beſuchte den Bruder heimlich. Ich konnte Meyendorff mit wenig Worten ſagen, daß meine Sendung ein Akt der Courtoiſie ſei und ſo angeſehen werden müſſe. Ich war auch beim Grafen Buol, der mir ſehr mißfiel. Er war ſehr mißtrauiſch und gab ſich viel Mühe, von mir herauszubringen, was ich ſeinem Kaiſer beſonderes zu ſagen habe. Nach ein paar Tagen wurde ich Sr. Majeſtät vorgeſtellt und ſehr freundlich, aber ebenfalls mit Mißtrauen empfangen. Unter vier Augen überbrachte ich, was der Kaiſer Nikolai mir mündlich aufgetragen hatte. Während der Vermählung befand ich mich mit der Familie Meyendorff in einer beſonderen Loge der großen katholiſchen Schloßkirche. Als wir von dort durch die Korridore, zu denen das Volk Zutritt hatte, in die Gemächer der kaiſerlichen Familie zur Gratulation gingen, hörte ich einen Bauern zu ſeinen Nachbarn laut ſagen: „Na, wenn der Nikolaus lauter ſolche Kerle hat, wie dieſer Ruſſe da, dann wird der Napoleon auch nichts ausrichten.“ Ich hatte der Kaiſerin meinen Glückwunſch abzuſtatten, worauf ſie nichts zu erwidern wußte. Es war das Blödigkeit, aber es bewog auch mich, weiterhin zu ſchweigen; der Kaiſer ſelbſt ergriff das Wort und brachte die kurze Konverſation in Fluß. Nun kamen die Feſte, Diners, Bälle, Theater, nicht allein bei Hofe, ſondern auch bei der vornehmſten Ariſtokratie. Der frühere Geſandte, Graf Fiquelmont, lebte mit ſeiner Frau in Wien, und ich beſuchte ſie oft. Bei Windiſchgrätz fand ein Diner ſtatt, auf dem ich ſehr ausgezeichnet wurde. Bei Hofe wurde ich ſehr rückſichtsvoll und beſonders gnädig behandelt; es war ſichtbar, daß ich gute, d. h. friedlich geſtimmte Eindrücke mit nach Hauſe nehmen ſollte.

Aus England war der Herzog von Cambridge auch zur Vermählung eingetroffen mit großer Suite mit ihren roten Röcken, um von dort in die Krim zu gehen, wo unsere Truppen sich gegenseitig bekämpften.

Die Aristokratie Österreichs that ihr möglichstes, um mir ihre Sympathie für Rußland recht deutlich zu verstehen zu geben. So der alte Radetzky, die Fürsten Karl und Franz Liechtenstein, Graf Grünne, Fürst Lobkowitz und Windischgrätz. Bei dem Paradediner am Hofe während der Cour, wo die Engländer viel Wesens machten, überschritt der alte Radetzky den großen Audienzsaal in der Absicht, von allen bemerkt zu werden, um an mich heranzutreten und mir aufs freundlichste beide Hände zu schütteln. Diese entschieden ausgesprochene Hinneigung der Aristokratie zu Rußland mag viel dazu beigetragen haben, daß Österreich nicht gegen uns ins Feld rückte. Die Engländer waren beliebt, die Franzosen mit ihrem Napoleon entschieden nicht. Die Generale machten mir daraus kein Geheimnis und trugen mir die unterthänigsten und ehrerbietigsten Grüße an den Kaiser Nikolai auf, was diesen sichtlich erfreute. Die bekannte Undankbarkeit Österreichs, — hatte doch Fürst Schwarzenberg gleich nach dem Beistande, den Rußland gegen Ungarn geleistet, geäußert: „Man wird sich wundern, wie undankbar Österreich sein kann," was 1854 bewiesen wurde, — war aber eine rein politische, wenn auch diese Politik eine falsche war. Die österreichische Aristokratie war uns damals ergeben, d. h. dem Kaiser Nikolaus im höchsten Grade persönlich dankbar . . . . . .

Ich war zehn Tage in Wien geblieben; bei meiner Abreise gaben mir viele Generale das Geleit, u. a. auch der einäugige Graf Schlick, immer mit Beteuerungen der tiefsten Ergebenheit. Der alte Heß spielte damals noch eine mehr untergeordnete Rolle . . . . .

Bei meiner Rückkehr nach Petersburg wurde ich sehr gnädig von Sr. Majestät empfangen, mußte viel erzählen und konnte manche Freude hervorrufen, der unser gottseliger Kaiser damals so sehr bedurfte. Ruhe seiner Asche!

Im Juni desselben Jahres 1854 schickte mich der Kaiser an die preußische Grenze, um den König Friedrich Wilhelm zu begrüßen, der in Gumbinnen erwartet wurde. Das war gerade der Zeitpunkt, wo unser Verhältnis zu Preußen recht schlecht zu werden begann. In der That verhielt sich Preußen während dieser Krisis viel mehr neutral, als Rußland wünschte. Der Kaiser hielt

Preußen immer noch für zu Dank verpflichtet, abgesehen von den Familienbanden, die noch dazu kamen. Der König muß aber durch irgend etwas schmerzlich berührt gewesen sein, denn er empfing mich ungewöhnlich kalt. Ich erwartete ihn an der Straße an einem kleinen Grenzort, wo umgespannt wurde; in Gumbinnen war ich später. Er hatte wohl im Wagen geschlafen, konnte mich aber dennoch früher bemerken, als es in der That geschah. Er that verwundert, als er mich sah: „Habe ich gar nicht erwartet," meinte er, und befahl mich zur Tafel nach Gumbinnen. Dort aber saß ich schon neben ihm, und er war wieder der liebe, gute Herr, wie er es früher immer gewesen. Er proponierte mir, in das nahe von Gumbinnen belegene Gestüt Trakehnen zu fahren, was ich auch that. Der preußische Militärbevollmächtigte in Petersburg, Graf Münster, reiste auch bis an die Grenze. Ob er Aufträge für den König haben mochte, und welcher Art, war mir unbekannt, — wahrscheinlich gar keine; er aber bildete sich ein, ich habe welche sehr wichtige, wollte den König vor mir sehen, jagte entsetzlich, traf aber doch später ein. Ich hatte gar nichts zu sagen, außer zu komplimentieren, konnte auch Münster gar keine Mitteilungen machen, selbst wenn ich es gedurft hätte, — daher war sein Mißtrauen und seine Agitation sehr lächerlich. Diese unerhört schnelle Reise hin und zurück mit Kurierpferden machte ich in dem kleinen, schon früher erwähnten Berliner Schafffschen Wagen.

Den Schluß meiner sogenannten diplomatischen Expeditionen machten meine Fahrten nach Berlin, Dresden, Weimar und Altenburg mit der erschütternden Nachricht vom Tode des Kaisers Nikolai.

Am 19. Februar 1855 hauchte dieser große Mann sein Leben aus. Die Nachricht von seiner sehr ernsten Erkrankung verbreitete sich schnell. Am Morgen des 19. fuhr ich ins Palais, im Vorzimmer befanden sich nur die Intimsten. Die Kaiserin war im Sterbezimmer; sie soll ein paar Stunden vor dem Tode des Kaisers ihn gefragt haben: „Nikolai, willst du Barbe Nelidoff sehen?" „Nein," war die Antwort. Wie wichtig und anerkennenswert ein solches Nein in solchem Augenblick ist, ist ein großer Fingerzeig!!

Wir gingen nach dem Tode zum neuen Kaiser und von ihm zum Schwur in die große Hofkirche, wo die Geistlichkeit bereits versammelt war. Fürst Dolgoruky als Kriegsminister interessierte sich ganz besonders für den alsbald zu leistenden Unterthaneneid.

Ich war sehr betrübt, bekam aber noch an demselben Abend den Befehl zu reisen, erhielt am Morgen eigenhändige Briefe vom jungen Kaiser und seiner Mutter, und reiste am 20. ab.

Während aller Ceremonien des Dienstes bei der Leiche im Palais und später in der Festung, während der Überführung dahin über Wassily Ostrow und der Beerdigung selbst war ich unterwegs und an den verschiedenen Höfen.

Eine wahrhafte Trauer um den Kaiser hatten nur die, die ihn ganz kannten, d. h. nicht allein seinen Verstand, sondern auch sein Herz, das so reich, so mitfühlend, so liebevoll war, wie die anderen es nie wissen und voraussetzen konnten, denen er nur streng, herrschsüchtig, oft hart erschienen war. Diese vergaßen ihn schnell und verdammten seine Regierung, ohne der Zeit, den Umständen und den Mitteln Rechnung zu tragen.

König Friedrich Wilhelm IV. war telegraphisch vom Tode des großen Mannes und Selbstherrschers benachrichtigt worden. Er schien betrübt, aber mit dem Verschwinden des mächtigen Monarchen traten natürlich ganz neue politische Verhältnisse ein. Kaiser Alexanders Charakter, seine Ideen und Pläne waren unbekannt; jedenfalls konnte man voraussehen, daß er nicht ganz und immer in die Fußstapfen seines erhabenen Vaters treten werde.

Sewastopol hielt sich noch, aber die Lage war schwierig und ein gutes Ende für Rußlands Waffen nicht abzusehen. Was wird nun geschehen? fragte sich jeder, und auch der König. Die Königin war sehr betrübt und hat den teuren Kaiser mit heißen Thränen beweint. Sie sprach sich gegen mich sehr offen aus und schien nicht beruhigt. Der König wünschte, daß ich ihn in Dresden erwarten solle, wohin er unmittelbar abzureisen gedachte. In Dresden sprach er mit mir länger und auch sehr offen; die Politik und die Zukunft beschäftigten ihn mehr als der Tod eines so nahen Verwandten. Unter anderem bedauerte er sehr, daß die heilige Allianz zwischen Preußen, Österreich und Rußland gesprengt war; in diesem Bündnis habe der Frieden und die Ruhe Europas gelegen und er wünschte sie schon damals zurückzurufen. In Dresden wurde ich alsbald dem König von Sachsen vorgestellt. War es nun seine oder meine Ungeschicklichkeit, aber beim Empfang des eigenhändigen Briefes des Kaisers fiel derselbe zu seinen Füßen zu Boden, wobei der König sehr erschreckt schien. Die Teilnahme war mittelmäßig. An der Tafel saß ich neben Sr. Majestät und der Königin, und den Prinzessinnen gegenüber; die Konversation war leicht und ganz

ungeniert. Auch Beust kam zu mir ins Hotel; ich machte ihm meinen Gegenbesuch; er leitete immer in die Politik ein, in der ich nichts zu sagen hatte. Wenn der König durch das einfachste, schlichteste Wesen, große Freundlichkeit und huldvolle Zuvorkommenheit angenehm imponierte, so machte Beust den entgegengesetzten Eindruck durch Klugheit, Eindringlichkeit bei allen seinen Fragen und seinem angeborenen Hang zur Intrigue.

Ich eilte nach Weimar, wo man mir mit tiefer Trauer und ganz besonderer Herzlichkeit entgegen kam. Nicht allein die Wittwe, Mutter des Großherzogs, sondern auch er selbst, der Sohn Karl, waren auf das Innigste und Tiefste ergriffen.

Ich eilte nach Petersburg zurück und hatte dort längere und intimere Audienzen beim Kaiser und der Kaiserin Mutter, die schon damals nicht ruhig und befriedigt in die Zukunft blickte. Hatte sie auch alles mit dem Manne verloren; er war ihr eine unentbehrliche Stütze gewesen, während sie ihm auch ihrerseits mit ihrem sehr richtigen Blick und gediegenem Urteil oft von dem allergrößten Nutzen gewesen ist. Sie hat einen gewissen guten Einfluß auf Nikolai ausgeübt, — auf den Sohn wohl schwerlich; sie wußte schon lange, daß es so kommen werde, und das war ihr sehr schwer. Kaiser Alexander war und blieb ein Muster als Sohn, er liebte die Mutter unbeschreiblich, und dachte stets daran, ihr Liebes und Angenehmes zu bereiten. Aber sie kannte genau seine Ansichten, die in vielen Stücken von denen des Vaters sehr abwichen. Er war das Kind eines anderen Jahrhunderts, ihm fehlte aber auch noch die Reife der Jahre und die Erfahrung des Mannes in der höchsten Stellung. Die letzten Worte, die der sterbende Vater dem Sohne gesagt, kannte nicht einmal die Mutter. Daß er auf dem Sterbebette seine eigene lange Regierung und seine Gründe zum Handeln besprochen, daß er eine fortschreitende Entwicklung der Millionen seiner Unterthanen befürwortet, ist wahrscheinlich, — ebenso aber auch, daß er die Riesenschritte, mit denen an diese Entwicklung gegangen wurde, nicht gebilligt haben würde. Es ist in dieser Hinsicht vieles geschehen, weil man die Gefahr nicht kannte, die der Vater sehr weise erwogen hatte. Bei seiner großen Erfahrung und genauen Kenntnis sowohl der politischen Verhältnisse als des Charakters der Russen konnte er Befürchtungen hegen, die sein Nachfolger aus Unkenntnis nicht geteilt hat. Wenn ihm bei dieser Sorglosigkeit so vieles, ja das Größte gelungen, so möchte ich das der ganz besonderen Gnade und Barmherzigkeit unseres

Herrn und Erlösers, vielleicht auch den heißen Gebeten Alexanders zuschreiben, was ich einmal unter vier Augen dem Kaiser gesagt habe. Er sah mich erstaunt an und begriff den ernsten Sinn meiner Worte.

Kaum war ich aus Deutschland zurückgekehrt, als die Nachricht vom Tode des Generals Strandtmann eintraf, der die Gardekavallerie befehligt und mit derselben in Slonim und Umgegend gestanden hatte. Es war am 3. April bei feuchtem Wetter und Regen, als der Kaiser die neuformierten Truppen besichtigte, die den Armeen nachgeschickt werden sollten. Der Kaiser bestieg zum erstenmal das Lieblingspferd des Vaters, den grauen Wallach Lord, auf dem die Stadt und die Garde den seligen Kaiser so oft gesehen hatte. Mit Thränen in den Augen führte ihn Oberst Löffler, Befehlshaber des kaiserlichen Reitstalles, dem neuen Kaiser und Herrn zum Besteigen vor, und wir mußten uns sagen: „So hätte der Vater seinen Lord nicht geritten." Nach der Besichtigung wurde ich zum Kaiser ins Kabinet gerufen. Im Vorzimmer begegnete ich dem Fürsten Dolgoruky, jetzt Kriegsminister, der mir sagte: „Sie gehen etwas Unerwartetem entgegen, — schlagen Sie aber nicht aus." So kam es denn auch. Der Kaiser proponierte mir in sehr gnädigen Worten die Übernahme des Kommandos der Gardekavallerie. Ob es seine eigene Idee, oder ob sie von einem anderen ihm an die Hand gegeben war, weiß ich nicht. Mir kam das Anerbieten überaus unerwartet, ich hätte nicht im Traum daran denken können.

Zum Ablehnen war kein Grund, ich fühlte mich gesund und nicht kraftlos. Freude machte mir diese wichtige Stellung entschieden nicht. Ich kannte nie einen derartigen Ehrgeiz, habe ihn auch früher und später nie empfunden; das Pflichtgefühl war aber sehr lebendig und entschieden vorwaltend in mir. Ein Lob dafür gebührt mir nicht; durch die Gnade des Herrn ist mir es angeboren, meine Erziehung als Kind hat vielleicht beigetragen, es zu entwickeln.

Ich weiß nicht, wie das große Publikum diese Ernennung ansah. Die Garde war abwesend, aber die Kavallerie soll nicht sehr erfreut gewesen sein.

Die Stellung eines Corpskommandeurs, besonders der Gardekavallerie, in der die Söhne der reichsten und vornehmsten russischen Familien ihre Carriere beginnen, ist keine unwichtige. Der Einfluß auf gewissenhafte Pflichterfüllung, die Moralität und militärische

Ausbildung, die vom Chef ausgeht, wird nie ganz ohne Erfolg bleiben. Jung gewohnt — alt gethan, auch das eigene Beispiel des obersten Chefs bringt Nutzen. Es beeinflußt gewiß die Untergebenen, aus denen manche unserer späteren Minister hervorgegangen sind. Schuwaloff, Pahlen, Timascheff, Greigh sind jetzt alle Minister. Eine Unzahl unter den Divisionskommandeuren der Garde und Armeekavallerie, Galitzyn, Puschkin, Krasnokutzky, — Attaman der Kosaken, — Dokturoff, Nansé, Nierod, Schwebs (jetzt tot), Kallegori, Schewascheff, Rahden, Krylow, Toulouse, de Lautrec waren meine Subalternoffiziere. Wie viele derselben habe ich nicht überlebt, und wie viele nahmen nicht bereits ihren Abschied. Das sind Rückerinnerungen, die viel Wert für mich haben.

Als Corpskommandeur standen acht Generale, bis 500 Stabs- und Oberoffiziere, und 12000 Mann Unteroffiziere und Gemeine unter meinem Befehl. Mein damals vortreffliches Gedächtnis erleichterte mir sehr die genaue Kenntnis nicht allein der Offiziere, sondern auch der Wachtmeister und Unteroffiziere, die darauf ganz besonderen Wert legen.

Ich hatte manche wichtige Erfahrung bei der Führung einer Eskadron, zweier Regimenter und zwei verschiedener Divisionen gemacht. Ich kannte genau den Offizier und den gemeinen Mann in den Dienstverhältnissen der Armee. Alles das erleichterte mir meine Stellung in hohem Grade, auch war ich älter, ruhiger, vernünftiger, selbst viel nachsichtiger und liebevoller geworden.

Im April 1855 feierten wir den Geburtstag der Kaiserin Mutter im Anitschkoffschen Palais. Ich bekam 5000 Rubel zu meiner Einrichtung, verabschiedete mich, wechselte meinen Diener, nahm einen Koch an und reiste ab in einer anderen, ebenfalls von Schaff in Berlin gemachten Kalesche. Ich hatte noch einen anderen großen Wagen, einen sogenannten Fourgon, in dem die Leute und die Küche transportiert wurden, und der mit zehn, oft mit zwölf Postpferden bespannt wurde . . . .

Ich fuhr alle Nächte durch und traf an einem hellen Mittag in Slonim ein, wo ich die Wohnung des verstorbenen General Strandtmann bezog. Das Haus war geräumig und bequem, indes ohne Möbel und stark verwohnt.

Die erste Begrüßung galt meinem Stabe; der Chef desselben war Oberst Sabanejeff, neben ihm der damalige Leutnant Dschunkowsky, jetzt Generalleutnant . . . Meine persönlichen Adjutanten waren Puschkin, der Sohn des Dichters, Bradke, Neffe des

Kurators der Dorpater Universität, und der Livländer Pistohlkors, Harders Schwiegersohn. Diese Herren speisten oft zu Mittag bei mir, — allein war ich nie. Desgleichen verkehrten mit mir einige Herren der Nachbarschaft, auch auf seinen Inspektionsreisen der Gouverneur Howen.

Das Gardeulanenregiment stand in der Stadt, dessen Kommandeur Schewitsch, ein verheirateter Mann, ein angenehmes Haus machte.

Die Herren des Stabes bekamen mehr Arbeit, nahmen mir jedoch meine Pünktlichkeit nicht übel; das Verhältnis war und blieb ein gutes . . . .

Die Gardekavallerie zählte 1855 drei Divisionen. Die Kürassierdivision befehligte Otto Essen, mit dem wir im Dienst gleichen Schritt gehalten hatten, ein braver, rechtlicher Mann, ein sehr guter Offizier, verstand Gehorsam und Ordnung aufrecht zu erhalten, kannte den Dienst sehr gut und war ein vortrefflicher Reiter . . . .

Die erste leichte Kavalleriedivision befehligte der Generalleutnant Tiphold; die zweite leichte Kavalleriedivision stand unter dem Generalleutnant Engelhardt, einem Livländer. Diese Division war abkommandiert: die Dragoner und Ulanen standen damals in Estland zur Überwachung der baltischen Küsten.

Die Regimentskommandeure waren: der Chevaliergarde Graf Brewern de la Gardie . . . . Graf Lambert kommandierte die Garde zu Pferde; Gersdorff, Kommandeur der Leibkürassiere in Zarskoe Selo, — in welchem Regiment mein Neffe Eduard Maydell diente. Die Kürassiere der Kaiserin, Gatschinaschen, kommandierte General Chrustscheff; die Gardekosaken, der Gardekürassierdivision attachiert, befehligte der General Andrianoff, ein echter Bewohner der Dongegenden mit allen Eigenheiten, aber auch Vorzügen der Kosaken des Don. Ich habe diese Leute sehr lieb gewonnen. In Moskau attachierte ich mir zwei Kosakenleutnants, Rubaschin und Leonow, die mir beide sehr lieb waren; sie leben beide und bewähren sich als gute Generale. Ich habe eine sehr große Vorliebe für die Kosaken; sie besitzen eine ganz besondere Intelligenz, sind sehr gelehrig, fein und klug, aber auch argwöhnisch und sehr zu Intriguen disponiert. Ich habe sie wirklich protegiert, und als neulich das Jubiläum der Gardekosaken hier gefeiert wurde und meine alten Untergebenen vom Don hier erschienen, behaupteten sie alle, ich habe die Kosaken zu Ehren gebracht, und mir verdankten sie die jetzige Anerkennung.

Das Regiment der reitenden Gardegrenadiere ſtand unter dem Fürſten Alexander Galitzyn, das der Leibulanen unter Schewitſch, das Leibhuſarenregiment unter Alexander Budberg, dem Sohne unſeres früheren Gouverneurs von Eſtland. Die Kaiſerulanen ſtanden unter Kurſell, die Grodnoſchen Huſaren unter General Aderkas. In der abkommandierten zweiten Diviſion befehligte Engelhardt die Dragoner; die beiden leichten Diviſionen wurden zuſammengeſtellt und hatten nur einen Kommandeur, den Großfürſt Nikolai .... Bei den Damen dieſer Herren verkehrte ich bei Gelegenheit meiner Beſichtigungen .....

In Slonim eingetroffen, hielt ich es für meine Pflicht, nachdem ſich alle Chefs bei mir gemeldet hatten, mit den Regimentern, ihren Chefs und den Offizieren genau bekannt zu werden. Die Eskadronen ſtanden alle in Dörfern weit voneinander, und ein Zuſammenziehen derſelben zu einer Beſichtigung wäre mit großen Unkoſten und vielen Beſchwerden verbunden geweſen; ich beſchloß darum, die Eskadronen in ihren eigenen Quartieren zu beſehen; es waren ihrer 54, die auf mehrere hundert Werſt voneinander lagen. Es dauerte bis in den Winter hinein, und die letzten, die Huſaren, kamen erſt im Winter, im Freien auf dem Schnee, daran. Ich wohnte in den Dörfern, in den Bauerhäuſern, und war bei den Kommandeuren Gaſt. Es war entſchieden das ſicherſte Mittel, Kommandeure und Subalternoffiziere am beſten kennen zu lernen. Es übte aber auch einen guten Einfluß auf die Wachtmeiſter, Unteroffiziere und Gemeinen aus, denn, da ich jeden einzeln und zu mehreren Malen an mir vorbeireiten ließ, glaubten die guten Leute, daß ich ſie nun auch alle gut kenne und mich ihrer erinnern werde, was bei meinem damals guten Gedächtnis ſelbſt bis auf die Pferde wirklich der Fall war. Jedenfalls trat ich meinen Untergebenen näher, zeigte wenigſtens das Verlangen, ſie genauer kennen zu lernen. Dieſe Maßregel hat mir den größten Nutzen gebracht; ich kannte wirklich meine Untergebenen, und dieſe kannten meine Anſichten und meine Forderungen aus meinem eigenen Munde. Indeſſen hatten dieſe ſpeciellen Beſichtigungen dem Grafen Rüdiger[1]) in Petersburg,

[1]) Rüdiger hatte das Garde- und Grenadiercorps befehligt, und war in Petersburg zurückgeblieben; Graf Sumorokoff, Kommandeur der Gardeinfanterie, marſchierte mit den Truppen, befand ſich aber ſchon in Warſchau, wo er an Stelle Rüdigers getreten war ... Rüdiger war Kurländer von Geburt, nicht von Adel, ohne Vermögen, hatte ſich von der Pike an aufgedient und ſich bis zum Corpskommandeur aufgeſchwungen und in allen Campagnen, ſo auch in der Türkei und

wohin alles rapportiert wurde (direkt und indirekt), nicht gefallen. Es wurde mir der Vorwurf gemacht, mich zu sehr mit Details zu beschäftigen.

Ich versäumte jedoch nichts, kehrte immer zu meinem Stabe zurück und besorgte die laufenden Geschäfte. Sumorokoff (Rüdigers Nachfolger im Kommando), der das billigte, sagte mir später zufällig, Rüdiger habe sich über mich auch in diesem Sinn ausgesprochen. Das muß wohl der Fall gewesen sein, denn als damals der Kaiser im Frühjahr aus Moskau nach Warschau durchreiste und ich, von meinem du jour-Stabsoffizier begleitet, auf der Chaussee 15 Werst von Slonim beim Umspannen meinen Rapport dem Kaiser in die Kalesche einhändigte, war der Gruß Sr. Majestät ein überaus kalter. Mein guter Sabanejeff, — der gegenwärtige du jour-Stabsoffizier, den der Kaiser von früher her kannte, war sehr bestürzt. Ich war es gar nicht, obgleich ich den Grund nicht erraten konnte. Ich nahm mir die Sache gar nicht zu Herzen, weiß auch nicht, ob Sumorokoff mit anderen darüber gesprochen hat. Ich kümmerte mich darum nicht, und ging meinen Weg fort, ohne zu wissen, was meine Herren Untergebenen für Schlüsse daraus ziehen mochten. Später wird man lesen, wie gnädig und entzückt der Kaiser in Moskau bei der Krönung von der Gardekavallerie war.

Im Frühjahr 1856 wurden die Regimenter zusammengezogen,

---

zuletzt auch in Polen mit Auszeichnung gedient. Er hatte nach beendeten Unruhen in Polen um seinen Abschied gebeten, blieb aber im Dienst ohne Anstellung und lebte in Petersburg .... Rüdiger war sehr empfindlicher Natur, hatte eine sehr hohe Meinung von seinen Verdiensten, glaubte sich übergangen und vernachlässigt, und war unzufrieden mit allem, was sowohl im Militär- als im Civilressort im großen Reich durch Kaiser Nikolai ins Leben gerufen war und in demselben Geist erhalten wurde. Kaiser Nikolai mag ihm in der That nicht gewogen gewesen sein, vielleicht unterschätzte er ihn, wenigstens wurde er nicht befragt, als die unglückliche Campagne in der Krim losging, worüber er bitterböse war. Nach dem Tode des Kaisers war Not am Mann; der junge Kaiser bedurfte der Ratgeber und suchte solche: wer ihn auf General Rüdiger hingewiesen haben mag, ist mir unbekannt. Nun wurde er aber um alles befragt, der Kaiser besuchte ihn oft, und er war oft bei Hofe. Meine Ernennung kam ihm jedoch unerwartet, er war deshalb nicht befragt worden. In den Augen Rüdigers war alles schlecht, was bis jetzt bestanden und für gut gehalten worden war. Dem seligen Kaiser Nikolai war er Feind, natürlich auch dem verstorbenen Großfürsten Michael Pawlowitsch, für dessen Kreatur ich ihm galt. Er wurde in den Grafenstand erhoben. Ich glaube aber, daß der jetzige Kaiser später in ihm einen nicht wohlwollenden, rachsüchtigen und auch einseitigen Mann erkannt hat.

und es war sichtbar, daß man im Winter fleißig gewesen und die guten Früchte in die Augen fallen mußten. Der Friede war geschlossen und alles atmete auf. Der Fall von Sewastopol wurde mir bekannt, als ich schon mit meinem Stabe in Kobrin stand. Aus Warschau reiste der General Lutkowsky durch und brachte mir diese betrübende Nachricht, die mich sehr aufregte und mir die Nachtruhe raubte.

Wir mußten Quartier wechseln und uns Warschau nähern. Ich bewohnte ein Landhaus an der Chaussee 40 Werst von Warschau, das dem General Howen gehörte.

Von Kobrin aus wurde mir per Telegramm befohlen, über Warschau nach Kalisch zu reisen, um dort den Kaiser Franz Joseph zu begrüßen; warum das geschah, blieb mir unklar. Der Feldmarschall Paskewitsch aber erwartete Krieg mit Österreich und war überaus aufgeregt. Der Kaiser war sehr freundlich, interessierte sich für unsere neuen Uniformen und besichtigte in Kalisch die Truppen, wobei ich zugegen sein mußte. Die Cholera grassierte sehr stark in Kalisch, und ich sowie die Umgebung des Kaisers sahen mit Besorgnis ihn kaltes Wasser trinken, was entschieden gefährlich war. Das war 1855 im Herbst und mir erinnerlich, weil Paskewitsch, damals schon in seiner letzten Krankheit bettlägerig, mich ausfragte, ob Österreich gegen uns rüste. Das war nun wirklich nicht der Fall, aber der alte Feldmarschall glaubte es fieberhaft. Feldmarschall Heß begleitete den Kaiser Franz Joseph nach Kalisch. Dieser alte Fuchs war sehr liebenswürdig, besuchte mich in meinem Hotel, und, da er ein alter Bekannter aus Wien und Berlin war, so blieb er scheinbar zutraulich und freundlich. Auch er bestätigte Schwarzenbergs Ausspruch über Österreichs Undankbarkeit, denn er war ums Ohr zu wickeln, während er uns weniger Freund war, als er sein konnte und sein mußte. Österreich hat für sein damaliges falsches Spiel schwer büßen müssen, und trug von dorther die Schuld an seinem späteren Unglück gegen Preußen . . . . . .

Was war aus mir als Mensch und Staatsbürger geworden, seitdem ich die große Verantwortlichkeit eines Befehlshabers der Gardekavallerie des russischen Reiches übernommen hatte? Das Bewußtsein davon war nicht lebendig. Es war die Elite des russischen Adels, die unter meiner Oberleitung zu Männern werden sollte. Obgleich das nicht unmittelbar in meiner Aufgabe lag, so war es doch mittelbar der Fall. Jung gewohnt, alt gethan —

ich glaube, daß ich in mancher Hinsicht wohl hätte mehr thun können, besonders in betreff der jüngeren Offiziere. Mein Einfluß erstreckte sich mehr auf die älteren Divisions-, Regiments- und Eskadronskommandeure. Auf die letzteren mag ich am meisten eingewirkt haben. In späterer Zeit, als diese im Rang und Wirkungskreis gestiegen waren, hat sich das bei vielen bewährt. Es ist ein wesentlicher Vorzug der Militärs, daß man in so naher Berührung mit seinen Untergebenen steht, daß dieses Verhältnis ein nachhaltiges, bleibendes werden kann. Die so gewonnenen Eindrücke verwischen sich nicht leicht, sie bilden und befestigen den Charakter und machen sich später geltend. Das Verständnis für Gehorsam gehört mit zum Fundament des geregelten Staates; nur wer zu gehorchen gelernt hat, versteht mit gutem Erfolg zu befehligen. Ob Edelmann oder Bauer, ob Militär oder Civil, in seinem Beruf und seiner Stellung muß er eine Autorität für seine Untergebenen sein. Populär werden zu wollen, ist mir auch später niemals eingefallen; mein Instinkt sagte mir, daß selbst der Wunsch dazu ein Nachteil ist. Die Popularität erzwingt sich nie, sie muß von selbst kommen, und sie kommt, wo man sie am wenigsten bezweckt, wird aber nur dann bleibend und nachhaltig, wenn sie auf vollem Verdienst ruht; wo das nicht der Fall, verschwindet der Rauch mit dem Winde. Den großen Ernst meiner Stellung nahm ich nicht immer genug zum Herzen, wenigstens beschäftigte mich der Gedanke daran selten. Ich kannte meine Pflicht als Militär, und hatte das Glück, mit Liebe und Interesse in meinem Berufe zu stehen.

Ich räsonniere jetzt über jene wichtigen Aufgaben, die mich damals wenig erfaßten; ich ging meinen Weg, wie mir der Schnabel gewachsen war, dachte wenig, leistete viel, war damals auch noch jünger, als meine Jahre es hätten mit sich bringen sollen. Von Skrupeln, Gewissensbissen, Grübeleien, wie ich dieses oder jenes erfassen oder durchführen sollte, kam mir nichts in den Sinn. Das strengste Pflichtgefühl war aber stets rege und leitete mich bei allen Unternehmungen. Meinen Herrn und Heiland kannte ich noch weit weniger als jetzt; bei ihm Rat und Weisheit zu suchen und zu finden, fiel mir nicht ein. Ich lebte gleichsam nicht in den Tag, sondern, nach meiner jetzigen inneren Stimmung, in die Nacht hinein. Mein Dienst, mein Ehrgeiz, die richtigere Bezeichnung für Pflichttreue, absorbierten mich ganz. Die kleinen Erfolge bestärkten mich in meinem Diensteifer. Meine Korrespondenz nach Hause

blieb lau. Die vaterländiſchen, ſelbſt die Familienintereſſen waren in den Hintergrund getreten. Ich war noch nicht intim mit meinen Geſchwiſtern; ihre offene, herzliche Liebe und Freundſchaft war mir noch nicht Bedürfnis. Wenn ich auf jene obengenannte Popularität zurückkomme, ſo kann ich mit Recht behaupten, daß ich dieſe bei meinen Untergebenen nie beſeſſen habe, auch daß ein Teil der Schuld an mir lag.

Zum ſich Langweilen fehlte die Zeit; die Abende ſind in dieſen Breiten kürzer als in Petersburg. Ich war viel auf den Rädern, und, wenn zu Hauſe, gab es immer viel Papiere und Schreibereien in der Kanzlei abzufertigen . . . . . Die wachhabenden oder du jour-Offiziere waren der einzige Verkehr. Ich ritt viel und las wenig.

Der Friede war geſchloſſen, und der Befehl zum Aufbruch zur Krönung nach Moskau kam erwünſcht.

Es war die beſte Jahreszeit; ich fuhr etwas ſpäter aus, als die Regimenter ausmarſchiert waren, überholte dieſe und ließ ſie an mir vorbeidefilieren. In Moskau traf ich vor denſelben ein und brachte ſie, zu Pferde an der Spitze, einzeln in die Stadt.

Ich bezog eine Wohnung, welche die Stadt hergeben mußte; unter mir wohnten die Offiziere des Stabes und die Beamten der Kanzlei, im Hofe die Adjutanten. In dieſem Hauſe hatte ich einen Choleraanfall, den zweiten nach dem im Eliſabethgrad überſtandenen, — der wohl recht ernſt geweſen ſein mag. Mein Stabsdoktor D. verließ mein Bett nicht und ſah große Gefahr. Am anderen Tag war ich beſſer, aber obwohl ich mich raſcher reſtaurierte als in Eliſabethgrad, war ich doch unendlich ſchwach.

Der Einzug des kaiſerlichen Hofes zur Krönung war großartig. Die Gardekavallerie, die damals in gutem Zuſtande war, machte Spalier vom Petrowskiſchen Palais bis zum Twerſchen Thor. Die Regimenter waren deployiert und ſtanden auf beiden Seiten der Chauſſee. Der Kaiſer ritt am Wagenſchlag neben der Kaiſerin, der nachfolgenden goldenen Wagen war eine Unzahl, — das Auguſtwetter wunderſchön. Es war die zweite Krönung, die ich mitmachte, aber mein Gedächtnis iſt mir untreu, und könnte ich leicht in die zweite hineinbringen, was in die erſte gehört. Jedenfalls ſpielte ich als Offizier der Chevaliergarde eine Rolle, damals als Oberſt, jetzt als Generalleutnant. Erſt nach der Krönung wurde ich nach gemachter Anfrage, ob ich den Alexander Newskyorden oder einen höheren Rang wünſchte, General der Kavallerie.

Die Chevaliergarde macht bei der Krönung zu Fuß Spalier bei dem Portal der Kirche, wenn der eben in dieser gekrönte Kaiser mit allen Insignien geschmückt, unter dem Mantel mit Scepter und Schwert aus der einen Kirche in die andere tritt. Lebendig aber steht mir der jetzige Kaiser (Alexander II.) vor Augen, als er aus der Kirche trat und sein Blick auf mich sich richtete als erstem militärischen Unterthan, der ihm wohlbekannt und seinem Vater bei dessen Krönung assistiert hatte. Ich stand hart an der Thür auf dem rechten Flügel mit den mir beide Mal unterstellten Chevaliergardisten. Mir schien, als sei die Krone Se. Majestät eine Last, der der Kaiser nicht gewachsen, und der er unterliegen müsse. Der Ausdruck seines Antlitzes sprach weder Befriedigung noch Mut aus, und war weder freudig noch Trost bringend, — die Haltung gedrückt, als fehle es an Ausdauer und Kraft. Und doch kam es anders, und war der Ausdruck nur Täuschung.

Nun kam die große Parade des Gardecorps, einer Truppe, die der Kaiser als Thronfolger selbst befehligt, sehr geliebt und nun fast zwei Jahre nicht gesehen hatte. Es war ein Ehrentag für mich, meine acht Regimenter präsentierten sich vortrefflich, und das schönste Wetter begünstigte uns. Wir defilierten im Schritt, wobei jeder Offizier und jede Eskadron vor Se. Majestät vorüberritt — alles alte Bekannte. Der Kaiser strahlte vor Vergnügen und war sichtlich im höchsten Grade befriedigt. In der That war der Zustand der Kavallerie vortrefflich, und der reichliche Dank, der meinen Untergebenen und mir zuteil wurde, war nicht unverdient. Sumorokoff hat hier geholfen und dem Kaiser reinen Wein eingeschenkt.

Die Feste während der Krönungszeit waren ebenso brillant als ermüdend. Die Gesandten der verschiedenen Höfe entfalteten einen ungewöhnlichen Staat. Der französische, Graf Morny, wurde von unserem Hofe sehr bevorzugt; er hatte wohl vielerlei aus Paris mitgebracht, was den Kaiser dazu bewegen mochte. Alle Bälle und Diners bei Hofe und den Notabilitäten der Stadt mußte ich mitmachen. Eine vollständig neue Garderobe kam mir aus Petersburg entgegen, und der Schneider Kosloff hatte sich im Maß nicht geirrt: es saß alles vortrefflich. Ich war damals, vor jetzt 20 Jahren, noch ein rüstiger Mann, aber die Feste langweilten mich schon damals sehr, obgleich ich eine Ermüdung wenig kannte.

Die Engländer und Franzosen interessierten sich für Pferde und Wettrennen; jedoch war ich bei den damals stattfindenden

Rennen nicht zugegen; ich hatte keine Ahnung davon, wie sehr mich solche einmal interessieren würden. Nur den Moskauer kaiserlichen Auktionsstall besuchte ich, weil damals gerade Andower aus England angekommen war, dieser Derbygewinner, den Oberst Schröder gekauft hatte, der aber Kisseleff (Chef des Gestütswesens) so wenig gefiel, daß er den armen Schröder so schlecht behandelte, daß dieser krank wurde, seinen Abschied nahm und bald darauf starb. Und doch war der Ankauf ein richtiger, und der Preis schon damals für das Ausland kein ungewöhnlicher, — für Kisseleff ein unerhörter — obschon die anwesenden sachkundigen Engländer den wohlbekannten Derbygewinner alsbald erkannten und den dafür gezahlten Preis billig fanden. Was würde Kisseleff zu den jetzigen Preisen gesagt haben! Eine Gesellschaft Engländer kaufte den Blair-Athol, bloß damit er nicht aus dem Lande ginge, für 95 000 Thaler nach preußischem Gelde, und Graf Lehndorff kaufte den leiblichen Bruder dieses Hengstes für Graditz an für 48 000 Thaler. Darüber dürfte ich später wohl noch gründlicher zu sprechen haben. Ich machte in Moskau neue Bekanntschaften, die zum größten Teil nicht bleibend waren . . . .

Im September 1856 nach Beendigung aller Festlichkeiten trat die Garde den Rückmarsch nach Petersburg an.

Schon auf dem Marsche von Polen nach Moskau hatte ich befohlen, daß die Eskadronen nicht im Verbande des Regiments, sondern einzeln marschieren sollten. Beim Zusammenziehen derselben mußten zuweilen Umwege gemacht werden, es wurde an Zeit verloren, die Distanz wurde oft vergrößert. Allein für sich war der Eskadronskommandeur selbständiger, er konnte je nach den Umständen rascheres oder langsameres Tempo nehmen, die unruhigen Pferde an die Spitze stellen oder gar vorausschicken, auch nach eigener Anschauung eine halbe Werst traben lassen; jedenfalls kam er früher in die Quartiere. Das häufige Absteigen der Leute und zu Fuß marschieren in den schweren Küraſſen wurde sehr verringert und durfte nur noch zugelassen werden als Erleichterung mehr der Mannschaften als der Pferde. Zu des alten Depreradowitsch Zeiten galt als Regel: „eine Werst zu Pferde und drei Werst zu Fuß". Er befahl, statt in der Nacht zu ruhen, der Hitze wegen in der Nacht zu marschieren; ja selbst die Exerzitien fanden unter ihm des Morgens um 1 oder 2 Uhr statt; dadurch fiel die für Mann und Pferd so unentbehrliche Ruhe um Mitternacht ganz fort. Bei Schlaftrunkenheit oder sehr schlechter Laune waren solche Märsche

oder Exerzitien nur eine schwere Last für Mann und Pferd. Jetzt mußte kurz vor dem Nachtlager abgesessen werden, und die Pferde eine halbe Werst oder mehr oder weniger an der Hand geführt werden, um abgekühlt in die Ställe zu kommen und früher gefüttert und getränkt werden zu können. So lauteten meine Befehle auf dem Marsch nach Petersburg zurück. Ich selbst fuhr in meinem Wagen und überholte die Eskadronen, oder ich wartete sie in meiner Wohnung ab, wenn ich gerade einige Zeit verweilen wollte. So war es in Nowgorod, wo ich die Bekanntschaft des Fürsten Schachoffskoy machte, der später Gouverneur von Estland war, — der erste Gouverneur dieses Namens, nicht der zweite — er war Cornet in der Chevaliergarde und vorausgeschickt, um Quartier zu machen, bei welcher Gelegenheit er sich bei mir meldete . . . .

Ich bezog in Petersburg meine Wohnung in der Kaserne der Chevaliergarde, unter der belegen, welche ich als Kommandeur dieses Regimentes inne gehabt hatte. Diese Wohnung war die bequemste und angenehmste, welche ich je gehabt habe und wie ich sie nie wieder haben werde; — ich lebte dort friedlich und zufrieden bis 1859. Die Erinnerungen an diese Jahre gehören zu meinen liebsten: ich fühlte mich nicht überflüssig, war beschäftigt, ohne mich über Gebühr anzustrengen, hatte viel Anerkennung, und besaß, wie ich glaube, das Vertrauen meiner Oberen und meiner Untergebenen . . . .

Wenn ich in meiner Stellung einiges Verdienst gehabt haben sollte, so war es wohl als Administrator, besonders in ökonomischer Beziehung; Ordnung ist mir angeboren, sie ging vielleicht oft bis zur Pedanterie. Wie in meinem Hauswesen, so war ich auch im Corps bemüht, durchgreifende Ordnung einzuführen und durchzusetzen. Für die Ökonomie in den Regimentern hatte der General Knorring viel mit Erfolg gethan; der Soldat war ihm mit Recht viel Dank schuldig, besonders was die Kleidung anbetrifft, — die abgetragenen Kleider, Mäntel und Unterkleider blieben Eigentum der Träger. So langweilig es ist, einen genauen und sicheren Einblick in die Ammunition und Kleidungsstücke jedes einzelnen zu gewinnen, wo bei der Inspektion jedes einzelne Stück zur Ansicht herausgetragen werden muß, so notwendig erscheint es, und ich habe das pünktlich und gewissenhaft durchgeführt. Den Regimentskommandeuren, wenigstens mehreren unter ihnen, war das sehr unlieb, denn es mußte nun alles vollzählig und in guter

Beschaffenheit vorhanden sein, wie es von der Krone entweder in natura oder in Geld verabfolgt wird, und weder Fleiß noch guter Wille durfte fehlen, um alles rechtzeitig zur Besichtigung fertig zu stellen .... Den größten Dank dafür habe ich bei dem Gemeinen eingeerntet und bis auf diese Stunde können die alten Soldaten mir das nicht vergessen .....

Ein Feldherr wäre auch ich nie geworden, diese bittere Erfahrung machte ich an mir unter Warschaus Mauern, und auch später bei friedlichen Manövern, und dieses Bewußtsein hat auf meinen Austritt aus dem Militär einen gewissen Einfluß geübt. Warum soll ich das hier nicht offen eingestehen? Vielleicht fehlte es auch nur an Gelegenheit, die vor Warschau eine Unmöglichkeit war. Im Frieden muß das Militär zum Kriege vorbereitet werden, und aus dieser Überzeugung gingen Anforderungen hervor, die früher unbekannt waren. Übung mit jeder Waffe, Entschiedenheit des Reiters in jeder Bewegung, Dreistigkeit beim Setzen über Hecken und Gräben, längere Ritte in scharfem Tempo, größere Märsche mit Trab, Galopp, Wechsel der Quartiere unter den Regimentern durch dergleichen Märsche bedingt, — Fechten, Voltigieren sind durch mich in die Garde und Armee eingeführt worden. Die Regimenter und das Publikum machten große Augen, wenn die Chevaliergarde oder die Garde zu Pferde unerwartet in vollem Trabe durch die Straßen ritt, ich selbst zuerst immer an der Spitze. Graf, später Fürst Orloff, ließ mich einst kommen und sagte mir als Polizeiminister, ich beunruhige die Stadt, die Menschen glaubten, es seien Unruhen ausgebrochen. Aber das störte mich nicht. Was der Kaiser dabei gedacht, weiß ich nicht, aber verboten wurde es nicht. Die Truppe selbst war nicht wenig erstaunt; die Pferde mußten mehr in der Carriere und im Springen geübt werden; es wurden mehrere Soldaten bewußtlos ins Lazaret getragen, aber das Eis war gebrochen, und noch in diesem Augenblick geschieht, was ich damals auszuführen gewagt habe auf meine Verantwortung, ohne Befehl von oben. Jetzt steht das fest, wenigstens in der Garde. Die Dressur des Pferdes und der Mannschaft in der Manege ist nie von mir vernachlässigt worden. Allerdings war alles jenes eine Zuthat, die man früher nicht gekannt, die ich selbst als Divisionär nicht verlangt hatte. Aber die Zeit und die Erfahrung hatten darauf hingewiesen und es mußte Hand angelegt werden. In neuerer Zeit hat die Einzeldressur sehr aufgehört, durch verkürzte Dienstjahre ist die Zeit dazu kurz bemessen,

und dennoch müßte man nie aus den Augen laſſen, daß jede Maſchine nur dann gut arbeitet, wenn jede Schraube ſchließt und feſtſitzt. Ich habe die Einzeldreſſur nie vernachläſſigt; ſchon das Wohl der jungen Remontepferde erheiſchte Sachkenntnis und Geduld. Das erſte Anreiten der rohen Pferde und die allmähliche Steigerung der Anforderungen an dieſelben bedingt ihre Entwicklung und erhält ihre Geſundheit und Kraft. Um das durchzuführen, bedarf es der Erfahrung, Einſicht, des Verſtändniſſes und der Geduld. Dazu darf der ſelbſt hochgeſtellte Chef das Auge nicht ſchließen. Er muß nicht allein überwachen, er muß auch lehren können, auf die Fehler aufmerkſam machen, das gegebene Prinzip durchführen. Um das in allen Regimentern leiſten zu können, gingen mir Herbſt und Winter dabei zu Ende. Ich machte ſehr häufig Fahrten nach Peterhof, Zarskoje, Gatſchina und bis in die Kolonien nach Nowgorod. Dieſe Fahrten waren mir größtenteils eine Freude, denn ich fand Reſultate. Ich dankte viel mehr als ich zankte und ſtrafte vielleicht nie. Ich fuhr ohne Adjutanten, — allein genierte ich niemand. Man ſah mich größtenteils nicht ungern kommen, man hörte manches von mir, was gerade paßte und wobei man profitieren konnte. Die Offiziere mußten Hand anlegen, ſie mußten reiten, marſchieren, fechten, voltigieren, ſpringen u. ſ. w., weil das ja auch vom gemeinen Soldaten verlangt wurde, dem ſie das alles ſelbſt ſpäter beizubringen hatten.

Wenn ich jetzt zum größten Teil Freude erlebte, auch wohl Dank und Anerkennung gewann, ſo kam das daher, daß ich ſelbſt vernünftiger und ruhiger geworden war im Vergleich zu dem, wie ich als Kommandeur der Chevaliergarde geweſen war, — auch nachſichtiger, leichter zu befriedigen, ſelbſt erfahrener, denn ich hatte mich fortgebildet und ſelbſt am meiſten gelernt.

Ich hatte ſehr große Erfolge auf den Exerzierplätzen, auf den großen Manövern im verſammelten Corps und im einzelnen in den Manegen. Bei den Paraden ernteten die Regimenter ſtets viel Lob und große Anerkennung von Sr. Majeſtät. Meine Dienſtliſte iſt überfüllt von kaiſerlichen Dankſagungen. Mißgeſchicke haben mich nur ſelten betroffen . . . Nicht mir ſchrieb ich das Verdienſt zu, — aber nicht immer war mein Dank voll und warm meinem Herrn und Gott gegenüber, der mir das alles ſchenkte.

Die Disciplin, der ſchönſte und feſteſte Boden für das Militär, wurde mit Überlegung und Umſicht gehandhabt. Im Vergleich zu den Anforderungen der Zeit, in der Michael Pawlowitſch das Corps

befehligte, war in vieler Hinsicht Erleichterung eingetreten; das Unwesentliche fiel weg, die Offiziere atmeten freier bei einer Wachtparade, auf der Straße, auf dem Ball oder im Theater, aber der Gehorsam war da, obgleich die Persönlichkeit der Oberen in die Wagschale fiel. Leider ist das nicht richtig, — die Person soll es nicht machen, sondern die Achtung des Gesetzes, der bestehenden Befehle und der Ordnung muß der Leitfaden für jedermann sein. Ich bin gar nicht in die Lage gekommen, für Mangel an Disciplin zu strafen, die Moralität der Offiziere war eine wünschenswerte, soweit das bei jungen Leuten in solchen Lebensjahren und Verhältnissen überhaupt möglich ist. Aber auch damals schon war der Offizier seinem Stande und Fache weniger ergeben, wollte vielmehr durch seine Verdienste sich eine Carriere schaffen. Die reichen, vornehmen Herren gelangten zum Ziele, die ärmeren hatten es schwer. Die unglückliche Krimcampagne hatte dem russischen Heere einen schweren Schlag versetzt, dennoch ging es im allgemeinen noch gut, und die Neuerungen in der Ausbildung der Kavalleristen erregten Interesse und fanden auch Beifall.

Nicht allein auf die Disciplin des gemeinen Mannes, sondern auch auf seine ökonomische Lage hatte ich meine Aufmerksamkeit gerichtet. Ich hatte so lange eine Eskadron geführt, mich so vertraut mit dem Leben des Soldaten gemacht, daß ich seine Bedürfnisse, Wünsche, Neigungen sehr genau kannte. Die Soldatengelder, sowohl das Kapital, das vorgezeigt wurde und nur beim Austritt des Soldaten aus dem Dienst zur Auszahlung kam, als auch das Geld aus der Wirtschaft, von dem täglich für die Küche und andere Bedürfnisse Ausgaben gemacht wurden, wurden auf das allerstrengste revidiert. Die Küche besuchte ich, ohne erwartet zu werden, schmeckte häufig das Essen, und erwarb mir dadurch beim gemeinen Mann großes Vertrauen. Das war in der Küraſſierdivision schon früher von mir eingeführt worden, in den beiden anderen Divisionen mußte dieselbe Ordnung eingeführt werden, — es erschien das zunächst sehr fremd und konnte nicht ohne Mühe durchgeführt werden. Meine Tagesbefehle, Lob oder Tadel eines Regimentes, flossen aus der eigenen Feder. Ich konnte nicht meinem Stabe überlassen, das niederzuschreiben, was ich selbst gesehen und am besten zu beurteilen vermochte. Weil man wußte, daß ich selbst schrieb, und dieser wichtige Hebel nicht von der Auffassung der Ansicht meiner Adjutanten abhängig war, hatten meine Bemerkungen und Befehle viel mehr Gewicht. Man wußte, daß das Gesagte unverfälscht mein

eigenes Erlebnis war, man kannte meinen Stil, der vielleicht nie ſchön, aber immer klar, verſtändlich und einleuchtend war, und dieſe Überzeugung bei meinen Untergebenen bis auf den jüngſten Offizier herab, daß ich ſelbſt und nicht ein anderer meine Anſicht, mein Urteil ausſprach, daß ich mich dabei nicht von anderen leiten ließ oder von ihnen beſtochen war durch ihr Urteil, gab meinen Anforderungen den gehörigen Nachdruck, und dieſe wurden dann pünktlich befolgt.

In einem Kavallerieregiment ſpielt natürlich das Pferd eine weſentliche Rolle, und da ſind Schonung bei der Dreſſur, das volle Maß des beſtimmten Futters, die Beſchickung und der Beſchlag die wichtigſten Faktoren. Das Futter iſt ein ſehr kitzlicher Punkt, und in der Kavallerie, wo der Eskadronschef die verantwortliche Perſönlichkeit iſt, finden in dieſer Hinſicht ſehr oft Reibungen ſtatt. Ökonomie am Futter gereicht dem Pferde ſtets zum Nachteil. Es iſt nicht genug, daß es glatt und rund ausſieht, daß das Haar glänzt und die Flanken voll ſind, die Tiere müſſen den Hafer in Mark und Knochen haben. Die älteren Pferde ſind darin die bequemſten, ſie begnügen ſich mit wenigerem, haben außerdem das für ſich, daß ſie keiner Dreſſur mehr bedürfen, bei Paraden und Exerzitien gelehrig und ruhig ſind, und daher bei den alltäglichen Eskadronskommandeuren in hohem Anſehen ſtehen. Die alten Tiere unterliegen aber den ungewöhnlichen Strapazen im Kriege, und daher darf die geſetzliche Anzahl der ausgedienten Tiere nicht überſchritten werden. Die Herren Eskadronskommandeure wollen lieber die jungen Pferde brakieren, weil ſie ſchwerer zu dreſſieren und zu füttern ſind; darin beſteht ein weſentlicher Vorzug der höher geſtellten Kommandeure, daß ſie in der Lage ſind, darauf zu achten, daß kein brauchbares Pferd aus Unachtſamkeit, aus Mangel an Sachkenntnis und Fleiß aus dem Regimente ſcheidet, das jüngere nicht dem älteren Platz macht und dadurch die Tüchtigkeit und Brauchbarkeit des Beſtandes leidet. Daß das nicht geſchah, dafür hatte ich geſorgt. Da ein Umtauſch der Pferde desſelben Geſchlechts, derſelben Größe, derſelben Farbe und mit denſelben Abzeichen beim Brakieren leider nur zu oft ſtattgefunden hatte, wurden die genaueren Kennzeichen bei allen Inſpektionen aufs genaueſte geprüft, die vorgeſtellten jüngeren Pferde zurückgewieſen und die Gründe angeführt, warum das geſchehen konnte. Die Folge davon war das erfreuliche Reſultat, daß die Gardekavallerie gar keine ausgedienten Pferde mehr hatte bis auf die ſehr geringe Anzahl der

gestatteten. Dabei kam es aber auch zur Erörterung, warum ein junges Pferd mager war oder ein Reiter nachblieb, warum es schwach auf den Beinen geworden war, wie weit die Schuld daran am Kommandeur lag und wie dem abgeholfen werden konnte. Um darin Richter sein zu können, bedarf es des Verständnisses und gesunden Überblickes, — die allerdings nicht bei jedem Chef zu finden sind .... Damals waren die altershalber ausrangierten Pferde gewöhnlich noch dienstfähig, weil sie während ihrer Dienstzeit geschont worden waren. Das brachte auf die Idee, nicht des Alters wegen zu brakieren, und dieses Verfahren hätte bei einer etwaigen Campagne für die Kavallerie den entschiedensten Nachteil ergeben. Rußland wird künftig wahrscheinlich nur Defensivkriege führen. Unsere Steppen und Flächen bieten der Kavallerie ein reiches Feld zu Thaten, und wir gerade vermindern unsere Reiterei im Vergleich zu den Westmächten. Diese vermehren ihre Kürassierregimenter: wir haben unsere beste Truppe, die dritte Armeekürassierdivision, zu leichteren Regimentern umgemacht: Wir schwärmen für die Kosaken, und es fehlt nicht viel daran, daß die ganze leichte Kavallerie eine Ausrüstung wie die der Kosaken erhält. Man vergißt, daß der Bewohner der Donländer ein echter Vorpostensoldat ist, wozu der Russe gar nicht befähigt ist, und daß von der anderen Seite der Kosak als reguläre Kavallerie gebraucht, ganz untüchtig ist und nie dazu tüchtig werden kann. So glaube ich!

Bald nach beendigter Krönung und dem Rückmarsch der Garden aus Moskau nach Petersburg traten jene wichtigen Reformen in der Armee ein, die hauptsächlich aus ökonomischen Rücksichten eingeführt werden sollten. Die Erfahrungen aus dem Krimkriege waren sehr bitter. Man glaubte so viel für das Militär gethan zu haben, man hielt sich für unüberwindlich; aber die persönliche Bravour vom General bis zum Gemeinen ist nicht genug. Führung, Bewaffnung, Organisation, wissenschaftliche Ausbildung hatten den Franzosen Waffen in die Hand gegeben, auf die wir weder gefaßt noch vorbereitet waren. Damals stand die französische Armee noch auf einer hohen Stufe der Ausbildung und Disciplin; letztere hatten auch die Engländer für sich, nicht so erstere; der Krieg hatte die undenklichsten Summen verschlungen, die Finanzen erschüttert, der Kredit war geschwunden, die allerstrengste Ökonomie schien geboten. Das Militär wurde verringert, in der Kavallerie bildeten sechs Regimenter statt der früheren vier eine Division. Die Brigadekommandeure wurden ganz abgeschafft; daß diese beiden

letzten Reformen nicht nutzbringend waren, beweist, daß in diesen Tagen die Divisionen wieder aus vier Regimentern bestehen und überall wieder Brigadekommandeure eingeführt sind. Suchasonnet als Kriegsminister und Gerstenzweig, sein Faktotum, als du jour-General stellten die Ersparnisse beim Eingehen der Brigadegenerale höher als den großen Nachteil, eine Menge tüchtiger Generale entweder ohne Brot zu lassen oder sie zu anderen Erwerbszweigen zu nötigen, — d. h. das Militär zu quittieren oder in einer verderblichen Unthätigkeit zu verharren, um vakante Divisionen abzuwarten, als sogenannte Gehilfen der Divisionäre, eine erniedrigende Stellung ohne alle Verantwortlichkeit. Das war ein Todesstoß für alle jüngeren Generale, die nicht allein ihre Carriere, sondern auch jede Thätigkeit einbüßten. Ich habe dawider gekämpft mit dem jetzigen Kriegsminister, der die Schuld auf seinen Vorgänger schieben wollte, aufs heftigste habe ich gestritten, — aber vergeblich, und doch sind die Brigadekommandeure wieder da, und zwar mußten deswegen eine Menge Obersten zu Generalen befördert werden, die sonst noch weiter die Kommandeure ihrer Regimenter zum Nutzen derselben hätten bleiben können. Obgleich in den neuen kleinen Divisionen die Rottenzahl um zwei in jedem Zuge vergrößert wurden, man auch durch Zugabe eines Kosakenregimentes per Division dieser im Verein mit der Artillerie mehr Selbständigkeit geben wollte, so hätte ich es vorgezogen, drei Brigaden in der Division beizubehalten, jedem Brigadekommandeur auch Artillerie, und damit mehr Selbständigkeit zu geben, und somit den Brigaden sowohl als den Divisionen mehr Gewicht beizulegen. Aber da wir im Verhältnis zur Infanterie zu wenig Kavallerie haben, so zwang die Not zum Zerstückeln. Es wurden aber auch noch aus sechs Eskadronen im Regiment vier gemacht. Wenn dadurch die Manövrierfähigkeit des Regiments gesteigert wurde, so war damit sehr richtig der Grundsatz festgestellt, statt vier, sechs Regimenter in der Division zu haben. So hätte es meines Erachtens auch bleiben sollen, wodurch die Divisionäre im Ansehen gestiegen wären, mehr Gewicht behalten hätten, statt daß sie jetzt im Ansehen und Wirkungskreise bedeutend gesunken sind. Das Prinzip der Ökonomie ist vollends aus den Augen gelassen. Statt acht haben wir sechzehn Divisionen mit ihren Stäben und 32 Brigadiers mit einem Ruck kreiert, wozu noch eine Menge Regimentskommandeure kommen, denen Erfahrung und die Jahre dazu fehlen.

Mit dem Frühling 1857 traten auch die wichtigsten Reformen im großen Reich und im Militär ein; die Grenadiere wurden vom Gardecorps abgetrennt. Sumorokoff wurde in den Grafenstand erhoben, kam in den Reichsrat; Plautin bekam das Gardecorps, Witoftoff das vierte Armeecorps. Der alte Suchasonnet war Kriegsminister geworden, und Gerstenzweig, der sich später in Warschau das Leben nahm, war du jour-General an Stelle von Ignatieff. Eduard Baranoff, frisch gebackener Graf durch die Mutter, blieb Chef des Generalstabes des Gardecorps, wie er es unter Rüdiger gewesen war. Er hatte täglich Zutritt zu dem jungen unerfahrenen Kaiser und durch ihn kamen schon damals direkte Befehle von Se. Majestät dem Kaiser an Rüdiger, der klug genug war, sich nicht darüber zu ärgern. Für Plautin war das später sehr empfindlich, aber er war ein friedliebender Mann, und ließ sichs gefallen, daß Baranoff eine Macht eingeräumt war, die nicht in der Ordnung, seinem Chef kränkend sein mußte. Derselbe Baranoff schien eine Zeitlang das Vertrauen, man kann sagen, die Liebe des Kaisers verscherzt zu haben. Er war Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, dasselbe in Wilna, nirgends hielt er aus, gab alles auf und kam in den Reichsrat. In diesem Augenblick aber scheint er wieder sehr gut angeschrieben zu sein. Er vertritt den Grafen Adlerberg als Minister des Hofes in dessen Abwesenheit, macht dann die Reisen mit dem Kaiser und ist wahrscheinlich Adlerbergs Nachfolger, denn dieser ist entschieden kein gesunder Mann. Baranoff hat nur zwei Vorzüge vor Adlerberg: er ist nicht träge, und obgleich nicht verheiratet, hat man nie von Liaisons und auch nicht von Kartenspiel gehört, die jenem zu großem Nachteil gereichen. Aber in der geistigen Auffassung, in der Geschicklichkeit mit der Feder und in leichten praktischen Arbeiten, besonders aber in der gründlichen Kenntnis des Charakters, der Eigentümlichkeiten und Gewohnheiten des Kaisers wird Adlerberg nie seines Gleichen haben, und durch seine Klugheit bleibt er Sr. Majestät der unentbehrliche, intimste Umgang.

In der Gardekavallerie bekam Peter Lanskoy die Küraſſierdivision, Essen war zurückgetreten. Engelhardts zweite Division wurde mit der ersten vereinigt, Tiphold starb bald, Engelhardt etwas später. Der Großfürst Nikolai bekam die leichte Gardekavalleriedivision. Aus unseren beiden schönen Küraſſierdivisionen der Armee wurden leichte Kavalleriedivisionen formiert. Als dieser Plan bekannt geworden, war das militärische Publikum sehr

aufgeregt. Plautin, der befragt wurde, war ganz dagegen, ich noch mehr, aber Gerſtenzweig und Suchaſonnet bewogen den Kaiſer dennoch zur Unterſchrift, obſchon Se. Majeſtät ſich zweimal geweigert hatte, darauf einzugehen. Die Helme bei allen Waffengattungen wurden durch die franzöſiſchen Käppis erſetzt. Der Krimkrieg ſollte bewieſen haben, daß die Helme den Soldaten zu ſchwer ſeien. Öſterreich hat es den Franzoſen auch nachgemacht, Preußen nicht, und was ſeine Pickelhauben 1866 und 1870 geleiſtet haben, wird die Geſchichte nicht vergeſſen. Als ich damals gefragt wurde, antwortete ich: wenn jemand mit gehobenem Knüppel auf Sie loskommt, ſo erheben Sie den Arm, — ſollte dieſe inſtinktmäßige Bewegung nicht der Beweis ſein, daß der Schutz des Kopfes geboten iſt, und dazu iſt der feſte Helm unentbehrlich.

Eine Neuerung, die mich empfindlich berührte, war der Tauſch der Pferde in der zweiten Brigade meiner Küraſſierdiviſion. Die Zarsko-Sſeloſchen Kaiſerküraſſiere gaben ihre Füchſe den Gatſchinaſchen Kaiſerinküraſſieren und erhielten deren Schwarzbraune. Dieſen Plan kündigte der Kaiſer mir in der Oſternacht beim Frühſtück nach dem Gottesdienſt an. Mir war der Grund unklar, ſehr klar aber waren mir die Nachteile dieſer Maßregel. Die Offiziere mußten ihre Pferde umtauſchen, wie ſchwierig das iſt, wenn man nicht übervorteilt werden will, das weiß jedermann, ebenſo wie ſchwer es iſt, ein liebgewordenes Tier wegzugeben. Der ſchwache Reiter verlor ſein ihm gewohntes Streitroß. Schlimmer noch war es mit dem gemeinen Mann in derſelben Hinſicht, und endlich mit der Verantwortlichkeit der Regimentskommandeure, die für den guten Zuſtand der Pferde mit ihrem Vermögen hafteten. Für ſie war die Sache im höchſten Grade kitzlich, und jedermann fragte ſich: warum ſoll das denn geſchehen? Daß die gelbe Schabracke, — die Kaiſerküraſſiere überkamen ſie aus dem Podoliſchen Regiment in Warſchau, das mit den erſteren verſchmolzen wurde — auf den Schwarzbraunen ſich hübſcher machte als auf den Füchſen, war denn doch noch lange kein plauſibler Grund. Aber es geſchah dennoch, trotz meiner ernſten Oppoſition. Jetzt iſt das alles ausgeglichen und vergeſſen, was vor 20 Jahren mir und vielen anderen eine große Unannehmlichkeit war.

In dieſer Zeit wurden die Exerzierreglements ganz umgearbeitet. Plautin (jetzt ſchon tot) war ein braver, wohlgeſinnter, durchweg eifriger und gewiſſenhafter Mann. Er liebte mich aufrichtig und ſetzte großes Vertrauen in mich; unſer gegenſeitiges

Verhältnis ließ nichts zu wünschen übrig, und er ließ mir in allem vollständig freie Hand. Er hatte einen gesunden militärischen Überblick, war vielleicht als Stratege praktischer, als das in der Taktik der Fall war, aber nichtsdestoweniger oder vielleicht gerade deshalb war er sehr beflissen, in allen Reglements das Taktische hervorzuheben, und daher waren sein Fleiß und seine Ausdauer ebenso achtungswert als nutzbringend. Mehrmals die Woche versammelte sich das Comité des Abends bei ihm, und dabei ist viel Tüchtiges, großenteils noch jetzt Bestehendes zu Tage gefördert worden. Ich war nach Plautin das älteste Mitglied dieses Comités. Wir bestanden darauf und setzten es durch, daß die Verantwortlichkeit für den Bestand der Pferde in der Kavallerie und Artillerie seitens der Regimentskommandeure wegfiel, sich nur auf den Futterzustand, Beschlag und die Pflege bezog, nicht aber wie früher der Regimentskommandeur an die Stelle eines nicht durch seine Schuld verdorbenen Pferdes, die Remontesumme einzahlen mußte.

Auch in den Zweigen der Administration und Ökonomie der Regimenter wurden Reglements festgestellt, die bis jetzt von bleibendem Nutzen sind. So z. B., daß Bekleidung der Soldaten, Remonte der Kasernen, Ankauf der Fourage und des Brennholzes nicht mehr eigenwillig durch den Kommandeur geschehen, sondern durch eine Kommission unter dem ältesten Stabsoffizier und unter der Leitung des Regimentskommandeurs nach Notwendigkeit und Bedürfnis, und daß die etwaigen Ersparnisse zur Anschaffung von solchen Gegenständen verwendet werden, zu denen die Krone nicht die Mittel in hinreichendem Maße hergiebt. Dieses alles ist ganz allein Plautins Verdienst.

Hiermit glaube ich, wenn auch kurz, die Hauptsachen erwähnt zu haben, welche während meines Kommandos der Gardekavallerie in Ausführung gebracht wurden. Vieles ist meinem Gedächtnis entschwunden, vieles ist nicht der Beschreibung wert; für die Personen, die diese Zeilen vielleicht einmal lesen könnten, liegt nichts Interessantes darin. Meine geliebten Brüder und Neffen dürften allenfalls an einigen Stellen den alten Bruder und Onkel wiedererkennen, daß er mehr gewesen und auch bis zuletzt bleiben wollte, als sie ihm vielleicht zugetraut hatten. Es war dies insofern eine glückliche Periode meiner langen Wirksamkeit, als ich zu meinen Untergebenen in besseren Beziehungen stand als in früheren Verhältnissen. Ich wiederhole, daß ich selbst anders geworden war.

Die Jahre, die Erfahrung hatten mich weiser, ruhiger, vielleicht auch nachgiebiger gemacht, obgleich ich nicht glaube, mir jemals etwas vergeben zu haben. Der Kaiser war stets gnädig, rücksichtsvoll und über die Maßen erkenntlich. Meine Untergebenen gehorchten willig, ohne Widerspruch und bewiesen mir stets großes Vertrauen. Die Neuerungen, die bereits eingetreten oder in Aussicht genommen waren, waren mir jedoch schon recht störend geworden. Man sah von oben herab mit anderen Augen, als ich es in meiner langen Dienstzeit gewöhnt worden war; eine andere Zeit, andere Ansichten, andere Anforderungen machten sich geltend. Das ist der richtige Lauf der Dinge, ihr naturgemäßer Entwicklungsgang von jeher gewesen, aber natürlich drängt sich dem älteren Mann dabei die Frage auf: Bist du noch der rechte Mann am rechten Platz? Dazu kam, daß mein Divisionskommandeur, der Großfürst Nikolai, ja auch steigen mußte, und er war mein natürlicher Nachfolger. Ich sprach deshalb mit dem Kriegsminister Suchasonnet, der von meinem Rücktritt nichts wissen wollte und den Großfürsten für zu jung und unerfahren hielt; er bat mich sehr, zu warten, was dann auch geschah.

Wassiltschikoff, der Held von Sewastopol, war Gehülfe des Kriegsministers, großer Liebhaber des Pferdes und hatte ein besonderes Interesse für die Pferdezucht im Reiche und für die Reichsgestüte. Mit Meyendorffs Verwaltung dieser war man unzufrieden, vielleicht noch mehr mit den Ansichten seines allmächtigen Inspektors, des Grafen Hendrikoff; infolgedessen wurde ich auf kaiserlichen Befehl nach beendeten Manövern abkommandiert, um die Reichsgestüte zu besichtigen und dann ein neues Statut für das Reichsgestütwesen zu entwerfen. Das war natürlich Meyendorff sehr schmerzlich und mir sehr unangenehm. Es fiel mir gar nicht ein, daß ich jemals selbst an die Spitze dieses Ressorts gestellt werden könnte, und ich hatte gar keinen Grund, zu glauben, daß die Verwaltung und der Zustand der Gestüte nicht der wünschenswerteste sei, hatte aber keinen plausiblen Grund, mich von der Besichtigung loszusagen, — um so weniger, als diese Sache mich als Liebhaber interessierte.

Im Herbst 1858 trat ich in meiner Dormeuse diese große Reise an, besuchte mehrere Depotbeschälställe im Westen, machte aus Wilna noch einen Abstecher nach Trakehnen, besuchte alle Reichsgestüte, einige Depots im Osten und traf, immer noch Corpskommandeur — im Spätherbst in Petersburg ein.

Mein Urteil über die Reichsgeſtüte in meinem Rapport an den Kriegsminiſter war nicht ungünſtig. Ich konnte mit Recht die Adminiſtration nur loben, den Beſtand der Pferde allerdings nicht ganz. Meines Erachtens mußte der Etat verringert und mußten die weniger tauglichen Pferde ausgeſchloſſen werden. Infolge meiner Anſicht wurde mit Beſtätigung ſeitens Sr. Majeſtät eine Kommiſſion eingeſetzt, um einen neuen Etat auszuarbeiten. In dieſer Kommiſſion wurde ich zum Präſidenten ernannt, zu Beiſitzern die Generalleutnants Saburoff und Paſchkoff, die Oberſten Flügeladjutant Merder, Graf Al. Tolſtoi, alle vier bekannte Pferdekenner und Beſitzer größerer Geſtüte; ferner auf mein Verlangen Graf Hendrikoff, der Inſpektor, der ſpeciell die Pferdezucht im Reich und die Reichsgeſtüte, zwar unter Meyendorffs ſogenannter Oberaufſicht, jedoch ſelbſtändig geleitet hatte. Ich blieb Corpskommandeur; die Sitzungen fanden des Abends in meiner Wohnung ſtatt. Schriftführer war der Oberſt Solotareff, eine Kreatur des du jour-Generals Gerſtenzweig, in der That ſehr befähigt, entſchieden alles Alte mißbilligend, der für neue Ideen ſchwärmte und viele unreife Anſichten zu verteidigen ſtets bereit war.

Die erſte Frage war, um wie viele Muttertiere die ſechs Hauptgeſtüte des Reiches vermindert werden ſollten. Der Beſtand derſelben war: in Chrenowoi im Gouvernement Woroneſh 150 Tiere Reitſchlag und 150 Träber, 30 Stuten engliſchen Vollbluts und 20 arabiſchen Halbbluts. Im Gouvernement Charkow vier Geſtüte je 25 Werſt voneinander entfernt, in Derkulsk, an dem Flüßchen gleichen Namens, einem Ort, den Peter der Große auf ſeiner Reiſe ſelbſt zum Lokal eines Geſtütes beſtimmt hatte; Limareff, Strelezk und Novo-Alexandrowsk, — das neueſte, — ein jedes mit 150 Muttertieren, die nicht nach beſonderen Raſſen oder Schlägen geſondert waren; es wurde in den Tag hinein gezüchtet, um für die Depots Hengſte zu ſtellen und die Gardekavallerie mit Remontepferden zu verſorgen. Dieſer letztere Zweck ſchien als Hauptſache feſtzuſtehen.

Der Kaiſer Nikolai hatte immer ſeine Freude an den Remonten gehabt, ſie hatten den Männern, die dem Geſtütsweſen vorſtanden, — Lunin, Koſens, Hendrikoff, reichlich Dank und Orden eingebracht; — die weniger tauglichen Hengſte ſah niemand; dieſe kamen in die 24 Beſchälſtälle und waren ſtets Urſache zu großer Unzufriedenheit im Reiche, und das um ſo mehr, als die 1200 Hengſte in den Depots nicht vom Staate, ſondern vom Lande unterhalten wurden.

Hierbei muß erwähnt werden, daß sowohl die Kronsgestüte als auch die 24 Beschälställe den Pferdezüchtern ein Dorn im Auge waren. Sie schadeten dem Absatz aus den eigenen Gestüten, und dann rechtfertigte der Bestand an Hengsten keineswegs die großen Ausgaben der Provinzen. Es bestanden also in allen Gestüten 950 Muttertiere; Paschkoff hielt eine Anzahl von 300 für genügend, darauf aber ging ich nicht ein. Es sollte die Zahl von 700 bestehen bleiben, das wurde festgestellt. Es wurde eine Kommission ernannt, welche die überschüssigen und nicht befriedigend tüchtigen Muttertiere und deren Nachzucht an Ort und Stelle designieren sollte. Die Bestätigung der Auswahl sowie die Bestimmung zum Verkauf hatte ich mir selbst vorbehalten, als ich die Verwaltung des Reichsgestütwesens übernommen hatte. Eine andere Frage war die der Ausarbeitung eines neuen Etats für die Verwaltung mit den neuen Ausgaben für die verminderte Anzahl von Pferden in den Gestüten. Diese Frage blieb noch unerledigt, weil ich zuvor die Provinzen in betreff der Depots schriftlich befragen wollte. Der erste Teil der Frage wurde insofern erledigt, als das ganze Reich in drei Bezirke geteilt, an deren Spitze je eine Person gestellt wurde, die im betreffenden Bezirk domizilierte und zum Conseil der Administration gehörte, zu welcher noch drei Personen ohne besondere Beteiligung kommen und die unter meinem Präsidium die Behörde für die Oberverwaltung bilden sollten. Ich sagte fälschlich „meine", — denn die Persönlichkeit war damals noch nicht designiert, und, wie schon gesagt, ich dachte durchaus nicht daran, daß ich diese Persönlichkeit sein könnte. Die oben genannte Kommission bestand aus Saburoff, dem berühmten Gestütsherrn Mossoloff, Merder und Hendrikoff selbst, worauf ich bestanden hatte, obwohl Merder diesen durchaus nicht in die Kommission zu haben wünschte und den Kaiser, — aus Rache, — gebeten hatte, noch den Stallmeister Löffler zu designieren, um an ihm eine Stütze zu haben. Dem lieben Meyendorff war die Wahl von Merder und besonders die von Löffler, der sein unmittelbarer Untergebener war, sehr unangenehm. Merders Intriguen machten sich schon damals geltend; er hatte das Ohr des Kaisers und hätte leicht sehr schaden können; Mossoloff, kränklich, war nur bis Chrenowoi gekommen, wo ihn das englische Vollblut allein interessierte. So blieben nur Saburoff, Merder und Löffler nach, die im Winter, in für Menschen und Pferde ungünstigster Jahreszeit die Gestüte bereisten. Ihr Urteil, besonders das von Merder und Löffler, lautete

sehr ungünstig und war vielfach auch unbillig. Untereinander mögen die Herren wohl noch mehr geschwatzt haben, — aber die weniger tauglichen Pferde waren angemerkt, wurden jedoch glücklicherweise noch nicht ausgeschlossen in Erwartung einer Inspektion oder der Entscheidung darüber, wer Oberdirigierender werden werde. Wie gesagt, die Zeit war ungünstig, die Pferde standen in kalten Behausungen, und die Herren hatten sich auch oft über den wahren Wert derselben getäuscht, — d. h. viele gute als schlecht angemerkt und schlechtere in den Zuchtställen belassen.

Die Aufgabe der Herren war keine leichte, und Hendrikoff, dem hauptsächlich oblag, die bisherige Verwaltung zu verteidigen, schwieg. Die Herren kannten die Stammtiere nicht genug, und die Zeit war zu kurz; auch unter günstigeren Umständen bleibt eine solche Aufgabe noch sehr schwierig.

Es blieb also in diesem Winter nur bei Vorarbeiten. Die Rapporte blieben im Bereich der großen Kommission, und nur die wichtigeren Ausarbeitungen in betreff der Administration wurden eingereicht. Es wurde vom Kriegsminister, wohl auf Antrieb von Wassiltschikoff und Gerstenzweig, mir der Antrag gemacht, die Stellung des Oberdirigierenden anzunehmen. Ich wies denselben entschieden ab und motivierte das durch meinen Mangel an Erfahrung im Züchten. Der Minister hatte aber wohl schon mit dem Kaiser über seinen Antrag an mich gesprochen, Meyendorff, sehr empfindlich, um seine Entlassung für den Fall gebeten, daß ich zum Oberdirigierenden ernannt werden sollte. Ich selbst hatte wiederholt darum nachgesucht, das Gardekavalleriecorps abzugeben, und so gab ich auf die dringende Bitte Suchasonnets, des Kriegsministers, am 25. März, am Regimentsfeste der Garde zu Pferde, nach beendigter, sehr gut verlaufener Kirchenparade, wo ich vom Kaiser die Beförderung des Junkers Grafen Woronzoff zum Offizier erbat, schließlich meine Einwilligung.

Am 12. April wurde ich in die Stellung ernannt, die bis jetzt Meyendorff innegehabt hatte, — d. h. des damaligen Präsidenten, denn der neue Etat war noch nicht eingereicht. Der Großfürst Nikolai wurde mein Nachfolger im Kommando der Gardekavallerie. In der Nacht vor Ostern war der Tagesbefehl erschienen, und nach dem Gottesdienst im Winterpalais wurden in einem der leeren Säle unten die Offiziere mit den Kommandeuren der Regimenter, Brigaden und Divisionen versammelt, um Abschied von mir zu nehmen.

Ich war erregt und hatte meine Untergebenen wirklich ohne Ausnahme alle herzlich lieb; ich dankte aus vollem Herzen, war kurz und karg mit Worten, aber man fühlte mir an, daß meine Worte das treue Gepräge meines innerſten und wahrhaft ergebenſten Gefühles waren. Unmittelbar nach mir, als ich mich entfernt hatte, trat nun der Großfürſt, der als Diviſionskommandeur zugegen geweſen war, als neuer Corpskommandeur vor die Offiziere.

Das Corps wollte mir ein Feſteſſen geben, das ich entſchieden ablehnte. Statt deſſen erhielt ich von den Diviſions-, Brigade- und Regimentskommandeuren ihre Photographieen, die ſich bei meinem Legat befinden; die Kopien derſelben hängen vor meinem Schreibtiſch.

Mein Intereſſe für die Gardekavallerie blieb lange noch ſehr lebendig. Der Kaiſer dankte damals ſchriftlich und ſpäter mündlich für den vortrefflichen Zuſtand derſelben, und in den erſten Jahren ſeines Kommandos that der Großfürſt — mein Nachfolger — dasſelbe. Mein Herz iſt auch jetzt noch warm für dieſe Truppe, aber mein Name lebt ſchon lange nicht mehr in den Regimentern fort. Es iſt niemand mehr von meinen Untergebenen in denſelben, der ſich meiner erinnern könnte.

Meine Zeit iſt vorüber, und das iſt in der Ordnung; ich aber werde mich ſtets dankbar und mit herzlicher Anerkennung der Jahre erinnern, wo ich aktiver Kavalleriſt war, und beſonders von der Zeit an, wo ich ein Armeeregiment kommandierte, und ganz beſonders der Zeit, in der ich nacheinander zwei Diviſionen kommandierte und Kommandeur des Gardekavalleriecorps war.

So war denn wieder ein neuer Lebensabſchnitt für mich eingetreten. Ich war bereits 62 Jahre alt, ein Alter, in welchem viele den Dienſt aufgeben; ich dagegen trat in einen neuen, mir ganz unbekannten. Ich hatte immer Intereſſe und Liebe für „das Pferd“ gehabt, — aber vom Züchten verſtand ich nichts. Es iſt das eine Wiſſenſchaft, die gründliches Studium und große Erfahrung erheiſcht. Der gute Reiteroffizier iſt noch lange nicht Hippologe. Indes hatte ich ſtets alles gethan, um dieſes neue und ſchwierige Amt von mir zu weiſen, und mußte mich nun in mein Schickſal fügen.

Beim erſten warmen Wetter und fahrbaren Wegen trat ich die große Reiſe in alle Geſtüte an, und unterdes wurden meine Möbel und Sachen in meine neue Amtswohnung hinüber geſchafft, die bis dahin Graf Hendrikoff innegehabt hatte.

In allen Gouvernementsstädten, in welchen sich Hengstdepots befanden, hatte ich die aus einigen Gliedern des Adels bestehenden Comités zusammenberufen, um persönlich ihre Ansichten kennen zu lernen über den Nutzen der Hengste für das Land. Der Eindruck, den die Reichsgestüte und der Ausspruch der Comités auf mich machten, war kein angenehmer. Zwar hatte ich die Gestüte schon gesehen, aber bloß prüfend, als ein Unbeteiligter; jetzt war ich verantwortlich und mußte persönlich handelnd eingreifen.

Die zweite Besichtigung der Gestüte bestärkte mich in der Ansicht, welche ich mir bei der ersten gebildet hatte: überall war die Ordnung, die Ökonomie, der Gehorsam zu erkennen, — aber das Technische der Züchtung lag im Argen.

Ich bestätigte nun den Verkauf der überzähligen Pferde, nachdem ich die Wahl der Kommission geprüft und manche Veränderung gemacht hatte; trotzdem ging manches sehr ausgezeichnete Pferd fort, das hätte behalten werden sollen; es geschah das aus mangelhafter Kenntnis der Rassen und ungenügender Prüfung der Abstammung.

Alle diese ausgemerzten Pferde gingen in die westlichen Provinzen, wo der Mangel an Zuchttieren sehr fühlbar war, auch bessere Preise beim Verkauf der Pferde erzielt werden konnten, — jedoch wurden die Pferde durch den weiten Transport verteuert. Die Pferde sollen in schlechtem Zustande angekommen sein, und sie wurden in Wilna, Minsk, Grodno für Spottpreise verkauft. Schwerlich haben die Käufer dieselben zur Zucht behalten. Der größere Teil der Tiere ging über die Grenze nach Preußen, wo die Preise höher waren. Schon daß die Pferde von weitem hingebracht waren und jedenfalls verkauft werden mußten und nicht zurückgehen durften, war ein Grund für die Käufer, sich nicht zu überbieten. Der erste und letzte Versuch, die Pferde nicht in den Gestüten zu verkaufen, sondern den Käufern gewissermaßen in den Stall zu führen, war mißlungen und für die Käufer ebenso vorteilhaft wie für den Verkäufer unvorteilhaft ausgefallen. Ich bin später oft gebeten worden, diesen Verkaufsmodus ins Werk zu setzen, habe es aber abschlagen müssen, weil derselbe für die Krone zu viel Nachteile mit sich brachte. Diese Nachteile hatten allerdings dem Staate andererseits gewünschten Vorteil bringen können, wenn die so verkauften Tiere in kundige Hände kamen, die sie zur Zucht verwendeten. Obgleich die Pferde sehr billig taxiert waren, damit die Gestütsbesitzer sie kaufen konnten, so erschienen

ſie dieſen immer noch teuer. Da ſie es wußten, daß die Tiere nicht zurückgebracht werden durften, hofften ſie darauf, daß ſie zur Auktion gebracht werden würden; dann aber hätten die Händler und die Juden ſie überboten, und die Pferde waren für die Zucht verloren. Es wird wohl ſpäter noch von dieſem Gegenſtande die Rede ſein.

Wenn ich nun zu meiner Thätigkeit als Oberverweſer des Geſtütsweſens im großen Reiche übergehe, ſo frage ich mich: für wen hat das ein Intereſſe? Bruder Otto brachte mich im vorigen Jahre auf die Idee, über meine Verwaltung und die Grundſätze der Züchtung zu ſchreiben. Bruder Iwans Tagebuch veranlaßte mich, über mein langes Leben einiges zu ſagen, was für meine noch lebenden Geſchwiſter, vielleicht auch noch für deren Kinder von Intereſſe ſein könnte. Letzteres iſt in Erfüllung gegangen, und ſchon iſt ſo manches geſagt worden über Kavallerie und Pferdezucht, was wenigſtens für die Damen nur höchſt langweilig ſein kann. In dieſen letzten Jahren lebte ich aber in einer Stellung, in welcher ich mit den höchſten Perſonen in ſteter Berührung war, wobei mein inneres Leben mehr zur Schau trat, wo ich Menſchen kennen lernte, die ſo vielen ganz unbekannt geblieben ſind, daß doch manches geſagt werden kann, woran auch Nichtpferdeliebhaber teilnehmen können.

So will ich denn dieſen Blättern übergeben, was mich ſelbſt und meine Adminiſtration zunächſt berührt, und ſpäter, bei Zeit und Muße, auf einzelnen abgeſonderten Blättern meine Anſichten über das Pferd und deſſen Züchtung niederſchreiben; dazu iſt bereits mit dem Vollblut der Anfang gemacht worden.

Dieſe weitgehende, große Adminiſtration war mir neu; ich mußte mit allen Miniſterien ſchriftlich verkehren und auch überall lernen.

Mein erſter Kanzleidirektor B. — Iwan kannte ihn — war in der That nichts mehr als ein Beamter, bildete ſich aber ein, ein Mann der Geſellſchaft und ganz durchgebildet zu ſein. Er war mir nicht ergeben und mußte vieles thun, was er nicht billigte. Sein größtes Verdienſt beſtand darin, daß er eine vortreffliche Feder führte. Dieſem Mann gegenüber machte ich die oft ſich erneuernde Erfahrung, daß die Perſonen, die wirklich gut zu ſchreiben verſtehen, ſich niemals ärgern, wenn man ſtreicht oder Bemerkungen und Zuſätze macht, ſtatt daß bei anderen, die nicht zu ſchreiben verſtehen, ſtets Mißmut, wo nicht Empfindlichkeit bei ſolcher Veranlaſſung eintritt. B. mußte nun ſtatt Solotareff Hand anlegen, um den Etat bis zu Ende auszuarbeiten. Alle Gehalte

wurden erhöht, — jetzt, nach 16 Jahren, sind sie lange nicht mehr hinreichend. Damals fand B. sie hoch und meinte, sie würden nicht bestätigt werden. Es waren ein Oberdirigierender und drei Herren an der Spitze der drei Arrondissements, d. i. in 42 Gouvernements, in denen der Staat die Zucht des Pferdes aufrechthalten oder verbessern wollte. Nach ein paar Jahren kamen Janow in Polen und Orenburg mit ihren Gestüten dazu. Es wurde deshalb noch ein viertes Arrondissement geschaffen, und es kamen noch drei Herren mehr in die Verwaltung, die im Conseil Sitz und Stimme hatten. Sie waren alle besoldet, was bei den Mitgliedern des früheren Conseil nicht der Fall gewesen war; dafür hatten diese auch nichts gethan. In der Kanzlei wurden statt früher drei nur zwei Abteilungen, für Technik resp. für Ökonomie, eingerichtet. In sämtlichen Gestüten und Hengstdepots wurde die Anzahl der Veterinäre vermehrt. Diese Bestimmungen enthalten die Grundzüge der Reformen.

Arrondissementschefs wurden Peter Merder, Daniel Gerbel und Michael Doktoroff; als dieser in den Stab des Großfürsten überging, kam Ismailoff an seine Stelle; als das vierte Arrondissement eingerichtet wurde, ward es Jantschewetzky unterstellt, früher an der Spitze des Streletzkschen Gestütes. Die drei anderen Herren waren Saburoff, Paschkoff und Dubowitzky, alle drei jetzt tot. Sie wurden allmählich ersetzt durch Wojeikoff, — jetzt tot —, Galitzin und Peter Merder. Dessen jüngerer Bruder Iwan wurde Sekretär und Redakteur des Journals für Pferdezucht unter meiner Censur. Der alte Conseil, in welchem der alte Fürst Menschikoff, Graf Berg und Graf Fersen Glieder waren, wurde aufgehoben. B., mein Kanzleidirektor, meinte, der Kaiser werde auf diese Änderungen nie eingehen. Sehr unbefangen reichte ich Sr. Majestät die Liste der zu Streichenden und der zu Bestätigenden ein. Der Kaiser sah die Liste lange durch, fragte mich, ob ich B.s wegen ganz sicher sei, — der auch Allerhöchst bestätigt werden mußte, und unterschrieb den ihm unterbreiteten Ukas. Aus dem früheren Präsidenten wurde ein Oberdirigierender — ich —, und nun mußte zur Arbeit geschritten werden.

Der Conseil versammelte sich an jedem Freitag in einem großen Saale des Kronshauses; der Kanzleidirektor und der Sekretär als Schriftführer mußten zugegen sein. Hier wurde oft und viel gestritten über Dinge, über die ich mich schon früher ausgesprochen habe; indes die angestrengteste Arbeit wurde bei mir im Kabinet

geleiſtet; ich habe mehr gearbeitet, als meine Nerven es mir geſtatteten. Ich habe mich überarbeitet und fürchtete mitunter, den Verſtand zu verlieren, — wohl ein hinlänglicher Beweis, daß mir dieſer knapp zugemeſſen war. Es waren aber allein die Nerven, die geſtört waren: der geringſte Lärm, ein Klingeln, der Schlag der Uhr ſchreckte mich auf. Meine alljährlichen Reiſen in die Geſtüte ſtärkten mich, ſpäter die Bäder in Wildbad. Mein Kanzleidirektor machte eine Reiſe nach Marienbad zur Kur, verlor dort den Verſtand und ſtarb in Dresden im Irrenhauſe. Jermolinsky erſetzte ihn, er war mir ſehr ergeben und dankbar, weil ich ihm die Hälfte meiner Amtswohnung abgetreten hatte. Er war gewiſſenhaft, verſtand es, andere für ſich arbeiten zu laſſen, war ökonomiſch und treu. Obgleich ich mich bei ihm nie eines Rates erfreuen konnte, war er mir doch viel lieber als ſein Vorgänger. Er wurde von den Beamten geliebt, führte ein ordentliches, regelmäßiges Leben, was bei B. nicht der Fall geweſen war, zum Schmerz ſeiner Mutter und ſeiner Geſchwiſter.

Ich glaube ſchon früher die Beamten beſprochen zu haben; im allgemeinen waren ſie fleißig und gewiſſenhaft und blieben gern in unſerem Dienſt. In den Jahresberichten führte W. die Liſten der Privatgeſtüte; ihm lag es ob, die Daten zu liefern, die aus dem Zuwachs oder Abgang der Privatgeſtüte hervorgingen. Seine poetiſche Auffaſſung durfte nur gezügelt und auf die Praxis zurückgeführt werden, wobei alle Berichte zur Hand genommen werden mußten.

Specieller Vortrag beim Kaiſer als quasi Miniſter war mir nicht geſtattet, und B. hatte es verſäumt, mich davon in Kenntnis zu ſetzen. Ich erſchien aber dennoch bisweilen ungerufen bei Sr. Majeſtät, die mich das nicht fühlen ließ. Nachdem ich — obzwar ſpät — mein Verſehen erkannt hatte, kam ich nur, wenn ich gerufen wurde, oder bei wichtigen Fragen wurde ſchriftlich um Audienz gebeten und dann von Sr. Majeſtät eigenhändig in margine Tag und Stunde angegeben. So alſo wurde mein Vortrag ein ſchriftlicher. Durch einen Kurier wurden die Papiere dem Kammerdiener abgegeben, und die Antworten kamen mit einem Feldjäger, oft nach ein paar Stunden, nie ſpäter, ſelbſt aus Zarskoje Sselo in der Nacht oder am anderen Morgen. Ich war überraſcht durch dieſe raſchen Antworten. War es das Vertrauen Sr. Majeſtät zu meiner Umſicht, daß ich ſelbſt alles wohlweislich geprüft hatte, nie unbedacht unterlegte, waren es die anderen,

wichtiger erscheinenden Arbeiten und Beschäftigungen oder der Grundsatz, alsbald das Vorliegende zu erledigen, endlich Mangel an Interesse oder Gleichgültigkeit, — ich weiß es nicht. Mir war es so lieb und bequem, und meine Kanzlei suchte darin besondere Gnade und Vertrauen, — was dadurch einigermaßen gerechtfertigt erschien, daß der Kaiser im Verlauf von diesen mehr als 15 Jahren nur ein einziges Mal eine Vorstellung von mir nicht bestätigt hat. Es war das das Gesuch um Verlängerung der Arrende für den General Saburoff, wozu ich bei der Vorstellung einen falschen Weg eingeschlagen hatte. Ich hatte nämlich versäumt, bei dem beteiligten Ministerium der Domänen anzufragen und das Gutachten des Ministers einzuholen. Diese Gnade des Monarchen habe ich nie mißbraucht, nicht um Beförderungen gebeten, wo nicht der gesetzliche Grund vorhanden war. Daher gab es auch keine abgeschlagenen Bitten, die in anderen Ministerien häufig vorkamen. In meinen zu hinterlassenden Papieren, die mich persönlich betreffen, wird man die eigenhändige Schrift des Kaisers mit Bleistift geschrieben lesen: „Co—“ [abgekürzt: „zugestanden“. (Ich finde eben, daß solche Papiere in meinem Nachlaß nicht vorhanden sind, sie blieben in der Kanzlei; wohl aber finden sich auf meinen mich persönlich betreffenden Anfragen kaiserliche eigenhändige Antworten mit Bleistift in längeren Phrasen in margine.) Damit war aber die Hauptsache für mich errungen. Jermolinsky und viele andere glaubten, der Kaiser wolle mir nie etwas abschlagen, — indes, die Hauptsache lag wohl darin, daß ich nie um etwas Ungesetzliches bat, z. B. daß ich extra für besondere Auszeichnung öfter bat, als es andere gedurft hätten. In dieser steten Bestätigung lag allerdings Vertrauen, das mir bei meinen Untergebenen sehr zu statten kam. Ich war sehr bald zu der Gewißheit gekommen, daß man selbständig handeln konnte und mußte, nicht Se. Majestät mit Anfragen belästigen, wo man selbst verfügen durfte, sich selbst so wenig als möglich zu Audienzen vordrängen, auch bei großen Feierlichkeiten im Schlosse sich suchen lassen und sich nicht, um gesehen werden, über andere stellen. Das stimmte übrigens ganz mit meinem Charakter überein und war mir so am liebsten. Verloren habe ich dabei nichts, vielleicht eher gewonnen, aber gewiß, nur dem Kaiser selbst gebührt Ehre und Verdienst. Und doch — bei aller Zurückgezogenheit — brachte es der Dienst, brachten es die Umstände mit sich, daß ich sehr oft längere Gespräche mit Sr. Majestät unter vier Augen hatte, wobei ich sehr lange dem Kaiser gegenüber

am Schreibtische sitzen mußte und sprechen durfte. Bei solchen Gelegenheiten habe ich es nie unterlassen, vor dem Eintritt ins Kabinet den Herrn um seinen Beistand anzurufen. Ich fühlte mich ohnmächtig ohne Seine Hilfe, so gar nichts ohne die Kraft von Ihm, so durchdrungen von der Notwendigkeit, durch Seine Weisheit erleuchtet zu werden, wenn ich dem Monarchen wichtige Fragen zu stellen oder wichtigen Bescheid zu geben, unvorbereitet Aufschlüsse zu erteilen hatte; — und auch jetzt noch empfinde ich große Befriedigung, das nicht unterlassen zu haben. Ob es andere auch so machen, ist mir unbekannt; für Schwäche von mir halte ich es nicht: mein kurzes Gebet gab mir Mut, Kraft und Ausdauer, und ich konnte stets mit großer Befriedigung das Kabinet des Kaisers verlassen. Nur ein einziges Mal wurde ich nicht empfangen, auch hatte ich nicht die Zeit gehabt, um Empfang anzufragen. Es war das unmittelbar nach dem Tode Bruder Iwans; es war unbedacht, dem Kaiser mündlich den Tod des Senators zu berichten und um die Pension für die Wittwe zu bitten. Dazu mußten andere Wege eingeschlagen werden. Solche Sterbefälle kommen ja täglich vor, und es war unbedacht von mir, mit einer solchen für den Kaiser unbedeutenden Angelegenheit ihn in seiner Arbeit zu stören. Auch schickte er mir den Großfürsten Michael ins Vorzimmer entgegen, der mir meinen Schmerz ansah und gewiß entschuldigte; das war sichtbar, auch wenn er es nicht ausgesprochen hätte.

Die Pensionsangelegenheit kam dann doch vor den Justizminister, Grafen Panin, wohin allein sie auch gehörte; Panin glaubte das mögliche gethan zu haben, indem er 2000 R. unterlegte, die die Wittwe allein erhielt, da die Kinder alle das Alter erreicht hatten, in welchem dieselben in solchen Fällen keine Unterstützung mehr erhalten.

In diesem Jahre 1859 starb der Graf Peter Pahlen. Ich wurde zum Kaiser gerufen, und er bat mich, die Stellung des Präsidenten des Ostseecomités zu übernehmen. Es scheint mir, daß ich schon einmal von dieser Angelegenheit gesprochen habe, dennoch, auf die Gefahr der Wiederholung hin, will ich hier sagen, daß der Kaiser in dieser Unterredung sein Herz sprechen ließ. Er habe die Ostseeprovinzen nicht allein lieb, sondern er achte auch die Bewohner derselben. Er habe stets die Vorgänge des Firmelns bedauert; es sei das ein Mißgriff gewesen, dessen Folgen nachwirkten und schwer wieder gut zu machen seien; mit Thränen in den Augen sprach er vom Vater und schloß mit der Bitte, seinem

Wunſche mit der Annahme des Präſidiums zu willfahren. Ich erinnere mich der oft geäußerten Anſicht ſo vieler, die Thränen bewieſen oft gar nichts, ſie rührten nur her von der Schwäche der Augenmuskeln. Ich gebe das zu, weil viele Beiſpiele das beweiſen. Unſer Kaiſer war in früheren Jahren leicht zu Thränen gebracht, wenn ihm das Herz warm wurde, — aber dieſe Thränen ſieht man jetzt ſelten. Damals waren es wohl nicht die Muskeln allein, ſondern auch das innere Gefühl, das die Thränen veranlaßte. Das letztere mag bei einer zwanzigjährigen Regierung wohl gewaltig abgeſtumpft ſein. Welche Erfahrungen hat ein Kaiſer in ſo langer Zeit machen können, wie ſind ihm die Menſchen erſchienen in ihrer Denk- und Handlungsweiſe, zu welchen Überzeugungen mag er gekommen ſein, von denen wir keine Ahnung haben können!

Notizen aus der Gegenwart. September 1874; nach dem Abſchied aus dem Geſtütsweſen.

Bruder Iwan erfuhr von ſeinen Beamten, als er von ſeinem Poſten als Gouverneur zurücktrat, vielfache Beweiſe des Dankes und der Ergebenheit. Er hat das reichlich verdient, — ich kannte nie ein liebevolleres und mehr wohlwollendes Herz. Wenn mir das nicht zu teil geworden, ſo lag ein großer Teil der Schuld an mir ſelbſt. Mein Weſen war nicht gleichmäßig, leicht unzufrieden, oft ſchlecht gelaunt, viel verlangend, wenig nachſichtig, aber dennoch glaube ich, daß meine Gewiſſenhaftigkeit, Amtstreue und guter Wille, meinen Untergebenen nützlich zu werden, auch von dieſen ſpäter anerkannt wurden. Von oben herab bin ich oft nur zu ſehr verwöhnt worden, und bin ich oft von meinen Vorgeſetzten bis zu den Kaiſern hinauf, beſſer beurteilt und belohnt worden, als ich es verdiente. Der gemeine Mann bis auf die Stallknechte der Reichsgeſtüte war mir mehr dankbar, überſah meine Gebrechen leichter und machte weniger Anforderungen; aber auch unter den Generalen, Offizieren und Beamten waren und ſind jetzt noch viele, die mir Ergebenheit und Dankbarkeit bewieſen haben.

Mit beſonderer Befriedigung leſe ich in dem Tagebuche meines Bruders, wie der huldvolle Empfang ſeitens des Kaiſers und des ganzen Kaiſerhauſes ihm wohlgethan. Die Liebe, die wir zu unſerem Kaiſerhauſe fühlen, iſt eine durchweg gerechtfertigte, wohlthuende, und nur zu bedauern ſind diejenigen, denen dieſes Gefühl

fernbleibt. In dieser Beziehung ist mir viel mehr beschert worden als dem Bruder Iwan. Vom Kaiser Nikolai und der Kaiserin Alexandra sind mir Beweise der Anerkennung für meine geringen Dienste zu teil geworden wie wohl nicht vielen anderen. Der gottselige Großfürst Michael hielt mich sehr hoch; wenn zweimal Zerwürfnisse vorkamen, so waren meine Reizbarkeit und Empfindlichkeit viel größer als die seinige, und er hat, als ich ihn das letzte Mal in Pawloffsk sah, alles auf eine Weise gut gemacht, wie das nur ein Herz wie das seinige zu thun im stande ist. Ich bin ihm dankbar, besonders aber dem verstorbenen Kaiser Nikolai; Alexander I. kannte ich fast gar nicht; auf seinen Befehl war ich mehrere Stunden arretiert, und aus tiefstem Herzen ergeben bin ich dem jetzt regierenden Alexander II. sowie der vortrefflichen Kaiserin-Mutter Alexandra, die mir zu unendlichen Malen und bei jeder Gelegenheit viele Beweise ihrer Zuneigung gegeben haben. Mich hat das vielfach gehoben, und mein Herz ist voll des innigsten und tiefgefühlten Dankes. Die jetzige Kaiserin ist sehr zurückhaltend, ich bin ihr fast ganz fremd. Bei Gelegenheit meiner Entbindung von der Verwaltung des Gestütswesens sprach sie jedoch sehr gnädig ihr Bedauern darüber aus. In früheren Jahren fragte sie häufig nach Schwägerin Alexandra, — in späteren scheint diese in Vergessenheit geraten zu sein.

Beim Einziehen in die neueingerichtete Wohnung machte auch ich jetzt zum erstenmal dieselbe Erfahrung wie Bruder Iwan, wie erfreulich es ist, wenn man beim ersten Eintritt in die Wohnung angenehm berührt wird. Aber um so verlassener komme ich mir vor, wenn Iwan über seine Freude bei der Ankunft der Frau und Tochter in der neuen Häuslichkeit spricht[1]). Ich entbehre viel in dieser Beziehung, aber es fragt sich, ob ich eine solche Frau und Kinder gehabt hätte, wie der Bruder sie hatte. Mein Charakter und dazu das leidenschaftliche militärische Pflichtgefühl hätten meiner Frau Entbehrungen und gerechte Sorgen gebracht, und aus diesem Grunde ist es besser, daß ich allein dastehe. Ich habe die Beruhigung, vielen Menschen nicht zur Last zu sein . . . . .

. . . . . .

Unterdes ist der Kaiser für mich gnädiger und freundlicher als je früher. Ich dujouriere, was ich bei diesem Kaiser früher nie

[1]) Iwan Grünewaldt, zum Senator ernannt, siedelte 1859 aus Reval nach Petersburg über.

gethan habe, weil Alexander II. gleich nach dem Tode des Vaters mich nach Berlin, Dresden, Weimar, Altenburg und anderen kleinen Höfen schickte und mir unmittelbar nach meiner Heimkehr das Kommando über das Gardekavalleriecorps übergab, zu welchem ich sofort nach Slonim abreisen mußte. Als Corpskommandeur und darauf als Oberdirigierender der Reichsgestüte — d. i. Minister — dujourierte ich nicht. Jetzt freilich, ohne Arbeit, meldete ich mich selbst zur du jour. Das schien Sr. Majestät lieb zu sein, und zwei Tage später wurde ich zur Tafel befohlen, an der nur sieben Personen teilnahmen. Bei jeder Gelegenheit reicht der Kaiser mir freundlich die Hand. Mir gereicht das allerdings zur Befriedigung, als Anerkennung meines früheren Dienstes und als Beweis, daß mein Rücktritt mir nicht geschadet hat. Meine Jahre, und davon 61 in schweren Dienstverhältnissen, geben mir ein gewisses Anrecht darauf. Daß ich aber so leicht darauf einging, mein Ressort auf das Domänenministerium übergehen zu lassen, was Sr. Majestät bei meiner ersten Bitte um Entlassung ein befreundeter Gedanke war, brachte mir den Andreasorden; diesen hätte ich vielleicht nicht erhalten, wenn ich einen Kandidaten an meine Stelle proponiert und wohl auch durchgebracht hätte. . . . .

Ich las „Waldfried" von Auerbach und „Die Kinder der Welt" von P. Heyse. Auerbach ist ein Jude, aber wenn Jesus Christus ihm unbekannt blieb, so hat er doch einen Jehovah, der ihm ganz Nebensache ist, da er alles Bessere und Erhabene der Natur, dem freien Menschen und seiner Willenskraft zuschreibt. Bei vortrefflich geschilderten Charakteren — bis auf einige unnatürliche und verschrobene, einer vortrefflichen, eindringlichen Sprache ist Waldfried dem unentwickelten Glauben gefährlich. Die „Kinder der Welt" sind aber um so schlimmer und verderblicher, weil Heyse zu beweisen sucht, daß der Glaube an einen Heiland und Erlöser ein lächerlicher Wahn sei. Für mich waren beide Romane insofern von Nutzen, als sie meinen schwachen Glauben gestärkt haben. Mehr wie je bin ich von meiner Ohnmacht überzeugt, mehr wie je erkenne ich in Demut, wie ich so gar nichts vermag ohne den Beistand und die Barmherzigkeit unseres Heilandes und Erlösers.

. . . . . .

Die Journale interessieren mich; die Politik in Deutschland und Frankreich ist belehrend. Man lernt Menschen und Charaktere kennen, die sich in dem bestehenden Wirrwarr der Begriffe von

Recht und Unrecht, Glauben und Sünde je nach Umſtänden und Verhältniſſen herausarbeiten und ſich bemerkbar machen. Man ſieht in Deutſchland — außer in Öſterreich — ein neues Leben erwachen, von dem man noch nicht vorauszuſehen vermag, was daraus werden kann, ſoll und wird. Die Anhänger der Kreuzzeitung ſehen alles ſehr betrübt an; — ich glaube, ſie gehen zu weit darin, leider bilden ſie auch eine Partei, und, weil dieſe zerfällt, ſind ſie erbittert. Überall ſieht die Kreuzzeitung das Chriſtentum mit Füßen getreten durch den Liberalismus. Bismarck wurde ihr untreu, und darum dieſe Stimmung. Ich kann die Kreuzzeitung nicht mehr wie früher mit Vergnügen leſen, ſie iſt einſeitig, eckig und unbillig geworden. Oder hat auch mich der Liberalismus fortgeriſſen? Ich glaube es wirklich nicht, daß man mit Nutzen gegen den Strom ſchwimmen kann.

Die Zeit bringt Reformen mit ſich, die Luft trägt ſie uns zu. Sollte das wirklich gegen den Willen unſeres Heilandes geſchehen können? Erklären wir uns die Schärfe ſeines Schwertes richtig? Sollen wir nicht dulden, wie der Heiland geduldet hat, verzeihen, wie Er zu verzeihen gelobt? In dem Verſtändnis Seines Willens, Seiner Gebote im Alten und Neuen Teſtament liegt der Schlüſſel, mit dem man prüfen muß. Wie viel Reformen hat nicht die Welt erleben müſſen, ſeit Gott in menſchlicher Hülle uns ſeinen Willen verkündete? Sind dieſe alle, die Reformen in der Kirche nicht auch ſein Werk? Glauben *können* iſt eine barmherzige Gnade; dürfen wir es denen verargen, die nicht glauben können, ſelbſt nicht wollen, weil der Verſtand in ſeinem Philoſophieren ihnen das nicht erlaubt? Darf man den Glauben erzwingen wollen? Der Herr ſchenkt ihn in ſeiner Barmherzigkeit, wem er will, und es ſcheint mir, daß nie und nimmer diejenigen verdammt bleiben, die nicht glauben konnten, und wer vermag zwiſchen *Können* und *Wollen* richtig zu entſcheiden?

10. *März* 1875. Am Sonntag mußte ich zu Pferde ſein als du jour beim Kaiſer während der Wachtparade im großen Exerzierhauſe. Ich habe viele Monate kein Pferd beſtiegen. Ich fuhr in den kaiſerlichen Stall und ließ mir das Pferd ſatteln, das ich den anderen Tag reiten ſollte. Man brachte mir den „Fant“, ein Pferd aus Chrenowoi, das zu meiner Zeit gezüchtet und in den kaiſerlichen Stall verkauft worden war. Ich ritt den braven Gaul mit Vergnügen und gedachte einer lieben, vergangenen Zeit. Bei der Parade wurde mir der Fant mit funkelnagelneuem Reitzeug vorgeführt. Neben mir ritt der gute Meyendorff,

Oberſtallmeiſter, obſchon nicht mehr in Funktion, — ein brillanter Reiter, obgleich er mehrere Jahre älter iſt als ich. Ich nahm mich zuſammen, aber in meinen Augen blieb ich der gebrochene Greis, während Meyendorff immer noch eine elegante Figur machte.

Als ich die Rapporte vom Kaiſer in die Hand nahm,, um ſie dem Flügeladjutanten zu übergeben, reichte mir Se. Majeſtät ſehr gnädig die Hand. Auch ſpäter ritt er wieder an mich heran, reichte mir und Meyendorff nochmals die Hand und ſagte, er erinnere ſich, wenn er uns beide zu Pferde ſehe, der früheren Zeit, als wir beide Regimenter in der Küraſſierbrigade befehligten.

An demſelben Tage fand ein großes Diner bei Hofe ſtatt, am Geburtstage des Kaiſers Wilhelm. Ich ſaß neben der Gemahlin des Grafen Schuwaloff, der tags zuvor mit der Kaiſerin aus Paris angekommen war, von wo, wegen Erkrankung des Fürſten Barätinsky, ihres beſtändigen Begleiters, nach London telegraphiert worden war, um Schuwaloff kommen zu laſſen, der ſtatt Barätinsky Ihrer Majeſtät das Geleite gab und 28 Tage hier verweilen wird. Dieſer neue Beweis des gewichen geglaubten Vertrauens war den vielen hieſigen Feinden Schuwaloffs eine ſehr unliebſame Überraſchung. Der Graf, immer fein und klug und Hofmann, iſt der beſten Laune und erſcheint ſehr zufrieden. Die Gräfin ließ ſich mir durch ihren Tiſchnachbarn von der anderen Seite, Baron Lieven, vorſtellen, und ich konnte der Wahrheit gemäß ſagen, daß ich ſie ſchon lange kenne und wie ſehr ihre Perſönlichkeit in Riga und in den Oſtſeeprovinzen allgemeine Anerkennung gefunden habe. Ich bedauerte, daß ſie ſich ſpäter von uns mehr zurückgezogen habe, und ſprach von Eduard (Maydell, Ritterſchaftshauptmann von Eſtland), der ihr immer bei ſeiner Ankunft in Petersburg gleich einen Beſuch abſtatten muß.

8. April 1875. Es fand eine Sitzung des Oſtſeekomités ſtatt, und übermorgen ſoll das wieder geſchehen. Die drei Landesbevollmächtigten waren hier; Maydell und Keyſerling blieben, Bock, der livländiſche Landmarſchall, reiſte ſchon ab, weil die Schulordnung nur für Eſtland und Kurland beſtimmte Formen erhalten ſoll; Livland hat ſie ſchon. Ob es nicht klüger geweſen wäre, noch damit zu warten, wird die Zukunft lehren. In der erſten Sitzung kam nichts zu ſtande, weil durch die Schuld des Redakteurs Tiedeböhl und wohl auch durch die der beiden Herren ſie im unbegründeten Vertrauen auf die obwaltende Stimmung die Unvorſichtigkeit begangen hatten, nicht alle Mitglieder durch

ſchriftliche Aufſätze zeitig genug von der Sache in Kenntnis zu ſetzen. Beſtändige Mitglieder ſind: meine Wenigkeit, als Vorſitzender, Suworoff, als früherer Generalgouverneur, Walujeff, als Miniſter der Domänen, Timaſcheff, als Miniſter des Innern, Potapoff, als Chef der Gendarmerie, Schuwaloff, von Sr. Majeſtät beſonders hinbeordert als früherer Generalgouverneur und Chef der Gendarmerie, obgleich gegenwärtig Botſchafter in London, Fürſt Bagration, der jetzige Generalgouverneur, der Miniſter der Volksaufklärung Graf Tolſtoy, Gaſt auf Wunſch Timaſcheffs, die Landesbevollmächtigten und Tiedeböhl als Vortragender. Dieſes Komité iſt eine Stiftung des Kaiſers Nikolai I. zur Entwicklung der Rechte des Bauerſtandes dem Adel gegenüber, ſeiner allmählichen Selbſtändigkeit, ſeiner Behörden, der Möglichkeit des Erwerbes von Land durch die Bauern und alles deſſen, was die agraren Verhältniſſe betrifft. Es exiſtierte vor mir nur ein Präſident, der hochgeachtete ſelige Graf Peter Pahlen, der alle Orden und Ehrenbezeugungen erhalten hatte, die man auf dieſer Erde von Menſchen erhalten kann; er genoß allgemeine Hochachtung von oben herab bis tief nach unten. Kaiſer Nikolai ſowohl wie auch Alexander liebten ihn und zeichneten ihn beſonders aus. Schon unter Katharina II. Gardeoffizier, unter Kaiſer Paul General, hat er Rußland und dem Kaiſerhauſe ſehr weſentliche Dienſte geleiſtet. Als er ſtarb, wurde ich vom Kaiſer Alexander aufgefordert, Präſident des Oſtſeekomités zu werden. Ich vermute, daß Walujeff, damals Miniſter des Innern, mich zu dieſem Poſten vorgeſchlagen hatte. Über dieſe Audienz habe ich früher berichtet.

Meine Unkenntnis der agraren Verhältniſſe wurde mir ausgeredet, und ich mußte das Präſidium in einer Sache übernehmen, die ich gar nicht kannte, und der ich nicht gewachſen bin. Dazu iſt die Stellung eine kompromittierende. Der Miniſter des Innern unterlegt dem Kaiſer, was das Komité beſchloſſen, nicht der Präſident desſelben; bei verſchiedenen Anſichten kann der Miniſter die Minoritätsanſichten zur Geltung bringen. Der Schriftführer, jetzt Geheimrat Tiedeböhl, ſteht gar nicht unter dem direkten Befehl des Präſidenten, — er iſt Beamter in der zweiten Abteilung der Kanzlei des Kaiſers und ſteht in den Oſtſeeangelegenheiten mehr unter dem Befehl des Miniſters des Innern. Er bezieht einen geringen Gehalt und die Ausgaben für die Kanzlei direkt aus den Oſtſeeprovinzen. Ich habe, als Präſident, gar nichts darüber zu beſtimmen und noch weniger die Mittel dazu. Die ganze Politik

und der einzig mögliche Gewinn liegt darin, daß der Minister des Innern, je nach Umständen, eine vorliegende Sache statt dem Reichsrate dem Ostseekomité übergeben kann. Das hängt aber ganz von ihm, seiner Auffassung und seinem guten Willen ab, und obgleich jeder Minister stets jünger als der Präsident gewesen ist, so bleibt dieser doch mehr oder weniger ganz von jenem abhängig. Freilich ergiebt sich im Ostseekomité leichter eine Majorität im Sinne der Provinzen als im Reichsrat, wo für diese höchstens ein Drittel Stimmen, zwei Drittel gegen sie sind.

Die zweite Sitzung führte zu einem für uns günstigen Beschluß. Es zeigte sich gegenseitiges Vertrauen, und hat uns Bagration diesmal Nutzen gebracht, was ich die Landesbevollmächtigten zu berücksichtigen bat. Der Minister des Innern sagte mir, es habe ihn verletzt, daß letztere ihm kein Vertrauen bewiesen und hinter seinem Rücken durch Schuwaloff beim Kaiser Dinge zu erlangen suchten, die von ihm abhängig seien. Ich erwiderte, das habe an Mangel von Vertrauen zu seinem Wohlwollen für die Provinzen gelegen, er habe dieses jetzt bewiesen, und es werde nun anders werden.

Nach der Sitzung sprach ich mich auch gegen Schuwaloff über meine kompromittierende Stellung aus und meinte, es sei Zeit, dieselbe aufzugeben. Mit großer Wärme sagte er mir: Um Gottes Willen, treten Sie nicht zurück, — damit wäre alles verloren; halten Sie noch aus, ich komme bald nach Petersburg zurück und übernehme Ihre Stellung.“ Darauf ging ich ein. Die Sicherheit, mit der er sich aussprach, dürfte auf das beste Verhältnis zum Kaiser hinweisen.

Gott gebe das!!

Den 9. und 10. April 1875. Ich bildete mir ein, mein Nachfolger in der Verwaltung der Reichsgestüte, Walujeff, werde nicht dieselbe Sorge haben, solche Ersparnisse zu machen, wie das zu meiner Zeit geschah, wo ich sehr darauf bedacht war; er aber schien gar nicht daran zu denken, wie mir einige der Beamten es selbst gesagt haben. Und siehe da, — dieselben Leute haben zu Ostern größere Gratifikationen erhalten, als es mir zu geben möglich war.

Aus meinem Samarakapital[1]) unterschrieb ich bedeutende

[1]) Zu seinem 50jährigen Dienstjubiläum erhielt Grünewaldt vom Kaiser einen bedeutenden Grundbesitz im Gouvernement Samara geschenkt. Er hat die

Summen für die ärmeren Beamten, Wittwen, Waisen, Schreiber und Stallknechte, — so auch in diesem Jahre, wo ich nicht mehr ihr Chef bin. Die Wittwen, die hier in Petersburg sind, kommen selbst, um mir zu danken. Dabei erkühnte sich mein Wassily, jetzt über vier Jahre mein Kammerdiener, zu sagen: „Die Weiber sind dankbarer als die Männer, sie bedauern Ihren Rücktritt, letztere sind froh, daß sie Sie los sind, und prahlen mit weniger Arbeit, weniger Anforderungen und mehr Freiheit.“ — Und doch hätte ich geglaubt, daß meine guten Absichten bei Aufrechthaltung der Führung, des Fleißes und der geordneten Arbeit nicht übersehen werden würden, wenn ich nebenbei aus eigenen Mitteln so bedeutende Summen hergab. Samara trägt jährlich 2000—3000 Rubel ein, die jährlich ohne Abzug meinen Untergebenen gegeben wurden, obgleich ich das Geld sehr gut selbst zu meiner Bequemlichkeit und Annehmlichkeit hätte brauchen können; denn ein einfacheres Leben wie ich hat wohl keiner meiner Vorgänger geführt . . . . . .

Sehr unerwartet bekam ich am Abend aus der ersten Abteilung der eigenen Kanzlei des Kaisers vom Staatssekretär Tanejeff die Mitteilung, Se. Majestät habe befohlen, ich solle unter dem Präsidium des Großfürsten Nikolai mit Baranoff und Potapoff über den Jahresbericht Walujeffs hinsichtlich der Reichsgestüte meine Meinung aussprechen. Es ist in der Ordnung, daß die Jahresberichte der Minister von Kommissionen, aus Mitgliedern des Reichsrats bestehend, alljährlich durchgesehen werden. Der Großfürst hat das vielemal gethan, und Walujeff war früher Mitglied dieser Kommission, als meine Jahresberichte besprochen wurden. Ich hatte nicht geglaubt, daß der Kaiser mich gleich im ersten Jahre in diese Kommission eintreten lassen werde. Walujeff glaubte es gewiß noch weniger, dem Großfürsten ist es gewiß sehr unlieb und mir selbst sehr unangenehm. Noch habe ich den Bericht nicht gelesen; sollten aber die bereits eingetretenen Veränderungen in der Verwaltung in demselben vorkommen, so kann ich meine Überzeugung nicht verheimlichen. Von mir soll ohne Veranlassung kein Wort der Mißbilligung kommen, und vielleicht hat Walujeff bei seiner Klugheit das auch zu vermeiden gesucht. Jedenfalls ist ja auch sehr vieles von meiner Wirksamkeit und dem von mir

---

Einkünfte aus diesem Lande niemals für sich verbraucht, sondern dieselben bis auf den letzten Groschen alljährlich unter die ärmsten Beamten seines Ressorts verteilt, inkl. Wittwen und Waisen dieser, auch unter die Stallknechte!

Eingeleiteten da, und werde ich jedenfalls sehr ruhig auftreten und nur dasjenige mündlich und schriftlich angreifen, was meines Erachtens der Pferdezucht im Reiche und in den Gestüten speciell Schaden bringen kann. Ich hoffte ganz beseitigt und vergessen zu sein, was in der That richtiger gewesen wäre, — aber wider Erwarten ist dem nicht so. Jedenfalls scheint mir, daß es ein neuer Beweis ist von Vertrauen und von Zufriedenheit des Kaisers mit meiner Administration, mich unmittelbar gleich in diese Kommission zu bringen. Dieses Vertrauen werde ich nicht mißbrauchen, mag meine offene Sprache auch zu gar nichts führen.

Osterfest 1875. Dieses teuerste aller Feste für jeden, der an Christum glaubt und in ihm seinen Erlöser erkennt und ihm angehören will, wurde wie immer in der Nacht um 12 Uhr im Winterpalais gefeiert. Der Reichsrat gratuliert Sr. Majestät als erste Behörde im Reich unmittelbar nach den kaiserlichen Brüdern und Söhnen. Dem Alter nach mußten Gortschakoff, Korff, Lütke und Tschewkin vor mir an Se. Majestät treten, um die drei kaiserlichen Küsse zu empfangen und zu erwidern. Sie fehlten alle vier, und ich war das älteste anwesende Mitglied des Reichsrates. Das mußte dem Kaiser wohl aufgefallen sein, denn er lächelte sehr freundlich, reichte mir die Hand, die er während der Küsse nicht losließ, und war in seiner Miene außerordentlich wohlwollend. Das erfreute mich in einem Grade, der wohl einen Tadel verdient. War es wirklich allein Verehrung und Liebe, die ich zu dem Monarchen fühle, oder beruhte dieses Gefühl nicht auf Eitelkeit und Stolz, mich vor so vielen Hunderten der Anwesenden ausgezeichnet zu sehen. Leider ist letzteres unbedingt viel mit im Spiel, denn seit einiger Zeit bemerke ich, wie besonders wohl mir die huldvolle Begegnung des Kaisers thut, was nie so der Fall war wie jetzt, wo ich gar keine Verantwortung trage.

Sehr unerwartet kam gestern der Befehl in betreff der Kommission wegen des Jahresberichtes, und in dem Gespräch darüber mit dem Direktor der Kanzlei erfuhr ich, daß in dem Berichte Gegenstände berührt sind, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann und darf; es gilt aber, dabei ruhig, billig, gerecht und gemäßigt zu sein, denn der Präsident, der Großfürst Nikolai, soll mit Walujeff ganz einverstanden sein. Das ist für mich ein Grund weniger zu schweigen. Der liebe Gott und Herr muß und wird mir beistehen und mir jene besonnene Ruhe geben, der ich so sehr bedarf, um klar und eingehend zu sprechen, besonders aber,

um Se. Kaiſ. Hoheit möglichſt zu ſchonen und nicht zu vergeſſen, daß er der Bruder meines Kaiſers iſt. Mein Freund iſt er ſchon lange nicht mehr, ſo freundlich er gegen mich thut.

24. April 1875. Abends um 8 Uhr waren wir in dieſer Angelegenheit zu Sr. Kaiſ. Hoheit beſchieden. Außer Walujeff waren mit mir Mitglieder der Kommiſſion Baranoff und Potapoff. Ich hatte unter acht Propoſitionen der Reform ſechs ſtark kritiſiert, eine belobt und eine des Beſprechens nicht für wert befunden. Nach jeder Propoſition von Walujeff wurde meine Erwiderung verleſen. Obgleich mir Walujeff geſagt hatte, er habe mit dem Großfürſten in betreff des Jahresberichtes nicht konferiert, erwies es ſich, daß genannte Propoſitionen von Se. Kaiſerl. Hoheit und nicht vom Conſeil kamen, wie ſchriftlich geſagt war. Ich verteidigte meine Anſicht mit großer Entſchiedenheit. Walujeff mußte damit heraus, es käme alles vom Großfürſten. Baranoff ſchwieg, Potapoff ſprach mit Sachkenntnis in meinem Sinn, und es kam zu einem Übereinkommen, bei dem die Anträge Sr. Kaiſerl. Hoheit nicht durchgingen, wohl aber einiges verſuchsweiſe eingeführt werden ſollte, um Se. Kaiſerl. Hoheit nach Möglichkeit zu ſchonen und Walujeff weniger zu kompromittieren. Das geſchah dennoch und konnte gar nicht vermieden werden. Ich weiß nicht, wie Walujeff heute denkt, und was er morgen ſagen wird, aber mit ſeiner Beredſamkeit kam er nicht vorwärts, denn er befand ſich auf einem ihm ganz unbekannten Terrain. Jedenfalls mußte es ihn verletzen, daß Se. Kaiſerl. Hoheit, die ihn zum Schreiben der betreffenden Propoſitionen veranlaßt hatte, ſelbſt ſchließlich ſehr nachgab. Walujeff ſagte laut, er habe aus meinen Erwiderungen wirklich viel gelernt. Das hätte er früher gekonnt, wenn er ſich mit mir beſprochen hätte, ſtatt ſich blindlings den Anſchauungen des Großfürſten anzuſchließen. Ich glaube ruhig und rückſichtsvoll geblieben zu ſein, aber innerlich war ich ſehr erregt.

Nachdem dieſe Kommiſſion mich durch fünfzehn Jahre belobt, kommt die jetzige Verwaltung mit Vorſchlägen, die das während meiner Zeit Geſchehene in Mißkredit bringen. Es iſt nur ein halbes Werk zu ſtande gekommen, das große Nachteile bringen wird. Wäre ich auf meiner Meinung allein beharrt, ſo hätte das den Kaiſer in große Verlegenheit gebracht. Ich habe nach Kräften geſteuert, aber weder der Bericht noch meine Anſicht kam in einen ſicheren Hafen . . . . .

August 1875. Nach einer Reise nach Marienbad und Wildbad kehrte der General auf einige Wochen in die estländische Heimat zum Besuche seiner Geschwister zurück und schreibt darüber u. a.:

Mein 20tägiger Aufenthalt im Kreise meiner Familie, d. h. meiner besten Freunde, hat wohlthätig auf Geist und Körper bei mir eingewirkt. Das wunderschöne Wetter begünstigte meinen Aufenthalt in hohem Grade; ich habe das schöne Landleben in vollen Zügen genossen. Meine lieben Geschwister und deren freundliche und liebevolle Kinder thaten aber die Hauptsache. Als ältestes Glied der Familie mit 78 Jahren behandelt man mich mit Rücksichten, die dem Herzen wohlthun, denn wir sind nun einmal eitle Menschen und ich namentlich ein durch Glück verzogenes Kind. Der vorwaltende christliche Sinn und der feste Glaube eines großen Teiles meiner nächsten Angehörigen geben ihrem Leben und Treiben eine Weihe, die Gleichgesinnte auf das freudigste berührt. Durch Gottes Gnade erfaßt dieser gläubige Sinn immer mehr und mehr die einzelnen Glieder dieser ausgebreiteten Familie, und auch im Zeitlichen half der Herr sichtlich. Es darbt niemand, viele aber haben über Bedarf; das wird aber auch im Herzen anerkannt mit Dank; mit Worten wird dieser Gegenstand nie berührt . . . . .

. . . . . .

November 1875, nach einem Besuch in Reval bei den Geschwistern: . . . . Meine Liebe für meine Geschwister ist aber mächtig groß und für diese Liebe verstehe ich dem Herrn zu danken . . . . . .

Januar 1876. Sehr unerwartet starb hier im Kreise seiner Familie im Hôtel de France unser Generalgouverneur Fürst Peter Bagration. Alle drei Landesbevollmächtigte waren abwesend; Maydell und Bock waren eben nach dem Jubiläum Suworoffs zurückgereist, Maydell war durch Familienverhältnisse, Bock durch die Sitzungen des Adelskonventes zurückgehalten; es war telegraphiert worden, aber die Herren kamen selbst aus Riga zu spät zur Beerdigung. Mein krankes Knie gestattete mir nicht, die sehr unbequeme Treppe im Hotel zu steigen. Der Kaiser kam, und es ist sehr bemerkt worden, daß alle Herren aus der Provinz fehlten. Es scheint festzustehen, daß die Ostseeprovinzen künftig keinen Generalgouverneur mehr haben sollen. Darauf dringt Timascheff, man sagt, auch Potapoff; auch Walujeff ist befragt worden, der

deshalb mit dem livländiſchen Landmarſchall Bock geſprochen haben ſoll. Dabei habe Walujeff betont: „Das Oſtſeekomité ſoll bleiben.“ Weshalb dieſes aufs Tapet gebracht wurde, iſt mir unbekannt; vielleicht bildete ſich Walujeff ein, mir damit Angenehmes geſagt zu haben, vielleicht fanden die Miniſter im Rat des Kaiſers, da die Provinzen den Generalgouverneur einzubüßen hatten, ſollte die Beibehaltung des Oſtſeekomités die Kränkung weniger fühlbar machen. Mir iſt damit gewiß kein Dienſt erwieſen, und diejenigen Perſonen, die die Verhältniſſe des Oſtſeekomités kennen, die Landesbevollmächtigten, werden in dieſem Schritte nie eine Gnade anerkennen, und das mit Recht. Um meinen beſten Willen den Herren Graf Keyſerling, Bock, Suworoff und Lieven mit der That zu beweiſen, fuhr ich am vorigen Sonntag zur kleinen Meſſe in das Winterpalais; ich hatte nebenbei den plauſiblen Grund, der Königin Olga, die ich ſeit ihrer Ankunft wegen der Krankheit der Schweſter nicht geſehen hatte, die Hand zu küſſen. Der Kaiſer konnte ja durch mein Erſcheinen bewogen werden, mir in der bewußten (Oſtſeekomité-)Angelegenheit ein paar Worte zu ſagen. Das geſchah aber nicht, obgleich Se. Majeſtät zweimal ſehr gnädig mich anzuſprechen geruhte. Das hatte ich richtig vorausgeſehen, that aber den Schritt, weil ich darum gebeten worden war. Wer die Verhältniſſe Sr. Majeſtät gegenüber kennt, der weiß, daß man unaufgefordert nicht ſprechen darf, um einer ſchwebenden Sache nicht zu ſchaden; Suworoff hatte einen Anlauf genommen und gar keine Antwort bekommen, und Wilhelm Lieven hatte nicht einmal einen Verſuch gemacht.

Im Reichsrat war Timaſcheff ſehr zuvorkommend, verlor aber ſonſt kein Wort über die Angelegenheit. Bei der Gräfin Tiefenhauſen fand ich Paul Schuwaloff, unſeren Kandidaten; er ſagte mir, daß er eventuell die Ernennung nicht abſchlagen werde, gefragt worden ſei er aber nicht.

W. Lieven, den ich heute beſuchte, ſagte mir, Timaſcheff ſpreche ſo, als ob es entſchieden ſei, daß kein Generalgouverneur ernannt werden ſoll; ich aber bezweifle bis jetzt, daß der Kaiſer das bewilligt hat, und hoffe immer noch auf eine unerwartete glückliche Wendung. Da erſchien plötzlich Eduard Maydell; Graf Al. Keyſerling, vom Landratskollegium beauftragt, war nach Paſtfer (Maydells Beſitz und Wohnort) gekommen und hatte Eduard gebeten, obſchon deſſen Frau im Wochenbette lag, augenblicklich nach Petersburg zu reiſen und dort nach Umſtänden zu handeln. Er kam,

hatte sich mit Bock und H. Keyserling — dem livländischen Landmarschall und dem kurländischen Landesbevollmächtigten — besprochen, war schon am Morgen sehr wohlwollend und gnädig vom Thronfolger empfangen worden, der ihm Interesse und Beistand verheißen und gesagt hatte: „Ich habe es vom Kaiser nicht gehört, daß kein neuer Generalgouverneur ernannt werden soll." Ich sage: Ein Generalgouverneur und gar kein Ostseekomité mehr, das jetzt nur eine Lächerlichkeit ist, oder aber kein Generalgouverneur, dann aber die Macht des Ostseekomités erweitern, ohne Bedingungen namhaft zu machen, die namentlich die Stellung des Ministers des Innern nicht beeinträchtigen dürfen, — sonst wäre das Gesuch ein böser Mißgriff. Der Herr unser Gott allein kann helfen.

Später. Eduard erfuhr aus dem Munde Timascheffs, in der Senatstypographie werde bereits der Allerhöchste Befehl gedruckt: kein Generalgouvernement!

Am Jubiläumstage der zweiten Abteilung der Kanzlei Sr. Majestät war im Lokal derselben Gottesdienst, zu dem auch ich eingeladen war. Der Kaiser sah mich sehr gut, und als sich später eine gute Gelegenheit darbot, mir die Hand zu reichen und ein paar Worte zu sagen, wendete er sich ab . . . . .

An diesem Tage erhielt Potapoff den Befehl, die Landesbevollmächtigten vorzuladen; das geschah am Dienstag. Was der Kaiser sagen konnte und würde, nachdem der Senatsukas schon gedruckt war, konnte jedermann voraussehen. Schöne Worte und Beteuerung von Wohlwollen, — denn kränken wollte er die Provinzen entschieden nicht. In einem schwachen Moment hat er Timascheffs Proposition nicht zurückgewiesen, sondern mit Walujeff und Potapoff besprochen, die jenem beitraten. Ich war früher noch bei Pahlen, dem Justizminister, gewesen, mit dem der Kaiser selbst von dieser Angelegenheit zu sprechen angefangen hatte, sichtlich unangenehm berührt, den schnell gethanen, unüberlegten Schritt im Herzen bereuend. Pahlen hat die Befürchtung unterlegt, daß die kirchlichen Wirren von neuem angeregt werden könnten, denn der Bischof stehe jetzt frei und ungebunden da, während er früher durch die Macht des Generalgouverneurs beschränkt gewesen sei.

5. März 1876. Nur für meine drei lebenden Geschwister könnten meine Erinnerungen von Wert sein, denn die Geschwister sind voll Nachsicht und Liebe und zu einer Zeit geboren, deren Ansichten von den jetzigen vielfach abweichen. Ich wollte, daß

meine Geſchwiſter wüßten, was ich geweſen bin, — ich wollte durchweg ſtreng wahr ſein; meinem Bewußtſein nach bin ich es geweſen, aber der Menſch kennt ſich ſelbſt am wenigſten. . .

Meine Abſicht war, mich nirgends beſſer erſcheinen zu laſſen, als ich es thatſächlich geweſen bin; nirgends das Mangelhafte, das Thörichte zu verſchweigen, ſoweit ich im ſtande war, es zu erkennen. Es ſollte mir auch ſelbſt eine nützliche, anregende Beſchäftigung ſein, dieſe Erinnerungen niederzuſchreiben. Wohl erſt nach meinem Tode kommen dieſe Blätter in die Hände meiner Familie, vorzüglich in die meiner Neffen und Nichten, denn möglicherweiſe werden meine Brüder und meine Schweſter mich nicht überleben. Dieſer Gedanke ruht ſchwer auf meinem Herzen. Wenn ich einen Wunſch ausſprechen darf, ſo wäre es der, der Herr möge mich, den Älteſten, vorwegnehmen, und dennoch iſt das Leben, ungeachtet körperlicher Leiden, mir lieb und teuer . . . .

Es ſind jetzt faſt zwei Jahre, daß ich meinen wichtigen Poſten und eine große Thätigkeit aufgegeben habe. Es iſt mir das von vielen verdacht worden; meine Bequemlichkeit war gewiß nicht der Grund für dieſes Aufgeben, wohl aber vielleicht mein Charakter, der die in den letzten Jahren mir gewordenen Störungen zu ertragen ſchwer machte; jedoch muß ich auch gegen mich ſelbſt nicht ungerecht ſein. Meine Kräfte und meine frühere Energie, die überall notwendig ſind, nahmen ſchnell ab. Meine Eitelkeit erlaubte mir nicht, in einer Stellung zu bleiben, in der friſche Kräfte notwendig ſind; man könnte glauben, ich klebe an meiner Stellung um meiner ſelbſt willen. Sehr merkwürdig iſt es, daß meine Feinde mir jetzt gar nicht mehr feindlich gegenüberſtehen, wohl aber ſeit meinem Rücktritt in Mißkredit geraten ſind. Stolz bin ich darauf gewiß nicht, aber leider iſt mir dieſe Genugthuung doch recht lieb. Wenn ich meine frühere Beſchäftigung auch ſehr oft vermiſſe, ſo geſchieht dies einzig aus Liebe, die ich für meine Untergebenen und die ſchönen Pferde noch immer habe. Ich hege noch immer die Überzeugung, daß mein Rücktritt zeitgemäß geſchehen iſt. Mich hätten noch viele Unannehmlichkeiten ſchmerzlich berühren können dem gemäß, was ſeitdem geſchehen iſt. Ich bin auch ſo weit gekommen, die neuen Mißgriffe, welche in meinem früheren Reſſort geſchehen ſind, nur zu bedauern, und kenne gottlob keine Schadenfreude.

Bin ich aber jetzt zufrieden? Fehlt mir nichts? Es fehlt mir das Gefühl, etwas Nützliches ſchaffen zu können; es fehlt mir

auch die oft so schwere Verantwortlichkeit. Ich fühle, daß ich unbeschäftigt nichts Ordentliches treibe und im Ansehen den Menschen gegenüber nicht mehr die frühere Stellung habe. Ich vermisse dabei wenig, aber das nutzlose Leben befriedigt mich nicht. Wenn dabei irgend jemand eine Schuld haben sollte, so trifft dieselbe entschieden nur mich allein. Ich hätte noch ein oder anderthalb Jahre ausharren können, ohne besonderen Anstoß zu geben, — jedoch glaube ich noch immer entschieden richtig gehandelt zu haben.

Das Lesen der Papiere aus dem Reichsrat, die uns am Mittwoch zugehen, und über welche erst am folgenden Montag verhandelt wird, nimmt wenig Zeit in Anspruch. Im Plenum stimmen die Mitglieder gewöhnlich mit dem Urteil des vorberatenden Departements, dessen Ansicht bei der Erfahrung und Sachkenntnis seiner Glieder für uns Laien maßgebend ist. Nur selten ist das Plenum nicht einverstanden, und dann ist allerdings die Spannung groß, wenn die Opponenten ihre verschiedenen Auffassungen beleuchten. Das sogenannte Ostseekomité bringt selten eine Arbeit mit sich, und sein Untergang wird stündlich erwartet . . . . .

14. März 1876. Eduard kam sehr unerwartet aus Reval. Er versicherte mich, daß meine Absicht mit dem kleinen Square auf dem Domplatz allgemeine Anerkennung gefunden habe, und ich werde selbst mein Kapital angreifen, um das zu rechtfertigen. Bewohnte nicht Schwester Julie das Meyendorffsche Haus am Domplatz, so hätte ich nie daran gedacht, den Square anlegen zu lassen[1]).

Bock und Eduard wollen versuchen, zu erfahren, was im Ministerium des Innern ausgearbeitet wird, um die Stellung eines

---

[1]) Um seiner kranken Schwester Julie von Maydell eine Freude zu bereiten, ließ Grünewaldt einen geräumigen, gepflasterten Platz auf dem Dom, an welchem die Schwester wohnte, nach eingeholter Einwilligung der Stadtverwaltung in einen hübschen, kleinen Park auf seine Kosten umwandeln, welcher dem Publikum zur Benutzung offen stand und der Stadt zur Zierde gereichte. Er trug den Namen „Der Grünewaldtsche Square". Zu Zeiten des Gouverneurs Schachoffskoy wurde dieser Garten zerstört, mehrere anliegende Privathäuser expropriiert und niedergerissen, um auf dem Platze eine orthodoxe Kathedrale aufzurichten, obschon dazu von der Stadt andere und zweckmäßigere Plätze angeboten wurden. Das gußeiserne Gitter, welches den Garten umgab, an dem sich das Wappen der Familie Grünewaldt befindet, ward von dieser der Revaler Domkirche geschenkt und umfriedet jetzt diese mit ihrer nächsten Umgebung.

Generalgouverneurs ganz zu erledigen. B. leitet die Kommission; weder Tideböhl noch ich sind hinzugezogen; auch sind wir in der Sache nicht befragt worden. Obgleich ich von vielen meiner Landsleute für russifiziert gehalten werde, so nehme ich mir das viel mehr zu Herzen, als jene das thun, die mich so falsch beurteilen . . . . .

Ungern will ich etwas über mein Vermögen sagen; ohne Hintergedanken und gewiß ohne Eitelkeit soll auch gesagt werden, wie ich mein wohlerworbenes Vermögen verwenden werde. Es kann das vielleicht ein Beispiel für diejenigen Mitglieder späterer Generationen werden, die in der Lage sein könnten, demselben zu folgen.

Mein Vermögen wuchs durch die Gnade des Kaisers Nikolai I. und seines Nachfolgers, des jetzt regierenden Kaisers Alexander II. . . . Mir wurden wiederholt größere Schenkungen (sogen. Arrenden) verliehen und zu meinem 50jährigen Offiziersjubiläum 6490 Dessätinen Land im Samaraschen Gouvernement. Während ich Regimentskommandeur war, verbrauchte ich die Zinsen meines Vermögens nicht . . . . Seit 1859 war mein Gehalt mit der Amtswohnung so bedeutend, daß ich auch dann die Einkünfte meines ererbten und erworbenen Vermögens nicht verbrauchte. So wurde mein Vermögen erworben, das jetzt nicht unbedeutend ist. Das bewog mich, auf Anraten meines Bruders Alexander, ein von Grünewaldtsches Familienlegat zu stiften . . Die Statuten sind von einem Advokaten redigiert und im Oberlandgericht bestätigt und deponiert . . . . . .

Nur ungern schreibe ich nieder, was ich habe für andere verwenden können. Die Einkünfte von dem Grundbesitz in Samara sind während 10 Jahren laut mündlichem, geheimgehaltenem Versprechen dem Kanzleidirektor J. gegenüber alljährlich den ärmeren Beamten wie auch den Wittwen derselben gegeben und für die Schule ihrer Kinder verausgabt worden.

Die Zinsen von meinem Gelde in Estland beziehe ich seit mehreren Jahren nicht mehr. Aus meinen Büchern ergiebt sich, daß ich von 1850—1876 an Unterstützungen, hauptsächlich an der Hilfe bedürftige Verwandte ca. 100000 Rubel verausgabt habe. Daß ich das habe thun können, gereicht mir in meinem öden, im ganzen freudlosen Leben zur größten Freude. Gott ist mein Zeuge, wie dankbar ich bin, daß er mir die Freudigkeit und die Mittel dazu gab. Ihm allein sei Preis und Lob!

Allerdings habe ich nie ganz meinem Stande gemäß gelebt, was mir vielfach verdacht wurde. Wenn aber die Menschen gewußt hätten, wo das Geld blieb, so hätten sie anders geurteilt. Den Eltern sei es gedankt, die mich nicht verwöhnt haben, und meiner angeborenen und anerzogenen Ordnungsliebe. Viele halten mich für geizig. Dieses Wort paßt allerdings in betreff meiner persönlichen Ausgaben und für das Haus, obgleich meine Dienstboten sehr gut verpflegt und bezahlt sind. Aber ich entbehre wenig und habe stets die größte Freude daran, manches thun zu können für andere, ohne mich besonders einzuschränken. Auf meine Kniee möchte ich fallen und meinem Gott danken, daß Er mich leitete, und mich die Freude kennen lehrte, zu helfen, wo Not war, — daß Er mich nie bereuen ließ, mancherlei nicht mitgemacht zu haben, was andere erfreute, daß es mir stets die größte Genugthuung gewährte, wenn ich so reichen Dank von den Meinigen einerntete. Gott sieht mein Herz, und auch die Toten wissen, daß ich wahr gewesen und noch bin . . . . . .

Ich komme mir so unnütz vor und fühle, daß ich, meine frühere Stellung entbehrend, auch nicht mehr das früheren Ansehen besitze. . . . . Bin ich unwohl und hinke mit einem oder an zwei Stöcken, dann freue ich mich wie ein Kind, daß nichts durch meine Gebrechlichkeit vernachlässigt wird, — fühle ich mich aber gesund, dann entbehre ich die Beschäftigung. Das ist aber ganz in der Ordnung der Dinge und der Wille des Herrn . . . . . .

Graf Schuwaloff erwiderte heute am 29. März meinen Besuch. Der Kaiser hat nicht mit ihm über die Aufhebung des Generalgouvernements der Provinzen gesprochen. Schuwaloff bedauert diesen Schritt und findet mit mir und mit dem Wunsche des ganzen Reiches, daß ein Zusammenfassen aller Gouvernements in Generalgouvernements eine Wohlthat für das Land wäre. Die jetzige Centralisation kann nicht bestehen bleiben. Die neuen Gouverneure der baltischen Provinzen sind ganz unbedeutende Persönlichkeiten, die der Minister des Innern kaum ansieht, geschweige denn mit ihnen über die Lage der Provinzen spricht. Schuwaloff meint, daß bei einem einsichtsvollen, erfahrenen Minister des Innern es besser sei, gar keinen Generalgouverneur zu haben, im anderen Falle sei ein guter Beamter auf dem hohen Posten eine Notwendigkeit. . . . . Schuwaloff bat mich dringend, meine Stellung als Präsident des Ostseekomités nicht niederzulegen. Schon das Bewußtsein, daß ein solches bestehe, sei für die Provinzen eine große

Beruhigung. Mir bliebe immer die Macht, bei unſeren Verhandlungen und etwaigen Vorſchlägen den Miniſter zu fragen: „ſind die Provinzen befragt?“ und die Landesbevollmächtigten zu den Sitzungen einzuverlangen. Mein Entſchluß war lange gefaßt, mich von meinem Poſten nicht wegzubitten, wenn Schuwaloff mir ſeine Garantie geben könne, daß er mich erſetzen werde. Die Stellung des Präſidenten kann aufgehoben werden, aber, wie die Sachen jetzt ſtehen, muß ich ausharren, obzwar es ein großes Opfer iſt . . . . . .

Mai 1876. Ich war vier Tage in Reval . . . . In Gegenwart der Brüder und Eduards habe ich meinen letzten Willen vorgeleſen und noch einige Beſtimmungen zu dem Legat hinzugefügt. Der Garten auf dem Domplatz vor Juliens Fenſtern iſt ſehr angenehm und findet allgemein den Beifall des Publikums. Die Idee war eine glückliche; die Koſten ſind bedeutend, aber der Nutzen augenſcheinlich. Mir wurde diesmal noch mehr Liebe zu teil als früher, wohl weil mein Alter ein baldiges Ende mit ſich bringen dürfte. Ich erlebe heute am 12. Mai meinen 80. Geburtstag, d. h. ich beendige mein 79. Lebensjahr.

Im Orient ſieht es bedenklich aus . . . . . Die drei Kaiſer ſind noch eng verbunden, die Zuſammenkunft der drei Kanzler in Berlin war eine ſehr befriedigende. Gortſchakoff ſcheint ſtatt Andraſſy jetzt der Spitzführer geworden zu ſein. Aber unſere Slaven finden auch ihn ſchwach und nachgiebig. Der General Tſchernajeff, ein verbiſſener Slave, iſt in Serbien erſchienen und ſcheint daſelbſt eine wichtige Stellung einzunehmen. Man kann vorausſehen, daß er die Veranlaſſung ſein wird, daß Serbien ungeachtet der entſchiedenen Abmachung und Warnung ganz Europas, ausgenommen Englands, zu den Waffen greifen und ſelbſt die Türkei angreifen dürfte. Die Lage iſt ungemein ſchwierig . . . . .

England macht ſich mauſig, und der Moment iſt gut gewählt; Frieden will Europa und unſer Kaiſer zunächſt; ſelbſt eine kleine Kränkung wird er ertragen; das wird ſpäter ſeinen Ruhm in den Augen der Nachwelt noch vergrößern, denn er iſt groß in ſeinem Beharren an dem Dreikaiſerbund, ungeachtet der Preſſion im eigenen Reich, und ſein feſter Wille erhielt bis jetzt den Frieden in Europa trotz England . . . . .

Bei meiner Heimkehr (Grünewaldt hatte im Sommer 1876 eine Reiſe in die deutſchen Bäder gemacht) war ich ganz erſtaunt über die lebendige Teilnahme für Serbien in Rußland. Das nach

Hunderttausenden gezahlte Geld für den Kriegsbedarf und für die Verwundeten, die vielen Tausende von Männern, die sich unter die serbischen Fahnen reihen, der Enthusiasmus für einen Tschernajeff ist ein mehr als gewöhnlicher Beweis für die Teilnahme. Was wollen diese Enthusiasten, und wer sind sie? Auch sie wollen ein Slavenreich, konstitutionelle Monarchie oder eine Republik, also wahrscheinlich eine Trennung von Großrußland. Es sind die Unzufriedenen, die Brotlosen, die Unruhigen. Trepoff sagt: „die Roten, die lange nicht für Rußland schwärmen, sondern ihre Hintergedanken für sich selbst haben". Sehr schwer, unendlich schwer ist die Lage für unseren Kaiser!! Die Mehrzahl der Journale dringt auf einen Krieg mit Österreich. Wird der Kaiser dieser Pression Widerstand leisten? Wenn diese serbische Armee sich die Stimme des ganzen Landes aneignet, weil es sagt, ganz Serbien stehe unter dessen Fahne, so dürfte Tschernajeff seine Hand im Spiele haben, er selbst den Aufruf, Milan zum König zu machen, angefacht haben. Ihm kann nur um Fortsetzung des Krieges zu thun sein: das ist seine Existenz.

Der General sah richtig die neuen Verwicklungen voraus. Mir scheint, daß diese seine Intrigue Rußland nicht gefallen dürfte, daß der Enthusiasmus sich legen kann und die Wohlgesinnten sich entschiedener aussprechen werden. Es sind über 5000 Russen in der serbischen Armee; nur einzelne fechten in gutem Glauben an die Befreiung der Christen, — die Mehrzahl, weil sie nichts zu verlieren hat, steht zu denen, die ein von Rußland getrenntes großes Slavenreich stiften wollen. Zu diesen gehört ein Teil Österreicher, und das erschwert die Lage des Kaisers Franz Joseph und erleichtert die des Kaisers Alexander um gar nichts.

Die Konferenz der sechs Mächte, Rußland, Deutschland, Frankreich, England, Italien und die Türkei, hat zu keinem Verständnis geführt. Anstatt auf die Forderungen der Großmächte einzugehen, gab die Türkei eine Konstitution, die den Christen scheinbar mehr darbot, als die Mächte verlangten. Es war mehr Spott als Thatsache, in diesem Augenblick dem rohen, uncivilisierten Volke eine Verfassung zu geben, die es gar nicht verstehen, geschweige denn befolgen konnte. Die Mächte zogen die Bevollmächtigten zurück. Die Türkei verletzte dieselben auf das gröblichste, indem sie, auf Englands Schutz, im geheimen von Lord Elliot versprochen, rechnend, alles zurückwies und selbst den officiellen Worten des Lord Salisbury keinen Glauben schenkte. Nichtsdestoweniger wurden diese

unglücklichen Konferenzsitzungen in London fortgesetzt. Dies geschah durch die beglaubigten Bevollmächtigten und nicht durch die Herren in Konstantinopel. Ignatieff machte eine Reise nach Berlin, Paris, London und Wien, gelangte jedoch zu keinem Resultat. Es wurden Noten gewechselt, bis endlich England nachgab und die Konferenzartikel, dieselben wie die früheren in Konstantinopel, unterschrieb, und man durfte erwarten, daß die Türkei schließlich mit unterzeichnen werde. Dem war aber nicht so; die Türkei antwortete gekränkt und grob, und nun mußte Rußland sein Wort, das unvorsichtigerweise in Moskau öffentlich vom Kaiser ausgesprochen war, einlösen.

Der Kaiser reiste nach Kischineff, besichtigte die aktive Armee, erließ am 12. April ein Manifest und am 13. rückten die Truppen in Rumänien ein, mit dem eine Konvention abgeschlossen war. Das kam England so unerwartet und ungelegen, daß die Stimmen für Rußland schwächer wurden, Gladstone kämpfte fort, jedoch mit sinkenden Kräften, das Ministerium Disraeli-Derby befestigte sich immer mehr und mehr, und das frühere Mißtrauen gegen Rußland lebte wieder auf. England erließ ein Cirkular, in welchem es sich von den Konferenzen lossagte, freilich sich neutral erklärte, jedoch sich freie Hand vorbehielt, um je nach Umständen zu handeln, d. h. „sind die Russen siegreich, so schicken wir der Türkei Truppen zu Hilfe". England rüstet die Landtruppen, und die Flotte nimmt feindliche Stellungen ein. England hat bereits einen neuen Bevollmächtigten nach Konstantinopel geschickt, Lord Layard, man sagt, mit friedlichen Gesinnungen. Frankreich und Italien werden diesem Beispiele folgen, und Deutschland hat bereits den Fürsten Reuß, den früheren hiesigen Botschafter, nach Konstantinopel gesandt. Diese Thatsache wird sehr verschieden aufgefaßt. Reuß übernimmt den Schutz der russischen Unterthanen in der Türkei; er bezieht das Hotel der russischen Gesandtschaft, weil das deutsche nicht im stande ist. Ich denke, daß Deutschland die Rolle des Vermittlers spielen will und auch wird. Es steigt im Ansehen und kann im Falle, daß unsere Truppen keine eklatanten Siege erringen, von großem Nutzen werden, — im anderen Falle England die Zähne zeigen.

In diese Zeit fällt das Abschiedsgesuch Bismarcks, der, statt ganz fortzugehen, dennoch Kanzler bleibt. Was bewog diesen großen Mann zu einem so unerwarteten Schritt? War er der Politik des Kaisers Wilhelm im Sinne Rußlands nicht ergeben? Waren es die ungünstigen Abstimmungen der Majorität im Reichstage?

Ganz Europa war aufgeregt; Deutschland bedauerte ganz allgemein diesen Schritt, selbst die feindlichen Fraktionen waren bestürzt. Deutschland konnte diesen Mann in diesem Augenblick nicht entbehren. Frankreich war glücklich, Italien schmollte, Österreich und England konnten die Sache nicht begreifen und Rußland wurde besorgt.

Kaiser Wilhelm hatte in margine der Bittschrift eigenhändig geschrieben: Niemals!

Bismarck bleibt und nahm nur einen längeren Urlaub. Unterdes war Kaiser Wilhelm in Elsaß-Lothringen gewesen und hatte dort einen Empfang gefunden, mit dem Se. Majestät und auch Bismarck sehr zufrieden sein können. Dieser erste Besuch des Kaisers ist von Bedeutung und gewiß der erste Schritt zu einer Aussöhnung, was auch für Europa Aussicht auf einen längeren Frieden geben würde. Gott gebe es!

Der Zustand unserer vortrefflichen Armee soll ein ganz vorzüglicher sein. Der Kaiser wurde enthusiastisch empfangen überall, wo er erschien. Die Opferfreudigkeit im ganzen weiten Reich ist eine bewundernswerte und wohl ein Beweis des noch gesunden Kernes im Volke, der Liebe zum Vaterlande, des Ehrgefühles in einem großen, wichtigen Staate und des Vertrauens zu dessen Herrscher. Moskau und Petersburg gaben Millionen, Private zu vielen Tausenden; jedermann trägt sein Scherflein bei. Dem roten Kreuz werden ungeheure Summen gespendet, alle Damen nähen Wäsche und Verbandzeug, Diakonissen melden sich im Überfluß, Ärzte, Apotheker, Studenten bieten ihre Dienste an! So etwas hat Rußland früher noch nicht erlebt. Es liegt in diesen Opfern eine Willenskraft und Freudigkeit beim Wirken, die, richtig benutzt, Rußland eine große Zukunft verspricht.

Auch unsere Ostseeprovinzen, deren Bevollmächtigte Maydell, Bock und Keyserling sich mit dem Kurator Saburoff verständigt, verbanden sich, um bedeutende Opfer zu bringen, zu denen auch die 1000 Rubel gehören, die ich Eduard eingehändigt habe."

Bis hierher sind die eigenhändigen Aufzeichnungen des Generals M. von Grünewaldt mit einzelnen Auslassungen wörtlich wiedergegeben. Er hat dieselben noch weiter geführt, und mit warmem Interesse beschreibt er den weiteren Gang der kriegerischen Ereignisse an der Donau, immer voll Bewunderung für den Heldenmut der russischen Truppen, und hier und da einen Tadel der Kriegführung, auf dem europäischen Kriegsschauplatz sowohl wie auf dem

asiatischen, einflechtend, wie auch vielfach, wo er in Estland mit seinen Verwandten zusammengekommen war, diesen Worte warmer Liebe und Anerkennung widmend. Besonders verweilt er bei den blutigen Vorgängen vor Plewna und auf dem Schipkapaß, und die letzten Zeilen, welche von seiner Hand uns hinterlassen sind, lauten:

„Vor Plewna haben wir wohl über 50000 Mann, wie viel beim Thronfolger, ist mir unbekannt; in Schipka müssen die Truppen ebenfalls stark eingeschmolzen sein, so daß die Überzahl eher bei den Türken als bei uns zu suchen ist. In Schipka stürmen die Türken, vor Plewna wir. Die Brücken über die Donau sollen beendigt sein, die Garde, gegen 30000 Mann, kommt wohl noch zu rechter Zeit.

Gott der Herr, der jedermann leitet, auch unseren Kaiser, gewiß aber auch den Sultan, unsere brave Armee, aber auch die heroischen türkischen Kämpfer, kann allein den Ausschlag geben. Auch die Türken sind Menschen. Ihr Allah ist unser Gott, aber in Jesu Blut stellen wir unsere Hoffnung, und das Gebet zu ihm wird uns günstig sein."

Krankheit, Tod und Beerdigung.

Alexander von Grünewaldt schreibt in der eingangs dieses Abschnittes erwähnten Einleitung zu den Memoiren noch folgende Worte:

„Die Schilderung der Krankheit, des Todes und der Beerdigung meines teuren Bruders stammt aus der Feder seiner Schwestertochter Anette von Heynitz, geb. von Maydell, seiner treuen Pflegerin in seiner letzten Krankheit. Wir alle, Brüder, Neffen, Nichten des Verstorbenen, danken ihr nicht allein für die treue, aufopfernde Liebe, mit der sie den alten Onkel in seiner letzten Krankheit gepflegt und ihm die Augen zugedrückt hat, — wir danken ihr auch für die warme Liebe, mit der sie die letzten Gespräche und Worte des Verstorbenen ihrem Gedächtnisse eingeprägt und sie in treuer Wiedergabe unserer ganzen Familie erhalten hat."

Hier schließen die eigenhändigen Aufzeichnungen des Onkels, und, da die Familie mir das Vertrauen geschenkt hat, Einsicht zu nehmen von diesen Blättern, so füge ich denselben noch hinzu, was ich in den letzten Monaten an der Seite des teuren, jetzt selig

vollendeten Onkels erlebt habe. Es war seine Absicht gewesen, sich über die Ereignisse des Krieges noch weiter auszusprechen und namentlich die Einnahme von Kars und den Fall von Plewna noch in seiner Biographie zu erwähnen, und damit wollte er seine Aufzeichnungen zunächst schließen. Aber der Onkel fühlte sich zu krank und schwach, der innere Antrieb zum Schreiben fehlte, und meine Bitten blieben unberücksichtigt. Erwähnen aber möchte ich es, daß des Onkels Freude groß war, als uns die Nachricht erreichte, daß Kars mit Sturm von unseren braven Truppen genommen war. Der Fall von Plewna ließ lange auf sich warten, als aber endlich am 28. November uns die frohe Nachricht überbracht wurde, daß Osman Pascha sich ergeben, so erhielt der Kurier, der das Telegramm einhändigte, 10 Rubel, und der Onkel brach in ein lautes Dankgebet aus: „Herr mein Gott," sprach er, „ich danke dir mit freudigem Herzen, daß du die Ehre meines Kaisers, die Ehre meines Vaterlandes und die Ehre der braven Truppen vor ganz Europa gerettet hast." Der alte Soldat hatte schwer gelitten während der Niederlagen, die wir auf dem Kriegsschauplatz erfahren, und sein militärischer Geist fühlte sich nun wieder gehoben. Die späteren Erfolge und glänzenden Waffenthaten unserer Truppen erfreuten ihn sichtlich und trugen auch bei zu seinem leiblichen Wohlsein. Seinem Bruder Otto schrieb er in jenen Tagen: „Der frohen Botschaft über den Fall von Plewna habe ich es zu danken, daß das Fieber drei Tage ausgeblieben."

Ich komme nun auf die letzten Lebenstage des Onkels. Es ist wunderbar, daß, während er in seinen Mitteilungen stets der Gegenwart Erwähnung that, dieses während der letzten 6—9 Monate nicht mehr geschehen ist. Entweder nahm die Politik das Herz des Soldaten so sehr in Anspruch, daß das Privatleben dagegen zurücktrat, oder aber es war Zartgefühl, daß er mit seinem Urteil zurückhielt über die in Katharinenthal gewonnenen Eindrücke. Ich möchte fast das letztere glauben. Der geliebte Onkel hatte es ausgesprochen, wie er bei seinem hohen Alter das Ausland nicht wieder besuchen wolle, wie es durch eine Reihe von Jahren im Sommer immer geschehen war. Auf diese Äußerung sich beziehend, forderte ihn meine Mutter auf, den Sommer mit uns in Onkel Ottos Nähe in Katharinenthal zuzubringen. Er ging bereitwillig auf diesen Vorschlag ein, mietete das schöne Rotermannsche Höfchen am Meer zur gemeinschaftlichen Benutzung, und nachdem wir Ende Mai uns dort eingerichtet, folgte er uns am 3. Juni dorthin. Es

war ein reiches, ſchönes Beiſammenſein, das entſchieden die Herzen der Geſchwiſter einander näher gebracht, — wenigſtens hat es meine Mutter öfter ausgeſprochen, wie ſie den Bruder durch dieſes Beiſammenſein erſt recht kennen und lieben gelernt habe. Und ich denke, Onkel Otto und Tante Julie, mit denen wir uns zwei- bis dreimal täglich beſuchten, denken ebenſo.

Am 5. September verließ uns der Onkel. Der Abſchied war ſehr bewegt und er ſchon unwohl, — vielleicht die Folge eines Sturzes mit ſeinem Pferde. Doch hielt er ſich noch aufrecht, freute ſich in Petersburg der eigenen Häuslichkeit und beſuchte die alten Freunde. Am 17. September erkrankte der Onkel mit einem Schüttelfroſt. Dr. Otto (Grünewaldt) und ſein Hausarzt Meier behandelten ihn und ſuchten das Übel in der entzündlich affizierten Lunge. Der Onkel hütete mehrere Tage das Bett und ſchrieb mir dann, wie es ihm bereits etwas beſſer ging. Am 3. Oktober erhielt ich einen zweiten Brief, in welchem er ausſprach, ſeine Krankheit ſei nicht gebrochen, er fühle ſich ſehr allein, ſei geiſtig und moraliſch gedrückt, fühle die Abnahme ſeiner phyſiſchen Kräfte und ſehne ſich nach Troſt und Stärkung; ſchließlich bat er um mein Kommen. Der Brief war ſo abgefaßt, daß es uns im Augenblick klar war, was wir zu thun hatten. Ich packte meine Sachen, und am Morgen des 5. Oktober war ich in Petersburg. Der Onkel hütete das Bett, ich wurde an dieſes geführt und fühlte ſeine Freude über mein Erſcheinen. Am nämlichen Morgen wurde ein dritter Arzt hinzugezogen, der ganz mit Otto und Meier übereinſtimmte. Der Onkel faßte ſein Unwohlſein ſehr ernſt auf, glaubte ſein Ende gekommen und führte mich in alle ſeine Geſchäfte ein. Es war eine reiche, mir unvergeßliche Zeit, die ich nun in Petersburg verleben durfte. Ich erfuhr eine Liebe, wie nur wenige Menſchen ſie zu äußern verſtehen, wie ſie aber das innerſte Herz bewegt und erwärmt. Oft fragte ich mich, wie der Onkel mit ſeinem regen Bedürfnis nach Mitteilung das lange Alleinſein wohl ausgehalten? Später, nachdem ich ſeine ſchriftlichen Mitteilungen kennen gelernt, ſagte ich mir, damit iſt es erklärt, daß er alle ſeine Gedanken und die Reſultate ſeiner feinen Beobachtungen ſtets zu Papier gebracht. Aber darum enthalten auch dieſe ſeine Erinnerungen, wie er ſie nennt, Bemerkungen und Urteile, die ſich nicht für die allgemeine Mitteilung eignen und durchaus aus dieſen Blättern ausgeſchieden werden mußten, — eine Arbeit, der ich mich auf den Wunſch der beiden Onkel gern unterzogen habe. Iſt aber

manche freundliche Äußerung über mich stehen geblieben und mehrere entschieden zu günstige Urteile über den Geist im Hause meiner Mutter, so geschah es, weil es mir nicht zukam, die freundliche Gesinnung des Onkels zu meistern. Auch gelten uns diese Äußerungen nur als ein Beweis dafür, wie das warm angeregte Gefühl des Onkels sein sonst nüchternes Urteil getrübt und ihn die Personen und Dinge in einem zu idealen Lichte erblicken ließ."

Diese Gesinnung spricht auch beifolgender Brief vom 6. September an seine Schwester Julie aus:

„Geliebte Schwester. Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß meine Gedanken nur bei Euch sind. Ich hoffe, daß mein Leben bei Euch wohlthätig auf Religion und Charakter bei mir eingewirkt hat. Ihr habt mich überreich mit Liebe überschüttet. Euer Zuvorkommen, Eure wohlwollende Rücksicht für mich, alles mir recht und lieb zu machen, waren rührend, und man müßte von Stein sein, erkennte man das nicht an. Ich habe das alles in großem Maße erfahren und reichlich genossen. Immer wieder nur danken möchte ich, nichts wie danken. Dieser längere Aufenthalt bei Dir und Bruder Otto bleibt mir unvergeßlich. Der Verkehr mit Euch macht demütig und bekräftigt das bessere Wollen. So hoffe ich denn zum Herrn Jesus und zu seinem Vater im Himmel und auf Erden, daß das Bessere, bei Euch erworben, nicht unfruchtbar bleiben wird. Dazu möge Er die Möglichkeit geben, aber auch mir die Kraft, Ihn darum zu bitten. Im Gebet liegt die Kraft des Erlangens, aber es muß demütig, innig und aus der tiefsten Falte des Herzens kommen. Vereinige Du mit Deinen Töchtern Dich im Gebet zu meinem Heil. Schwester Alexandra that es stets. Ich hatte gestern im Waggon viel Zeit, an Dich zu denken. Meine Uhr nannte mir die Stunden, wie Du sie verlebtest. Nach dem Frühstück kamen Gäste. Um 4 Uhr versammelten sich zwei Brüder um die Schwester zu ihrem 78. Geburtstage. Aber der dritte war nicht vergessen, — das sagte ihm sein Herz. Auch Thränen hast Du geweint! ich schäme mich der meinigen nicht. Beim Abschied warst Du tief ergriffen, auch die lieben Töchter waren es. Das thut in der Einnerung mehr wohl, als im Moment. Gott lohne es Dir und Deinen lieben, vortrefflichen Töchtern. Dein Plaid leistete vortreffliche Dienste, er hielt meine Beine warm und verhalf zum Schweiß, den ich für wohlthätig erachte. Grüße die Brüder und Töchter warm vom Bruder und

Onkel. Otto hat ſich als ein treuer Freund erwieſen, wir kannten uns wenig. Ich bin glücklich, daß wir uns näher gekommen ſind. Ich ſchreibe ihm bald. Die Liebe, die er mit dem Wunſch an den Tag legt, anderen gefällig zu ſein und gern ein Opfer zu bringen, um ihnen eine Freude zu machen, iſt eine koſtbare Eigenſchaft. Grüße Schwägerin Julie. Ich habe ſie um vieles beſſer kennen gelernt und ſchätze ſie hoch. Und nun Gott befohlen, Er nehme Dich und Euch alle in ſeinen Schutz, aber auch Deinen alten Bruder

Moritz."

Petersburg, den 6. September 1877.

Doch ich kehre zurück zu meinem Bericht.

„Während es dem alten, einſamen Mann, der dazu noch krank war, wohl that, ein verwandtes weibliches Weſen in ſeiner Nähe zu haben, wurde mir die Verantwortung ungemein erleichtert durch die Nähe von Otto und Beate und durch die Treue der Ärzte, die ſtets zweimal täglich bei dem Kranken erſchienen. Otto war mir beſonders lieb, er war nicht nur Arzt, ſondern auch Neffe und Sohn, und neben der Wiſſenſchaft ſprach auch das Herz. Der Onkel hatte ein feines Gefühl dafür und dankte ihm das oft in wohlthuender Weiſe. Dr. Meier fand den Zuſtand nicht bedenklich, Otto aber blieb dabei, daß er Beſorgnis hege und für den Ausgang fürchte. Von dem Steinleiden war im Anfang nur ſehr vorübergehend die Rede, dieſes Übel entwickelte ſich erſt ſpäter.

Unſer Tag war ſehr geregelt. Jeden Morgen ſaß ich an des Onkels Bett; wir plauderten, wenn er ſich ſo wohl fühlte, und dann las ich ihm vor aus der ihm lieben Bibel, der Loſung und einem Andachtsbuch von Hofacker, und ſtets mußte ich mit der Bleifeder bezeichnen, bis wohin wir im Leſen des Wortes Gottes gelangt. An dieſes Leſen knüpfte ſich dann manches Wort und Geſpräch. Bald nach zehn Uhr kamen die Ärzte, aber nur ſelten zuſammen, daher der Onkel meiſt erſt nach 11 Uhr das Bett verließ. Er ſetzte ſich dann in den Saal und griff nach ſeinen Zeitungen, die ich ihm aber vorlas, wenn er länger das Bett hütete. Zwiſchen ein und vier Uhr kamen abwechſelnd ſeine Freunde, unter denen ich intereſſante Bekanntſchaften gemacht habe. Ich nenne hier einige Namen: Generaladjutant von Wrangell, Generaladjutant und Oberjägermeiſter Baron Lieven, Generaladjutant von Klüpfell, Stadthauptmann Trepof, Fürſt Galitzin, Graf Putäta, Reichsrat Georg Brevern, Iwan Merder, General Swaläsky und andere

mehr. Um fünf Uhr speisten wir stets vier gut präparierte Schüsseln und dann zogen wir uns meist in das Kabinet des Onkels zurück. Entweder arbeitete ich an seiner Seite, wenn er seine Zeitungen noch nicht vollendet, oder ich las ihm vor, und jeden Abend spielten wir Piquet oder Whist à la Pompadour, und obgleich wir nicht auf Geld spielten, mußte ich genau Rechnung führen über Gewinn und Verlust. Das Kartenspiel war dem Onkel lieb, es zog ihn ab und beschäftigte ihn angenehm. Ende Oktober und Anfang November besuchten die beiden Brüder den Onkel, und es war ihm dieses Wiedersehen eine große Freude. Sein Befinden besserte sich damals, er machte wieder Pläne für die Zukunft und dachte ernstlich daran, nach Reval überzusiedeln; besprach auch manches kleine Diner mit mir, wo die obengenannten Freunde abwechselnd bei ihm speisen sollten, kurz, knüpfte wieder an das Leben an. Da wurde ihm am 14. Dezember eine Spazierfahrt gestattet, und unmittelbar nach dieser ersten und einzigen Ausfahrt erkrankte er ernstlich, bekam entzündliche Schmerzen, aus denen sich eine Nieren- und schließlich eine Bauchfellentzündung entwickelte. Der Spezialist Dr. E. behandelte damals schon als dritter Arzt den Onkel und das seit mindestens 14 Tagen. Es stand dem Onkel nach E.s Ansicht eine Operation bevor!! Die Familie war ganz entsetzt bei dem Gedanken einer solchen Möglichkeit im 81. Lebensjahre! Der Onkel aber litt entsetzlich und meinte: ‚Die Brüder haben gut sagen, sie wissen nicht, was ich leide.‘ Mir sagte Dr. E. unter vier Augen: ‚Ihr Onkel muß an dieser Krankheit sterben. Die Operation gewährt allein die Möglichkeit der Hilfe, aber einstehen für ihr Gelingen kann ich nicht.‘

Nun kam die schmerzhafte Entzündung, und der Herr enthob damit selbst den lieben Kranken der Operation. Am 20. hatte die Entzündung so um sich gegriffen und war der Puls so schwach, daß die Ärzte ernstlich besorgt waren.

Wir setzten die Telegramme auf, und da wir nicht ohne des Onkels Zustimmung handeln wollten, so teilte ich ihm die Befürchtung der Ärzte mit. Er verstand mich im Augenblick, war nicht bestürzt und traf ruhig seine letzten Bestimmungen. Ich wachte den ersten Teil der Nacht bei ihm, — es war das erste Mal, daß er es mir gestattete. Durch fast drei Monate hatte er mich immer nur geschont und verwöhnt, nie durfte ich ihm etwas zutragen, mich für ihn bücken, oder gar ihm die Füße zudecken. Zu dem allen war ich ihm ‚zu gut‘, wie er sich ausdrückte. Der

Onkel war eben ein Kavalier und blieb ein ſolcher bis zu ſeinem letzten Atemzuge.

An jenem Abend des 20. Dezember ſagte er: ‚jetzt dürfte es angemeſſen ſein, von Dir eine Handreichung anzunehmen.‘ Und von Stund an durfte ich ihm die Arznei reichen, die Nächte bei ihm wachen und manchen kleinen Dienſt verrichten. Als alles ſtill geworden im Zimmer und die Ärzte und der Diener ſich entfernt hatten, rief der Onkel mich an ſein Bett. Wir ſprachen, wie das Herz es uns zu ſo ernſter Stunde eingab. Ich forderte ihn auf zum gemeinſchaftlichen Genuß des heiligen Abendmahls, dieſer Beſiegelung der Vergebung unſerer Sünden. Er ging bereitwillig darauf ein und das um ſo mehr, als er erfuhr, daß auch die Unſrigen in Reval am folgenden Tage ſich das heilige Mahl reichen laſſen wollten.

Der Onkel ſchlief nicht, während ich bei ihm war, erſt gegen Morgen ſchlummerte er etwas. Als ich am 21. früh an ſein Bett trat, fragte er mich ſogleich: ‚Haſt du dem Paſtor F. geſchrieben, daß er kommen möchte? und auch die Telegramme abgefertigt? denn wollen die Brüder mich noch ſehen, müſſen ſie gleich kommen.‘ Ich beſtätigte ihm beides. Um $10^1/_2$ Uhr verließen uns die Ärzte, und bald darauf erſchien Paſtor F. Wir ſtellten uns an das Bett des lieben Kranken, und nach einer kurzen, aber ernſten Anſprache des Paſtors knieten wir nieder, der Paſtor, der Diener Waſſily und ich. Erſterer ſprach das Beichtbekenntnis, der Onkel wiederholte es laut, änderte den Wortlaut bisweilen, um die eigene Sünde, aber auch das Erbarmen ſeines Heilandes ſchärfer hervorzuheben.

Es war ganz ergreifend, und nicht meine Thränen nur — auch die des Paſtors floſſen. Dann empfingen wir das heilige Mahl, und der Onkel ſprach wieder laut das Vaterunſer und dann ein ergreifendes Amen! Ich hätte mir alle meine Lieben herbeigewünſcht und bedauerte, daß Otto und Beate, letztere aus Beſcheidenheit, nicht zugegen waren. Wir ſtanden den ganzen Tag unter dem Eindruck des empfangenen Segens und ſprach der Onkel es wiederholt aus, wie lieb es ihm geweſen, und erwähnte auch gegen Beate, wie leid es ihm ſei, daß ſie und Ebba gefehlt.

Die Schmerzen des Onkels ſtiegen, der ganze Körper zuckte oft zuſammen, und man hörte ſein Stöhnen im Nebenzimmer, aber kein Wort der Klage kam über ſeine Lippen. Es war uns klar, daß es zum Ende ging.

Am Abend erſchien der Neffe Ernſt (damals Marineoffizier), gerufen durch unſer Telegramm. Der Onkel freute ſich, geſtattete ihm aber nicht, die erſte Nacht zu wachen. Am Donnerſtag kam Paſtor F. wieder. Wir traten an das Bett und er ſprach ein ſchönes Gebet. Der Onkel war mit ſeinem ganzen Herzen dabei, doch entſinne ich mich nicht, ob er auch diesmal ſelbſt das Vaterunſer ſprach. F. aber ſagte mir: ‚Wie wohl thut es, ſolchem Glauben zu begegnen, wie ich ihn hier finde.‘ —

Später kamen die beiden Onkel aus Reval an; als ſie an das Bett des Kranken traten, war derſelbe ſichtlich ergriffen, und nachdem er ſie begrüßt, dankte er ihnen für ihr Kommen und ſprach es in wohlthuenden Worten aus, wie die Liebe und das Vertrauen ſeiner Geſchwiſter der Reichtum ſeines Lebens geweſen. Er rühmte den Geiſt der Einigkeit und ſprach dann den Segen über die ganze Familie Grünewaldt aus und das auf Kind und Kindeskind. Er redete den Ernſt noch beſonders an, als den Sohn ſeines teuren, unvergeßlichen Bruders, und wie ein Patriarch erſchien er mir, als er aus ſeinem vollen, bewegten Herzen den Segen ſprach. Unſere Thränen floſſen wieder reichlich. Er ſagte noch mehr, der liebe, unvergeßliche Onkel, aber vor innerer Bewegung konnte ich es nicht behalten.

Es kamen viele Menſchen an dieſem Donnerſtag Morgen, und einige von ihnen haben mir durch den Ausdruck ihres Mitgefühls das Herz warm berührt. Der Kranke ließ nur Einzelne an ſein Bett kommen. Die Onkel gingen ab und zu, und den Mittag, — ſo war es der ausdrückliche Wunſch des lieben Kranken — ſollten nicht nur die beiden Onkel und Ernſt, nein, auch Otto und Beate unſere Mittagsgäſte ſein. Es war ein ernſtes und doch trauliches Beiſammenſein! Die Schmerzen ſteigerten ſich, und der Onkel war oft unklar, beſonders beim Erwachen vermochte er den Traum von der Wirklichkeit nicht gleich zu unterſcheiden. Dieſer Zuſtand war ihm ſehr unangenehm und mußten wir ihm immer zur Klarheit verhelfen. Der Onkel konnte ſich nicht ſelbſtändig bewegen, aber Ernſt, und beſonders Otto in ſeiner kindlichen Liebe und als Arzt, verſtanden es, ihm zu helfen, ihn zu heben und zu wenden, und es iſt nicht zu ſagen, welche Wohlthat die Umſicht und Geſchicklichkeit der Neffen dem Kranken war. Immer ſagte er: ‚welche Wohlthat iſt der Otto, Waſſily hätte das nicht zu ſtande gebracht.‘ — Nach der Unruhe des Tages war die Stille der Nacht ſo wohlthuend! Der Onkel war ganz auf ſein Ende geſtellt. Er betete mehrfach laut:

‚Komm, Herr Jesu, nimm mich armen Sünder aus Gnaden bald zu dir!‘ Und dann: ‚In deine Hände befehle ich meinen Geist.‘ Auch das Vaterunser betete er laut und glaubensvoll, und es herrschte ein stiller, seliger Friede an seinem Bett. Als die Schmerzen und die Qual sehr arg waren, meinte der Onkel: ‚warum schickt mir der Herr nur so viel Schmerzen?‘ Ich verstand ihm nur darauf zu antworten: ‚Deine Krankheit ist in Gottes Hand der Schmelztiegel, durch den Er dich läutern und voll bereiten will für Sein Himmelreich.‘ Er antwortete: ‚Ja, das verstehe ich, aber warum geschieht es so spät?‘ Später, ich glaube am Freitag, sagte er zu Dr. E.: ‚Wieviel Sünde muß ich haben, daß Gott mir solche Schmerzen schickt!‘ Dann auch äußerte er: ‚Der lange Grünewaldt krümmt sich wie ein Wurm!‘ Ich rief dem Onkel von Zeit zu Zeit einen Bibelspruch oder einen Liedervers zu, — er horchte immer sehr auf. Als die Schmerzen wieder einmal sehr quälend waren, sagte ich: ‚Mach End', o Herr, mach Ende an aller unsrer Not, Stärk' unsre Füß' und Hände und laß bis in den Tod uns allzeit Deiner Pflege und Sorg' empfohlen sein, so gehen unsre Wege gewiß zum Himmel ein.‘ Der Onkel fragte: ‚Wann wird der Herr kommen?‘ Ich entgegnete ihm: ‚Vielleicht morgen, am Weihnachtsabend, du feierst das Fest dann droben!‘ Er sagte: ‚Soll ich noch so lange warten?‘

Am Freitag Mittag kam der Flügeladjutant Fürst Barätinsky, vom Kaiser geschickt, um das Bedauern Sr. Majestät über das Leiden des Kranken auszusprechen, aber zugleich auch ihn zu fragen, ob er noch irgend einen Wunsch habe. Des Onkels Entgegnung war wieder ergreifend. Er sagte: ‚Ich habe nichts zu bitten, nur zu danken; was ich bin und habe, verdanke ich der Gnade meines Kaisers. Ich habe weder für mich, noch für meine Familie einen Wunsch. Danken Sie Sr. Majestät für sein gnädiges Wohlwollen, das er mir durch mein langes Leben bewahrt hat.‘ —

Von Freitag Nachmittag an nahm der Onkel keine Arznei mehr. Die Schmerzen und die Entzündung ließen nach, und er konnte sich selbständig wieder etwas bewegen, dabei war er immer klar. Die Onkel saßen abwechselnd am Bett des Kranken, aber er sprach nicht mehr viel. Als ich am Sonnabend den 24. Dezember früh an das Bett des Onkels trat, so hatte er bereits Abschied genommen von Wassily und verlangte, daß auch die übrigen Dienstboten gerufen werden sollten. Wassily hatte sich geweigert, es zu thun, weil er die Aufregung gefürchtet. Aber ich fühlte, daß man

dem Onkel sein Verlangen erfüllen müsse, und so wurden die Leute gerufen. Der Kutscher fehlte, der Onkel bemerkte es, und man sagte ihm, daß er von Hause gegangen. Der Onkel sprach nun laut und vernehmlich, aber in russischer Sprache. Ich verstand nur, daß er ihnen ein Wort der Anerkennung sagte für ihre langen und treuen Dienste. Wassily nannte er mehrfach seinen Freund und setzte hinzu, er habe ihn gepflegt wie ein Sohn. Dem Reitknecht gab er die Ordre, sein Pferd hinter seinem Sarge zu führen, bis an die Eisenbahn. Dann aber solle er seine Leiche nach Orrisaar begleiten, ein Soldat aber aus des Onkels Schwadron solle das Pferd zurückführen. Die Leute waren tief bewegt, weinten und traten dann an das Bett des lieben Kranken heran, um ihm seine Hände zu küssen. Ganz in ähnlicher Weise hatte er am Freitag Abschied genommen vom General Swalensky und seinem früheren Beamten Gurenko. Ein solcher Abschied griff selbstverständlich den Onkel immer an. Mir dankte der Onkel für meine Pflege und sagte: ‚Deine Anwesenheit in Petersburg war meine letzte Freude auf Erden,‘ und früher hatte er gesagt; ‚Was wäre aus mir geworden, wenn ich dich nicht gehabt.‘ Ich erwähne diese Äußerungen, obgleich ich billig darüber schweigen sollte, da sie meine Person betreffen, aber mir scheint, sie gereichen dem Onkel zur Ehre, als ein Beweis seiner Liebe. Am Sonnabend sprach der Onkel nur noch wenig, war ruhig und schlummerte viel. Er fragte mich: ‚Welchen Tag haben wir?‘ Ich sagte: ‚Es ist heute der Weihnachtsabend.‘ Er erwiderte: ‚So kommt es also doch *so*, wie du es gewünscht,‘ und meinte damit, daß er an diesem Tage sterben würde. Nur zweier Äußerungen erinnere ich mich noch von diesem Tage. Ich reichte ihm eine neue Arznei. Er sagte: ‚Ich will keine Arznei mehr nehmen, aber weil deine Hand mir dieselbe reicht, so nehme ich sie.‘ Dann um 5 Uhr fragte er: ‚Welche Zeit haben wir?‘ Ich nannte ihm die Stunde, und es war dies seine letzte Äußerung. Ich netzte ihm öfters die trockenen Lippen mit etwas Wein und Wasser, und er sah mich dann immer mit einem Blick an, der sich mir *tief ins Herz gegraben*. Es war dies ein Ausdruck, wie ich ihn früher nie an ihm gekannt. Hatte er dann das Wasser genommen, so wandte er stets den Kopf nach dem Kruzifix, das an seinem Bette hing, und ich weiß nicht, wollte er damit sagen: Komm, Herr Jesu, komm bald! oder: Dort ist mein Trost! Nachträglich thut es mir leid, ihn nicht gefragt zu haben, denn er war vollkommen klar und

hätte mir gewiß geantwortet. Die Kräfte des Onkels waren scheinbar nicht erschöpft, er führte noch selbst das Glas an seinen Mund, seine Bewegungen waren kräftig, sein Atem nicht schwach und ganz regelmäßig, nur der Puls deutete an, daß es zum Ende ging. Als ihn die Ärzte gegen 11 Uhr am Abend besuchten, meinten sie, es könne noch bis in den Sonntag hinein dauern, und wir redeten Onkel Otto und seinem Sohn Otto — dem Doktor — zu, der auch durch seine große Praxis, nebenbei durch seine wohlthuende Treue dem Onkel gegenüber, sehr ermüdet war, ihre Betten aufzusuchen. Onkel Alexander, Ernst und ich wollten wachen. Die Herren gingen in das Nebenzimmer, ich saß allein am Bett, es war 11½ Uhr, der Onkel that einen tiefen Atemzug und zugleich entfärbte sich das Gesicht. Ich trat an die Thür und rief: ‚kommt, kommt,‘ und schon war es aus! Ohne Kampf, ja ohne ein Röcheln hatte er seine Seele ausgehaucht!! —

Wir priesen Gott, der ihm so gnädig geholfen, wie er es gewünscht und schon im Sommer mir ausgesprochen, ich durfte die lieben Augen ihm schließen!

Der Onkel war ein Mann in der vollsten Bedeutung des Wortes, und als ein Mann ist er gestorben. Sein Glaube hat nicht einen Augenblick gewankt, aber nicht mit der eigenen Gerechtigkeit wollte er vor Gott erscheinen, nein, er hielt sich für einen armen Sünder, der nur aus Gnaden selig werden wollte. Neben dem Frieden, den er gefunden, war es äußerlich, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine besonders freundliche Führung unseres Gottes, daß nach einem einsamen Leben sein Sterbebett nicht einsam war! Seine beiden geliebten Brüder, zwei liebe Neffen und auch ich in Vertretung seiner geliebten Schwester durften dasselbe umstehen! Ja, wohl dem, der so stirbt!

Nach der Anordnung des Onkels zogen ihm seine Leute den weißen Rock, die Paradeuniform der Chevaliergarde, an, und so zusammengefallen und bleich, aber mit dem Ausdruck des tiefen Friedens auf den lieben Zügen lag er auf seinem Bett, als schon zeitig am ersten Feiertag die Freunde kamen, um ihn zu sehen. Die Ehrenwache der Chevaliergarde war bald da, und es sah sehr stattlich aus, wenn zwei Offiziere und zwei Unteroffiziere, immer in Paradeuniform, am Kopf- und Fußende des Bettes Wache hielten. Die Art, wie die vornehmen Russen ihre Teilnahme bekundeten, that mir wohl. Die meisten knieten nieder und küßten ihm dann Stirn, Hand oder Rock. Wir Lutheraner sind so steif.

Bei den drei Trauergottesdienſten war es ebenſo, und obgleich die beiden erſten von den Prieſtern der Chevaliergarde gehalten wurden aus Rückſicht für die früheren Beamten und die Dienſtboten, ſo war es doch nicht ſtörend. Die Beerdigung war großartig. Wie im Hauſe, ſo ſtand auch in der Kirche der koſtbare Sarg von Blumen umgeben, wie in einer Laube von Palmen. Paſtor F. ſprach kurz, aber gut über die Worte: ‚Nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren,‘ dieſe Worte des alten Simeon. Leider fehlte der Kaiſer, der ſonſt ſtets ſeine alten, treuen Diener durch ſeine Gegenwart ehrt. Am 10. Dezember vom Kriegsſchauplatz heimgekehrt, hatte er ſich am 12., dem Alexanderfeſte, in der Kathedrale erkältet und hütete das Zimmer. Bis zum letzten Augenblick hofften wir auf das Erſcheinen Sr. Majeſtät, da trat der Generaladjutant Graf Baranow an die Onkel heran und ſprach das Beileid des Kaiſers aus. Nach der Rede folgte ein kurzer, überaus ſchöner Geſang, und dann traten die Herren heran — und wieder, wie am Abend vorher aus der Wohnung des Verſtorbenen, trugen die mit Orden und Bändern reich geſchmückten Generaladjutanten und Reichsratsmitglieder den Sarg bis an die Thür, worauf er dann auf den mit ſechs Pferden beſpannten Leichenwagen geſtellt wurde. Vierzig Fackeln, eigentlich Laternen mit je drei Kerzen, eröffneten den Zug, dieſen folgten die Offiziere mit den Kiſſen, auf denen die vielen Orden des Onkels lagen. Immer ein Orden auf einem Kiſſen, — der Onkel war aber Inhaber ſämtlicher ruſſiſcher und vieler ausländiſcher Orden, die letzteren waren jedoch zuſammen auf einem Kiſſen befeſtigt. Darauf kam der Leichenwagen, auf deſſen Tritt an jeder Seite zwei Offiziere ſtanden, die Quaſten haltend. Dem Leichenwagen folgte unmittelbar des Onkels Reitpferd, ſchwarz behangen und vom Reitknecht geführt. Dann die Onkel und die vielen zur Beerdigung gekommenen Neffen. Hinter dieſen der Kommandeur der Chevaliergarde, Graf Ignatief, zu Pferde mit der Regimentsmuſik auf lauter grauen Pferden, den Trauermarſch blaſend, und dann das ganze Regiment in Parade, der eine Zug mit dem gezogenen Pallaſch, der andere mit den kleinen weiß und roten Fähnchen. Es war ein ſchöner Anblick! Dem langen Zuge der Chevaliergarde folgte die Artillerie, ſechs Kanonen, jede Kanone von ſechs Füchſen gezogen, Lafetten, Pulverkaſten, ja ſogar der Sanitätswagen folgte. Es war ein unabſehbarer Zug; endlich hinter dem Militär folgten die Privatequipagen. Der Zug zog durch die belebteſten Straßen, den Newsky Proſpekt u. ſ. w. bis

zum baltiſchen Bahnhof. Nach den üblichen Ehrenbezeugungen wurde der Sarg dann in einen geſchmückten Eiſenbahnwaggon geſtellt und ſo nach Orriſaar gebracht.

Die irdiſche Hülle des teuren Onkels war in der Kapelle auf Müllersfeld in Orriſaar abgeſtellt und ſtand dort bis zum 23. Mai 1878, wo dann die Familie, zahlreich verſammelt, ihn in die Erde bettete. Kaum fünf Monate nach ſeinem ſeligen Sterben entſchlief ſanft und ſelig im Herrn ſeine geliebte Schweſter, meine teure Mutter, Julie Baronin Maydell, am 16. Mai 1878. In Goldenbeck neben ihrem Sohn und Gatten wurde ſie am 20. Mai 1878 zur letzten Ruhe geleitet, noch drei Tage vor dem geliebten Bruder.

Auf ihre und des Onkels Sargſchriften Pſ. 16, 6 und Offenbarung 14, 13 beziehen ſich die folgenden Worte des Onkels Alexander.

Anſprache des Onkels Alexander am Grabe des ſeligen Onkels.

„Selig ſind die Toten, die in dem Herrn ſterben," des ſind wir Zeugen, die wir an deinem Sterbebette geſtanden, deine heißen Gebete des feſten Glaubens an deinen Herrn und Heiland gehört, den tiefen Frieden auf deinem erblaßten Antlitz geſehen, — das Bild der Ruhe, die dem Volke Gottes noch vorhanden iſt. „Selig ſind die Toten, die in dem Herrn ſterben" von nun an, der Geiſt ſpricht, daß ſie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Die Werke der barmherzigen Liebe, du haſt ſie überall geübt, wo es zu helfen und zu tröſten galt, und die Thränen des Dankes, ſie folgen dir nach, wo du von deiner Arbeit ruhſt, und der Herr das Erbe ſeines Reiches denen verheißen hat, die in ſeinem Namen die Nackenden bekleidet, die Hungrigen geſpeiſt und die Durſtigen getränkt haben. Die Werke der Liebe, du haſt ſie vor allem in reichſtem Maße an deinen Angehörigen geübt, nicht allein während deines Lebens, auch nach deinem Tode folgen ſie dir nach, und ſo lange ein Grünewaldt deines Namens und Stammes lebt, wird der tiefgefühlte Dank nicht verſtummen, den ich hier in ihrer aller Namen an deinem Grabe ausſpreche.

Die teure alte Schweſter iſt dir bald gefolgt. Ihr ſeid jetzt dort oben vereinigt, wo es keinen Tod, keinen Trennungsſchmerz, keine Thränen mehr giebt. Wohl euch, euch iſt das Los aufs lieblichſte gefallen, euch iſt ein ſchön Erbteil worden!"

Nekrolog aus der deutschen Petersburger Zeitung.

Am 24. Dezember um 11½ Uhr abends verschied nach langem und schwerem Leiden im 81. Lebensjahre der Generaladjutant Moritz von Grünewaldt. Der Verstorbene ragte durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit weit über das Maß des Gewöhnlichen hervor. Fester Glaube an seinen Gott und Heiland, unbegrenzte Ergebenheit und Treue gegen seinen Kaiser, volle Hingabe an seinen Beruf und die Sache des Vaterlandes waren die Grundsteine, auf welche er sein Leben gegründet. Menschenfurcht kannte er nicht und vereinigte mit unerschütterlicher Festigkeit der Überzeugung, mit rückhaltloser Energie in der Ausführung des für Recht Erkannten eine wahrhaft aus dem Herzen kommende Bescheidenheit und Milde des Urteils. Unter der Hülle, die wie aus Erz gegossen schien, barg sich ein warmes Herz voll Liebe zu seinen Angehörigen und seinen Untergebenen, ein reiches, liebenswürdiges Gemüt, das sich oft in überraschender Weise geltend machte. Vielleicht hat es nie einen Mann gegeben, dem von allen Zeitgenossen, von Freund und Feind, durch mehrere Generationen hindurch in so reichem Maße Achtung entgegengetragen worden, wie es Moritz von Grünewaldt gegenüber geschehen ist. Es dürfte kaum jemand mit dem edlen Greise in Berührung gekommen sein, dem er nicht durch seine Gesinnung und seinen Charakter, durch seinen scharfen Verstand und sein schlichtes, gerades Wesen Achtung abgezwungen hätte. Eine Persönlichkeit wie die des Verstorbenen kann nicht unbemerkt aus dem Kreise der Lebenden scheiden. Die Zahl derer, die ihm ein Andenken voll Liebe und Anerkennung bewahren, ist groß, und dieses Andenken wird auch nach seinem Tode noch lange lebendig bleiben.

Necrologie, Journal de St. Pétersbourg.

Le général de cavalerie de Grünewaldt, membre du conseil de l'Empire, aide de camp général décedé le 24 décembre à l'age de 81 ans à la suite d'une cruelle maladie de plus de trois mois, était entré au service militaire au mois de janvier 1813 comme porte-enseigne au régiment des Chevaliers Gardes. Le défunt comptait donc plus de 64 ans de service et avait eu le bonheur de jouir de la faveur particulière de L. L. M. M. l'Empereur Nicolas et l'Impératrice Alexandra Feodorowna, ainsi que de la bienveillance de S. M. l'Empereur Alexandre.

Le général de Grünewaldt était le modèle du militaire. Caractère ferme et droit il était esclave du devoir. Chef exigeant et sévère, dur au travail lui-même, il savait par son exemple faire travailler ses inférieurs et n'oubliait pas de récompenser ceux, qu'il jugeait dignes de l'être. — Le général de Grünewaldt quitta l'armée en 1859 et fut appelé alors à la direction de l'administration des haras, sans cesser pour cela de s'intéresser vivement aux progrès de l'art militaire. La cavalerie était spécialement pour lui l'objet d'incessantes préoccupations. L'intérêt et la sollicitude que le général de Grünewaldt portait à l'arme de la cavalerie, dans laquelle il a fait toute sa carrière depuis le grade d'enseigne jusqu'à celui de commendeur du corps de la cavalerie de la garde Impériale, il a su les reporter plus tard sur l'administration des haras, confiés à ses soins.

Nature mâle et intègre, le général de Grünewaldt était doué d'un caractère grand et noble. Regretté de tous ceux, qui l'ont approché et qui ont servi sous ses ordres, il sera amèrement pleuré par un grand nombre de familles pauvres, qu'il assistait, car une charité vraiment chrétienne était une de ses qualités distinctives.

Russische Zeitungen, wie der Invalid, Golos und die Moskausche Zeitung brachten fast gleichlautende Nekrologe.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Stammtafel der Familie von Grünewaldt vom Jahre 1500 bis

I. **Wilhelm von Grünewaldt,**
um das Jahr 1500; vermählt mit Margaretha von Völkersahm.

II. **Franz von Grünewaldt,**
Besitzer von Tyllen im Marienburgschen; verm. mit Elisabeth Freitag von Loringhoff.

III. **Jürgen von Grünewaldt,**
Erbherr auf Tyllen; verm. mit Adelheid von Uexküll a. d. H. Limmat.

IV. **Jürgen von Grünewaldt,**
Besitzer von Affel. Erhält als Lieutenant von dem König Gustav Adolf im Jahre 1624 das Dorf Klein-Goldenbeck und verschiedene Länder
und Weißensteinschen zu Erb und Eigen unter adeligen Privilegien. Gestorben 1659. Verm. mit Margarethe Hoven a. d. H. Pa

V. **Jürgen Bernhardt von Grünewaldt,**
gestorben als Generaladjutant bei der Belagerung von Nasco in Lappland.

VI. **Reinhold von Grünewaldt,**
geb. 3. Oktober 1637.
Erbherr auf Affel. Lieutenant a. D. Hakenrichter und Assessor des königlichen Burggerichts in Reval.
Verm. mit I. dem Fräulein von Tausas a. d. H. Kegel;
II. Maria Elisabeth Wrangell.

VII. **Christoph Otto von Grünewaldt,**
Oberforstmeister in Deutschland; geb. 1642, gest. 1721
zu Kirchheim u. T.
Verm. mit Dorothea Charlotte von Bowinghausen.
Sechs Kinder.

VIII. **Diedrich von Grünewaldt.**

IX. 1

XI. **Wolter Reinhold von Grünewaldt,**
Erbherr auf Affel. Rittmeister a. D. Arrendator der Güter Purtz, Pühs und Kook.
Später Besitzer von Pühs und Klein-Goldenbeck.
Verm. mit I. Dorothea Louise Brakel;
II. Margaretha Charlotte von Kursell.

Mehrere Töchter.
Gertruda Helena, verm. mit Gustav Otto von Pohlmann.

Anna Louise.
Verm. mit I. Sigismund Adam Baron Wolff.
II. Berend Johann Baron Uexküll.

Gertruda Elisabeth,
verm. mit Berend von Toll.

Anna Charlotte.

XIII. **Georg Bernhard von Grünewaldt,**
Erbherr auf Affel; gest. 22. März 1750.
Verm. mit Elisabeth Helena von Mohrenschild a. d. H. Maekülll.

Gertruda Charlotte,
verm. mit Carl Magnus von Rehbinder.

Maria Juliana,
verm. mit Generalmajor Carl Baron von Wolff.

Helena Renata,
verm. mit Friedrich Baron von Wolff.

XIV.
Erbherr auf Klein-Go
Verm. mit I. Hedwig Elisabe
II. Catharina Elis

Anna Charlotte,
verm. mit Otto Hermann von Mohrenschildt-Pergel.

Helena Dorothea,
verm. mit Jakob Johann von Baggehufwudt.

Johanna Juliane.

XV. **Karl Gustav von Grünewaldt,**
geb. 1744.

XVI. **Reinhold von Grünewaldt,**
gefallen 14. April 1758 bei Fürstenwald.
Cornet des Leibkürassierregimentes.

XVII. **von Grünewaldt.**

Catharine,
gest. 1842.
Verm. mit Karl Reinhold Wilhelm von Engelhardt zu Koddassem.

Anna Elisabeth,
nach dem Tode ihrer Schwester Juliane verm. mit Graf O'Rourke.

Dorothea Sophie Elisabeth,
unvermählt.

Juliane
verm. mit Gr

Anna Catharina Helena,
geb. 20. Nov. 1793,
gest. in Dresden 1872.

Julie Magdalena,
geb. 5. Sept. 1799, gest. 16. Mai 1878.
Verm. mit Otto Eduard Ernst Baron von Maydell.

Elisabeth Amalia Margaretha,
geb. 26. Juli 1803,
gest. 1855 in Dresden.
Verm. mit Ernst von Heynitz zu Heynitz und Kotitz in Sachsen.

XX. **Johann Christoph Engelbrecht von Grünewaldt,**
geb. 21. März 1796, gest. als Senateur 18. April 1862.
Besitzer von Hukas.
Verm. mit Alexandra von Engelhardt a. d. H. Wiso,
geb. 8. Mai 1801, gest. 1. April 1874.

XXI. **Moritz Reinhold von Grünewaldt,**
geb. 12. Mai 1797, gest. als Generaladjutant und Mitglied des Reichsrats 24. Dez. 1877.

XX
geb. 26. Ju
Erl
Verm. mit I. M
ge
II. J
R

Maria,
geb. 24. Aug. 1822,
gest. 1842.

Julie,
geb. 11. Nov. 1823,
verm. mit Wilhelm von Samson Himmelstjerna.

Elisabeth,
geb. 9. Sept. 1827,
verm. mit Karl von Mühlendahl.

Catharina,
geb. 11. Juni 1833,
verm. mit Friedrich von Gernet.

Anna,
geb. 5. Sept. 1837,
verm. mit Gottwalt von zur Mühlen.

XXIV. **Conrad Georg Moritz v. Gr.,**
geb. 20. Sept. 1825,
gest. in Minsk 10. März 1868
als Accisechef.
Besitzer des Gutes Affel.
Verm. mit Baronesse Natalie von der Pahlen,
geb. 12. Okt. 1831.

XXV. **Johann Alexander Otto v. Gr.,**
geb. 27. Juni 1829,
gest. 10. Nov. 1831.

XXVI. **Carl Nikolaus Walter v. Gr.,**
geb. 20. August 1831,
gest. 22. Febr. 1834.

XXVII. **Georg Eduard v. Gr.,**
geb. 26. Febr. 1835,
gest. 18. April 1836.

XXXIV. **Ernst Reinhold Rudolf v. Gr.,**
geb. 5. Okt. 1839,
gest. 4. Febr. 1891.
Kapitän zur See.
Besitzer des Gutes Hasik in Estland.
Verm. mit Pauline Gräfin Stenbock,
geb. 19. April 1846.

XXVIII. **Johann Georg Gottlieb Gerhard v. Gr.,**
geb. 15. März 1826,
gest. 22. April 1869
in Stuttgart.
Weil. Besitzer der Güter Kastram und Ramelshof in Livland.
Verm. mit Bertha von Blanckenhagen,
geb. 15. März 1826.

XXIX. **Joh. Georg Moritz v. Gr.,**
geb. 21. März 1827,
Dr. phil., Naturforscher, gest. als livl. Ritterschafts-Sekretär in Riga
21. Sept. 1873.
Verm. mit Marie von Neff,
geb. 10. Febr. 1839.

XXX. **Joh. Georg Otto v. Gr.,**
geb. 30. März 1830.
Dr. med.
Besitzer des Gutes Haackhof in Estland.
Verm. mit Gräfin Beate Stenbock,
geb. 29. Dez. 1834,
gest. 12. April 1895.

XXXI. **Joh. Georg Alexander v. Gr.,**
geb. 19. Mai 1832
Besitzer der Güter Aahof und Bellenhof bei Riga.
Verm. mit Margarethe von Anrep,
geb. 1. Nov. 1838.

XXXII. **Joh. Georg Nicolai v. Gr.,**
geb. 25. Sept. 1833,
gest. 1. Januar 1851
als Junker.

v. Grünewaldt, Vier Söhne. Zu I.

bis zum Jahre 1850. (I—XL.)

ene Ländereien im Lohdeschen
. d. H. Parasmetz.

IX. **Wilhelm von Grünewaldt.**

X. **Heinrich von Grünewaldt.**

5 Töchter.

XII. **Jürgen Anton von Grünewaldt,**
Erbherr auf Klein-Goldenbeck.
Gestorben als Lieutenant in der russischen Gefangenschaft.

XIV. **Johann Adam von Grünewaldt,**
geb. 18. April 1719, gest. 1790.
uf Klein-Goldenbeck, später auch Besitzer von Affel und Koick.
wig Elisabeth Baronesse Stackelberg a. d. H. Mexhoff, gest. 1758;
arina Elisabeth Baronesse Stackelberg a. d. H. Mexhoff, gest. 1816.

Juliane Johanna,
rm. mit Graf O'Rourke.

XVIII. **Wolter von Grünewaldt,**
geb. 1762.
Rittmeister. Gefallen bei Hochland gegen die Schweden 6. Juli 1788.

XIX. **Johann Georg von Grünewaldt,**
geb. 25. August 1763; gest. 27. September 1817.
Erbherr auf Koick und Affel, später auch Besitzer von Orrisaar.
Major a. D. Hakenrichter — Mannrichter. Landrath.
Verm. mit Anna Christine von Kursell, geb. 8. Juni 1770; gest. 6. Januar 1842.

XXII. **Otto Magnus von Grünewaldt,**
eb. 26. Juni 1801, gest. als Kammerherr 6. Oktober 1890.
Erbherr auf Koick, Laimetz und Brandten.
. mit I. Mathilde Baronesse von Wolff, geb. 26. Sept. 1802, gest. 19. Februar 1860;
II. Julie Rossiter, geb. in Amerika 6. März 1827, gest. in Reval 25. Febr. 1897.

XXIII. **Alexander Georg von Grünewaldt,**
geb. 17. April 1805, gest. als Landrath 9. November 1886 in Reval.
Erbherr auf Orrisaar.
Verm. mit I. Pauline Baronin von Ungern-Sternberg, geb. 8. März 1817, gest. 10. September 1852;
II. Aug. von Rehekampf, verwittwete von Kursell, geb. 12. Dez. 1818, gest. 14. November 1881.

. Georg . Gr.,
t. 1833,
ar 1851
ker.

XXXIII. **Joh. Georg Ernst v. Gr.,**
geb. 30. März 1835.
Erbherr der Güter Koick, Brandten und Laimetz.
Estl. Landrath.
Verm. mit Elsbeth von Grünewaldt, geb. 18. Juli 1841.

XXXV. **Joh. Georg Paul v. Gr.,**
gen. **Iwan,**
geb. 20. Oktober 1836, gest. 22. Jan. 1870 in Madeira.
Verm. mit Maria Muchin, geb. 12. Juli 1843, gest. 14. Juni 1889.

Margarethe,
geb. 1840, gest. 1841.

XXXVI. **Joh. Georg Rudolf v. Gr.,**
geb. 27. Juli 1842, gest. 19. Dez. 1882.
Verm. mit Baronesse Marie Uexküll von Gyldenband, geb. 6. Febr. 1854.

Alexandra,
genannt **Alla,**
geb. 27. Mai 1838, gest. 4. Sept. 1880.

Elsbeth,
geb. 18. Juli 1841, verm. mit XXXIII.

Johanna,
geb. 12. Mai 1845.

XXXVII. **Walter Constantin Georg Joh. v. Gr.,**
geb. 28. Juni 1843.
Präsident des estl. landwirthschaftlichen Vereins.
Erbherr zu Orrisaar.
Verm. mit Ada Baronesse Pilar von Pilchau, geb. 11. Febr. 1853, gest. 17. Jan. 1889.

XXXVIII. **Arthur Otto Ernst v. Gr.,**
geb. 13. März 1847.
General der Suite S. M.
Verm. mit Gräfin Marie Anna von Tiesenhausen, geb. 20. April 1851.

XXXIX. **Theodor Moritz v. Gr.,**
geb. 6. Mai 1848, Rechtsanwalt.
Verm. mit Maria Baronesse Stackelberg, geb. 4. Sept. 1858.

XL. **Paul Wilhelm Emanuel v. Gr.,**
geb. 24. Dez. 1850.
Landwirt.
Cand. jur.


Altenburg,
Pierer'sche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Vier Söhne eines Hauses.

Zeit- und Lebensbilder aus Estlands Vergangenheit.

Unter Mitarbeit von Frau M. von Grünewaldt geb. von Neff

herausgegeben

von

Dr. O. von Grünewaldt-Haackhof.

Zweiter Band.

Als Manuskript gedruckt.

Leipzig 1900, Duncker & Humblot.

Vier Söhne eines Hauſes.

Zweiter Band.

Vier Söhne eines Hauses.

Zeit- und Lebensbilder aus Estlands Vergangenheit.

Unter Mitarbeit von Frau M. von Grünewaldt geb. von Neff

herausgegeben

von

Dr. D. von Grünewaldt-Haackhof.

Zweiter Band.

Als Manuskript gedruckt.

Leipzig 1900, Duncker & Humblot.

Inhaltsverzeichnis zu Band II.

Viertes Buch.

	Seite
Otto Magnus von Grünewaldt, Kammerherr, Dim. Landrat, geb. 26. Juni 1801, geſt. 6. Oktober 1890	1—259
Studienzeit	3—5
Studienreiſen	6—97
Erbherr zu Koick	98—101
Landesdienſtliche Thätigkeit	102—141
Landwirtſchaftliche Thätigkeit	142—162
Die Koickſche Schule. 1836—1846	163—170
Die Ritter- und Domſchule	171—174
Erſte Reiſe mit der Großfürſtin Helene 1843	175—214
Zweite Reiſe mit der Großfürſtin Helene 1845	215—236
Briefwechſel mit der Großfürſtin Helene und der Großfürſtin Katharina	237—249
Spätere Lebensjahre	249—259

Fünftes Buch.

Alexander Georg von Grünewaldt, Landrat, geb. 17. April 1805, geſt. 9. November 1886	261—365
Jugendzeit	261—281
Landwirtſchaft und Landesdienſt	282—285
Beſtrebungen und Arbeiten für die Wohlfahrt des Heimatlandes	285—290
Reform des Wegebaues	290—296
Familienleben	296—302
Schlußbetrachtungen	302—307
Schlußwort	308
Anhang	309—365

Viertes Buch.

Otto Magnus von Grünewaldt,

Kammerherr, Dim. Landrat,

geb. 26. Juni 1801, geſt. 6. Oktober 1890.

Studienzeit.

Einleitung.

Die rasch dahineilende Zeit deckt in ihrem Fluge nur zu bald die dunkeln Fittiche der Vergessenheit auch über die edelsten Gestalten. In unserer an charakteristischen Individualitäten immer ärmer werdenden Zeit trat die Persönlichkeit Otto's von Grünewaldt unter seinen Zeitgenossen scharf hervor. Oft genügte eine einzige Begegnung, um sein Bild für immer einzuprägen. Aber wie viele auch persönlich unter dem Zauber des lebhaften, liebenswürdigen Mannes standen, so vermag die Feder diesen Eindruck nicht wiederzugeben.

Um das Bild Otto's von Grünewaldt als Jüngling, als Mann und als Greis, soviel es schriftlich möglich ist, uns vorzuführen, haben wir ein lückenhaftes, aber doch reichhaltiges Material an Tagebüchern, Briefen und Akten aus drei Perioden seines Lebens:

Erstens für die Jugendzeit und die Studienreisen, welche den poetischen, strebsamen, liebe- und hoffnungsvollen Jüngling darstellen.

Dann für die vierziger Jahre, in denen die Arbeit seines Mannesalters ihren Höhepunkt erreichte (Landwirtschaft, Landesdienst, Hofdienst, Ehrenposten und verschiedene Reisen im In- und Auslande).

Zuletzt für das anfangs auf Reisen verbrachte, später stillbeschauliche Leben des Greises, der in seiner Zurückgezogenheit mit vollem Interesse allen geistigen Bewegungen der Zeit folgte.

Otto von Grünewaldt, geboren den 26. Juni 1801, verbrachte ſeine Kindheit im Elternhauſe zu Koick; auch ihm, wie ſeinen Brüdern, blieb die ſtrenge und doch liebevolle Erziehung ſeiner Mutter in ſtets dankbarer Erinnerung.

Den erſten Unterricht erhielt er mit ſeinen Geſchwiſtern beim Hauslehrer Mickwitz. 1811 wurde Otto dem zum Paſtor von Jeglecht erwählten Mickwitz ins Paſtorat mitgegeben; darauf wieder zu Hauſe vom Lehrer Aßmuth unterrichtet, kam er dazwiſchen auf ein Jahr ins zweite Gymnaſium nach Petersburg zum Geheimrat Middendorff in Penſion. 1815 hatte er wieder zu Hauſe bei Aßmuth Unterricht und wurde ſchließlich 1816 in die Domſchule gebracht und beim Kommandanten von Berg in Penſion gegeben.

Trotz dieſes wechſelnden und abgebrochenen Unterrichts trat Otto mit 15 Jahren als Primaner ein. Nach ſeiner eigenen Ausſage war der Geiſt der Domſchule unter den Direktoren Hirſchhauſen und Wehrmann ein ausgezeichneter. „Wir Primaner waren wirklich von einem wiſſenſchaftlichen Streben durchdrungen und wahrhaft fleißig. Es war Gewiſſensſache, ſich gut vorzubereiten, die Arbeiten gut zu liefern."

Über den Unterricht wäre noch zu bemerken, daß auch Fortifikation, Artilleriewiſſenſchaft und Aſtronomie zu den Lehrgegenſtänden gehörten. Dem rationaliſtiſchen Zeitgeiſt entſprechend war der Religionsunterricht kaum vorhanden; als moraliſche Lektüre wurde in den Stunden der „Zauberring" vorgeleſen. In demſelben Geiſt waren Grünewaldts Konfirmationsſtunden beim Dompaſtor Päsler, moraliſch-äſthetiſche Vorträge, ohne Benutzung der Bibel.

Im Herbſt 1819 bezog Grünewaldt die Univerſität Dorpat. Seine Studien betrieb er ſehr frei; er wollte Kameraliſt ſein, hörte bei Parrot Phyſik, Morgenſtern Äſthetik, Ewers engliſche Verfaſſung, Jäſche Logik und Engelhardt Mineralogie und Geologie.

Er ſelbſt ſchreibt über dieſe Zeit: „Mein Studienleben in Dorpat hat mir wenig eingetragen und mich eigentlich dem Arbeiten entfremdet, das ich auf der Domſchule ernſtlich kennen gelernt. Aber mit dem ſpäter eingeführten Kneipen habe ich kein Geld und keine Zeit verloren. Weil privates Kneipen nicht Sitte war, ſo gab jeder Student nicht mehr Geld aus, als ihm von Hauſe beſtimmt war. Von Schuldenmachen, wie es ſpäter ſo allgemein geworden, iſt mir durchaus nichts erinnerlich."

Fürst Lieven war Kurator und Ewers Rektor. Es gab damals in Dorpat keine Landsmannschaften, sondern eine allgemeine Burschenschaft mit ihrem Comment, ihren Conventen und ihren Commersen. Grünewaldts nähere Bekannte und Freunde waren Fritz Oettingen, Ernst Hofmann (späterer Akademiker), Ludwig Maydell (späterer Maler), Alexander Below, Moritz Engelhardt, Georg Mühlen. —

Er schreibt weiter: „Auf unseren Kreis übte Raupach, Lektor der italienischen Sprache, einen großen Einfluß; er war nicht ohne Kenntnisse, mit viel Enthusiasmus für Kunst und Poesie; er bemächtigte sich unseres Kreises; es wurde abends viel Belletristisches gelesen, vorzugsweise aus der romantischen Schule, namentlich Ludwig Tieck."

Grünewaldt verkehrte viel in Privathäusern, hauptsächlich beim Rektor Ewers, Landrat Richter, Professor Engelhardt, Anrep, Sternhjelm, Fürst Barclay, Sievers-Soosaar. Bälle wurden während der Jahrmarktszeit viel gegeben und besucht.

Pfingsten 1821 ging Otto von der Universität ab und machte im Sommer mit Below, Hofmann und Eduard Ungern in dessen eigenem Segelboot eine Reise nach Stockholm, die er in einem ausführlichen Tagebuch sehr hübsch beschrieben hat.

Studienreiſen.

Im Jahre 1821 trat Otto von Grünewaldt ſeine Studienreiſe an. Auch er hat, wie ſein Bruder Iwan, ein ausführliches Tagebuch geführt.

Außerdem findet ſich aber hier noch ein reicher Erinnerungsſchatz in dem Briefwechſel des jungen Reiſenden mit ſeinen Freunden und Studiengenoſſen, ſowie mit der Mutter und den Geſchwiſtern in der Heimat und vor allem mit ſeiner Braut.

Äußerlich erſcheinen die Verhältniſſe, unter denen die Brüder reiſten, nicht unähnlich. Beide verließen die Heimat 20 Jahr alt und kehrten, nachdem ſie ſo ziemlich dieſelben Länder bereiſt hatten, nach drei Jahren wieder zurück. Auch hatten merkwürdigerweiſe beide den Schmerz, im Auslande ihren beſten Freund zu verlieren.

Dennoch macht ſich innerlich ein ſcharfer Unterſchied geltend. Die heiter-harmoniſch angelegte Natur Iwans läßt hauptſächlich die Dinge von außen auf ſich wirken. Er genießt die ſchöne ideale Gegenwart in vollen Zügen, während ſich der Ernſt des Lebens für ihn noch in der grauen Ferne der Zukunft birgt. Anders mit Otto; lebhaft, ideal und liebenswürdig wie ſein Bruder angelegt, fehlt ihm der Gleichmut des Charakters, der jenen kennzeichnet.

Schon in dieſer frühen Jugendzeit machen ſich oft ſorgende Gedanken geltend; er ſchwankt in der Wahl ſeines Berufs, er ſeufzt und ſehnt ſich nach Idealen, die vor ſeinen Augen zerrinnen. Kaum hat er mit voller Energie den wiſſenſchaftlichen Beruf eines Naturforſchers erfaßt, als ihm durch das Los das väterliche Gut Koick

zufällt und ihm eine andere Laufbahn weiſt. Hatte er bisher geſchwankt, ob er mit Baer die große Nordlandsreiſe machen ſollte oder nicht, ſo gilt es jetzt ſchwerere Entſcheidungen: Naturwiſſenſchaft und Landwirtſchaft werden auf die Wagſchale gelegt.

Auch den Ernſt einer tiefen Neigung lernte er ſchon in früheſter Jugend kennen, und ſo veredelnd dieſelbe auf ſein Gemüt einwirkte, ſo brachte ſie doch eine elegiſche und ſehnſuchtsvolle Färbung in die ſonſt ſo bunte Farbenpracht ſeiner Reiſeeindrücke.

Bei all dieſem Hangen und Bangen ſprudelt doch immer wieder die rechte Jugendluſt und Jugendglut hindurch, und Witz und Laune fehlen ſo wenig wie Hoffnung und Lebensmut in dieſem Seelenbilde.

Alles dieſes ſpiegelt ſich in doppelter Weiſe in ſeinen Tagebüchern und Korreſpondenzen wider, in denen er rückhaltslos ſein Inneres offenbart, ſowie in den an ihn gerichteten Briefen, welche den Eindruck zurückſtrahlen, welchen der 20jährige Jüngling auf ſeine Zeitgenoſſen machte. Die liebenswürdige Perſönlichkeit, die Otto von Grünewaldt bis in ſein hohes Alter beibehielt, muß ſchon damals ihre volle Wirkung geübt haben, denn wir ſehen ihm von allen Seiten Liebe, ja faſt Verehrung zutragen. Die Mutter und die Geſchwiſter ſetzen die ſchönſten Hoffnungen auf ſein einſtiges Wirken im Vaterlande unter ſeinen Standesgenoſſen, während die berühmten Naturforſcher des Auslandes ihm die ſchmeichelhafteſten Dinge ſagen.

Die Freundſchaft und die Liebe ſind ihm hold, und auf fernerſtehende Perſönlichkeiten macht er den günſtigſten Eindruck.

Hier möge eine kurze Überſicht der Jugendreiſe folgen:

Dieſelbe dauerte, wie erwähnt, drei Jahre, vom September 1821 bis zum September 1824.

Das erſte Jahr ſtudierte er in Göttingen und Bonn; dazwiſchen fiel in den April ein Ausflug nach Thüringen und im Auguſt und September eine Reiſe in die Schweiz und nach Italien.

Das zweite Jahr verbrachte er vom November 1822 bis November 1823 mit ununterbrochenen Studien in Paris.

Im dritten Jahr folgte ſeine italieniſche Reiſe, die mit wiſſenſchaftlichen Studien in Nizza begann, ihn bis Salerno führte, worauf er über Deutſchland in die Heimat zurückkehrte und im September dort eintraf.

Welches waren nun die Interessen und Gefühle, welche das junge Herz in dieser Zeit bewegten, und wie entwickelte sich seine Persönlichkeit unter den gegebenen Verhältnissen?

Drei Dinge waren es, welche sein Wesen wirklich beherrschten: die Freundschaft, die Liebe und das Streben nach Wissenschaft und Mannestüchtigkeit.

In ernster Weise traten sie an ihn heran, und wenn er als strebsamer Jüngling ausgezogen war, kehrte er mit 23 Jahren als gereifter Mann zurück.

Auch die Freuden der Jugend genoß er als heiterer, humorvoller Gesellschafter; die Schönheiten der Natur und Kunst, welche ihm die Reise bot, gingen nicht unempfunden an ihm vorüber, doch waren alles dieses nur Nebentöne in dem großen Dreiklang seiner Hauptempfindungen.

Wir wollen ihm jetzt an der Hand einiger Auszüge in diesen drei charakteristischen Momenten in seiner fortschreitenden Entwicklung folgen und ihn als Freund, als Liebenden und als Studierenden ins Auge fassen:

Die Geschichte der Liebe Ottos von Grünewaldt war nicht eine gewöhnliche und wird von einem anmutigen Hauch der Reinheit und Idealität durchweht. Schon als 19jähriger Jüngling hatte er beim ersten Anblick der schönen Mathilde Wolff seine ganze Neigung geschenkt. Sie war die Tochter des Barons Bogdan Wolff und seiner Gemahlin geb. von Fallois. Wolffs lebten damals mit ihren beiden Töchtern Mimi und Mathilde auf dem Meyendorffschen Gute Ramkau.

Seiner Mutter sowie seiner Schwägerin Alexandra eröffnete Otto sein Herz, und beide rieten ihm, sich noch nicht zu binden, sondern die Festigkeit seiner Gefühle während eines dreijährigen Aufenthalts im Auslande zu prüfen. Mit ihren guten Ratschlägen gaben sie ihm mittlerweile auch immer Nachrichten von der Geliebten, während er seine Gefühle gegen die beiden Frauen zwanglos aussprach.

Ehe er das Vaterland verließ, schrieb ihm Alexandra, noch als Braut seines Bruders:

„Waimel, 15. Juni 1821.

Konntest Du wohl einen Augenblick glauben, mein herzlich lieber Otto, daß ich Deinen Brief unbeantwortet lassen würde? — Nein, das dachtest Du nicht, oder Du hast es nicht erkannt, welch

innige und treue Freundſchaft mich mit Dir verbindet! — Dein Brief kam heute wie die Antwort auf meine Frage nach Dir .... Wahrlich, guter Otto, mich verlangte recht ſehnlich nach Nachrichten von Dir, d. h. Deinem innern Menſchen, und ich kann Dir nicht herzlich genug danken für den neuen, lieben Beweis Deines Vertrauens.

Unaufhörlich beſchäftigen ſich meine Gedanken mit Dir, ſeitdem ich wieder einen hellen Blick in Deine Seele gewonnen habe, und ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr ich wünſche, das Rechte für Dich zu erfaſſen und Dir mit ſolcher Klarheit darzuthun, daß Du nicht umhin könnteſt, Deinen Entſchluß danach einzurichten. — Aber wenn es mir auch in einzelnen Augenblicken ſcheint, als erblickte ich den Strahl eines höheren, untrüglichen Lichts, ſo werde ich wieder zaghaft oder laſſe mein Gefühl allzu mächtig walten, und alles wird mir wieder unklar.

Deine Lage iſt ſchlimm, ich ſehe es ein und bedaure Dich herzlich. — Gott helfe Dir einen Vorſatz faſſen, der Dich nie gereuen möge, und der Dir Deinen Frieden wiedergäbe!

Ich will verſuchen, Dir alles zu ſagen, was ich über Dein Verhältnis gedacht habe, und auch Dir einen Rat mitteilen, den ich als den beſten erkannt habe; erlaube mir die Frage, lieber Otto, ſie entſpringt aus ſorglicher, liebevoller Teilnahme. — Liebſt Du wirklich *ſo*, daß es Dir klar und hell aufgegangen iſt, dieſe Liebe ſei der Stern Deines Lebens, der *nie, nie* ſchwinden könne? — Ach Otto, wie wichtig iſt dieſe Frage! — Doppelt wichtig bei Dir, der Du anders biſt als viele Deines Alters, ich meine: poetiſcher, feuriger. Aber Du biſt auch ſtärker und vernünftiger, und ſo wirſt Du Dich prüfen können, wirſt Dir ſagen, daß Tauſende die Erfahrung lehrte, daß ein Gefühl, welches ſich auf die Ewigkeit zu begründen ſchien, wofür ſie ihr Leben hingegeben hätten, um zu bewähren, daß es ihr Schönſtes und Heiligſtes war, — daß dieſes dennoch als ein Traumbild zerrann. — Es iſt ſchmerzlich, aber doch gewiß wahr. — Trägſt Du nicht vielleicht die leiſe Ahnung in Dir, Du liebteſt mehr ein Ideal Deiner jugendlichen Begeiſterung als ein wahres, wirkliches Leben? Du aber, mein lieber Otto, mußt auf jeden Fall *reiſen*, was Du auch früher beginnſt, das iſt mir klar! Du ſelbſt wirſt ſpäterhin fühlen, wie unumgänglich nötig zur Begründung Deiner Ruhe und Zufriedenheit dieſe Prüfungszeit war. — Auch verbindeſt Du ja höhere Zwecke als Dein Vergnügen mit dieſer Reiſe, und darfſt

Du die nicht aus den Augen laſſen ..... Mein Rat iſt jetzt der: *ſprich mit Iwan!* ich habe die feſte Überzeugung, daß Dir das gut ſein wird; er iſt ein Mann, ein durch manche Erfahrung gereifter, er kann dem Männerherzen vielleicht beſſer nachfühlen, und kann Dir als älterer Bruder raten, — doch würde ich Dich nicht bitten, ihm zu vertrauen, kennte ich nicht ſein weiches Herz, ſeine Liebe zu Dir und vor allem: liebte er nicht ſelbſt! Das aber wird ihn richtig leiten. Mach einen einſamen Spaziergang mit ihm und ſprich Dich und alle Deine Sorgen, Deine Pläne recht aus.

Wirſt Du, mein lieber Bruder, nicht zürnen? ich habe Dir wohl keine Freude gemacht mit allem, was ich Dir geſagt. — Verkenne mich darum nicht, glaube auch nicht, daß ich nicht im ſtande wäre, Dich zu verſtehen! — Denke nur daran, daß auch mich eine heilige, wahre, ſtarke Liebe beſeelt, dann wird es Dir gewiß ſein, daß ich mit Dir gefühlt habe, daß kein Wort mir unverſtändlich geweſen iſt in der Schilderung Deiner Stimmung ... *Belohnen* aber will ich Dich auch, und ſo ſollſt Du erfahren, daß ich recht oft von M. Briefe habe, aus denen eine große Liebe zu mir und ein jugendlicher, oft faſt übermütiger Frohſinn ſpricht; daß aber öfter wie ſonſt, und zwar recht harmoniſch und lieblich, die ernſten Saiten anklingen ..... Lebe denn recht wohl, mein guter, lieber Bruder! Denke daran, daß Du in mir *immer* eine teilnehmende Freundin und Schweſter findeſt.

Alexandra."

In ſein Tagebuch ſchrieb Grünewaldt kurz vor ſeiner Abreiſe ins Ausland, am 26. September, dem Geburtstage von Mathilde Wolff:

„Luhde Großhof 1821.

Heute haben wir den 26. September; mit dieſem mir ſo wichtigen Tage will ich mein Reiſetagebuch beginnen; hat doch einſt dieſer Tag geboren, was mir neues Leben geben ſollte, ein Leben in Liebe und Poeſie. Ich konnte den heutigen Morgen wohl nicht beſſer beginnen als durch ein inniges Gebet, in dem mein Auge naß wurde und mein Herz weich und die andachtsvolle Seele einen liebenden Vater um ſeinen ſchönſten Segen für *ſie* flehte. Ja, er möge ihr werden, er möge Liebe in ihr Herz legen, damit ihr himmliſcher Hauch das Mädchen erwärme und beſelige, daß es aufblühe in ſeiner Tiefe und Lieblichkeit. Ich wüßte *ihr* nicht

mehr zu wünſchen; daß mir ihre Neigung würde, darf ich nur mir wünſchen.

Ich bin in Gedanken immerwährend mit ihr und ihrer Umgebung, und die Sehnſucht wird auf Augenblicke ſo groß und ſo wach in mir, daß ihre Flügel mich hinzutragen vermöchten! Nur einmal müßte ich ſie vorher ſehen, um auf ewig ihr Bild feſt in mein Herz zu drücken. Gott weiß, wo ich nach einem Jahr und nach zwei Jahren dieſes Feſt mit mir feiere? Vielleicht bin ich dann froher; hoffentlich! auch ſchon weil ein Jahr der Trennung vollbracht iſt. Jeder untergehenden Sonne will ich Grüße mitgeben, mit denen ſie ſie am Morgen wecken ſoll!

Am Abend vor dem Schlafengehen.

An ſie denkend und ihr zu Liebe dichtete ich heute folgendes Lied:

Ohne Liebe iſt das Leben
Blume ohne Sonnenlicht,
Blüten, die nicht Farben geben,
Knoſpe, die nicht ſchwellend bricht;
Und kein Himmel ſonnig-blau
Küßt hinweg der Thränen Tau!

Lieder wären nie erklungen
Aus der liebeleeren Bruſt
Und kein Sänger hat geſungen
Ohne Liebesſchmerz und Luſt.
Iſt dem Leben Liebe nicht,
Was den Blumen Sonnenlicht?"

Dieſes Tagebuch machte Grünewaldt fortan zum ſtummen Vertrauten all ſeiner Gefühle und Beſtrebungen. Wie ernſt er es damit nahm, können wir aus der Einleitung erſehen:

„Bis jetzt habe ich wohl auch ſchon ein Tagebuch geführt, aber in anderer Art. Es war eine Sprache aus mir ſelbſt und zu mir allein; von nun an aber will ich auch mein Leben beſchreiben, nicht allein um in ſpäterer Zeit eine Erinnerung und bei größeren Reiſen einen Stoff der Bearbeitung darin zu finden, ſondern hauptſächlich um mir das Denken über das Erlebte und Erfahrene anzugewöhnen; denn alsdann nur haben wir *gelebt*, wenn wir dabei oder darüber dachten, uns deſſen bewußt ſind. Es giebt wohl Augenblicke im Leben, in denen wir nicht über die Gegenwart ſelbſt und ihre That denken, auch nicht denken ſollen, in denen das Leben höher geht und wir, wie das Genie, bewußtlos aus Inſtinkt

handeln. Es ſind die Augenblicke der höchſten Freude und Begeiſterung, ſolche z. B., in denen der Maler ſein Bild, der Dichter ſein Gedicht dichtet. Er muß aber nachher zur Ausführung, zur Vollendung das Nachdenken, die Reflexion zu Hilfe nehmen, um ein Kunſtwerk zu ſchaffen. So auch müſſen wir unſer Leben bedenken, wenn es ein Kunſtwerk werden ſoll."

Im September 1821 verließ Otto von Grünewaldt die Heimat in der Geſellſchaft von Fritz Oettingen und reiſte über Königsberg und Danzig nach Berlin.

Zu ſeiner bevorſtehenden Bildungsreiſe hatte er ſich für das Studium der Zoologie entſchieden, und bei ſeiner Durchreiſe durch Königsberg wurde er von ſeinem Landsmann Karl Ernſt von Baer, derzeitigem Profeſſor, in dieſem Vorſatz beſtärkt. Baer blieb auch fortan ſein wiſſenſchaftlicher Ratgeber, und in allen Zweifeln und Fragen wandte ſich Grünewaldt an ihn.

In ſpäteren Jahren ſprach Grünewaldt ſich über ſeine damaligen Vorſätze in folgender Weiſe aus:

„Ich ging tief in mein Leben und meine jüngſte Vergangenheit ein und hielt ſtrenges Gericht. Ich erkannte, daß ich meine Zeit in Dorpat nicht angewendet hatte, wie ich ſollte. Unſer belletriſtiſches Treiben unter Raupachs Leitung konnte keine bleibenden Früchte tragen. Ohne Arbeit und Anſtrengung erwirbt man nichts und eignet ſich nichts an. Wir hatten nur genoſſen, von allem Wiſſenswerten nur den dünnſten Schmand oben abgeleckt, aber gelernt hatten wir wenig oder nichts."

Dieſelbe Stimmung drückte er auch in Berlin in ſeinem Tagebuch aus:

Den $\frac{14.}{2.}$ November 1821.

„Zuweilen faßt mich wohl ein Grauen und eine Furcht vor meinem eigenen Unvermögen und der Größe und Zweifelhaftigkeit meines Unternehmens, und es iſt auch eine große Sache. — Mir fehlt ſo ganz alle Beziehung, alle Richtung auf die Natur, ich habe bis jetzt ein ſo entgegengeſetztes Streben befolgt, daß mein Gelingen in dieſem Unternehmen ſehr zweifelhaft wird. Aber mich tröſtet und ermutigt dabei das Bewußtſein: ich habe nie in meinem Leben etwas ſo feſt und ſo ernſt gewollt, ich bin nie ſo in mich gegangen, bin nie zermalmt über mein bisheriges nutzloſes und

zweckloses Thun und Treiben und nie von einer bestimmten Idee, einem fest ins Auge gefaßten Ziel so beseelt und begeistert gewesen als jetzt. Ich fühle deutlich: nur hierin finde ich meine geistige, innerste Beruhigung und einen sicheren Halt in jedem Glück und Unglück des Lebens, das für mich noch sehr verschieden ausfallen kann."

Nachdem Grünewaldt sich anfangs für Halle entschieden hatte, verließ er diesen Ort schon nach ein paar Tagen, weil ihm sein Fach nicht gut vertreten zu sein schien, und begab sich nach Göttingen. Über seine derzeitigen Studien schreibt er in seiner Autobiographie:

„Um fleißig zu arbeiten, brachten wir das Opfer, in verschiedenen Wohnungen zu wohnen . . . . . Mit Oettingen zusammen hörte ich Chemie bei Strohmeyer und arbeitete für dieses sehr gute Kollegium fleißig und erfolgreich, indem wir nach der Vorlesung, während welcher wir nur sehr wenig Notizen machten, dieselbe aus dem Gedächtnis ausarbeiteten und beim Vergleichen unserer Arbeiten sie ergänzten, — eine Methode, bei welcher man am meisten lernt. Außerdem hörte ich Anatomie bei Langenbeck, dem Vater des jetzt so berühmten Chirurgen, der aber kein Freund der vergleichenden Anatomie und ein einseitiger Verehrer der Chirurgie, aber ein ausgezeichneter Anatom und Lehrer dieses Faches war; beim berühmten Blumenbach hörte ich Zoologie . . . . In unserem Umgange waren wir sehr vorsichtig, um nicht vom Arbeiten abgezogen zu werden; am meisten verkehrten wir mit den Kurländern Fircks, Vietinghoff und Kühne . . . . Ich nahm Fechtstunden beim berühmten Fechtmeister Kastrop, lernte mit Hilfe meiner Länge ziemlich gut schlagen."

Die Korrespondenz mit Karl Ernst von Baer entspann sich gleich beim Beginn der Reise, nachdem Grünewaldt ihn in Königsberg besucht hatte, und zog sich durch seine ganze Studienzeit hindurch. Es handelte sich hier fast nur um das Thema der Naturwissenschaft: auf welchen Universitäten, bei welchen Professoren, in welchen Spezialfächern am meisten zu erreichen wäre. Baer geht mit anerkennenswertem Interesse, wie ein väterlicher Freund, in alle Details ein; auch nennt sich Grünewaldt wiederholt seinen naturwissenschaftlichen Pflegesohn. Wie viel Baer von seinem jungen Wissenschaftsgenossen hoffte und erwartete, sieht man aus vielen Aussprüchen, am meisten aus dem dringenden Wunsche, denselben

als Teilnehmer für seine projektierte Nordlandsreise zu gewinnen. Die Verhandlungen über diesen Gegenstand ziehen sich vom Jahre 1822 bis 1825 hin. Hier folgen einige Briefauszüge:

Grünewaldt an Baer.

„Göttingen, 3. Febr. 1822.

Teurer Freund!

Gewiß haben Sie mich schon aufgegeben samt meinen guten Vorsätzen und Plänen und meinen ganzen Entschluß nur für einen Fieberanfall genommen. Es freut mich aber, mit voller Überzeugung Ihnen sagen zu können, daß dies nicht der Fall ist, sondern im Gegenteil ich für mein erwähltes Studium nach meinen Kräften alles zu thun gesonnen bin. Jetzt bedarf ich aber sehr Ihres Rats und wende mich mit meinem ganzen Vertrauen an Sie, um so mehr, da ich gesehen aus Ihrem Brief, daß Sie teilnehmen an meiner wissenschaftlichen Erziehung und als ein Pflegevater geneigt sind, mit Hand anzulegen . . . . . Ich bin auf jeden Fall entschlossen, teilzunehmen an Ihrer wissenschaftlichen Reise zum Weißen Meer; sie ist von solchem Nutzen und Interesse für mich, daß ich sie gleichsam schon als eine vorläufige Belohnung für manche Mühe und manchen Schweißtropfen meiner Studien betrachte. Es fragt sich nur, wann Sie reisen. Reisen Sie diesen Sommer übers Jahr, nämlich 1823, so werde ich herausgerissen mitten aus meinem ausländischen Leben und Plänen . . . . . .

Nun lassen Sie mich ganz aufrichtig sprechen und Ihnen einen Vorschlag thun; reisen Sie auf Kosten der Regierung oder auf Ihre eigenen? Ist das letztere der Fall, so bitte ich Sie, bis auf 1824 zu verschieben, und wir reisen alsdann auf meine Kosten. Ich erübrige gerade so viel von meinem Aufenthalt im Auslande, und mir ist eine solche Reise in Ihrer Gesellschaft unendlich viel wichtiger und lieber als jede andere Geldverschwendung bloß des leidigen Plaisirs halber, und wann und wie könnte ich besser lernen in der Natur und die Natur selbst beobachten und studieren! . . . . .

Halten Sie mir meine Weitschweifigkeit zu gute; wovon das Herz voll ist, geht der Mund über. . . . Leben Sie recht herzlich wohl, lieber Baer, behalten Sie immer Teilnahme für Ihren

O. von Grünewaldt."

Brief von Baer an Grünewaldt.

„Königsberg, 24. Febr. 1822.

Verehrteſter Freund!

Empfangen Sie meinen herzlichſten Dank für das von Ihnen mir erwieſene Vertrauen. Könnte ich demſelben nur ganz nach Wunſch entſprechen! Nachdem ich alles überlegt, kann ich zu keinem andern Reſultat kommen, als daß die Entſcheidung ganz von Ihrer wiſſenſchaftlichen Neigung abhängen muß . . . . . .

Was meine Reiſe in den Norden betrifft, ſo glaube ich leider an das Jahr 1823 gebunden zu ſein . . . . . Bis jetzt habe ich keine Verſuche gemacht, auf Koſten der Regierung zu reiſen, indeſſen würde ich doch das Unrecht nicht begehen können, aus Ihrem Beutel zu zehren. Daß mir Ihre Begleitung in ſo unwirtbare Gegenden überaus angenehm ſein würde, brauche ich nicht zu ſagen. Ihre Unterſtützung würde es mir auch gewiß möglich machen, mehr zu leiſten, als ohne dieſelbe geſchehen könnte. Indeſſen möchte ich Sie nicht dazu bereden. Bedenken Sie wohl, daß Sie viel opfern, wenn Sie Ihre Studien unterbrechen, vielleicht mehr opfern, als gewinnen . . . . . .

Und hiermit glaube ich meine Pflicht erfüllt zu haben. Ich kann nur Materialien zu Ihrem eigenen Entſchluß geben. Es freut mich, daß Sie die Sache ſo ernſt nehmen, und darum ſähe ich Sie gern hier, doch wollte ich nicht, daß Sie etwas opferten.

Unverändert der Ihrige

Baer."

Grünewaldt an Baer.

„Göttingen, den $\frac{20.}{8.}$ März 1822.

Wertgeſchätzter Freund!

Mit meiner Antwort habe ich bis jetzt gezögert, um Ihnen nun mit Gewißheit meinen Entſchluß mitteilen zu können . . . . . .

Nehmen Sie meinen herzlichſten Dank für Ihre gefällige Antwort, obgleich der Inhalt mir nicht ganz erfreulich war; es thut mir ſehr leid, daß Ihre Reiſe ſich nicht mehr um ein Jahr verſchieben läßt; Sie zu begleiten, gehört immer zu meinen Lieblingswünſchen, und es wäre ſo ſchön, wenn ich nach Beendigung meiner ausländiſchen Studien und nach der Rückkehr ins Vaterland auf jener Reiſe in der Natur ſelbſt die rechte Weihe für ein ferneres

Fortarbeiten empfangen hätte . . . . . Sie ſehen hieraus ſchon, wie ſehr mich der organiſche, der belebte Teil der Natur anzieht, und wie ich mir die Chemie nur in dieſer Beziehung und in dieſer Anwendung als beſonders wichtig dachte; allein bei weitem ſteht ſie meiner Neigung für den andern Teil der Naturwiſſenſchaft nach, wofür ich mit großer Freude ein recht lebendiges Intereſſe in mir erwachen fühle. Läge Königsberg nicht zu entlegen und geſondert, ich möchte für mein Leben gern die ſchönen Collegia in dieſem Sommer dort hören, als Ihr Zuhörer und unter Ihrer Leitung; allein Deutſchland ſelbſt umgiebt mich mir noch völlig unbekannt, und die Ferien laſſen ſich nicht beſſer anwenden als zu Fußreiſen und zum Herumtreiben in der Fremde . . . . . .

Sollten Sie mich nicht brauchen können? Haben Sie nicht vielleicht manche Aufträge, wo ich durch Beſehen, Beobachten nach meinen ſchwachen Kräften vielleicht Ihnen einen Gefallen thun könnte? Gern möchte ich in irgend einer Art brauchbar oder nützlich ſein.

In einigen Tagen machen wir uns mit Oettingen von hier auf über Weimar und Leipzig nach Dresden zum Oſterfeſt und von dort zurück durch den Thüringerwald, den wir gehörig durchſtreifen wollen, eine Reiſe, auf die ich mich freue, und auf der ich etwas zu lernen hoffe. Alsdann trennen wir uns; er geht nach Göttingen und ich wahrſcheinlich über Frankfurt nach Bonn . . . .

Leben Sie wohl bis zu einem vielleicht nicht gar fernen Wiederſehen.

Palju terwist wünſcht Ihnen Ihr

O. von Grünewaldt."

Mit den Verwandten in der Heimat blieb Grünewaldt in eifriger Korreſpondenz. Die im Auslande erhaltenen Briefe, ſorgfältig aufbewahrt, bilden einen ganzen Band. Es iſt ein kleines Stück eſtländiſcher Kulturgeſchichte; dabei ſpiegelt ſich der Charakter der verſchiedenen ſchreibenden Perſönlichkeiten in lebhafterer Weiſe; nur mit Bedauern kann man dem Vergnügen entſagen, die ganze Korreſpondenz hier wiederzugeben, die durch ihren Umfang nicht an dieſen Ort gehört.

Vor allem ſind es die Briefe der Mutter Anna Chriſtine, welche durch ihre Friſche und Originalität anziehen. In ihnen wechſeln Ernſt und Scherz in natürlichſtem Ausdruck, und ſie iſt ebenſo anziehend, wenn ſie mit Humor und Witz die Chronik der

Familie und der Revalſchen Märzereigniſſe ſchildert, als wenn ſie mit Ernſt und Liebe ihren Sohn ermahnt, oder in ſchlichter, demütiger Weiſe das Streben und Wollen ihres Herzens offenbart.

Die Briefe des Bruders Iwan mit ihrer ſprudelnden Lebensluſt und ihren brüderlichen Ratſchlägen haben wir bereits in ſeinem eigenen Lebensbilde wiedergegeben.

Die Schweſter Helene ſchreibt mit Verſtand, Bildung und etwas Sentimentalität, dem Geſchmack der damaligen Zeit entſprechend, viel ihre eigenen Gefühle analyſierend; Schweſter Julie als glückliche Hausfrau und Mutter plaudert liebevoll und beſeligt von ihrer Kinderſtube; Schwager Maydell als Beirat der Mutter ſpricht meiſt von Geſchäften; Betſy, ein junges, luſtiges Ding, lacht und weint über ihre kleinen Erlebniſſe; Studioſus Alexander ſchreibt voll Humor, Schwägerin Alexandra bleibt die liebliche Vertraute der treu bewahrten Herzensangelegenheit.

In unſerer fortſchreitenden Schilderung mögen hier nur einige Stellen folgen, welche ſich ſpeziell auf Ottos Lebensführung beziehen.

Aus einem Brief der Mutter:

Koick, den 14. Okt. 1821.

„Wo biſt Du denn, mein Sohn, ſchon in Berlin, oder ſchon weiter? Gott möge Dein ſteter Begleiter ſein! Er möge Dich ſchützen für alle Gefahren an Leib und Seele! Traue Dir ſelbſt nicht zu viel, mein Otto, als ſtündeſt Du feſt und könnteſt nicht fallen. — Es giebt der Verſuchungen ſo viele, die gefährlichſten für Dich ſind die klugen Köpfe mit dem weniger guten Herzen, ſie ſind anziehend und umſpinnen Dich unvermerkt; o, ſei doch vorſichtig, Deine alte Mutter bittet Dich mit aufgehobenen Händen, ſei vorſichtig in der Wahl Deiner Freunde, wenn Du Dich von Deinem Oettingen trennſt und allein ſtehen bleibſt, Du haſt ein warmes, liebendes Herz. Halte feſt an Gott, ſeine Gebote ſind Dir nicht fremd! Bete täglich und er wird Dir immer nahe ſein. Behalte im Herzen alle, die Du liebſt, Deinen Gott obenan, ihr Andenken wird Dir eine Stütze ſein und Dich immer aufrecht erhalten, daß Du ihrer würdig bleibſt. Alle Lieben, die Du in der Heimat zurückließt, ſie können Dir nächſt Gott ein Vorbild ſein, nach dem Du ſtrebſt, kehre wieder *gut* zurück, Du gingſt ja gut von mir."

Dezember 1821.

„Du müßteſt jetzt einen Freund haben, der Dich zerſtreute, der Dich, — vergieb mir, daß ich's ſage, — aus Deinen Träumereien weckte, ohnedem könnten ſie auf Deinen Charakter Einfluß haben. Werde nicht müde, lieber Sohn, nur immer Warnungen von mir zu hören, die Du jetzt und hierüber gewiß nicht gerne hörſt, das weiß ich ganz gewiß. Ich bin ja aber die einzige, die das ſagen kann, und aus der beſten Abſicht traue es meiner Liebe zu. Deine Heiterkeit iſt ganz von Dir gewichen, und das betrübt mich. Wie viel Urſache hätteſt Du nicht dazu vor vielen anderen? . . . . Du trittſt in eine neue Welt, die ſich vor Deinen Augen aufthut, wenn Du nur freudig und empfänglich für alles Schöne hineinſehen wollteſt. Doch — das weißt Du ja alles beſſer wie ich, wozu der Worte viel?"

Alexandra an Otto.

„Koick, den 30. Okt. 1821.
(Erhalten in Göttingen 1. Jan. 1822.)

Mein geliebter Otto!

Dieſe Stunde war eigentlich nicht Dir beſtimmt, aber nachdem ich Deine beiden Briefe, den aus Riga und den zweiten aus Danzig wieder geleſen, zieht mich's gar zu mächtig zu Dir, ich muß dem Rufe folgen und möchte dieſem Blatte Flügel verleihen, damit es Dich ſchnell erreichte . . . . . Jedes Wort Deines Briefes, in welchem ſich das Sehnen nach einem wiſſenſchaftlichen Ziel ausſpricht, und die Erkenntnis, daß es not thut, etwas Beſtimmtes zu werden und zu wiſſen, thut mir im Innerſten wohl, und aus meiner Freude erkenne ich von neuem, wie unendlich teuer Du meinem Herzen biſt. — Ich bitte Gott, nicht um Dein Glück, Dein Schickſal ruht ja ſicher und wohlbereitet im Schoße ewiger Liebe und Weisheit, aber ich flehe dringend, Dich werden zu laſſen, was ich Dich möchte werden ſehen: ein guter und großer Menſch! Verſtehe mich recht, ich meine nicht groß durch Heldenthaten, die die Welt blenden, ſondern groß in dem Schwung Deines Geiſtes, in der Kraft Deiner Seele und der Milde des Herzens. Könnte ich doch etwas für Dich thun, Dir helfen! — Daß Du allein für Dich daſtehen willſt, billige ich ſehr; möge Dein eigenſtes Weſen ſich frei entfalten, ſei es auch nur darum, daß Du die ſchwachen Seiten desſelben beſſer erkennen könneſt. — Mögeſt Du den

ſchützenden Engel der Liebe in Deiner Bruſt bewahren, damit er Dich vor jedem Fehltritt mit ſanfter Hand zurückhalte, und Deinen Blick zum Urquell alles Guten und Schönen erhebe. Ich kenne nichts Schöneres, als die echte Religioſität in der Seele des echten Mannes; die unendlichſte Milde mit der Stärke innig vereint . . . . . .

Du biſt noch nicht auf dem Standpunkt, auf welchem ich Dich ſehen möchte; friſcher und freudiger ſollſt Du mir ins Leben blicken; mehr genießen ſollſt Du. Das Gefühl in Deiner Bruſt ſei Dir kein wehmütiges Mondenlicht, ſondern eine herrliche, freundliche Sonne. — Glaube mir, ohne dieſe Freudigkeit kannſt Du kein Mann werden, und unendlich viel wirſt Du in der Folge entbehren, wenn Dir die Erinnerung an die ſchönſten Jugendjahre fehlt, die einen verklärenden Schimmer über das ganze Leben wirft . . . . . Ich hoffe viel von der allbelebenden Wirkung des Frühlings auf Dein Herz. O, öffne Deine Seele der Freude und laß ſie einziehen. Wehre ihr nicht. Ich bitte Dich."

Da Ottos Briefe an die Seinigen leider nicht vorhanden ſind, mögen ein paar Stellen aus dem Tagebuch zeigen, wie er derſelben in Liebe gedachte: „Oſchatz, den 2. April. Heute Nachmittag gab mir plötzlich ein guter Engel ein, nachzurechnen, auf welches Datum neuen Stils Iwan ſein Geburtstag fällt, und ſiehe, es iſt heute. — Eben ſpielen die Jäger ihren Abendmarſch und regen mich innerlich ſchmerzlich auf; es bedarf nicht viel, jeder Ton vermag meine innere Wehmut und Sehnſucht zu wecken! Wüßte ich doch *ſie* auch im Kreiſe der Meinigen! . . . . . Gute Nacht! auch Dir, mein lieber Bruder in der Heimat, und Deiner Frau und meiner Schweſter. Euch allen, die Ihr mir lieb ſeid, und *ihr*, die ich nicht nennen darf.

Eiſenach, $\frac{29.}{17.}$ April (zu Alexanders Geburtstag).

Da ſind wir alſo am Ziel unſerer Reiſe, ich will nur ein paar Worte hineinſchreiben zum Andenken an den Geburtstag, der jetzt zu Hauſe gefeiert wird . . . . . Mein lieber Bruder, werde einmal etwas Tüchtiges, leiſte was Großes und danke Deinem lieben Gott dafür, daß er es Dich werden ließ . . . . Wir wollen darauf los arbeiten nach Kräften, und von oben den Segen für unſer Bemühen und die Geduld und Ausdauer dazu erflehen. Dabei bleibe die Liebe im Herzen, ſo bleibt das Herz gut!"

Auch die Erinnerung an den verstorbenen Vater taucht wieder auf:

„Seit einiger Zeit muß ich oft an unseren seligen Vater denken. Wie gerne möchte ich zu ihm aus vollem kindlichen Herzen das Wort ‚Vater' sagen; ich werde es mir deutlich bewußt, wie sehr ich ihn liebe, wie sehr man auch die Verstorbenen lieben kann, und daß selbst der Tod schon diese Freude bringen könnte: das Wiedersehen eines Vaters, den man hier eigentlich nicht gekannt und lange nicht genug geliebt hat. Der Gedanke macht mich sehr wehmütig."

Die im Brief an Baer erwähnte Reise nach Sachsen und Thüringen kam in den Osterferien des Jahres 1822 zu stande. Zu den beiden Freunden Grünewaldt und Oettingen gesellte sich in Dresden noch der Maler Ludwig Maydell. Zur sorgfältigen Führung seines Tagebuchs mahnt sich Otto mit folgenden Worten: „Fest nehme ich mir vor, mein Tagebuch besser zu führen und die jetzt bevorstehende Reise auf eine bessere Weise zu vollbringen und besonders vor der herrschaftlichen Trägheit und Bequemlichkeit mich zu hüten, die Onkel Engelhardt mit Recht eine livländische nennt, weil sie uns allen angeboren scheint. Wahrlich, mein größter Kampf, den ich täglich, und oft mit großer Anstrengung zu bestehen habe und in dem ich noch oft erliege, ist die Trägheit und Schläfrigkeit, die ich die Quelle alles Unheils nennen möchte . . . . . Mein Ideal bleibt hierin, wie in manchem anderen, Onkel Engelhardt, weil ich nirgend so sehr als bei ihm eine frische und regsame Thatkraft und Arbeitsamkeit gefunden habe, ohne nur entfernt an seinen Leichnam zu denken."

Seinen Vorsatz hat Otto getreulich ausgeführt. Wie die Freunde in engen Mietkutschen mit allerlei Volk zusammensaßen, wie sie frisch und frei in heller Mondnacht das Land durchstreiften, wie sie in den Sälen der Naturalienkabinete Mineralien und Vögel studierten und in der freien Natur die Berge beklopften, wie sie die Schlösser auf den Thüringer Höhen bestiegen und in die tiefen Bergwerksgruben hinabfuhren, wie sie sich stritten und zankten, und wie sie sich liebten und jubilierten, das hat er alles treulich niedergeschrieben.

Vier Tage in Leipzig wurden ziemlich bunt, aber vergnügt mit den Kurländern verlebt, zu denen zwei Koskulls, zwei Howens, Rautenfeld, Theodor Sacken und Mirbach gehörten auch Brüggen und Ascheberg aus Berlin noch dazukamen.

Unter anderem wurde eine Geſellſchaft „Witzonica“ geſtiftet und Grünewaldt erhielt von Sacken einen Pfeifenkopf geſchenkt mit den Namen der Glieder des Vereins. Sein würdigſtes Mitglied war entſchieden Drachenfels, der einen nie verſiegenden Quell von Mutterwitz beſaß.

Von Dresden aus machte Grünewaldt mit Maydell und Gerhard Kügelgen einen Gang nach Hermsdorf, um die Gräfin Dohna, geb. Gräfin Stolberg, zu beſuchen. Er übergab ihr im Namen ſeiner Mutter eine mit dem Bildnis des alten Grafen Stolberg geſchmückte Doſe, welche dieſer ſeinem Freunde, ihrem Pflegevater Landrat Kurſell, im vorigen Jahrhundert geſchenkt hatte.

In Leipzig hatte ſich Otto an den Aufführungen von Zriny und dem Freiſchütz erfreut, in Dresden hörte er in der katholiſchen Kirche den berühmten Sopran Saſſarolli, in der Neuſtädter Kirche den Tod Jeſu von Graun, in der Oper die neueſte Kompoſition C. M. v. Webers Preciosa.

Auch die litterariſchen Größen Ludwig Tieck, Chr. A. Tiedge und die bekannte Eliſa von der Recke wurden aufgeſucht. Letztere gab ihm folgendes Empfehlungsſchreiben an ihre Freundin Frau von Boden in Bonn mit:

„Dresden, den 14. April 1822.

Herr von Grünewaldt aus Eſtland ſei Ihnen, geliebte Freundin, während ſeiner Studien zu Bonn empfohlen. Seien Sie die mütterliche Freundin dieſes jungen geiſtvollen, höchſt beſcheidenen Mannes, wie ich die mütterliche Freundin ſeines edlen Bruders zu Berlin während der Jahre ſeiner dortigen Studien war. So frei vom myſtiſchen und politiſchen Schwindel unſerer Zeit, als der ältere Herr von Grünewaldt es war, iſt ſein jüngerer Bruder es auch. Eine ſeltene Erſcheinung bei unſerer heutigen Jugend! — Herr von Grünewaldt kann Ihnen, liebe Teure, auch ſagen, wie er Ihren alten Freund Tiedge und mich gefunden hat, die Sie, edle Seele, und alle ihre alten Freunde mit unwandelbarer Treue liebt

Eliſa von der Recke.“

Später ſchreibt Otto über dieſe Reiſe:

„Es iſt ein eigentümliches Gefühl, ſich ſo ſeiner Freiheit bewußt zu ſein, und mit ſeinem Ränzelchen auf dem Rücken allen vier Winden nachgehen zu können; beſonders morgens, wenn man früh in der Kühle aufbricht und oft ſogar die Sonne auf freiem Felde begrüßt und ſich noch unermüdet in voller Kraft und

Fröhlichkeit fühlt: da schlägt das Herz hörbar vor innerem Wohlgefühl. Jener Frühling war besonders schön: die Wälder in jungem Grün, die Obstbäume, die mit ihren Blüten immer die Dörfer versteckten, verliere ich nie aus meiner Erinnerung."

Nach dieser genußreichen Zeit trennte sich Grünewaldt von seinen Freunden und ging über Frankfurt nach Bonn.

Am 8. Mai in Bonn eingetroffen, vertraut er seine guten Vorsätze dem Tagebuch: „Bei Professor Nees bin ich gewesen mit einem Gruß von Baer und er hat mir ausnehmend gefallen; kurz, ich sehe wohl ein, hier ist der Ort, wo ich was lernen kann und muß oder nirgends; geschieht es nicht, so liegt es lediglich an mir; — aber wie es anfangen, um es recht anzufangen, dies bleibt noch die große Frage, die mich quält und die ich zu meinem Besten entscheiden muß."

Wie sehr Grünewaldts wissenschaftlicher Berater Baer des jungen Mannes Anstrengungen anerkannte, sehen wir aus manchen Briefstellen. Die Verhandlungen über die nordische Reise wurden noch weiter fortgeführt. Baer lockt nach Königsberg und in den Norden.

16. Mai 1822.

Liebster Freund!

Eine recht arge Halsentzündung hat einen Teil der Zeit, seit welcher ich Ihnen eine Antwort schuldig bin, mich gefesselt und entschuldigt mich wenigstens zur Hälfte. — Ich bedauere, daß ich dadurch gehindert worden, bei Ihnen in Briefform in Bonn entgegenzutreten. In dergleichen Fällen muß man retten, was noch zu retten ist; darum will ich doch wenigstens nicht ganz schweigen . . . . . Meine Reise nach Kola scheint mir für 1823 unabänderlich. Nachrichten, die ich durch Engelhardt erfahren, haben meinen Mut angeflammt, und ich habe aus einer kleinen Probe einer hiesigen Strandreise gesehen, wie angenehm und nützlich mir Ihre Begleitung sein würde. Im Fall Ihnen das erwünscht scheint, würde ich aber doch vorschlagen, den Winter hier zuzubringen, damit wir manche Vorbereitungen zur Reise gemeinschaftlich machen können" . . . . . „5. August. Aus den Nachrichten über Ihre Studien sehe ich immer mehr mit großem Vergnügen, wie ernstlich Sie die Sache angreifen. Das freut mich ungemein. Ich bin überzeugt, daß diese Unverdrossenheit Sie nie gereuen wird. Es gewährt gewiß die Naturwissenschaft sehr

reichlichen Genuß! Und es thut not, daß in Rußland viele ſich darauf legen."

Grünewaldt zögert und wünſcht den Süden kennen zu lernen. „Bonn, den 15. Juni. Der Zoologie und Zootomie nebſt der vergleichenden Anatomie habe ich mich ergeben, und ſie wird auch ſpäter mein beſonderes Ziel immer bleiben . . . . . Sie ſcheinen mir es etwas zu verargen, daß ich zum Sommer nach Bonn gekommen bin, und thun mir gewiß Unrecht dabei; gewiß iſt niemand mehr überzeugt, als ich ſelbſt, daß ich in Königsberg das Halbjahr nützlicher als hier und überall zugebracht haben würde, und mein Wunſch, dorthin zu reiſen, war aus dieſem Grunde nicht gering; — aber auf der anderen Seite, ich bin noch ſo jung, und kannte noch ſo wenig von allen Schönheiten des Auslandes, und einen Sommer in der ſchönſten Gegend Deutſchlands und dem herrlichſten Himmelsſtrich Europas zuzubringen, mußte für mich keinen kleinen Reiz haben. So war es wohl verzeihlich, wenn ich dieſem Drange folgte, zumal da ich die Herbſtferien zu einer Rhein- und Schweizreiſe anzuwenden gedachte, was mir von Königsberg aus nicht möglich war."

„Den 18. Auguſt . . . . . Dreiſt gemacht durch die Rückſicht, die Sie auf meine unwichtige Perſon nehmen, wage ich noch eine Bitte an Sie zu thun; nämlich die Reiſe womöglich auf 1825 feſtzuſetzen; nur in dieſer Zeit iſt es mir möglich, gehörig meine Studien zu abſolvieren, in Paris einige Monate zu verweilen, und Italien zu beſuchen, was ich durchaus nicht aufgeben mag . . . . . Vielleicht gebe ich Paris fürs erſte auf und verſpare meine Reiſe dahin auf ſpätere Jahre, wo durch tieferes Studium und eigene Arbeiten erſt eine rechte Sehnſucht nach den daſelbſt vorhandenen Schätzen in mir geweckt wird und ich die Materialien zu beſonderen Zwecken zu nutzen weiß. Letzteres muß immer ſtattfinden, man muß, glaube ich, *etwas ſuchen*, wenn man in den großen Sammlungen *was finden* will. Dieſe Anſicht verdanke ich vorzüglich Nees von Eſenbeck, und ſie ſcheint ſehr einleuchtend . . . . . Bevor ich nach Hauſe gehe, muß ich durchaus Italien geſehen haben, und reiſen muß man, ſo lange noch Geld, Gelegenheit und Jugend uns lächeln..... Ich will den ſchönen Herbſt zu einer Reiſe in die Schweiz benutzen. Oettingen, der ein gleiches vorhat, habe ich bereits nach Frankfurt durch einen Brief beſtellt; er hat bis jetzt in Göttingen mit der Chemie ſich gebalgt, geht nun nach Paris und kehrt noch auf ein Vierteljahr nach Göttingen zurück,

um vollkommen die Chemie zu bezwingen; wenn wir beide einſt zu Hauſe ſitzen, denke ich von ihm was zu profitieren; überhaupt haben wir ſchöne Pläne im Sinn für unſere Naturwiſſenſchaft; — nur ſcheinen mir ſeine toten Maſſen und Stoffe leichter zu handhaben und zu enträtſeln, als meine lebendigen. Gott gebe zu allem ſeinen beſten Segen, daß man einſt an ſich ſelber Freude erlebt . . . . . "

Von früheſter Jugend bis ins ſpäte Alter hat Otto von Grünewaldt immer viele Freunde gehabt. Sein raſch entgegenkommendes und doch treues Herz drückte mancher, bei anderen Leuten bloß vorübergehenden Bekanntſchaft den Stempel der Freundſchaft auf.

Am einflußreichſten wirkte auf ihn die Freundſchaft Fritz Oettingens. Wie ernſt und tief und warm dieſe Freundſchaft war, mögen einige Auszüge aus Grünewaldts Briefen zeigen. Oettingens Briefe ſind leider nicht mehr vorhanden.

„Bonn, den 17. Mai 1822.

Mein alter Oettingen!

. . . . . Nach Bonn kam ich mit jenem fürchterlichen Hagelſchlag, von dem die Zeitungen beſſer erzählen werden, — ich bin aber gut durchgekommen. — Ich bin in ein kleines, aber hübſches Quartier gezogen; unter mir wohnen Simolin und der ältere Sacken, mir gegenüber wohnt Wilken, und zur Seite Ruthenberg und der jüngere Sacken. Außerdem ſind noch zwei Korffs und Kaiſerling hier; — mir gefallen die Landsleute alle ſehr wohl, und überhaupt iſt Bonn der rechte Ort, um ein angenehmes Leben zu führen, wie vordem in Dorpat. Um nicht dahinein zu geraten, ziehe ich um zwei Tage aus der Stadt heraus in ein Dorf, genannt Poppelsdorf, 1/2 Stunde von Bonn, wo ein königliches Schloß zu den naturhiſtoriſchen Sammlungen und Gärten eingeräumt iſt und die Profeſſoren dieſes Fachs ihre Vorleſungen halten; ich höre nur zwei Collegia, Botanik und Zoologie, und beide dort; das Herauslaufen koſtet mich zu viel Zeit und Schweiß, und, wie geſagt, ich fürchte, mich hier zu verludern, obgleich die übrigen alle nach ihrer Art und für ihre Bedürfniſſe recht fleißig ſind, aber ich brauche es noch mehr.

Was aber die Hauptſache, mit den Profeſſoren geht es mir vorzüglich gut; ſie ſind nicht Göttinger, ſondern ſo echt freundſchaftlich und zuvorkommend, wie nur möglich; bei Goldfuß hab e

ich ſchon im Muſeum gearbeitet, und iſt mein kranker Finger geheilt, ſo fange ich wieder mit Macht an. Obgleich ich von Baer keinen Brief vorfand, ſo nahm mich Nees von Eſenbeck, Profeſſor der Botanik, ſehr freundlich auf und ihm verdanke ich Goldfuß', Profeſſor der Zoologie, Bekanntſchaft. Nees hat einen freien, herrlichen Vortrag, iſt ſehr ſpekulativ und ein großer Naturphiloſoph, lehrt eigentlich mehr die Philoſophie der Botanik, doch giebt er immer die Mittel, ſehr viel zu lernen. Goldfuß hat etwas zu viel Ruhe, doch iſt er ſehr wiſſenſchaftlich, und was er vorträgt, höchſt intereſſant; die Sammlungen ſind alle im Werden, doch beſitzen ſie ſchon viel Gutes, und alles ſteht jedem Wißbegierigen immer zu Dienſten; das will ich nach Kräften nutzen, wenn ich nur erſt dort in der Nähe bin . . . . . Ich habe Dir gewaltig viel zu ſagen, denn zu jeder Stunde des Tages möchte ich Dich aufſuchen, weil ich was Notwendiges beſprechen möchte. Aber es geht nicht; — mein Liebſtes muß ich immer ſchweigend für mich behalten. Was meine Wiſſenſchaft und *mein* Herz betrifft, war nur *Dir* wichtig, außer mir ſelbſt; hier iſt es für alle tot . . . . Ach, ich darf gar nicht hineinkommen ins Erzählen, ſonſt finde ich kein Ende, die Uhr geht auf zwölf und morgen muß ich um fünf aus dem Bett. — Lebe daher wohl, Du treue Seele. Grüße mir die Göttinger alt und neu recht herzlich, und ſchreibe mir recht viel, wenn Du *kannſt*. Wir kennen uns und halten uns. Dein

Otto Grünewaldt."

„Poppelsdorf, den 19. Mai 1822.

Mein alter Oettingen!

Geſtern ging mein erſter Brief an Dich ab, und jetzt ſetze ich mich ſchon hin und fange einen zweiten an; aber mich treibt in dieſer Stunde auch recht ein dringendes Bedürfnis nach wahrer freundſchaftlicher Mitteilung, und das *Alleinſein* liegt ſchwer auf mir. Bis jetzt konnte ich das nicht ſo fühlen, weil ich in der Stadt eigentlich keinen Augenblick der Muße für mich hatte, ſondern wenn ich allein war, genug zu thun fand, nur meine dringendſten Arbeiten abzumachen; auch war mir ſehr wohl, mitten unter den vielen Landsleuten zu ſein, mit denen ich über die Straße durchs Fenſter in jedem Augenblick ſprechen konnte; heute, am Sonntag Nachmittag, ſchaffte ich meine Sachen herüber, aß noch zu Mittag in der Stadt und bin jetzt am Abend von einer kleinen Rheinpartie aus einem nahgelegenen Dörfchen zurückgekehrt.

Nun wird es mir klar, daß ich meiner Wiſſenſchaft ein großes Opfer gebracht, daß ich die Stadt verlaſſen und zugleich alle Zerſtreuungen und Kneipereien, die hier wirklich angenehm und von vielem Reiz ſind. Möchte es nur lohnen und Früchte tragen! Von Nees und Goldfuß erhalte ich jede nur mögliche Unterſtützung, und endlich wohnt jetzt über mir in demſelben Hauſe auch ein junger, ſich bildender Naturforſcher; er iſt ein Preuße mit Namen Fredrici, ein früherer Schüler von Baer, ſtudiert ſchon mehrere Jahre, hat gute Kenntniſſe und einen Feuereifer für ſeine Wiſſenſchaft .... Hier ſind gegenwärtig recht nette Leute .... Der fleißigſte und geiſtvollſte iſt wohl Alex. Simolin, aber etwas höfiſch und kalt, und man tritt ihm nicht näher; dagegen der ältere von den beiden Sackens, ein ſehr herzlicher, gutmütiger Junge, noch ganz unverdorben, wie er aus dem Elternhauſe gekommen; der jüngere iſt vielleicht geiſtreicher, hat aber auch mehr Schärfen. Von den übrigen ſind Fritz und Jeannot Korff und Kaiſerling und Karl Saß prächtige Jungen, arbeiten aber nichts. Ruthenberg iſt aber ziemlich fleißig; mit Wilken war ich bis jetzt am meiſten zuſammen, er iſt ſchon mehr wie meie laps, auch höre ich mit ihm Botanik zuſammen. — Gleich wie ich herkam, fand ich ein paar Skandäler vor, denen ich beiwohnte, auf dem einen auch zeugte, indem hier totaler Mangel an Burſchen iſt; außer Ruthenberg und Kaiſerling lauter Füchſe. Auf den Paukereien geht es aber her wie in Dorpat, wütend draufgeſchlagen und nichts mehr; ich habe bis jetzt viel rapiert, was mir ja ſo vielen Spaß macht, wie Du weißt. Von allen ſchlägt Ruthenberg am beſten; im ganzen wird aber ſchlecht geſchlagen, ſo daß ich vielleicht ſchon zu den beſſeren gerechnet werden könnte. Überhaupt finde ich mit Dorpat viel Ähnlichkeit, weit mehr Gemeinſinn als in Göttingen, ſind auch Corps u. ſ. w., ſo kennt ſich doch faſt alles, man kneipt und commerciert zuſammen, und hier iſt das: Burſchen heraus! noch ein heiliges Wort. Dabei muß ich Dir eine Geſchichte erzählen, die merkwürdig und mir intereſſant iſt, weil ich ſie miterlebt.

Zwei gute Stunden von hier liegt ein Städtchen namens Siegburg, am Fuße eines hohen Berges mit einer vormals ſehr anſehnlichen Abtei; jeder Ort feiert jährlich ſein Kirmesfeſt, und einen ſolchen ſogenannten Kuhſchwanz beſucht der Bruder Studio immer ſehr gern. So waren am Tage nach meiner Ankunft auch mehrere Studenten, vielleicht 50 an der Zahl, unter denen auch

Kaiſerling, hinaus nach Siegburg gegangen; beim Tanz erhalten ſie mit einem Bewohner dortiger Gegend Streit; dieſen erſten Urheber und Grobian kriegen die Studenten vor und maſſakrieren ihn gehörig, wie er es wirklich verdient hatte; die Knoten aber, eiferſüchtig auf die Muſenſöhne, ſchlagen ſich zu den Gegnern und nun entſteht ein wütender Kampf; die Studenten ziehen ſich ins Haus hinein vor der Übermacht, die 300 Mann ſtark und ſich rühmten, diesmal ſollten die Studenten ſich im Blute baden und die Siegburger kennen lernen! — Die Unſrigen verſchanzen ſich vollkommen im Tanzſaal und werfen nur zuweilen einige Bouteillen durchs Fenſter den Gegnern an den Kopf; indes findet einer ein Mittel fortzukommen, und bringt die Nachricht nach Bonn. Sogleich heißt es: „Burſchen heraus!“ und eine zahlreiche Mannſchaft war bereits den Rhein paſſiert, als die Bedrängten zurückkehrten, nachdem ſich der Militärbefehlshaber des Orts mit der Landwehr ins Spiel gemengt hatte. — Nun ſollte aber Rache an Siegburg genommen werden, und ein allgemeiner Auszug ward auf den Abend angeſetzt; da zogen wir nun alle, mehrere Hundert ſtark, mit allerhand Werkzeugen bewaffnet, hinaus gen Siegburg, und mancher machte ſchon im ſtillen ſein Teſtament. Es war ein köſtlicher Zug! Endlich kommen wir an und finden die Thore geſchloſſen, obgleich es noch Tag war! Wir lärmen, ſchreien, oben von den Mauern antwortet man, der Bürgermeiſter habe befohlen, die Thore zu ſperren. Nun ſollte geſtürmt werden; ſchon wackelten die alten Thore von den Steinen und Balken, bis einer einen Seitenweg entdeckte und wir ſämtlich die Stadtmauer erſtiegen, und mit „Hurra“ in die Stadt drangen. Dort kam uns zitternd der Bürgermeiſter entgegen und bat, die Stadt und ſeine ihm anbefohlene Herde zu ſchonen. Auch hatte der Rector Magnificus ſich früher hinbegeben und ließ uns erſuchen, Gnade für Recht ergehen zu laſſen, es ſolle uns alles zur Genüge und Satisfaktion gereicht werden. So begnügten wir uns denn mit einem vielſtimmigen „Gaudeamus!“ auf dem Markt und commerſierten recht vergnügt einige Stunden, bis ſich doch mehrere Damen einfanden und die meiſten einen Tanz begannen. So dauerte es die Nacht hindurch, bis mit anbrechendem Morgen die ganze Schar wieder heimzog! . . . . . .

Ich habe mich am Rhein herumgetrieben und das Siebengebirge mit ſeinen umliegenden Schönheiten kennen gelernt. Es liegt alles ziemlich nah bei einander, und es ſcheint, als wollten

die Berge mit ihren Schlöſſern den Vater Rhein nicht verlaſſen. Wir nahmen in einem Städtchen Königswinter am Fuße des Drachenfels unſeren Standpunkt und durchſtreiften die Umgegend in jeder Richtung. Ich könnte Dir ſo viel beſchreiben und nennen, aber es bleibt ja doch tot, wenn man nicht ſelbſt ſieht. Wenn wir doch zuſammen ſehen könnten, wenn ich Dich herumführen könnte! Das iſt mir oft im Kopf herumgegangen, Du würdeſt hier ein köſtliches Leben führen, es ſollen nirgends intereſſantere Punkte für den Geognoſten geben, als hier ..... Den 13. Juni. Mit meinem Fredrici bin ich recht nah gekommen, er iſt ein ſeltener Menſch in jeder Hinſicht, von vielem Geiſt und tiefem Gemüt; er iſt auch jetzt meine einzige Erholung, ſowie wir auch große Arbeiten zuſammen vorhaben. — Wilken ſchließt ſich mir auch näher an, er iſt ein ſelten guter Junge, auch von vieler Charakterfeſtigkeit, hat aber einen ſtarken Anflug von der livländiſchen Pomade an ſich. Ich komme einigemal wöchentlich in die Stadt; ein paar Abende habe ich zum „Verludern" beſtimmt, und ſonſt gehe ich zweimal zum Singlehrer hinein ..... Ich arbeite faſt nur für die Zoologie, die mich ganz und gar eingenommen; ich ſitze faſt immer im Muſeum und repetiere an den Sammlungen oder zergliedere. Goldfuß, der ſelbſt weniger Geiſt hat als Nees, gefällt mir mit der Zeit immer mehr in ſeinem „Collegio"; vielleicht liegt es auch an dem verſchiedenen Gegenſtande .....

Seit Du fort biſt, bin ich weit weniger mit dem Vaterlande in Berührung gekommen, Du erhielteſt ſo oft Briefe, Du ſchriebſt ſo oft, bei Dir hing ein Dir ſo liebes Bild (von Oettingens Braut Amalie Oettingen), das ja auch mir lieb iſt, und Du wußteſt von meiner Familie und meinen Verhältniſſen und ich von den Deinen und unſere ſchönſten Stunden verplauderten wir, wenn wir in Gedanken zu Hauſe waren. Du haſt ja jetzt noch ebenſo oft Briefe, aber ich kann mich nicht mehr mit Dir freuen, und Du ſchreibſt noch ebenſo oft, Du haſt eine Braut und mußt mich natürlich weniger vermiſſen, als ich Dich. — Wenn ich allein in meinem Zimmer bin und gerade nicht aufgelegt zum Arbeiten, ſo wird mir oft ſehr wehmütig zu Sinn, — und ich möchte nur einen haben, dem ich mit meinem vollen Herzen um den Hals fallen dürfte! — aber es kann nicht ſein! — ja, hätte ich auch eine Braut.

Nun muß ich aber im Ernſt aufhören und alles unterdrücken, was der ſchwatzende Dämon in mir noch gern hervorbringen würde. — Lebe recht herzlich wohl, mein Lieber, laſſe bald von Dir hören und bleib, was Du mir biſt.

O. von Grünewaldt."

„Bonn, 18. Juli 1822.

„Mein lieber Oettingen!

. . . . . Von meinem Leben und Studieren verſtehe ich Dir durchaus keine Bruchſtücke zu geben, entweder muß ich von allem ſchreiben oder warten, bis Du ſelbſt kommſt; letzteres iſt beſſer, und es will mich gar zuweilen bedünken, als könnteſt Du ſchon bald hier eintreffen; mein Herz ſchlägt beim Gedanken laut. Das ſoll eine himmliſche Zeit geben!!! Komm nur recht bald, mein Herzensjunge, ich habe Dich ſehr nötig. — Du ſollſt mir wieder helfen, mich zu entſchließen. Zwar habe ich noch keine Antwort von Hauſe auf meine Pläne, die Reiſe ans Eismeer betreffend, aber ich fühle, daß, wenn ſie auch bald kommt, es doch immer noch meiſt auf meinen eigenen Entſchluß ankommen wird; und da giebt es wirklich ſo viel Gründe und Gedanken, die ſich in meinem Kopf kreuzen, daß ich noch einen anderen Kopf nötig habe; und da appelliere ich an den Deinigen; vor Dir ſchäme ich mich nicht, meine Schwächen zu bekennen und zu zeigen.

Eben habe ich Deinen Brief nochmals durchgeleſen und ſo manches iſt durch meine Seele gegangen. Wir ſollten eigentlich nicht getrennt ſtudieren, ſondern Du ſollteſt in der Stadt wohnen und ich hier in Poppelsdorf, und dann kämen wir des Abends zuſammen und erzählten uns von dem Gelernten am Tage. Was gäbe ich für ſolch ein Semeſter! Hier gebricht es mir ſehr daran, über meine Wiſſenſchaft mit meinen näheren Freunden zu ſprechen. Fredrici iſt der einzige. — Durch meine Landsleute, unter denen ich mich überaus wohl gefalle, werde ich wieder an unſer Dörptſches Treiben ſtark erinnert, beſonders ſeit Sacken hier iſt. Alle Abend nach 8 Uhr wird etwas geleſen, meiſt von Goethe, und ich nehme Teil ſo oft wie möglich. Der Sacken iſt ein herrlicher Junge und meine Freude und Erſtaunen war nicht gering, als ich ihn ſo ganz unerwartet hier erblickte! Er fängt jetzt mit vielem Fleiß an zu ſtudieren und hat die ernſte Abſicht, eine wiſſenſchaftliche Laufbahn zu beginnen; es ſcheint manche Revolution in ihm vorzugehen; ich

wünſche ihm Kraft, das Begonnene durchzuführen; es iſt nicht leicht, wenn man bis jetzt gelebt hat wie er!

Hier iſt eine Curonia, wie Du weißt; Wilken und ich ſind nicht darin und bei dieſer Gelegenheit ſind mir unſere Landsleute doppelt lieb geworden durch ihr billiges und gerechtes Benehmen und richtige Anſicht in betreff unſerer zwei.

Du ſagſt in Deinem Brief und wünſcheſt mir Glück zur Ausführung meiner Fleißespläne; ich erinnere mich nicht, ob ich in meinem langen Brief etwas über dieſen Punkt geſagt habe. Ich kann wohl von mir ſagen, daß ich im ganzen fleißig zu nennen bin, allein zufrieden mit mir bin ich nie ganz. Nur an ein paar Tagen in der Woche gelingt es mir, ſo zu arbeiten, wie ich es von mir verlange; oft liegt die Schuld an mir, oft an anderen Umſtänden, doch ſehe ich ein, es wird im ganzen Leben nie ſo ſein, daß man mit jedem Tag zufrieden ſein kann. Das Leben ſelbſt bringt ſchon den Wechſel und die Veränderlichkeit mit ſich. Indes merk' ich doch, daß ich was Gutes zugelernt habe und noch lerne. — Sonſt bin ich jetzt ſehr froh und vergnügt. Wenn ich nach vollbrachtem Tagewerk mit meinen Freunden in der Stadt zuſammenkomme, ſo kann ich wirklich vor innerer Fröhlichkeit allerhand verrücktes Zeug angeben; ſo iſt mir auch am wohlſten. — Das Engelsbild in meinem Herzen, woran mich doch auch gar nichts erinnert, nicht einmal meine Briefe von Hauſe, und nur ich ſelbſt, iſt nicht mehr ſo oft vor meinen Augen; aber darum liebe ich es nicht weniger, und die Frage beunruhigt mich nicht mehr, als ſei es möglich, *ſie* zu vergeſſen. Ich vermag aber jetzt mit mehr Heiterkeit an Vergangenheit und Zukunft zu denken, und das iſt gewiß die ſchöne Frucht unſerer herrlichen Frühlingsreiſe, und des ſchönen Aufenthalts hier in Bonn, wo mich wirklich täglich irgend etwas Schönes und Neues oder das Alte in einer ſchöneren Anſicht wahrhaft erbaut und an Gott erinnert. Wärſt Du nur erſt hier! Wir wollen recht nette Zeiten in meinem Poppelsdorfer Stübchen verleben. Du kannſt gleich ein leeres Zimmer in meinem Hauſe beziehen mit der herrlichſten Ausſicht, und wo ich mein Bett gleichfalls hintragen laſſe. — Dann wollen wir wieder unſeren vollen Herzen freie Luft geben und gegenſeitig unſere Erinnerungen und Einbildungskraft unterſtützen und von Zeit zu Zeit etwas in Dorpat und ſeinen Umgegenden leben. Was meinſt Du?

An Chemie habe ich nicht mehr *gedacht* ſeit Du fort biſt, oder vielmehr ich von Dir fort bin. Ich freue mich zuweilen über

die alten, vielleicht halb vergessenen Gegenstände mit Dir zu rekapitulieren, wenn Du anders mich noch einer chemischen Unterhaltung wert hältst!

Schon hat man geläutet auf dem Schloß (das Läuten bezeichnet den Anfang und Schluß jeder Stunde) und ich muß fort."

„Bonn, 1. August 1822.

Mein lieber Oettingen!

Das war einmal eine rechte Freude, als ich gestern Deinen dicken Brief erbrach und wieder ein Stündchen mit ganzer Seele bei Dir war, selbst daß du schlecht geschrieben, habe ich dankbar erkannt, denn nun hatte ich länger dran zu lesen; schreibe aber nächstens so schlecht Du willst, jetzt getraue ich mir alles zu entziffern; in der ersten Hast und Begierde möchte man die Zeilen verschlingen, und manche habe ich am Anfange erraten, aber nachher mich gefreut, daß alles wörtlich richtig war . . . . . .

Es wäre herrlich, wenn Baer mir jetzt schriebe, seine Reise verzögere sich um ein oder zwei Jahre, aber diese Nachricht müßte bald kommen, denn wenn die anderen alle so ausziehen, der hohen Schweiz entgegen! und ich habe das Geld zur Reise in der Tasche, werde von allen Seiten überredet dazu, viele Gründe von Wichtigkeit und die innere Lust am Reisen ziehen mich auch fort zu den Bergen hin, — und dann doch zurückzubleiben, so ganz allein, deren Umgang zu entbehren, der mir jetzt unentbehrlich scheint, und diesem natürlichen Jucken, das man beim Schluß des Semesters und der Collegia fühlt, nicht zu folgen, wird mir recht schwer, aber für die Wissenschaft müssen Opfer gebracht werden!! die es doch eigentlich nicht sind, weil sie schon so reichen Lohn in sich enthalten . . . . . .

Mein Brief wird Dich bis jetzt glauben machen, als sei meine Stimmung nicht zum besten; da muß ich aber widersprechen. Ich bin durchgängig sehr vergnügt und in Gesellschaft der übrigen oft ausgelassen lustig, ich übertölpele mich immer selbst dabei; habe ich den Tag über hier in Poppelsdorf gearbeitet und es naht der Abend, so überfällt mich eine innere Unruhe und Sehnsucht, die ich nicht zu beschreiben vermag; ich habe keine Geduld mehr in meinen Mauern, und ich möchte selbst aus der Haut hinausfahren; renne ich aber alsdann in der Stadt umher, sehe die bekannten und lieben Gesichter, wir machen einen Spaziergang oder lesen zusammen, so wird mein Trübsinn unterdrückt und meine Fröhlichkeit erwacht

mit aller Gewalt! dann kann ich einen rechten Spektakel anrichten!" —

Seine Pläne für die weitere Zukunft ſchildert Grünewaldt gegen Oettingen folgendermaßen:

„Die naturhiſtoriſchen Werke koſten ein ungeheures Geld, ſowie Deine chemiſchen Inſtrumente, und ich ſehe im Geiſt voraus, daß wir uns einſt beide begegnen werden im Schutze der Regierung und der Univerſitätsanſtalten, und uns in Dorpat niederlaſſen, um die beſſeren und notwendigen Hilfsmittel zu benutzen! Dann machen wir Exkurſionen in die Krim, ans Schwarze Meer, nach Griechenland! Was meinſt Du? — Du weißt, daß ich oft im Scherz davon ſprach, nach Braſilien zu gehen, wenn ein für mich trauriges Ereignis im Vaterlande ſtattfände; ich denke noch jetzt oft daran, und ſollte ich nicht geliebt oder nach einiger Zeit vergeſſen ſein, dann mache ich gewiß meinen Vorſatz wahr. Denn ich fühle, daß ein ſolcher Verluſt mir alle Ausſicht auf Familienleben und häusliches Glück auf lange oder auf immer raubte, mich aber für die Wiſſenſchaft rettete. — Ich würde dann noch mehrere Jahre ſtudieren und dann reiſen; aber weit, nach Braſilien, oder nach Thibet, denn eigentlich iſt es doch nichts mit den paar Jahren, die man hier ſtudiert, indem man kaum alles das ins Auge faſſen lernt, was man wiſſen und verdaut haben ſollte; und bin ich nicht einſt im Vaterlande völlig abgeſchnitten von allem Verkehr in meiner Wiſſenſchaft; wo iſt in Dorpat ein Zoolog? und wie gräßlich und ſchwierig iſt eigentlich das Praktiſche meines Fachs für jeden Laien, beſonders für Frauenzimmer? wer faßt gerne meine Hand, die immerfort nach Verweſung, Fäulnis und Kadavern ſtinkt?

Einige Stunden ſpäter. — Wie ich die drei beſchriebenen Seiten durchleſe, finde ich, daß ich in einen ſonderbaren, gemeſſenen Bücherſtil geraten und meine Gefühle und Anſichten dergeſtalt drin ausgedrückt ſind, daß ſie gedruckt werden könnten! Ein ſolcher Brief kann zum Vomieren bringen! ſelbſt wenn alles drin wahr und nicht exaltiert iſt .... Mir fällt dabei unſere Korreſpondenz ein, als Du in Wiſſuſt freudvoll und leidvoll in ihrer Nähe warſt und ich eine Art von Journal in Briefform an Dich ſchrieb; — es war nichts als Eitelkeit und wieder Eitelkeit, und ich möchte zuweilen rot werden, wenn ich meines Narrenweſens gedenke! — aber ſo etwas zu beſprechen, wollen wir aufſchieben bis auf mündliche Colloquia; ich bin darin überhaupt ein närriſcher Kerl, daß ich zu

Anfang den ſchönen Raum auf dem Briefpapier nicht zu ſchätzen weiß und ihn vollſudeln, und am Schluß da drängen ſich alle Gedanken, und ich flicke ein Schnitzelchen nach dem anderen an, um nur noch einiges zu ſagen. — So will ich Dir denn gleich auf Deine Frage antworten, warum ich nicht in die Curonia getreten und nur an den Beſtürzereien teilzunehmen geſonnen bin; — ich ſah gar keine Notwendigkeit ein, einzutreten, weil wir nicht im mindeſten geſtört ſind in unſerem Verkehr und Vernehmen untereinander; auch klebt noch etwas von der Dörptſchen Anſicht gegen alle Landsmannſchaften mir an, oder ich mag nicht gegen meine frühere Anſicht ſo ſtracks konträr handeln; was anderes wäre es mit einer Eſtonia, was mich zu ſpeziell anginge; — außerdem giebt es dabei allerhand Unkoſten, und was ſchlimmer als dies, Störungen und Verpflichtungen, die ſehr hinderlich beim Studieren ſind, und wenn ſie auch bis jetzt nicht ſtattfanden, doch ſehr leicht bei verſchiedener Veranlaſſung eintreten können! — Da wir aber bei allem gemeinſchaftliche Sache machen und ich in jedem Fall mich ihrer Waffen bedienen würde, ſo will ich ſie denn auch gern für ihre Angelegenheit zu ihrem Beſten führen, zumal da ihrer wenige ſind und ich eigentlich eine große Luſt zum Pauken verſpüre; Du wirſt den letzteren Kitzel ſehr natürlich finden bei jemand, der ihn noch nicht befriedigt hat und den Kraft und Mut einen glücklichen Ausgang hoffen laſſen . . . . . .

Solch eine doppelte Wirtſchaft, bald hier, bald dort zu arbeiten, giebt viel Entſchuldigung zum Faulenzen! — Zudem packen mich die übrigen mit ihren äſthetiſchen Studien, mit ihrer Litteratur und Kunſt u. ſ. w., und meine alten Neigungen erwachen, und ich würde doch einige Zeit dafür opfern; ſchaden kann das zwar nicht, aber doch iſt es faſt beſſer für mich, ganz ſtreng an der Schnur zu bleiben . . . . . .

Herzlichen Dank für das Brieflein von Maydell, er wird es wohl ſchwer haben; — möchte nur ſein Sinn und ſein Mut ſo leicht ſein, wie es leider ſein Beutel ſein wird! — Ich begreife aber eigentlich nicht, wie man ſich auf ſechs Jahr von ſeiner Braut trennen kann! Wäre es nicht göttlich, wenn er uns in Rom einſt ſo empfinge wie wir ihn in Dresden und dann unter italiſchem Himmel ein Seitenſtück zu unſerer Thüringerreiſe aufführten. Sie war wohl einzig ſchön! — Denke nur daran, wenn wir einſt beide alte und (ſo Gott will) gelehrte Philiſter ſein werden und dann zurückdenken an Deutſchland und ſeine Berge! Ach, wärſt Du doch

ſchon hier, mein alter Junge, und ich hielte Dich in meinen Armen ſtatt dieſer elenden Feder in meinen Fingern; — ich möchte gleich aufſpringen und Dir ſo lange entgegenlaufen, bis ich Dich träfe . . . . . .

Seit geſtern habe ich nichts gethan als geſchrieben, und meine verfluchten Gedanken ſchweifen dabei immer ab, und ehe ich mich verſehe, bin ich über alle Berge über die Grenze und verſetze mich in die ſchönſten Situationen; ſo was muß man ſich aber ernſtlich aus dem Kopf treiben, will man nicht immerwährend träumen! — Leider bin ich hierin noch ſehr ſchwach! — Komm Du nur erſt her, dann wollen wir uns förmlich Erlaubnis geben zu ſolchen Phantaſiefahrten und dann wohl verpaßt geiſtige Reiſen unternehmen über die Grenze, immer nach Nordoſt!

Lebe wohl, mein Fritz, komme bald zu Deinem

Grünewaldt."

Auf ſeiner Herbſttour in die Schweiz traf Grünewaldt in Frankfurt mit Oettingen zur gemeinſchaftlichen Weiterreiſe zuſammen. Es würde zu weit führen, die Ereigniſſe der folgenden Monate näher zu ſchildern. Ottos Tagebuch wurde wieder gewiſſenhaft geführt. Wir erſehen daraus, daß er in Geſellſchaft froher Kameraden die Reiſefreuden genoß, ohne ſeine Studien ganz in den Hintergrund treten zu laſſen. In Muſeen und Sammlungen machte er Notizen über merkwürdige Tiereexemplare, und im Gebirge wurden die Formationen ſtets beobachtet.

Nachdem die Reiſenden in Heidelberg Taube und Patkul begrüßt hatten, ging es über Genf und Chamouny nach Bern, wo ſich ihnen Ludwig Maydell anſchloß und die Freunde zu Fuß über den Gotthardt an den Lago-Maggiore und nach Mailand gingen. Von hier aus pilgerten Maydell und Oettingen weiter nach Rom, während Grünewaldt nach Bonn zurückkehrte.

Die Schönheit der Natur in der Schweiz und in Italien machte auf ihn einen tiefen Eindruck; er ſchreibt beim erſten Anblick der Alpen:

„Nachdem wir eine Strecke bergan gekommen, bog ſich plötzlich der Weg; ich ſprang aus dem Wagen, in der Vorahnung, es könne ſich eine ſchöne Ausſicht öffnen, und richtig, am Horizonte ragten uns die Alpen entgegen, nur durch ihre ſchärferen, bleibenden Umriſſe von den ſie umgebenden weißen Wolken zu unterſcheiden.

Dieſer Eindruck iſt mit nichts zu beſchreiben; das Bild bleibt unauslöſchlich in mir. Ein Bild davon zu zeichnen, iſt unmöglich und ſchien mir in jenem Augenblick Entweihung!

Dieſes Luftige, Leichte! ſo heilig und rein, ernſt und heiter blicken ſie hinein in die Ferne und in das blühende Land zu ihren Füßen in ihrem Schutz. Wie viele Augen wurden ſchon naß bei ihrem Anblick! Wie viele Seelen groß und andächtig in ihrer Entzückung, und ſie ſtehen ewig unverändert, immer dieſelben, ruhig und erhaben über alles Lob, das ihnen täglich und ſtündlich jeder Staunende zuruft.

Grindelwald.

Heute Morgen weckte uns Maydell mit der Nachricht, das Wetter wäre herrlich.

Nach dem Kaffee ſtiegen wir auf den Heidenturm; herrliche Ausſicht, beſonders auf den Brienzer See mit dem Schloß am Ufer und dem kleinen See im Vordergrund.

Mir war wahrhaft feſtlich zu Mute, der Morgen einzig ſchön; Maydell ſagte etwas von Jean Paul: ‚Der Menſch ſteigt auf Berge wie das Kind auf den Stuhl, um der Mutter (Natur) näher zu ſein und ſie zu küſſen.‘ Mir kamen die Thränen ins Auge; ich war innerlich gerührt; vielleicht zu ſehr, um etwas zu dichten, was ich ſo ſehr gewünſcht hätte.

Zug.

Als wir fortgingen, ſchneite es; indes war Ausſicht zu einem hellen Wetter und der Anblick höchſt intereſſant, wie unten die Wolken ihr Weſen trieben, bald ſich rottierten und gruppierten, bald eilig über die Bühne flogen, vom Winde verfolgt, und endlich, als ſich die Ausſicht öffnete, ſchwebten kleine Wölkchen einzeln auf der weiten Landſchaft, die man deutlich überſah, und es ſchien, als habe es Wolken wie große Schneeflocken geſchneit.

Tetra am Lago-Maggiore.

Die Anregung zum Dichten iſt wirklich ſtark; vor jedem Fenſter, das bis zur Diele und immer offen, iſt ein Balkon. Die göttlichſte Ausſicht auf den ganzen vorliegenden See mit ſeinen gegenüberliegenden Ufern, deſſen Berge dunkel hineinragen in den reinen Himmel; dazu Sterne und Mondſchein!!!“

Die fröhliche Stimmung, welche Grünewaldt die letzte Zeit in Bonn und auf der Reiſe beherrſcht hatte, machte nach der Trennung von den Freunden wieder einer elegiſchen Platz. Er ſchreibt in

Mailand: „Meine Sachen ſind eingepackt, die anderen ſind nicht hier. Wie gerne möchte ich hinaus zur Porta Romana und mit ins heilige Rom! Ich habe keinen kleinen Kampf gekämpft! aber vernünftiger iſt es, zurückzukehren; ich thue es! Viel hab ich in meinem Tagebuch nachzuholen; es ſoll geſchehen, wenn ich den nächſten Abend allein für mich ſitze, kein Freund mir zur Seite. Wenn man glücklich iſt, ſchätzt man es immer zu wenig, erkennt es erſt, wenn man entbehrt."

Auch die Zweifel über ſeinen Beruf ſteigen wie graue Nebel am Schluß der Reiſe wieder auf.

„Zug, 14. Okt. Könnte ich doch ins Klare kommen mit meinem wiſſenſchaftlichen Treiben; es wird mir immer ferner gerückt durch jede Reiſe, und von neuem muß ich mich hineinverſetzen; wie wird es denn ſein einſtmals im bürgerlichen Leben? Wofür ich das meiſte Intereſſe in mir und bleibend verſpüre, iſt für Kunſt und Litteratur, für das Schöne und die Poeſie, und mein beneidenswerteſtes Los, könnte ich jemals hierin etwas präſtieren. Ein lumpiges, ſelbſtgeſchaffenes Gedicht, ja nur zwei gute Verſe drin, machen mir mehr Freude und belohnendes Gefühl, als 10 Sektionen und den ganzen Treviſan halbſtudiert zu haben, und dennoch wird es mir immer bewußter, wie unbedeutend mein Talent iſt . . . . . Wer öffnet mein Auge? ich ſehe nicht weiter . . . . . Da halten mich nun die innere Scham und meine Verhältniſſe im Vaterlande ab, frei allen zu bekennen, wie wenig feſt ich noch ſtehe in meinen Vorſätzen fürs Leben und meinem wiſſenſchaftlichen Streben, und durch dieſes eitle Anhalten an dem Einen gehe ich vielleicht für was Anderes verloren, wofür ich beſtimmt!"

Nach ſeiner Ankunft in Bonn: „Es iſt für mich eine wichtige Stunde; — ich habe mich ernſtlich gefragt: ‚was wird aus mir? ſoll ich denn nimmer Licht erhalten über das Wichtigſte, ſoll ich Zeit meines Lebens oder doch meiner friſchen Jugend umhertappen und dann als Mann einſchlummern im Schlendrian der Werkeltage? Wozu das Streben in mir und mein aufs Ewige gerichtetes Geiſtesauge, wenn ich kein Ziel finde, wenn ich nicht weiß, was ich ergreifen ſoll? Ich habe recht aus dem tiefſten Herzen gebetet und um Licht gefleht! wird es mir werden?'"

In dieſem zweiten Semeſter trat Grünewaldt in die Curonia ein. Er machte hier eine Corpspaukerei mit und ſchlug ſich mit einem gewiſſen Eichacker in zwei Repriſen. Das zweite Mal gelang

es ihm, demſelben einen Hieb von vorſchriftsmäßiger Länge beizubringen. Bald darauf verließ er Bonn, um mit Dr. Kühlewein und Dr. Adelſon nach Paris zu gehen.

Der Abſchied von Bonn bildete für Grünewaldt auch den Abſchluß für ſein deutſches Burſchenleben. Seine Studien nehmen jetzt einen anderen Charakter an. Mit den Bonner Freunden blieb er im Briefwechſel; die Kameraden berichteten in ihrem Burſchenjargon viel von Geldnöten, Skandälern und Paukereien. Dazwiſchen klingen auch ernſtere Saiten an und immer wird des fernen Freundes und der mit ihm verlebten Zeit in Liebe gedacht. Vietinghof ſchreibt im Auguſt 1823:

„Jetzt, mein alter, lieber Junge, empfang' auch meinen herzlichſten Dank für Deinen lieben Brief; er hat mir unbeſchreibliche Freude gemacht, denn ich ſah Dich während dem Leſen ganz lebhaft vor mir ſtehen, wenn Du ſo bisweilen nicht recht geſtimmt warſt oder (nimm es mir nicht übel) nicht recht geſtimmt ſein wollteſt, denn man brauchte ja nur ein ſcherzhaftes Wort zu ſagen, ſo ſprang ja der alte lange Bengel wieder in alle Lüfte, und ſo iſt es gewiß auch jetzt; ich will wetten, daß, wenn nur einer von uns fidelen Menſchen da wäre, ſo verging doch beſtimmt kein Tag, wo nicht der tolle Grünewaldt den lahmen Schuſter oder den Junker vom Lande vorſtellte ..... Ja, das wird wieder eine köſtliche Zeit abgeben, wenn Du nach Göttingen kommſt, richte es nur ſo ein, daß Du recht lange dableiben kannſt, und daß Du dann bei mir wohnſt, belege ich jetzt ſchon, denn ſonſt locken Dir die anderen das Verſprechen ab ...."

Hegewald ſchreibt: „Bonn, 25. März 1823. Dein lieber Brief, mein teurer Grünewaldt, hat uns allen (Du weißt ja, wer dieſe ſind), mir aber gewiß nicht die kleinſte Freude gemacht; wie ſehr erinnerten mich Deine Klagen über die unwiederbringliche ſchöne Vergangenheit an unſeren gemeinſchaftlich verlebten Sommer, der ſo auch für mich nie wiederkehren wird, ... aber mutig und heiter vorwärts geſchaut, ich ſinge mit Goethe:

„Beſſere Tage
Einen uns wieder."

Komm ja nach Berlin, wie will ich Dich, mein lieber, wahnſinniger Ehſte, dort umarmen! Sei fidel, laß Dich nichts anfechten! Vorwärts in die Zukunft geſchaut! Wie vieles liegt da noch verborgen, zumal mit ſolchen Plänen und Ausſichten, wie Du haſt.

Laß nur Dein Herz nicht kalt werden, wir haben Urſache genug, recht kindlich und dankbar dort nach oben zu ſehen, hier in uns, in der Bruſt, mein lieber Ehſte, da iſt unſer Glück, in Paris wie in Marſeille, in Curland wie am Kap."

Karl Sacken ſchreibt aus Göttingen Dezember 1823: „Ich verſichere Dich, beſter Junge, daß ich oft, unendlich oft mit der größten Liebe an Dich denke, und dann auch an die ſeligen Stunden, die wir einſt an jenen Ufern des glücklichen Rheins als Freunde und mit Freunden genoſſen, aus ihnen den himmliſchen Nektar der göttlichen Freude ſaugend und das höchſte Wohlgefühl der reinſten Liebe empfindend."

Sehr charakteriſtiſch für die Perſon und die damalige Zeit ſind folgende, bereits aus Mitau geſchriebene Zeilen von Theodor Sacken:

November 1824.

. . . . . „Wir haben verſchiedene Wege bis zu dem Moment unſeres Lebens gehen müſſen, jeden haben andere Verhältniſſe berührt, jeder hat andere Erfahrungen gemacht; werden doch ſelbſt die, die auf einem Strome ſchwimmen, von anderen Wellen desſelben Waſſers getragen . . . . . .

Ehe ich irgend etwas anderes ſchreibe, erlaube mir, Dich an die Ufer unſeres lieben Rheins zu führen und Dich an eine Stunde dort zu erinnern: Unſer Ziel iſt Königswinter; wir ſind von der Landſtraße abgewichen, Du biſt mit einer blechernen Kräuterbüchſe geſchmückt, ein jeder von uns trägt eine Mappe, und der Phantaſus von Tieck ärgert ſich über das enge Plätzchen in unſerer Taſche . . . . Wir fühlten uns lebendig und froh, und das Leben war es, worüber wir unſere Anſichten und Gedanken austauſchten. Am tiefſten haben ſich mir Deine Worte eingeprägt: ‚Selten iſt es, daß ſich im Leben Gleichgeſinnte begegnen . . . . haben ſich aber die Guten einmal ſo gefunden, dann ſollen ſie ſich im Leben von Zeit zu Zeit aufſuchen, um, nach wie verſchiedenen Richtungen jeder fortgedrängt wird, das Herz immer ſo zu ſtellen, daß es die Liebgewordenen nicht aus den Augen verliert.' Das iſt es vorzüglich, was ich in Deinem Gedächtnis erneuern wollte und Dir durch dieſen Brief beweiſen, daß ich jene Worte nicht nur mit den Ohren, ſondern auch mit ganzer Seele vernommen habe."

Die treue Freundſchaft, welche die Jünglinge in der Studienzeit verbunden, ſie bewahrten ſie auch im ſpäteren Leben. Immer

wieder hat Grünewaldt auf ſeinen vielfachen Reiſen die alten Curonenfreunde in Mitau aufgeſucht und das in Bonn geſprochene Wort der Treue zur That und Wahrheit gemacht.

Paris.

Die Gründe, warum Grünewaldt Bonn verließ, ſowie ſeine erſten Pariſer Eindrücke ſchildert er ſeinem Freunde Oettingen:

„Paris, den 12. Febr. 1823.

Mein lieber Oettingen!

Es kommt mir vor, als wäreſt Du mir neu geſchenkt, da ich endlich weiß, wo Du biſt und wo Du warſt, und da ich wieder Worte von Dir ſelbſt geſchrieben vor mir ſehe! Vom Oktober an in Mailand durchaus keine Nachricht, und ich ſah, daß nichts dabei zu thun war, da ich durch die unvermutete Veränderung meines Aufenthaltsorts ſelbſt alle Nachricht, wenn nicht aufgehoben, doch ſehr viel verſpätet hatte . . . . .

Somit ſetze ich mich denn an mein Schreibepult, um wieder einmal recht aus vollem, ganzen Herzen zu plaudern mit Dir, meinem alten, treuen Oetſch! Was habe ich Dir nicht alles zu ſagen, wo ſoll ich anfangen? ich beſonders, den die Natur, wie Du weißt, etwas weitläufig erſchaffen hat!

Was mich bewogen hat herzukommen, ſo plötzlich, ſo wider alle Vermutung, nachdem wir auf unſerer Reiſe oft ſogar über dieſen Gegenſtand geſprochen hatten, wird Deine erſte Frage ſein? — Du wirſt die Antwort teils ſchon von anderen, durch Vietinghof ꝛc., gehört haben und das Übrige Dir ſelbſt daraus abnehmen. In Bonn war für mich wenig zu thun im vergangenen Winter, und das geſellſchaftliche und burſchikoſe Leben unter ſo vielen und ſo lieben Landsleuten drohte meinem wiſſenſchaftlichen Treiben ſehr gefährlich zu werden; — da kamen noch Kühlewein und Dr. Adelſon, den Du in Göttingen oft geſehen haben mußt, beide auf ihrer Reiſe nach Paris begriffen, in der Abſicht, dort fleißig ihre Zeit zu benutzen, ſtatt daß die meiſten nur zum Vergnügen auf kurze Zeit hineilen, ein Umſtand, der mir ihre Geſellſchaft ſo viel wünſchenswerter als jede andere machte. — Dies alles brachte mich zu der Überzeugung, ich ſei es meiner Wiſſenſchaft oder mir ſelbſt ſchuldig, *jetzt* hinzugehen, und als dies einmal mir klar wurde, ſo machte ich mich in 24 Stunden auf; meine Sachen gepackt und von

Bonn Abſchied genommen! — Das letzte war das ſchwerſte! — Die Landsleute boten alles auf, um mich von dieſem, wie ſie glaubten, übereilten Schritt zurückzuhalten. Sie haben mir ſolche Beweiſe ihrer Liebe gegeben, daß ich nun erſt durch's Entbehren lernen mußte, was ich verlor! — beſonders unſer lieber „Pietſch" (Vietinghof); es iſt ein gar herrlicher Junge, den ich ſehr zu ſeinem Vorteil verändert, nach unſerer halbjährigen Trennung, in Bonn vorfand; wir wohnten in verſchiedenen Häuſern hart nebeneinander, ſo daß wir durch die Wand ſchrieen und durchs Fenſter uns ſehr bequem unterhalten konnten . . . . . .

Dazu kam, daß ich erſt vierzehn Tage vorher in die ‚Curonia' getreten, wo auch allerhand Begebenheiten vorher und nachher vorgefallen, und daß ich in deſto engerer Berührung mit allen ſtand! Kurz, ich darf nicht an Bonn zurückdenken und beſonders nicht mit meinem hieſigen Leben vergleichen! . . . . . .

Hier in Paris, mit einem Wort geſagt, gefällt es mir gar nicht! — und in jeder Stunde, wo ich allein bin und mir allerhand Gedanken durch den Kopf ziehen, fühle ich mich recht unglücklich und leide an Heimweh und an allem anderen inneren Weh, wie es nur ſo ſtark in Berlin und der erſten Zeit unſeres Aufenthalts in der Fremde ſtattfand . . . . . .

Mein großer Troſt ſind Adelſon und Kühlewein! Die erſten fünf Wochen wohnten wir alle drei zuſammen, merkten aber bald, daß dies nicht zweckmäßig ſei; nun zogen Adelſon und ich in unſere Penſion, wo wir an einem Familientiſch mit Frauenzimmern und ſonſtiger Geſellſchaft ſpeiſen, alſo genötigt ſind, franzöſiſch zu ſprechen und zu hören . . . .

Mit Adelſon wohnen wir Zimmer an Zimmer, nur durch ein kleines Vorzimmerchen getrennt; Du haſt ihn nicht gekannt in Göttingen, und wir Beide haben viel verloren dadurch. Er iſt ein ſelten lieber, herrlicher Menſch mit manchen Schwächen, die aber, wie alle Schwächen gutmütiger Art, mehr anziehen, als abſtoßen. Sein muſikaliſches Talent iſt allein ſchon ſehr viel wert, und ob ich gleich nichts von ihm profitiere in dieſer Hinſicht, was ich hoffte, ſo wird mir doch manche Stunde leidvoll und freudevoll durch ſein Spiel und ſeinen Geſang . . . . . .

Meine Abſicht war anfänglich, als ich hier die ungeheuren Schätze und Materialien für die Wiſſenſchaft ſah, ein ganzes Jahr hier-zu bleiben, bis zum Dezember. Ich fühle aber, daß ich dies nicht aushalten werde, und lieber will ich hier allem entſagen und

in den jardin des plantes ziehen und mich dort einſchließen, um in kürzerer Zeit alles durchzuarbeiten und zu beendigen. Wenn ich bald meinen Vorſatz ausführe, ſo kann ich vielleicht Ende Auguſt fertig werden, und dann komme ich mir ſo frei vor, wie ein Vogel in der Luft und fliege hinüber ins ſchöne Italien und will nur genießen! . . . . .

Wie ſchön bringt man die Oſterferien in Deutſchland zu, wenn alles grünt und blüht und das Herz ſelbſt vor Sehnſucht wie eine Knoſpe platzen möchte! Hier iſt keine Natur und keine wahre, tiefe Freude, hier iſt nur „amuſement“! Ueber die ſchöne Welt und den ſchönen Frühling kann man ſich nicht freuen; denn geht man, um etwas Natur zu ſehen, in den Garten der Tuilerien, ſo treiben ſich ſo viel Menſchen dort herum in den niedrigſten Abſichten, ſo ſieht man Pouſſaden und Intriguen — Kokettieren und Affektieren, daß man ſich nicht freuen kann über den blauen Himmel.

Dieſes menſchliche Treiben in dieſer Mannigfaltigkeit iſt intereſſant, wirſt Du mir ſagen, und man kann es nirgends anders ſehen als in Paris, und Du haſt Recht und darum muß man es kennen, um dies der Kurioſität wegen zu ſehen, ſich eine kurze Zeit, ſo viel als man dazu braucht, hier aufhalten; aber nicht hier leben, hier länger bleiben wollen, denn all das Weſen wird man bald überſatt und das tiefe Bedürfnis nach wahrem Genuß will Befriedigung haben . . . . .

Selbſt das Theater, wofür ich ſonſt ſo leidenſchaftlich bin, ſpricht mich hier weniger an, weil ein ganz anderer Geiſt daraus ſpricht. Du haſt in Genf eine Probe vom hieſigen Trauerſpiel geſehen und wirſt abnehmen können, wie es mir gefällt. Freilich hat die erſte hieſige Bühne an Talma ein Subjekt aufzuweiſen, dem vielleicht kein zweites nahe kommt; man muß dann aber nur ihn ſehen wollen, und wenn er ſpielt, um 2 Uhr hingehen, um um 7 Uhr einen guten Platz zu haben. Im Luſtſpiel hat man viel zu lachen; was wirklich ſchön zu nennen, das iſt das Ballet. Ein Reichtum, ein Glanz, der einzig iſt. Schöne Muſik könnte man hier in der italieniſchen Oper hören, die beſſer ſein ſoll, als irgend eine in Italien ſelbſt, aber der leichte Geſchmack des Publikums verlangt nichts anderes als Roſſiniſche Opern, und ſo muß man auch dort auf das Beſte verzichten; indes ſind wir doch öfters dort geweſen, wenn nur etwas Beſſeres zu hören war! . . .

In Paris müſſen wir durchaus zuſammen ſein, ich freue mich wie ein Kind, wenn ich daran denke. Schreibe mir darum recht fleißig. Wie lange gedenkſt Du hier zu bleiben? Und wohin geht es von hier aus? Wahrſcheinlich „nach Oſten, nach Oſten“, in die liebe Heimat. A. S., der auch ſchon ein halbes Jahr hier iſt, iſt ein lieber, guter Junge, aber ein großer „Pomadier“ und faul, der ſeine Zeit unnütz zubringt und von keinem Eifer, keinem Streben beſeelt iſt! — Dies iſt übrigens ein weſentlicher Punkt, den man ſchmerzlich an den meiſten Menſchen kennen lernt, woher ſo viele vor der Zeit und in ihren beſten Kräften einſchlafen, bevor ſie etwas gethan, etwas geſchaffen haben! Wir wollen Gott danken, wenn Er in uns ein reges Streben, eine höhere Richtung gelegt hat, und Ihn bitten, daß Er uns bewahre vor dem geiſtigen Schlaf und Tod! — Man lernt übrigens hier in Frankreich fix werden, — denn der Franzoſe iſt gewaltig hurtig und wendig, und rührt ſich eher zu viel, als zu wenig; ſo iſt auch die ganze Lebensweiſe hier darauf berechnet, viel außer dem Hauſe und viel auf den Beinen zu ſein . . . . . .

Zwei ſehr wichtige Nachrichten meldeſt Du mir, daß Maydell ſein Maltalent anerkannt und er zu einem ausgezeichneten Künſtler berufen iſt. Du kannſt Dir denken, wie mich dies innig freut! Wie ſchön, wenn man ſo viele Freunde hat, die man aus ganzem Herzen lieben kann! Wenn ich nach Rom komme, ſo finde ich ſchon einige von ihm ſelbſt gemalte Sachen vor, Du mußt mich noch früher recht in das dortige Künſtlerleben und in alle Einzelheiten einweihen, damit ich mich ſchneller heimiſch fühle. Komm nur bald her! — Das Zweite, worüber Du mir ein Wort, aber ein bedeutendes, in Deinem leider ſo kurzen Brief fallen läßt, iſt das „Chriſtentum“. Ich fühle es, daß ein veränderter, ein neuer Geiſt aus Euren Briefen hervorgeht, was bei Maydell noch bemerkbarer, aber der Gegenſtand iſt nicht gemacht, um in wenigen Worten auf einem Blatt abgehandelt zu werden; auch hier muß ich wieder rufen: „Komm her!“ . . . . . .

Ich habe von Below aus Pommern einen Brief erhalten. So achtungswert er mir jetzt erſcheint in mancher Hinſicht nach ſeiner chriſtlichen Umwandlung, ſo iſt er aber ins Extrem gefallen und äußert manche höchſt einſeitige Anſicht, in deren Widerlegung er gewiß in mir einen Ketzer zu erkennen glaubt. — Ich weiß aber ſelber nicht, was ich bin, und will abwarten, was aus mir wird,

und bis dahin meinen Weg fortgehen, ſolange ich ihn für den richtigen halte. —

Jetzt iſt gerade Jahrmarktszeit im lieben Dorpat! Ich weiß aber nichts davon, denn man ſchreibt mir ſo viel als nichts davon, wovon ich am meiſten hören möchte; meine Schwägerin muß mich vergeſſen haben!! So auch alle Uebrigen! Nur Mutterliebe währt am längſten und am treuſten; nur meine alte Mutter mit ihren ſchwachen Augen ſchreibt alle Briefe von Hauſe an mich. Möge Gott es ihr vergelten und mich in keinem Augenblick vergeſſen laſſen, was ich ihr ſchuldig bin!! — Die nächſten Nachrichten müſſen mir manches Wichtige melden, denn zu Neujahr iſt die Teilung unſeres väterlichen Vermögens geweſen und um die Güter gelost worden. Was haſt Du denn für Nachrichten, doch nur gute hoffentlich? — Du Glücklicher, Deine Prüfungszeit iſt bald überſtanden, und der nächſte Herbſt zieht Dich nach Oſten! Wenn Du ſchreibſt, grüße Deine Braut von dem entfernten Freunde, der einſt ein naher zu werden hofft! Vielleicht iſt ſie zum Jahrmarkt in Dorpat geweſen und hat M. W. geſehen und dabei an mich gedacht!

Ich bitte Dich, dieſen Brief zu verwahren, damit ich ſelbſt einſt ſehen kann, wie mir hier zu Mute geweſen und was ich über Paris gedacht. — Nun lebe wohl, mein Herzens-Junge, behalte im Sinn und im Herzen Deinen treuen

Grünewaldt.

Faubourg St. Germain. Rue de Fürſtemberg Nr. 8.

In ſeinen Erinnerungen ſchreibt Otto von Grünewaldt in ſpätern Jahren über ſeine Studienzeit: Mein Studium der Zoologie und vergleichenden Anatomie führte mich, eine Hand voll auf der Straße geröſteter Kaſtanien als Frühſtück in der Taſche, in die ungeheizten Säle der Muſeen, wo ich, Cuviers règne animal in der Hand, die nach demſelben geordneten Sammlungen Stück für Stück durchging, wobei ich freilich die Gegenſtände nur hinter Glas in den Schränken beſehen durfte. Ferner erhielt ich den Zutritt zu der bedeutenden Sammlung der vergleichenden Oſteologie, die ſich in Souterrains unter Cuviers Wohnung befand. Cuvier, an den ich Empfehlungen hatte und den ich in ſeinem Hauſe beſuchte, war anfänglich ſehr zurückhaltend und kalt gegen mich, weil er in mir einen jungen Gelehrten fürchtete, der ſeine Sammlungen, vielleicht ſogar ſeine mündlichen Mitteilungen, be-

nutzen dürfte zu eigenen Lorbeeren. Als Cuvier sich später überführte, daß er dies von einem ignoranten Anfänger, wie ich, nicht zu fürchten brauchte, wurde er sehr viel freimütiger, mitteilender und gastfreundlicher gegen mich. Ich wurde mittags, auch abends eingeladen und radebrechte französische Conversation mit seiner hübschen und liebenswürdigen Tochter. Ich entsinne mich noch, daß während einer Abendgesellschaft bei Cuvier alle in große Aufregung versetzt wurden durch den Besuch des Dr. Antomarchi, der überraschend hereintrat, direkt aus St. Helena ankommend, mit der Nachricht von Napoleon I. Tode. Er brachte eine von ihm abgenommene Gypsmaske des Verstorbenen. In Cuviers Sammlung waren die Skelette vielleicht aller damals bekannten Säugetiere aufgestellt. Cuviers Sekretär, Herr Caurillard, zeichnete und beschrieb, was Cuvier ihm angewiesen, und hat wohl ein großes Verdienst um den Ruf seines Prinzipals. Mein Studium bestand darin, die einzelnen Skelette durchzugehen, zu beschreiben, auch mangelhaft zu zeichnen. Außerdem hörte ich im Museum Vorlesungen, bei Geoffroy über Zoologie, bei Blainville über vergleichende Anatomie und über Physiologie bei Magendie, die er durch die grausamsten Experimente an lebenden Tieren anschaulich machte. Interessant waren mehrere Vorträge, die ich mit Kühlewein bei dem berühmten Dr. Esquirol in dem großen Irrenhause Salpêtrière hörte."

In Grünewaldts Brief an Oettingen vom 12. Februar werden zwei Fragen berührt, eine ewige und eine zeitliche, welche auch die Herzen in der Heimat bewegten. Wir wissen, daß in Ehstland wie in Deutschland am Anfange des Jahrhunderts der Rationalismus herrschte. Es genügt hier wohl, noch daran zu erinnern, daß im Koickschen Hause keine Bibel vorhanden war und daß in der Domschule zu Ottos Zeiten in den Religionsstunden der Zauberring von Fouqué vorgelesen wurde.

Der religiöse Sinn Mutter Anna's hatte für sich und ihre Kinder den Glauben an einen himmlischen Vater und das persönliche Verhältnis zu demselben im Gebet bewahrt. Im Frühling 1822 konnte Grünewaldt nach dem Besuch einer Kirche in Frankfurt schreiben: „Wie sehr danke ich dafür, daß man mir von früher Jugend an eine so tiefe Achtung und heilige Scheu vor Kirche und Gottesdienst eingeflößt; nie werde ich diese Dinge mit solcher Gleichgültigkeit betrachten lernen, als hier es Jedermann thut.

Ein andermal schreibt er Oettingen:

Du sagst mir so vielerlei, was uns beide zu viel angeht, als daß es oberflächlich in einem Briefe abgehandelt werden könnte, namentlich was die religiöse Seite anbetrifft, die in Italien so mächtig angeregt und ausgebildet wird; hierüber wollen wir viel mit einander sprechen. Ich suche mir dafür, was ich bis jetzt nicht erkannt, die Achtung zu erhalten, bis ich es vielleicht selber erfaßt; wenigstens bleibt mir immer verachtungswürdig das Spotten über Dinge, die man deswegen verlacht, weil man sie nicht begreift und weil sie nicht zu begreifen sind, sondern weil wohl mehr als Verstand zu ihrem Verständnis gehört.

Die religiöse Erweckung in Pommern, von welcher, wie wir sahen, auch Alexander Below ergriffen worden war, ist von Wangemann unter dem Titel „Ringen und Regen am Ostseestrande" beschrieben worden. Diese christlichen Bewegungen in Westeuropa schlugen ihre Wellen auch nach Ehstland hinüber. In Mutter Anna's Briefen regt sich an manchen Stellen ein christlicher Geist; sie schreibt von der Konfirmation des Sohnes Alexander: „Den 18. April wollen wir alle mit nach Reval und gemeinschaftlich das Abendmahl nehmen; ich werde oft an die Zeit Deiner Konfirmation denken. Alexander ist nun der letzte meiner Kinder und mein Werk vollendet! Oft ist mir's, als müßte ich nun mein Buch zuschlagen, als — wäre ich fertig! Ja, wie Gott will! Ich fürchte diese ernste Stunde nicht, so wohl mirs übrigens hier geht, so glücklich ich mich im Besitz meiner guten Kinder und geliebten Großkinder fühle. Es giebt doch auch im Leben Tage, die, wenn sie auch nicht zu den stürmischen gezählt werden können, doch auch nicht zu den sanften gehören, und mich deutlich erinnern, daß es doch drüben, dort oben, besser sein muß. Das herrliche Fest, dem wir jetzt entgegengehen, mahnt uns an unsere eigentliche Heimat. Ich weiß nicht, ob Du Dich der vielen, schönen Predigten von Dräseke erinnerst? Eine der besten ist die am Charfreitage über die Worte: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod." Es waren die herzbrechenden Worte unseres Herrn im Garten zu Gethsemane, kurz ehe Er verraten ward, wie Er von Angst der Seele übermannt — ein Mensch, wie wir, zitternd und zagend der furchtbaren Stunde entgegenging. Dieser Herrliche! Er ging, litt und starb für Dich, für mich, für uns alle aus reiner Liebe! Es ist unmöglich, kalt zu bleiben, wenn man dieser ganzen Zeit mit

ernſtem Nachdenken nachgeht, wenn man ſich prüfend frägt, das that der *große Menſch* für Dich! Was thue ich dafür?“

Über ihre irdiſchen Sorgen ſchreibt ſie am 30. Mai:

„Es iſt eine recht bedeutende und entſcheidende Zeit für Euch alle, da ich eine Teilung unter Euch wünſche aus mehreren Gründen . . . . . Iwan möchte ich gern ſein Eigentum zuſichern zu ſeinem eigenen Wohl, ſei es denn, welches es wolle. Dann möchte auch ich mich herausziehen aus den größeren Beſorgungen, die wohl oft zu viel ſind. Glaube indes nicht, daß ich unthätig werden will, nein, erſt nachdem ich weiß, wie Ihr Euch teilt, was ein Jeder erhält, werde ich meinen Lebensplan entwerfen . . . . . Die drei Gebrüder Maydell und der alte Onkel Richter haben die Güter taxiert, ich werde aber die Berechnung nach Reval nehmen und ſie noch ein paar meiner Freunde abgeben und aus dem Taxieren aller die Mitte herausnehmen. Soviel ſehe ich aber, daß jedes Teil geringer wird, als ich dachte, denn verſtehe mich, Ihr teilt Euch blos im Vermögen des Vaters, ich nehme das meine für mich, laſſe Euch aber den Teil, der mir als beerbte Mutter zukömmt, nämlich einen Sohnesteil, da mein Vermögen bedeutend iſt, und nehme noch manche Unkoſten über mich, die auch nicht klein ſind. Loſen werdet Ihr müſſen, da Alexander durch ſeine Jugend noch keine Stimme hat, was Ihr hernach thun wollt, iſt mir ganz gleich, da ich für keinen eine Vorliebe habe, doch den Rat nur, der aus einem liebenden Mutterherzen kommt. Überlegt wohl, was Ihr thut, es entſcheidet fürs ganze Leben, damit Ihr nicht nachher bereut, was das gute Herz vielleicht nur zu ſchnell bewilligt.“

Im Herbſt ſchreibt ſie: „In meinem Leben, lieber Otto, werden denn wohl auch bald bedeutende Veränderungen vorgehen, und ich bin noch gar nicht mit mir im Klaren, wie es werden ſoll. Geduldig will ich erſt die Teilung abwarten . . . . ., das wird meinen Wohnort für die Zukunft beſtimmen. Vielleicht findeſt Du mich ſchon als Städterin vor. Selbſt welche Stadt iſt ungewiß, denn mit aller Macht zieht es mich nach Dorpat. . . . . Ich ſehe nicht ein, wenn der liebe Gott mir die Mittel gegeben hat, daß ich wählen kann, warum ich nicht den Ort ſuche, wo ich in meinen alten Tagen *Lebensgenuß* zu finden hoffe, in mehrerer Hinſicht, denn nicht müßig will ich die Hände in den Schoß legen; iſt mir das große Werk gelungen, ſieben gute Kinder für den Himmel zu erziehen, der ſelbſt ſo ſichtbar ſeinen Segen dazu gab,

so wird er mir auch ferner noch Gelegenheit geben, ihm zu dienen in guten, ihm wohlgefälligen Werken . . . ."

Am Sylvesterabend 1822 hatte die Vermögensteilung stattgefunden. Durch das Los war Otto der Besitz des väterlichen Gutes Koick beschieden worden. Die Freude und Zufriedenheit der Mutter spricht sich in dem an ihn gerichteten Briefe aus:

„Koick, den 11. Jan. 1823.

Mein lieber lieber Otto!

Vors Erste lasse mich Dich als Erbherrn von Koick begrüßen, das Schicksal, vom liebreichsten Vater im Himmel selbst geleitet, hat Dir das väterliche Gut zugeführt. So ist es also gut! Den festen Glauben habe ich und füge nur noch die herzlichen Wünsche meiner Seele hinzu. Dein Los möge Dir lieb sein, Du möchtest Koick, als Nachlaß Deines Vaters, mit der Milde und Güte bewirtschaften, wie die Leute es von ihrem unvergeßlichen Herrn gewohnt waren, dem sie ihren Wohlstand verdanken und dessen Asche sie bei jeder Erinnerung an ihn mit Wehmut segnen. Was der alte Onkel Richter mit Koick begonnen, erfährst Du aus einem eigenen Blatt."

Die nun folgende Beschreibung der Teilung ist bereits in Iwan von Grünewaldts Leben mitgeteilt worden. Die Mutter schließt ihren Brief an Otto „Lebe nun wohl!" So hat Gott selbst Dir das hübsche väterliche Erbgut Koick gegeben. Ich habe die gewisse Hoffnung, es ist zu Deinem Glück geschehen. Ich spreche „Gott, Dein Wille geschehe!" und mein guter, frommer Sohn spricht es mit mir. Lebe nun wohl, Du gutes Kind! Gott erhalte Dich gesund, heiter und guten Muts, schreibe bald wieder. Mit herzlicher Liebe Deine alte

Mutter."

Aus dem Brief von Landrat Richter, Ottos Bevollmächtigten:

„Liebster Vetter!

Ich habe mit vielem Vergnügen die kleine Bemühung, Ihr Bevollmächtigter bei der Teilung Ihres väterlichen Vermögens zu sein, übernommen . . . . Es scheint mir, Sie haben Glück, und das freut mich herzlich, denn mir scheint das Los, das die kleine Josephine O'Rourke für Sie gezogen, der Besitz von Koick, der wünschenswerteste Teil für Sie."

Otto Grünewaldt drückt sich selbst viel weniger befriedigt über das Resultat der Losung aus; er schreibt an Oettingen:

„Paris, den 16. März.

Jetzt ist mir meine Zeit etwas reichlicher zugemessen, indem ich endlich den letzten großen, wenigstens langen Schritt gethan und ganz in die Nähe des jardin des plantes, in meinen naturhistorischen Stadtteil gezogen bin . . . .

Worum sich also hier mein ganzes Leben dreht, sind meine naturhistorischen Kabinete, in denen ich den halben Tag sitze, und die andere Hälfte gegenüber in einem Hospital, wo Anatomie getrieben wird und eine Vorlesung gehört, zu der wir selber alles präparieren. Der lange August Sievers, Kühlewein, noch ein Petersburger Doktor Person und ich bilden diese anatomische „Clique", die uns gewiß von dem größten Nutzen ist und nirgends mit größerer Leichtigkeit bestritten werden könnte, als hier in Paris, wo alles in Kadavern lebt, was Mediziner heißt . . . . . .

Nun wird tüchtig gearbeitet, und ich merke Gottlob, daß man auf diese Art weiter kommt, wenigstens quälen mich die Ideen nicht mehr, ob ich auch zum Naturhistoriker geboren sei, ob ich nicht eine falsche Richtung genommen ꝛc., was mich früher manche trübe Stunde kostete. Kaum aber ist der Himmel klar nach der einen Seite, so steigen Wolken auf der anderen auf. — Während ich mich hier ganz zum Naturhistoriker bestimmt, zieht für mich zu Hause das Los ein anderes Schicksal und macht mich zum Landwirt und Erbherrn von Koick. Meine Mutter schreibt mir sehr erfreut über mein Glück und wünscht mir alles Heil und allen Segen dazu, — und ich — sehe in der Landwirtschaft das Grab meiner Studien! — Ist es möglich, ein guter Landwirt zu sein und dabei in der Wissenschaft etwas zu leisten? Eine innere Stimme sagt mir leider nein! — Ich war so ruhig, ob ich gleich wußte, daß das Neujahrsfest für die Bestimmung meiner zeitlichen Güter höchst wichtig werden sollte. Ich lebte in der Überzeugung, entweder den Geldanteil oder unser Gütchen Laimetz zu ziehen, welches Letztere ich nicht behalten haben würde; das eigensinnige Schicksal hat es aber anders gewollt. — Mir fällt Koick zu . . . .

So stehen nun die Angelegenheiten, alle wünschen mir Glück zu der günstigen Entscheidung, und ich weiß nicht, ob ich es auch thun darf. Am liebsten möchte ich fürs Erste die Sache sein lassen, wie sie ist nnd abwarten, bis ich selber nach Hause komme und

mich und meine Lage zu prüfen imſtande bin. Auf der anderen Seite könnte ich aber gleich meinem älteſten Bruder einen Tauſch anbieten, was vielleicht ſpäter unmöglich wird, wenn er ſich irgendwo angekauft hat; doch dieſes Letztere dürfte ich kaum wagen gegen meine Mutter zu äußern, die mich für undankbar gegen mein günſtiges Geſchick halten würde. — Sage mir, was zu thun? Ach wäreſt Du hier, daß wir ſo einige lange Tage hindurch hin und wieder über die Sache ſprächen, bis wir zu einem gemeinſchaftlichen Reſultate gelangten."

In ſeinem Tagebuch tröſtet ſich Grünewaldt mit folgenden Worten: „21. März 1823. Meine heutige freud- und mutvolle Stimmung verdanke ich Oettingen ſeinem Brief von geſtern. Ich habe heute was Gutes im Kabinet gearbeitet, und manche Idee iſt mir dabei durch den Kopf gegangen für meine nächſte und fernere Zukunft, nämlich in welcher Art ich einmal bei uns zu Hauſe für die Wiſſenſchaft am thätigſten und wirkſamſten wirken kann, ſelbſt ohne gelehrte Vorkenntnis, die ich mir in der kurzen Zeit doch nicht erwerben werde. Ein großes Werk hatte ich mir vorgenommen herauszugeben über die Tiere meines Vaterlandes zunächſt und ſoweit im Umkreis, als ich ſie erreichen kann, um ſie vollkommen kennen zu lernen, ihre Geſchichte, ihre Anatomie, vollſtändig. Wenn ein jeder ſo etwas von ſeinem Vaterlande nur thun wollte, mit ſolcher Gewiſſenhaftigkeit, daß er für alles Mitgeteilte Bürge ſtehen kann, dann muß die Wiſſenſchaft raſch vorwärts gehen und iſt denen in die Hände gearbeitet, die aus der Materie die Philoſophie abſtrahieren wollen."

Auch mit Oettingen entwarf er ähnliche Pläne: „Wie wollen wir, mein alter Junge, zu Hauſe unſere Naturwiſſenſchaft kultivieren! Denn ſie liegt mir gewaltig am Herzen und kommt mir noch immer täglich näher. Du klopfſt an Deine Steine und bringſt die unorganiſche Natur zum Reden; ich ſchlachte meine Tiere und mache die organiſche ſtumm."

Auch die Korreſpondenz mit Baer wurde während des Pariſer Aufenthalts weiter geführt und der Termin der nordiſchen Reiſe debattiert. Es iſt merkwürdig, zu ſehen, wie ſehr der berühmte Gelehrte an der Mitreiſe und Mitarbeit des jungen Studenten hing. Er ſchreibt im Januar 1823: „So lange einen Plan bei ſich herumzutragen macht nur, daß er einem zuwider wird. Überdies will ich auf der bevorſtehenden Reiſe mich zum letzten Mal in Rußland umſehen, ob es ein paſſendes Plätzchen für mich hat.

Zum letzten Male, sage ich, denn obgleich ich vor wenigen Jahren glühend gewünscht habe, in Dorpat angestellt zu werden, so kann ich nicht leugnen, daß sich dieser Wunsch immer mehr mindert, und daß ich einsehe, das viele Plänemachen stört nur . . . . . Auf Ihre Begleitung habe ich mich schon so fest verlassen, daß es mir sehr leid thun würde, wenn Sie glaubten, zurücktreten zu müssen. Das Eine bedenken Sie nur, man lernt doch nie ganz aus — und dem Selbststudium bleibt immer das Meiste überlassen. Das läßt sich auch in Koick treiben . . . . . .

Um doch etwas zu unserer Reise (noch möchte ich sie nicht anders nennen) vorzubereiten, möchte ich gern mit dem Resultat Ihrer bisherigen Studien bekannt sein. Sie schrieben mir, vergleichende Anatomie ziehe Sie besonders an, das ist schön. Auf jeden Fall haben wir für dieses Fach am meisten zu hoffen. Haben Sie einige Tierklassen mehr als andere bearbeitet, und welche? Schön wäre es, wenn wir uns einigermaßen ergänzen könnten. Mir ist das Heer der Insekten, besonders in Hinsicht der bloßen zoographischen Seite, bis jetzt am unbekanntesten. Man darf freilich ja nicht glauben, auf einer solchen Reise alle Dinge, die einem vorkommen, sogleich systematisch benennen zu können, allein man muß doch einen guten Anlauf haben, um nichts Wesentliches zu übersehen."

Grünewaldt berichtet ausführlich über seine Pariser Studien, bittet immer um Aufschub der nordischen Reise, weil er in Paris und in Italien noch so viel zu sehen und zu lernen hat, und schließt den Brief vom Mai mit den Worten: „Überhaupt sehe ich hier erst ein, wie ich eigentlich noch garnichts verstehe, und mein größter Vorteil vom Pariser Aufenthalt ist vielleicht, das Arbeiten zu lernen. Die Meerbewohner ziehen mich wohl an, aber mit Ausnahme der Fische, die ich, trotz meinem Wunsche, nicht lieb gewinnen kann. Wer weiß, was noch geschieht, wenn ich mich hier noch hineinarbeite. Ich sehe wohl, daß ich von der vergleichenden Anatomie eigentlich noch nichts verstehe, doch soll mir die menschliche Anatomie, mit der ich mich hier, wo sie einzig bearbeitet wird, abgegeben, hoffentlich einst zu statten kommen. Es ist nur ein Jammer, daß man fast ebenso schnell vergißt, als man lernt."

Noch eine zweite wichtige Entscheidung griff in Paris in Grünewaldts Lebensschicksal ein. Anderthalb Jahre waren ver-

floſſen, ſeit er die Heimat verlaſſen hatte, aber die ſo früh und raſch entflammte Liebe in ſeinem Herzen war nicht ein bald verglimmendes Feuer geweſen, ſondern ein ſtrahlender, ihm fort und fort leuchtender Stern. Des Tages gedachte er der Geliebten, des Abends ſchloß er ſie in ſein Gebet, des Nachts umſchwebte ſie ihn im Traum.

Aus dem Tagebuch:

Neujahrsnacht 1822. Es kann mich zuweilen beinahe verzweifeln machen, wenn ich denke, in dieſem ſelben Augenblick lebt ſie und thut ſie etwas, und der Raum bildet hier die Trennung, der eigentlich für die Geiſter nichts Trennendes haben kann.

11. März.

Ich verlange nichts mehr, als blos Nachricht von ihr! Könnte ich einen Engel beſtellen, der ſie unſichtbar umſchwebte und ein Tagebuch führte und es dann mir am Abend jedes Tages brächte! Ich danke wirklich Gott für das Vertrauen und die Ruhe, die er in mein Herz gelegt, obgleich es mir ſo vorkommt, wenn ich mich nach Hauſe verſetze, könnte ich nicht anders als vergeſſen ſein, als ſei es nicht möglich, daß ich geliebt werde, und gar von ihr.

22. März. Ich wollte geloben, mit doppeltem Fleiß, mit doppelter Anſtrengung mein begonnenes Studium fortzuſetzen, um jede Wohlthat des Himmels zu verdienen und die größte zu erwerben, ihren Beſitz.

31. Auguſt. O Gott, wie herrlich wäre es, wie glücklich ſchätzte ich mich in Oettingen's Lage! Er darf ja ſagen, wie ſehr er liebt, er hört, wie er geliebt wird! Was fehlt ihm; — ich werde aber allmählich durch das Gift der langſam wirkenden Zeit vergeſſen, und iſt es ſo weit gekommen, und ich habe mein ſchönſtes Gut verloren, ſo klatſchen alle Muhmen und Baſen in die Hände und freuen ſich über das Meiſterſtück, und daß die Zeit doch alles wieder gut macht, und das wird dann noch mit dieſem warmen Beiſpiel ganzen Generationen vorgekaut! — wahrhaftig, ich kann boshaft werden!

Den 28. Septbr. Wie war dies die größte Freude meines Lebens, als ich zu bemerken glaubte, daß unſere Blicke ſich begegneten! Wenn es auch damals kein Irrtum war, was hat in dieſem langen Jahr nicht die Zeit verwiſcht? Könnte ich einen Blick in meine Zukunft thun, wüßte ich, was mein Heil, was meine Beſtimmung iſt? O Gott, ich wage nicht einmal, um etwas

Ex bibl. u... Dorp.

Bestimmtes zu bitten; ich flehe nur um ihr Glück und um das meinige."

Aber so treu die Liebe in Ottos Herzen lebte, so stumm waren seit einem Jahr die Briefe aus der Heimat über diesen Gegenstand, nur selten wurden zufällig die Ramkauschen erwähnt, so in Alexanders Brief vom Januar 1823.

„Zum Jahrmarkt sollen die Ramkauschen Töchter nach Dorpat kommen, dann werden wohl 300 und einige 50 Studentenherzen höher gehen; sie haben aus früherer Zeit furchtbare Verheerungen unter den hiesigen Musensöhnen angerichtet; alle vier Fakultäten seufzen und liegen gänzlich vor lauter Liebe darnieder. Vae miseris!"

Solche ganz harmlose Notizen mußten auf Ottos Gemüt erregend wirken.

Gegen Bogdan Wolff, den Bruder Mathildens, spricht er seine jugendlichen Gefühle wie folgt aus:

„Erinnerst Du Dich unserer Schlittenfahrten in Dorpat um die Jahrmarktszeit, wo wir als galante Kavaliere hinten aufstanden und es nun rasch durch die freundlichen Straßen von Dorpat ging?

Das waren wohl schöne Zeiten! und ob sie wohl jemals wiederkehren? . . . . . .

Noch ein Dörptscher Jahrmarkt im nächsten Jahr geht vorüber ohne mich, aber den überkünftigen, so Gott will, mache ich wieder mit! Wie wird mir dann zu Mute sein? Ich möchte Dir schon jetzt den Auftrag geben, zum Cotillon auf dem ersten Ball für mich zu engagieren?"

Nach all diesem Hangen und Bangen trat ganz plötzlich und unerwartet die Entscheidung heran. Im März 1823 erhielt Otto einen Brief der Schwägerin Alexandra, welche ihm mitteilte, daß Gefahr im Verzuge sei, indem sich andere Bewerber um Mathilde Wolffs Hand eingefunden. Aber noch ehe sie Ottos Antwort erhielt, hatte Alexandra bereits an Mathilde Wolff geschrieben. Die glückliche Entscheidung teilten die Mutter und Alexandra in folgenden Briefen mit:

„Orrisaar, den 3. April 1823.

Mein geliebter Bruder!

Eben erhalte ich Deinen wichtigen Brief vom 19. März und ich eile zu dessen Beantwortung, um Dich von der Folter zu reißen,

die Dir mein letzter Brief bereiten mußte. Ich habe Dir viel zu ſagen, aber danke Gott! — ich werde Dir *Gutes* verkünden, und Du darfſt Dich einer reinen himmliſchen Freude überlaſſen. — Mathilde iſt *Dein*, und Du darfſt ſie anſehen als eine ſchöne Himmelsgabe, unmittelbar aus Gottes Hand Dir geſandt, denn nur ihrer Liebe verdankſt Du ſie! — Ihr Herz entſchied für Dich. — Lege meinen Brief aus der Hand, und wenn Du Dich geſammelt haſt im Dankgebet und freudiger Erhebung zu der ewigen Liebe, dann höre, wie alles ſich begeben.

Die Gefahr drängte zu ſehr; wir konnten und durften nicht warten, bis Du uns Aufträge geben konnteſt. Denke Dir meine Lage, als ich einſah, daß ich handeln mußte, ohne Deine Zuſtimmung! — Es war ein ſchwerer Kampf, aber es ging mir aus demſelben die Überzeugung hervor, daß Gott meinen reinen Willen unter Seinem Willen das Rechte werde wirken laſſen. Ich ſchrieb nach vielen Beratungen mit der Mutter und Iwan Mathilden ſelbſt und ſagte ihr alles, was Du mir jetzt aufträgſt, ſagte ihr auch, daß ich aus eigenem Antriebe handelte, weil ich um Dein Geheimnis wüßte und Du nicht im ſtande ſeieſt, ſelbſt etwas zu thun. Dieſer Brief, der übrigens nichts enthält, das ſie zum Mitleid für Dich hätte bewegen können, ward ihrer Mutter eingehändigt und dieſe zugleich von dem Inhalt desſelben unterrichtet. — Sie hatte ſich entſchloſſen, die Tochter lieber ſelbſt zu prüfen, und damit angefangen, ſie zu fragen, was ſie thun würde, im Fall B., der Dein gefährlicher Nebenbuhler zu ſein ſchien, bei ihr anſpräche. — ‚Ach, Mutter,‘ hatte ſie geantwortet, ‚möchte er das doch nicht, ich kann ihn nicht lieben und will *keinem* gefallen.‘ Aber, hatte ſie weiter gefragt: ‚Wenn es nun Otto Grünewaldt wäre, der ſich um Dich bewürbe?!‘ Mit Thränen fiel ſie der Mutter um den Hals und ſagte: ‚Warum nennſt Du ihn? was weißt Du von ihm?‘ — Erſt eine Zeitlang nachher, als die Tante Wolff ſich mehr und mehr davon überzeugt hatte, daß der Tochter Herz feſt und entſchieden in ſeiner Wahl ſei, hatte ſie ihr meinen Brief gegeben. — Dies alles ward uns noch durch die gute Mutter Richter mitgeteilt, die notwendig um unſer Geheimnis wiſſen mußte, um die Wolffen vorzubereiten. — Später ſchrieb unſere Mutter an die Wolffen, wie es ihr das volle Herz eingab, und meldete ihr auch zugleich, daß wir Dir geſchrieben, was ſie wiſſen mußte, damit ſie eine Beſtätigung unſerer Verſicherungen von *Dir* erwarten konnte. Seitdem zählt Mathilde, ich will Dir's vertrauen,

die Posttage, bis wir ihr melden, Du habest geschrieben. — So steht es jetzt mit Deinen Angelegenheiten, Du Glücklicher! Nun darfst Du schreiben, wie und wann Du willst, und darfst die Geliebte freundlich begrüßen in dem Heiligtum Deiner Liebe! —

Das Einzige, was mich auch beunruhigt, ist, daß Du so jung bist und noch so viel zu leisten vor Dir hast. — Ach! lasse Dich nicht stören, mein guter Otto, in Deinen Studien und strebe eifrig fort und fort, um ihrer immer werter zu werden. — Auch sie denkt gewiß uneigennützig und wünscht, daß Du fleißig fortarbeiten möchtest. — Bald wird sie Dir das selbst schreiben dürfen! .... Ich sage Dir nichts von unserer großen Gemütsbewegung, unserer Angst und unserer Freude, Du kannst sie Dir wohl ausmalen, da Du weißt, wie innig lieb wir alle Dich haben. — Aber ich fordere Dich, nachdem Dir das höchste Erdenglück in dem kindlichen, engelreinen Herzen Deiner Mathilde zu teil geworden, auch zur Teilnahme an unserem Schmerze auf. — Ach! mein teurer Bruder! er ist unendlich und mein Herz fühlt sich tödlich getroffen durch ihn. Meine geliebte, teure Mutter Richter ist selig lächelnd zum besseren Leben entschlafen, ist der Sehnsucht gefolgt, die lange schon mächtig die Schwingen regte in dem für das Anschauen Gottes gereiften Engel. — Ach! mein geliebter Otto! mein Blick weilt auf ihrer Seligkeit, und ich sehe sie im Lande der Seligen befriedigt und erfüllt von der Liebe, aus der ihr Wesen stammte; dennoch klagt das Herz und fühlt sich so verwaist ohne ihre Liebe. Laß mich nicht viel Worte machen über den heiligen Schmerz in meiner Brust! aber laß mich noch Dir sagen, daß es mir Bedürfnis war, Dir es selbst mitzuteilen, welch eine Prüfung die väterliche Hand der Liebe über mich verhängt hat und wie mein Herz sie empfindet und trägt.

Du sollst einmal alle näheren Umstände ihres Hinscheidens erfahren, und dann wirst Du wie wir begreifen, daß der Schmerz um sie nur ein heiliger, stummer sein kann, und der Gedanke an sie ein Gebet, zu werden wie sie. — Aber weile nicht länger in den himmlischen Räumen, die die Verklärte aufgenommen haben, sondern kehre zurück zur Erde, wo der Stern Deiner Liebe Dir hell und leuchtend strahlt und Dir sein segnendes Licht für das ganze Leben verheißt! Gottes Segen sei mit Dir und ihr! Mein ganzes Herz voll Liebe für Euch möchte ich in diese Worte hauchen! — O, Du mein lieber Otto! Laß mich nichts von Deiner Freundschaft durch die Fülle Deines Glücks verlieren oder entbehren! —

Ich habe Dich nun ſchon einmal ſo tief und feſt in mein Inneres aufgenommen, daß ich Dich nicht mehr weggeben kann, und ich will jetzt Dein Glück, Deine Seligkeit mit Dir teilen, wie bisher Deine Sorgen und Zweifel. Lebe recht wohl! Könnte ich doch dieſem Briefe die Flügel der Liebe geben, damit Du bald aus der peinlichen Ungewißheit geriſſen werdeſt, in der Du jetzt ſchwebeſt und deren Qual groß iſt.

Deine treue Schweſter

Alexandra.

April 1823.

Mein teurer, geliebter Sohn!

Da Alexandra Dir alles das Wichtigſte geſchrieben hat, ſo wiederhole ich nichts, ſondern gebe Dir meinen reichſten Segen zu Deinem Glück, das faſt Dich geſucht hat. O, mein lieber Otto! wie reich beſchenkt Dich Dein Gott, bedenke Dir das recht. Falle nieder und danke, danke in Demut Deiner Seele dem Vater dort oben, der Dich auserſah zum Beſitz des Kleinods, nach welchem ſo viele ſtrebten. Ach, ich kann mich der bangen Sorge doch nicht ganz erwehren, es iſt zu viel für Dich! Nicht allein dieſes holde, liebe Kind, ſondern mehr noch, daß das Glück Dir ſo entgegenkommt. Wir ſind ſo ſchwache Menſchen alle, daß wir gerade das, was wir mit ſo leichter Mühe erhalten, nicht zu ſchätzen und zu erkennen wiſſen. O, möchte doch dieſes Zuvorkommen vom Himmel — könnte ich ſagen — möchte es doch den von Dir ſelbſt erkannten Fehler, die Eitelkeit, ganz erſticken. Wie wird ſie aber dadurch geſchmeichelt? Du verſtehſt mich ganz, mein eigener, lieber Sohn! Gott lehre Dir Demut und lehre Dir das Erkennen Deiner Fehler und Deiner Mängel alle, nur dadurch wird der Wert des Dir dargereichten Schatzes in Deiner Seele ſteigen. Jetzt mußt Du ſelbſt einen Schritt thun, ihr oder den Eltern ſchreiben, gerade wie es Dir ums Herz iſt, und Gott wird Euren Bund ſegnen. Der allliebende gute Vater, der mir durch ſie auch ein ſo liebes, liebes Kind giebt."

Nach Empfang dieſer Briefe ſchreibt Grünewaldt abends in ſein Tagebuch:

„Paris, 7. Mai 1823.

Als ich heute Mittag mich an den Tiſch ſetzte, fand ich einen Brief auf meinem Teller, auf deſſen Adreſſe ich ſogleich Helenens Hand erkannte; — ich ahnte noch keine entſcheidende Antwort, und

machte ihn auf —, Mutters und Alexandras Briefe zog ich zuerſt heraus und wie von ſelbſt traf mein Auge auf die Worte der erſten Zeilen, die mir ſo wichtiges ſagten. Ich ſtand auf, lief auf mein Zimmer, hier las ich; dieſe Stunde wird mir ewig denkwürdig bleiben; — unſer Geiſt iſt zu eng, um mit einemmal ſo viel zu faſſen und ſo verſchiedenes, ſo viel Glück und ſo großen Schmerz! Ich bin nachher wie halb verrückt herumgerannt und erſt im Dunkeln nach Hauſe gekommen. Unter der Ceder des Libanon im jardin des Plantes las ich meine Briefe zum andernmal, und dort fand mich Kühlewein. Daß ich niemand habe, den ich recht mit vollem Gefühl an mein Herz drücken kann, der fühlt wie ich! — Wie anders iſt alles, als vor wenigen Stunden! — in welchem Lichte erſcheint mir mein Leben und meine Zukunft! wie hat alles eine andere Beziehung erhalten. Ich muß von heute noch ernſter, noch mehr Mann werden! — Wie ſoll ich ſchreiben! was gäbe ich nur um fünf Minuten, daß ich ſie ſehen könnte, ſie, die jetzt mein iſt .... Gute Nacht allen, die an mich denken, vor allem Dir, du Stern meines Lebens!"

In der langen Zwiſchenzeit hatte Grünewaldt Oettingen den Stand der Dinge mitgeteilt und ſein tiefbewegtes Herz gegen ihn ausgeſchüttet.

Im nächſten Brief konnte er ſeinem Freunde jubelnd ſein Glück mitteilen:

„Paris den 8. Mai.

Mein teurer, lieber Oettingen!

Billig ſollte ich mich böſe ſtellen, daß Du mich ſo lange auf eine Antwort warten läßt, jetzt kann ich aber nicht böſe ſein, noch mich böſe ſtellen; ich möchte Dich nur hier haben, um Dich recht innig an mein warmes Herz zu drücken! Wünſche mir Glück und Segen, oder vielmehr wünſche mir, daß ich mit Demut und Dankbarkeit erkenne und ertrage das unverdiente Glück, das mir ein gütiger Himmel beſchert! Du wirſt ſchon erraten! Geſtern erhielt ich einen Brief von Hauſe; was er mir ſagt, kann ich nicht wiederholen. Ich möchte ihn mit ſeinem ganzen Inhalt einſchließen in dieſes Couvert und ſo ſollſt Du ſelbſt leſen, was ich nicht nachzuſprechen wage, aber ich fürchte der Poſt anzuvertrauen, was nicht mehr von mir wegkommt! — Mir fehlt zu meinem Glück nur ein Freund, eine innig vertraute, verwandte Seele, die ich jetzt mit aller Kraft meines Gefühls, das mich töten, aus mir

hinaus möchte, an mein Herz drücken könnte! Ach, wäreſt Du hier, Du mein lieber, lieber Oettingen . . . . . .

Wo ſoll ich kaltes Blut genug hernehmen, um Dir vernünftig zu ſchreiben, Dich in einigen Stücken um Deinen Rat zu fragen, aber ich muß Dir doch vorher einiges erzählen, wie alles gegangen iſt! . . . . . Von Hauſe ermahnen ſie mich, ich möge mich nur in meinen Plänen nicht irre machen laſſen, ſondern womöglich noch fleißiger fortarbeiten. Es muß auch wahrlich federleicht zu ſtudieren ſein, wenn man alle vierzehn Tage auf ſolche Briefe zu hoffen hat . . . . . .

Zugleich mit dieſen Nachrichten von Hauſe ſchreibt man mir eine der traurigſten, die ich je hören konnte. Unſere herrliche Richtern iſt hinübergegangen in ein ſchöneres Leben! Kann ein ſchwaches Menſchenherz ſo viel auf einmal vertragen, ſolche Freude, ſolchen Schmerz! — Sie war die vortrefflichſte Frau, der beſte Menſch, den ich in meinem Leben gekannt habe! Ich liebte ſie wie meine zweite Mutter! Lebe wohl, mein lieber Oettingen, fühle mit Deinem

Grünewaldt."

Paris, den 23. Mai 1823.

Mein lieber Oettingen!

Vorgeſtern erhielt ich Deinen Brief, die Antwort iſt ſo ſchnell hier eingetroffen, wie ich es nie hoffen durfte! jetzt geht mir alles glücklich! . . . . . O, es iſt alles herrlich! wärſt Du doch ſchon hier, daß ich Dich an meinem ſchlagenden Herzen halten könnte, Du glaubſt nicht, wie mich Dein Brief ergriffen hat, wie mich Deine Freude rührt! O, mein alter Junge! wir haben doch aneinander etwas gefunden, was mehr iſt als für heute und morgen! Das Wort Freund ſagt viel, und nicht alle Menſchen kennen es! es kommt mir faſt albern vor, daß ich überhaupt ſchreibe, denn was kann ich ſagen? Was vermögen ſo elende Worte, beſonders geſchrieben . . . . . .

Meine Mutter wird meinen Brief ſelbſt nach Ramkau bringen, aber ich kann eine Antwort nicht vor acht Wochen haben, und das iſt ſchrecklich! . . . Ich ſage Dir, in den erſten Zeilen an ſie wälzte ſich es wie ein Stein mir vom Herzen, wie ein Felsblock, der den Bergſtrom hemmte, und nachher floß mein Gefühl ſo ebenmäßig hin, und ich fühlte mich ſo traulich und ſo vertraut, als hätte ich jahrelang mit ihr korreſpondiert. — Um ihr Bild habe ich ſehr

dringend gebeten! Aber es giebt bei uns wenig Kunſt und wenig Künſtler; wo wird ſich eine Gelegenheit finden? Wer hat Deine Braut gemalt? nämlich das letzte Miniaturbild, das ſie Dir ſchickte. Dabei fällt mir bei, wenn Du Deiner Braut ſchreibſt, ſage ihr in meinem Namen recht viel Liebes; ja, Du kannſt ihr für mich eine vollkommene Liebeserklärung (denn jetzt bin ich ja ſelber Bräutigam) machen, nämlich eine brüderliche; ſie hat immer ſo teilnehmend meiner gedacht, und ihre letzten Troſtworte in meiner verzweifelten Lage werde ich niemals vergeſſen. Wäre ich nicht ſo ein gewaltiger Narr geweſen, ſo hätte ich ſchon in Dorpat recht genau mit der Braut meines Freundes bekannt werden können — aber ich freue mich, daß es noch kommen wird! Ich möchte jetzt alle Menſchen an mein Herz drücken, alle früheren Bekannten und Lieben erſcheinen mir in einem neuen Lichte, und es ärgert mich, daß ich nicht ſelber anders ausſehen will, daß ich mich nicht gebärden darf wie ein Kind! Komm nur erſt her, mein alter Oetſch; wovon haben wir nicht alles miteinander zu ſprechen! Bin ich nicht der glücklichſte Menſch? Sind nicht meine ſchönſten Wünſche in Erfüllung gegangen? Wollte ich nicht Einheit in mein Streben, wollte ich nicht eine wiſſenſchaftliche Tendenz? Alles, alles iſt mir geworden! Meine Naturwiſſenſchaft iſt mir treu und eigen geworden, und ich weiß, was ich von meinem künftigen Leben zu fordern habe; nun iſt mir auch die Liebe hold! Nun darf ich Mathilde *mein* nennen, die ich liebte ohne Hoffnung, ſie zu erringen, wie ein Ideal meiner Jugendträume! — Wie wenige Menſchen ſind ſo glücklich, wie wir beide, mein Oettingen, daß unſere erſte Liebe zugleich die für immer iſt! Ich habe immer dieſen Satz behauptet, und es ſchmerzte mich, daß das Leben ſo oft mich Lügen ſtrafte! — Jetzt ſoll es wahr werden an meinem eigenen Leben! Welche Zukunft ſteht mir bevor! Denke Dir, auf meinen Reiſen in Italien, Rom und Neapel, ſtatt wie bisher ein kaltes, trockenes Tagebuch zu führen, Briefe einer Geliebten, einer Braut zu ſchreiben, einem Mädchen, das in ſeiner engelreinen Einfachheit und Unſchuld die Welt erſt durch mich kennen lernt! — Sonderbar, wie unſere Natur uns oft inſtinktmäßig oder vielmehr unbewußt oder genuinartig denken und handeln läßt, wie es keine Berechnung, keine Logik ſo gut vermochte! Mir fällt jetzt bei, wie ich in meinem Brief an Mathilden unbewußt unſer jetziges Zuſammenkommen anreihte an die Abſchiedsſtunde, wie ich, ohne es zu wiſſen, ſchon am Anfang des Briefes gleich auf jenen ſchweren Tag in Waimel

kam! — Jetzt will ich auch bald unserem alten Maydell nach Bonn schreiben, er wird gewiß etwas unzufrieden den Kopf schütteln, wird sich aber doch freuen, wie ein echter Freund . . . . . "

Von jetzt an entspann sich ein Briefwechsel zwischen den unter so eigentümlichen Verhältnissen in der Entfernung Verlobten.

In Ottos Briefen erklingt hier die ganze Skala der Liebesgefühle, von der zagenden Scheu, ihren Namen zu nennen, bis zu dem Ausdruck der glühendsten Sehnsucht und des berauschendsten Glücksgefühls. Der tiefe Ernst, mit welchem die beiden Verlobten ihr eigenes Verhältnis und die Zukunft anschauten, kontrastiert anmutsvoll mit der harmlosen Jugendfrische und Heiterkeit ihres Alters. Sie teilen bereits Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft miteinander; wie auf einem schönen Strom zwischen lieblichen Ufern fließt ihnen noch das Leben dahin, mit sanfter Gewalt wird auch der Leser mit hineingezogen.

In kurzem Auszuge muß eine solche Korrespondenz selbstverständlich ihren Hauptreiz verlieren. Nicht nur dadurch, weil der Zusammenhang der gemeinschaftlichen Mitteilung fehlt, der auch dem Unbedeutenden Reiz und Leben verleiht, sondern hauptsächlich deshalb, weil das Beste oft nicht gesagt werden kann. Ist die bräutliche Liebe doch so groß und heilig, daß man über den Ausdruck ihrer tiefsten Gefühle, selbst nach bald einem Jahrhundert, einen Schleier werfen mag. Dennoch mögen hier einige Bruchstücke zur Charakterisierung des 21jährigen Bräutigams folgen: Nach den Ausdrücken des ersten Entzückens schreibt er bereits ruhiger im zweiten Brief:

Den $\frac{10.}{22.}$ Mai.

„. . . . . Es zittert mein Herz vor Wonne, wenn ich denke, daß ich Dir schreibe; wenn ich niederschreibe: meine liebe Mathilde, so lacht und weint alles in mir, und ich weiß nicht, wo ich mich lassen soll. Hätte ich doch jemand hier, den ich recht aus vollem Herzen umarmen könnte, den ich drücken könnte an mein bewegtes Herz" . . . . .

„Die Erinnerungen sind ja bis jetzt das einzige, was ich von Dir habe, und mein armes Herz hat bis jetzt allein von ihnen gezehrt! Wie oft habe ich in Gedanken durchlebt alle Tage und Stunden, die ich jemals in Deiner Nähe zubrachte! Und von nun an soll ich so überreich, so überglücklich werden! O, wirklich, mir

ist zu viel Glück und Heil widerfahren! der liebe Gott hat mir mehr gegeben, als ich verdiene! Wir wollen ihm einst zusammen recht aus dem tiefsten Herzen danken, und ihn bitten, daß er uns fürs ganze Leben Kraft geben möchte, zu leben und zu handeln, wie es seine Liebe will."

„Den 8. Juli.

Es war bei der Hinausreise mein Vorsatz, tüchtig und fleißig zu arbeiten und ein bestimmtes Fach zu ergreifen und meine Kraft nicht zu zersplittern. Teils durch mich selbst, teils durch anderer, hauptsächlich Oettingens Einfluß, stand mein Entschluß fest, Naturwissenschaft zu studieren, und gerade diese, weil sie mir völlig fremd und ich mir noch nicht durch oberflächliches Naschen die Lust dazu verdorben hatte, wie zu manchen anderen Dingen, die ich nicht ernstlich genug ergriffen hatte. Es ist mir sehr schwer geworden, ich habe gleichsam meinem Geist eine ganz neue andere Richtung geben müssen, völlig verschieden von seiner früheren; wenn ich sonst zu räsonnieren und philosophieren verstand, über alle Dinge mir ein Urteil zu erwerben suchte, selbst wenn ich sie nicht kannte, so glaubte ich vieles zu wissen, was ich nicht wußte, und täuschte mich und andere, vielleicht willenlos. Auf wie leichten Grund alles gebaut sei, erfuhr ich bald, als auf meiner Ausreise meine zerrissene Gemütsstimmung alles in mir umwarf und zerstörte; als ich Gelegenheit hatte, mit gelehrten Männern zusammenzukommen und beschämt vor ihnen stand und einsah, daß ich eigentlich doch nichts Gründliches wußte. Immer fester wurde mein neuer Entschluß und Du, meine Geliebte, schwebtest mir vor wie ein lichter Stern an meinem heimatlichen Himmel, den ich erringen mußte. — So hat Gott mir Kraft gegeben, und mein Fach, das ich jetzt mit allem Eifer und Fleiß treibe, macht mir viele Freude. Die Natur kann Einen nur besser machen, man muß in ihr nur treu und wahr beobachten, Augen und Sinne auf und das Herz nicht verstockt haben. Unwahrheit ist die größte Sünde, die man in der Naturwissenschaft begehen kann, weil man sich dann auf keine Erfahrung verlassen und kein Resultat aus ihnen ziehen kann. Leider habe ich äußerlich nicht den angenehmsten Zweig ergriffen; weil Oettingen schon Mineralog und Chemiker ist, so bearbeite ich das Tierreich oder die Zoologie. . . . . Ich habe neulich einen langen Brief an Alexandra und Iwan geschrieben und ihnen meine Ansichten auseinandergesetzt und sie zu Rat gezogen, wie wohl mein jetziges Studium mit meinem künftigen Leben am besten in

Harmonie zu bringen sei, da ja Iwan die Pflichten des Landwirts und Staatsbürgers kennen muß, als Mann im Amt und Familienvater . . . . . Mit dem eigentlichen Paris habe ich wenig oder nichts zu thun. Zuweilen des Abends oder des Sonntags mache ich einen Spaziergang hin, finde meine Landsleute und Bekannte im Palais Royal, wo wir plaudernd auf- und abspazieren, und wenn es dunkel wird, wieder nach Hause kommen . . . . Das Herz ist oft so voll, daß es sich Luft machen muß; großen Schmerz in sich zu verschließen, ist gewiß leichter, als große Freude, und ich habe keinen, dem ich mich mitteilen, der ganz wie ich dächte und daher mich ganz verstehen könnte . . . . . Nirgends sieht man mehr Leichtsinn und Oberflächlichkeit wie hier, für unser eigentliches Ich, für das Göttliche in uns sorgt keiner; die Jungen denken nur sich zu amüsieren, die Alten nur zu erwerben, was ihre Kinder wieder durchbringen und so fort . . . . Wenn ich mich vor manchem Bösen bewahre, so möchte ich es nur Dir und meiner Liebe zu Dir verdanken, die mich wie ein reiner Schutzengel umschwebt und behütet! . . . .

Den 30. Juli.

Das meiste vermag der Umgang über den Menschen und Ihr Frauen über den Mann. Ihr könnt uns erziehen zum Guten und zum Bösen, Ihr könnt uns einschläfern im Müssiggange und uns anspornen zur höchsten Thätigkeit. Darum vertraue ich auf Dich, meine Mathilde, Du sollst mich einst nicht meine Vorsätze vergessen lassen, wenn vielleicht die Bequemlichkeit des Lebens sie zu töten droht. Die Trägheit ist der Erbfeind, den wir zu besiegen haben, besonders in unserem Vaterlande, wo wir so bequem wie die Fürsten leben können und keiner von uns etwas verlangt. Und wie günstig sind auf der anderen Seite unsere Verhältnisse, um recht viel zu leisten? Darum nur frischen Mut, Tüchtigkeit und Fleiß!

Mittlerweile hatte Grünewaldts Studienleben, wie wir gesehen haben, seinen Fortgang. Der Sommer brachte indessen noch mehr Abwechslung. In Gesellschaft von Freunden und Landsleuten machte er Exkursionen in die Umgegend, nach Fontainebleau, St. Cloud, St. Denis, Versailles, Enghien, Montmorency. Auch das große Schlachthaus, die Boulangerie générale, das Blinden- und Taubstummeninstitut, die Irrenanstalt Salpetrière und Lehrinstitute, von einer Sitzung der académie des sciences bis zur Lancasterschule (enseignement mutuel), wurden besucht. Die Tage

waren völlig mit Sehenswürdigkeiten „gemäſtet“. Grünewaldt ſah im théâtre français Talma und die Mars, im Odéon die Georges, Potier als „jeune Werther“ in der Porte St. Martin; hörte die Paſta in den Roſſiniſchen Opern und Guarcia als Don Juan unter dem rauſchenden Applaus des Publikums das berühmte Champagnerlied ſingen. Der gefeierte Violinſpieler Lafont entlockte dem für Muſik ſo ſehr empfänglichen Grünewaldt Thränen der Rührung.

Alles dieſes wird im Tagebuch mit recht intereſſanten Details erörtert. Mit den Liebesergüſſen hat es aber ein Ende genommen. Der alte Vertraute, den Otto früher per Du anredete und wegen Verſäumnis um Entſchuldigung bat, wurde jetzt unhöflich mit den Worten entlaſſen, es ſei viel angenehmer, einer Braut zu ſchreiben, als einem ſchweinsledernen Pappdeckel.

Die Pläne für den bevorſtehenden Beruf in der Heimat wurden brieflich immer noch weiter beſprochen. Otto fragte bei ſeinem väterlichen Freunde Profeſſor Engelhardt an, ob ſich der Beruf des Landwirts mit dem des Naturforſchers vereinigen laſſe. Engelhardt antwortete bejahend, indem er ein nicht ſehr erbauliches Bild des damaligen Landwirts zeichnet:

Dorpat, 4. Auguſt 1823.

. . . . . Die Verwaltung Ihres Gutes, der Eheſtand und ſelbſt Landesposten mögen die Erreichung des Ziels, das Sie ſich in wiſſenſchaftlicher Hinſicht geſteckt haben, erſchweren, allein unmöglich machen ſie das Gelingen nicht . . . . . Sehr wohlthätig würden Sie dann durch Ihre Stellung zu den übrigen Landsleuten auf dieſe wirken, in manchen eine Geiſtesthätigkeit anregen, die ſie über das gemeine, dumpfe Treiben der Alltäglichkeit erhöbe! Sie könnten das Vorurteil zerſtören, welches ſo allgemein jeden eſtländiſchen und livländiſchen Junker zum Müßiggang verdammt, weil man die regelmäßigen Zwiegeſpräche mit dem Kubjas, einige Spazierritte auf Acker und Wieſen, die Sorge um Regen und Sonnenſchein, die Abfertigung einer Korn- oder Branntweinfuhr, die Führung der Wirtſchaftsbücher, die Johannis- und Märzfahrten nach Reval, Haſenjagden, Boſtonpartien und Pferdehandel für die einzigen würdigen und möglichen Beſchäftigungen eines echten immatrikulierten Edelmannes hält.“

Die hier ausgeſprochene Hoffnung auf Ottos veredelnden Einfluß ſeinen Mitbrüdern gegenüber wiederholt ſich auch in den Briefen der Seinigen. Helene ſchreibt:

„Wie ſehr das, was Du über Deinen künftigen Lebensplan an Alexandra ſchreibſt, mich intereſſiert hat, kann ich nicht ausſprechen, und wie innig erfreut ich war in jedem Gedanken, jedem Wunſche, jeder Beſorgnis die Empfindungen meines eigenen Herzens ausgeſprochen zu ſehen! Nichts kann mich tiefer ſchmerzen, als wenn gute Anlagen, zu deren Ausbildung manches Opfer gebracht ward, wieder verloren gehen, die Welt betrogen wird um ihre Anſprüche an die Fähigkeiten, die der Schöpfer ſo gütig erteilte, und man dem liebevollen Geber mit Undank lohnt. Strenge Dich nur immer an, guter Otto, um Dich und alles, was Dir nahe kommt, aus dem Sumpfe herauszureißen und in der Höhe zu erhalten, wo doch allein die eigentliche Atmoſphäre beſſerer Naturen iſt! Du glaubſt nicht, wie ich Dich darum lieben will! Sei ein Licht in dem Helldunkel unſeres lieben Vaterlandes, eine Stütze den Schwachen, die das Beſſere wünſchen und nur eines Halts bedürfen . . . . . .“ Wenn der Wille nur ſo recht rein und gut iſt, ſo kommt mir das immer ſo vor, wie ein vortreffliches Material, woraus der liebe Gott ſelbſt etwas ſehr Gutes bauen wird; damit ſuche ich mich zu beruhigen, wenn die Landwirtſchaft, die ſchlechten Zeiten und die Landespoſten wie große Felſen vor mir ſtehen, über die Du, armer Junge, wegklimmen mußt. Es wird alles gut gehen, nur recht ernſtlich gewollt, Gott gebeten und nicht ſich in das große Meer von Phlegma geſtürzt, wie Du ſehr wahr das Leben in Eſtland im allgemeinen nennſt . . . .“

Alexandra ſchreibt im September:

O, komm, Otto, und rege gewaltig die Naturkräfte der Menſchen an, die um Dich her ſchlummern werden, daß eine neue Welt erblühe um Dich und um die liebliche zarte Blume her, die Dir zur Seite ſtehen wird. — Dann haſt Du mehr geleiſtet, als reiſteſt Du an alle Pole der Welt und entdeckteſt neue Tiere. — Doch glaube ja nicht, daß ich Deine Wiſſenſchaft nicht hoch halte; ich verſtehe und begreife durch den Umgang mit meinem Vater ſo ganz, wie hoch begeiſtert der Mann für ſein wiſſenſchaftliches Streben ſein kann und muß, daß mir kein Opfer dafür zu ſchwer dünkt und es mir oft leid gethan hat, nicht ein Jüngling zu ſein, um mit Rieſenkräften ein ſchweres Werk zu beginnen und zu vollenden.“

Auch Maydell in Rom hegt für Otto und ſich ähnliche Zukunftspläne: „Jeder von uns halte wacker auf ſeiner Bahn aus, da wollen wir, da wir endlich wieder in der Heimat zuſammen-

kommen, uns gegenseitig Rechenschaft ablegen und ein Leben führen, das in gemeinschaftlichem Streben und Wirken, Forschen und Schaffen einen heiligen Geist in und auch um uns erwecken soll. Zu den Werken, die Ihr einzeln und zerstreut aus den Tiefen der Natur zu Tage fördert, bringe ich vom Himmel her die Deutung, und Ihr lehrt mich die tausendfältigen Formeln kennen, in denen Gottes Geist sich auf Erden offenbart."

Noch immer regnete es Gratulationen auf den glücklichen Bräutigam herab; von allen Seiten und in allen Tonarten pries man sein Geschick, eine so schöne liebliche Braut von Paris aus erobert zu haben, und die Verwandten und Freunde wurden nicht müde, ihre Anmut und Herzensreinheit zu schildern.

Unter den vielen Lobpreisungen wollen wir nur ein paar sehr verschiedenartige, aus geschwisterlichen Federn geflossene hervorheben. Der junge Studiosus Alexander schreibt: „Vor allem empfange meinen, wenn auch späten, doch herzlichen Glückwunsch zu Deinem jetzigen Glücke. Ich glaube, ich könnte mich auch rein entschließen, in späteren Zeiten einmal zu heiraten, wenn ich wüßte, daß ich so glücklich in meiner Wahl sein würde, wie Iwan und Du es gewesen seid. Alexandra und Mathilde machen eine so vorteilhafte Ausnahme von dem jetzigen Weibsvolke, daß sie mich wieder einigermaßen mit ihrem Geschlecht versöhnt haben; was Dich anbetrifft, so glaube ich, wirst Du nicht mehr wie ehemals recitieren: „Die Weiber, sie weben und wirken irdische Rücken ins himmlische Leben."

Iwan schreibt: „Mathilde hat einen eigentümlichen Liebreiz, dem eigentlich kein Mensch widerstehen kann. Jung und alt, Männer und Frauen und Mädchen fühlen sich zu ihr hingezogen und bleiben ihr unveränderlich gewogen. Es liegt in ihrem Wesen so viel Offenheit und zugleich weibliche Zurückgezogenheit, so viel tiefes Gefühl und dennoch leichtes Auffassen aller gewöhnlichen Erscheinungen des Lebens, daß es schwer ist, alle diese an sich verschiedenen Eigenschaften in einer Person vereinigt sich zu denken, wenn man Mathilden nicht kennt. Und diesem Bilde, von dem ich hier nur die Umrisse zeichnete, giebt nun die lieblichste und mädchenhafteste Grazie Farben und Schatten. Erst jetzt, nachdem ich einige Tage mit ihr in ihrem Familienkreise verlebt habe, ist es mir klar geworden, was Ihr an einander habt und was Ihr durch einander werden könnt . . . . . ."

Helene ſchreibt: „Mathilde iſt recht eine Lilie im Garten Gottes, ſo rein, ſo klar, ſo ſanft, heiter und ſo feſt.“

Mitten in dieſe allgemeine Glückſeligkeit ſollte bald ein dumpfer Schmerzenston hinein klingen. Der lang erwartete Oettingen war angelangt. Otto jubiliert und ſchreibt der Braut: „Denke Dir meine Freude, geſtern kam Oettingen an! Was war das für ein Wiederſehen! Wir plauderten geſtern bis 2 Uhr in die Nacht; er ſchläft noch ſüß in meinem Zimmer, und ſo lange unterhalte ich mich mit Dir. Denke Dir, Du ſeiſt von Deiner Schweſter Mimi ein langes Jahr getrennt geweſen, und es ſei ſo viel Wichtiges, ja das Wichtigſte fürs ganze Leben in dieſer Zeit vorgefallen, und Du haſt einen Maßſtab für den Wert eines ſolchen Wiederſehens! . . . . . .“

. . . . . Grünewaldt machte jetzt für Oettingen den Cicerone in Paris. Ein intereſſantes Schauſpiel bot ihnen das Feſt des hl. Ludwig, welches Otto ſeiner Braut ſehr lebendig ſchildert.

31. Auguſt.

„Vor acht Tagen ward der Namenstag des heil. Ludwig gefeiert, und zugleich als ſolcher des jetzigen Königs iſt er gewiß der intereſſanteſte des ganzen Jahres. Oeffentliche und unentgeltliche Austeilung von Speiſen und Wein, Theater, Spiele ꝛc., die zur Beluſtigung des Volkes gegeben werden, locken gewiß zwei Drittel der Bewohner heraus, und ohne Übertreibung ſieht man in den champs Elysées die Menſchen zu Hunderttauſenden! Von Brettern, Erhöhungen, werden Brote, Braten, Würſte ꝛc. herabgeſchleudert, um die der Plebs ſich reißt, und die auch manchem vornehmen Zuſchauer an den Kopf fliegen. Kein Wagen darf ſich zeigen, alles muß zu Fuß gehen, und die Neugier zwingt manchen Seigneur und manchen Lord, ſich unter die übrigen Zuſchauer zu mengen und ſo das Intereſſante des Schauſpiels zu vermehren. Induſtriöſe Leute bieten Erfindungen und Charlatanerie aller nur erdenkbaren Art auf, um was zu verdienen; bei jedem Schritt ſtößt man auf etwas Neues; auf einem beſonders dazu erbauten Theater werden Schlachten aufgeführt, lauter Niederlagen der Spanier, und Pulver wird dabei nicht geſchont, um wo möglich den Lärm und Effekt zu vergrößern. Bäume ſind aufgerichtet, an deren Spitze goldene Uhren und andere Preiſe befeſtigt, dem zu teil werden, der zuerſt die Höhe erklettert. Um aber den Spaß zu verlängern, hat man weislich vorher die glatten Bäume noch

mit Fett und Seife beſchmiert. — Du kannſt Dir denken, was das Ganze zuſammen für einen Spektakel abgiebt. Den Beſchluß machte ein vortreffliches Feuerwerk, das leider nur der König von ſeinem Balkon gut, jeder andere aber nur die hohen Raketen ſehen kann, weil die Menſchenmaſſe alle Ausſicht verſperrt. Beim Heimwege genießt man noch den Anblick der herrlichen Illumination, wo die ſchönſten Gebäude in ihrem Lampenſchmuck ſich in der Seine ſpiegeln." —

Am 30. Auguſt ſchreibt Otto: „Leider ſchreibe ich dieſe Zeilen nicht auf die angenehmſte Veranlaſſung; Oettingen liegt krank, und ich wache die Nacht bei ihm. — Die fürchterliche Hitze der verfloſſenen Woche, die Anſtrengung, überall herumzukommen bei den gewaltigen Entfernungen der großen Stadt, und endlich die traurige Nachricht von Sievers ſeinem Tode haben ihm ein Uebelbefinden zugezogen, das wir anfänglich für eine bloße Erkältung nahmen, das jetzt aber mehr zu werden ſcheint. Gottlob, noch ſcheint keine Gefahr, und ich hoffe es zu göttlicher und menſchlicher Hilfe, daß es ſo weit nicht kommen ſoll; indes, zu meiner und ſeiner Beruhigung bleibe ich auf, um ihm für ſeine Bedürfniſſe zur Hand zu ſein."

Als die Krankheit ernſtlicher wurde, zog Grünewaldt ganz in die Wohnung des Freundes, Place de Grèves, hinüber. In ruhigeren Stunden beſchäftigte er ſich mit ſeinen Studien, beſtimmte unter anderem eine Sammlung der foſſilen Muſcheln von Grignon, die ſpäter von Profeſſor Engelhardt für die Dorpater Univerſität angekauft wurde. Am liebſten war es dem betrübten Otto, am Krankenlager ſeines Freundes Mathilden zu ſchreiben und ſein hoffendes und zagendes Herz vor ihr auszuſchütten.

„Den 2. Sept. . . . . Ich habe recht viel ausgeſtanden, und noch vor wenigen Stunden heute morgen war mir ſehr niedergeſchlagen zu Mut. — Aber es iſt wieder ſchöne Hoffnung aufgegangen! Am Morgen nach jener Nacht, in der ich das zweite Blatt dieſes Briefes ſchrieb, machte der Arzt ein ſehr ernſtes Geſicht und rief mich beim Fortgehen hinunter und kündigte mir eine ſehr ſchwere Krankheit meines Oettingen an, ein galliges Nervenfieber! Du kannſt Dir mein Gefühl denken! In ſolcher Lage hängt man von jeder Miene, von jedem Wort des Kranken ab, und Hoffnung und Schmerz wechſelten in jedem Augenblick! Auch nimmt er an Kräften ab und ſpricht zuweilen verworren! Er hatte doch noch ſo viel Kraft, in einem Brief an ſeine Braut,

den er bereits früher geschrieben, einige Zeilen hinzuzufügen auf den von ihr erhaltenen, der recht gut auf ihn wirkte. Aber die paar Worte waren so zitternd geschrieben und lauteten so mutlos, daß ich sie nicht abzuschicken wage, wenn nicht das arme Mädchen in die größte Verzweiflung geraten soll .... Meinetwegen beunruhige Dich nur nicht, ich bin gesund wie ein Fisch im Wasser und möchte gern etwas abgeben von meinem Wohlbefinden denen, die es brauchen können; überhaupt kann ich mit dem physischen Teil meines Ich zufrieden sein; ich halte was Tüchtiges aus und brauche mich vor keiner Anstrengung zu scheuen ....

Paris, den 6. Septbr. 1823.

Auch dieser Brief kann leider nur eine Krankengeschichte werden! Wovon kann ich auch in meiner Stimmung anders sprechen!? Was sehe ich, was erlebe ich anderes? Oettingen hat noch diese Nacht kein Auge geschlossen, liegt eben, morgens um 3 Uhr, in starkem Fieber und großer Unruhe. Zwischendurch phantasiert er.

Fünf Tage später. 10. Septbr.

Wir haben eine schwere, eine schreckliche Zeit verlebt; mögen solche Tage in meinem Leben nie wiederkommen! Es ging am Ende der vorigen Woche mit dem Kranken besser, er ward munterer, teilnehmender, und am Sonntag Abend verläßt ihn der Arzt sehr zufrieden und voll der Überzeugung, ihn den folgenden Morgen viel weiter zu finden. In der Nacht trat ein fürchterlicher Blutsturz hinzu, den kein menschliches Auge voraussehen konnte. In der Eile lief ich zum Arzt, — er kam und machte ein sehr bedenkliches Gesicht und sagte endlich heraus, er hielte den Zufall für tödlich! Es war gräßlich! Wir veranstalteten sogleich eine Konsultation mit einem der angesehensten Ärzte der Stadt, und nun wurden vereint die Maßregeln ergriffen! — Ich hatte keine Hoffnung mehr und sah das Schlimmste voraus, was auch hier das Wahrscheinlichste schien. — So verging der Montag in der größten Unruhe, und abends kehrte der Anfall wieder, aber schwächer. Unbegreiflich viel Kraft behielt der Kranke; am folgenden Morgen gaben die Ärzte etwas mehr Hoffnung, nachher ist der Anfall ausgeblieben. ...

Möchte er doch wenigstens in den ersten Tagen der künftigen Woche so weit sein, daß ich den Seinigen beruhigende Nachricht geben kann. Sie wissen nichts von seiner Krankheit ....

21. Septbr.

Der vorvergangene Freitag erfüllte nicht meine Wünſche, aber der vorgeſtrige brachte mir Deinen Brief. Wenn ich Dir, meine liebe, liebe Mathilde, beſchreiben könnte, wie mir bei ſeinem Durchleſen zu Mute war! Ich fühlte mich innerlich ſo durch und durch erwärmt und beſeligt, als ob die Sonne in mein Herz hineinſchiene, hell und freundlich! . . . .

Mit Oettingens Krankheit will es leider noch zu keiner Entſcheidung kommen . . . . Die Ärzte verſichern, ſie würde ſich nach allem Anſchein nur zum Guten wenden, — ſo habe ich denn allmählich gelernt, mich zu faſſen und zu gedulden, und bin nicht ſo leicht erſchreckt und troſtlos wie in der erſten Zeit . . . . . .

Den 6. Oktbr. Ach, wie iſt mir doch ſo ſchwer zu Mut, wie ſchmerzt es mich, Dich mit einer ſo traurigen, ſo ſchrecklichen Nachricht betrüben zu müſſen! Mein Oettingen iſt nicht mehr! Sei ſtark, Mathilde, faſſe Dich, mein teures Mädchen, und verzeih mir, daß ich nicht mit vielen Worten und allmählich Dich hierauf vorbereite, aber ich kann es nicht; — er iſt erſt geſtern geſtorben! Du weißt alles, was vorgegangen; meine letzten Briefe ſprachen von Beſſerung, und ſie war auch wirklich ſichtbar, und ſowohl die Ärzte als ich ſind getäuſcht worden. Am Dienstag gab ich ſeinen Verwandten tröſtliche Nachricht; am Mittwoch ſchrieb ich Dir. Kaum waren dieſe Briefe fort, ſo ſtellten ſich am Freitag wieder Zeichen von Geiſtesabweſenheit ein; am Sonntag rief ich, auf Wunſch der ruſſiſchen Geſandtſchaft, die von ſeiner Krankheit gehört, den berühmteſten Arzt von Paris herbei, den Phrenologen Gall; er griff mit gewagten, kräftigen Mitteln ein, obgleich er ſelbſt keine Hoffnung mehr hatte. Oettingens junges Leben ſchien ſich gewaltſam gegen den Tod zu wehren, und der Todeskampf war lang und ſchwer. — Sonntag morgen um 10 Uhr drückte ich ihm die Augen zu! Ihm iſt jetzt wohler als uns! — — Hier, liebe Mathilde, haſt Du in wenig Worten die ſchreckliche Wahrheit! . . . . Noch ſteht mir das Schwerſte bevor: Nachricht von ſeinem Tode nach Hauſe zu geben. Unmöglich kann ich kluge und vorſichtige Briefe komponieren, um ſeine Verwandten vorzubereiten; ich werde Onkel Engelhardt ſchreiben und auf ſeine männliche Schulter die ſchreckliche Laſt wälzen. Später, wenn ſich die erſte Heftigkeit des Schmerzes gelegt hat, will ich der unglücklichen Braut, wenn ſie es wünſcht, die näheren Umſtände, die Geſchichte ſeiner letzten Lebenswochen und -Tage erzählen; gern

wäre ich erbötig, gleich zurückzukehren, wenn die Seinigen es wünſchen . . . . . .

Ich bin gefaßt, und mir iſt wohler als in den letzten acht Tagen, wo ich ihn leiden ſah, und wo er mir nicht mehr angehörte, wo er ohne Bewußtſein in immerwährender Geiſtesabweſenheit dalag; jetzt gehört er mir wieder, jetzt glaube ich ihn wieder in meiner Nähe; ſein Tod ändert wenig in meiner Freundſchaft zu ihm, ſie iſt ewig. Ich werde ihm nicht mehr ſchreiben, ihn nicht mehr ſprechen, aber bei allem, was ich denke und thue, an ihn erinnert werden, wie bis jetzt; nur wenig Menſchen haben eine Ahnung davon, was wahre Freundſchaft iſt . . . . Wie ich heute Deinen Brief vorfand beim Nachhauſekommen, wie ich ihn durchlas und mein Herz bei jeder Zeile ſo hoch ſchlug, ja, wie ich innerlich zitterte vor unausſprechlicher Freude, da dachte ich auch an ihn und wußte, wie er ſich würde gefreut haben über meine Freude . . . . . .

Den 26. Septbr. alten Stils. (Geburtstag der Braut.) Es iſt für mich eine ernſte Zeit, ſo habe ich ernſt den heutigen Tag begonnen. Meine Wünſche für Dich habe ich unſerem Vater dort oben übergeben, und Dein frommes Herz wird ſie verſtehen; Dein Glück, meine Braut, ſteht ja auch jetzt in meiner Hand, darum muß ich für mich um Kraft im Guten und in der Liebe bitten und bei Dir um Nachſicht mit meinen Fehlern und Schwächen. Du ſollſt von nun an ganz die Stelle meines Oettingen erſetzen. Er war bis jetzt der einzige Menſch, der mich ganz und gar kannte, der mir bei jedem meiner Worte und meiner Handlungen ſagen konnte, woher ſie kamen, was ihr geheimſter Beweggrund und Zweck in mir geweſen. So ging es mir auch mit ihm, den ich ſo genau kannte, daß ich vorher wußte, wie jede äußere Erſcheinung auf ihn wirken würde, was er auf gewiſſe Fragen antworten würde; jede ſeiner Mienen, ſeiner Blicke verſtand ich und ſie ließen mich in ſeinem Innern leſen. Ach, wir waren gewiß echte Freunde. — Und glaube mir, mein teures Mädchen, ſolche Freundſchaft thut der Liebe keinen Abbruch; ich wußte, daß er in einer anderen Art ſeine Braut doch mehr liebte als mich, ſo wie er es von mir wußte. Und dies eben verſprach uns ein ſo überreiches glückliches Leben, wo das Herz in allem befriedigt ſein ſollte, was nur das irdiſche Sein von ſeinen ſchönſten Gaben ihm bieten kann . . . . Denke ich an mein Glück, ſo möchte ich den Mut verlieren, es zu tragen, wenn ich ſo nahe das größte Unglück ſehe;

wer hat noch das Herz, glücklich zu ſein, wenn man ſieht, wie unglücklich man werden kann? — In einer kurzen, aber recht braven Trauerrede, die der Geiſtliche in deutſcher Sprache am Grabe des Verſtorbenen hielt, und die ich ſpäter den Verwandten ſchicken will, nahm er dennoch zum Text die ſchönen und reichen Worte: „Gott iſt die Liebe.“ Sie waren ſchwer in dieſem Fall anzuwenden, gaben aber dem echten chriſtlichen Gemüt, das dennoch ihre Wahrheit fühlt, den ſchönſten, erhabenſten Troſt; ein ſolches Gemüt beſitzt gewiß die weinende Braut, und ihr wird der Troſt dieſer Worte nicht fremd bleiben. Mein Wunſch für ſie iſt, daß Gott ſie auch bald möge hinübernehmen zu ſich und ihr den Geliebten wiedergeben, ohne den ſie hienieden keine Freude mehr finden wird; ich glaube nicht, daß es unrecht ſei, ſo etwas zu wünſchen . . . . . .“

Grünewaldt überbrachte perſönlich Alexander v. Humboldt die Nachricht vom Tode ſeines Freundes. Oettingen war Humboldt empfohlen worden; dadurch hatten die jungen Leute den großen Gelehrten nicht nur öffentlich ſprechen gehört, ſondern auch privatim beſucht. Ein paar freundliche Briefchen, in welchen ſich Humboldt nach Oettingens Befinden teilnehmend erkundigt, hat Grünewaldt als intereſſante Autographen aufbewahrt.

Von dem tiefbetrübten, greiſen Vater des Verſtorbenen ſowie von der unglücklichen, ganz gebrochenen Braut erhielt Otto die rührendſten Dankesbriefe. Wohl hatte die Arme recht, zu ſagen, daß ſie ſo kurz vor der Rückkehr des Geliebten vom höchſten Ziel des Glücks in den tiefſten Abgrund geſchleudert wurde.

Mutter Anna teilt, ſo wie das Glück, auch den Schmerz des Sohnes Otto:

Dorpat, den 24. Okt. 1823.

„Du mein liebes und armes Kind! Nach Deinem jetzt erlittenen ſo großen Verluſt! Weiß ich's denn nicht aus eigener Erfahrung, wie vereinzelt und verlaſſen man ſich nach dem Hinſcheiden des liebſten Freundes dünkt! Armer, armer Junge, wie groß muß Dein Schmerz ſein! Nicht um Deinetwillen allein, ach! des unglücklichen Mädchens wegen, das in Deinem Freunde Alles verlor . . . . . .

Du dauerſt mich gewiß, mein liebes, teures Kind! Ich wußte ja wohl, wie lieb er Dir war, wie ſehr er Deine innigſte Freundſchaft verdiente, und wie ſo ſchwer in ſpäteren Jahren das Herz ſich wieder ganz hingiebt. Man findet wohl Freunde, die

man liebt, und die das Leben durch ihren Umgang angenehm machen, aber das innige gegenſeitige Vertrauen fehlt. Ich kann nun wohl Deine Jahre mit den meinigen nicht vergleichen, ich kann nie wiederfinden, was ich verlor; vielleicht giebt Gott Dir einen Freund wieder, dieſem ähnlich an Vortrefflichkeit; dieſen wünſche ich Dir von ganzer Seele! Ich verſtehe einen ſolchen Schatz zu erkennen und ſeinen Verluſt fürs ganze Leben zu empfinden. Der Himmel hat Dir ja auch noch ſo viel gelaſſen, die Liebe Deiner Mathilde."

Freund Maydell ſchreibt aus Rom:

„Deinen Unglücksbrief erbrach ich unter den Kameraden .... ſein Inhalt überfiel mich ſo, daß ich zur Thür hinausſtürzte und mehrere Stunden in die Nacht hinein umherirrte, ohne eigentlich die Sache recht faſſen und begreifen zu können. So haben wir Pilger aus unſerem kleinen Trupp ſchon einen am Wege begraben, und der einſam hinter uns bleibende Hügel müßte beſtändigen Schmerz uns nachſenden, wenn wir nicht ſo gewiß wüßten, daß wir den Lieben am Ziele wiederfänden, und daß ihm jetzt ſo wohl, wohler als uns iſt. Der herzige Junge war es wohl wert, eher als wir auf höhere Bahnen gerückt zu werden.

O Grünewaldt, es liegt ordentlich etwas wunderbar Schönes in dem plötzlichen Abſcheiden gerade vor Erreichung des Höchſten, des Liebesglücks, im Ringen nach einem Ziele, das noch die ganze Seele ausfüllt und tauſend ſchöne Hoffnungen bietet, in den ſchönen Jahren zwiſchen Jüngling und Mann, im ſchönſten Sonnenſchein des wahren Glücks ....

Dir, der Du von Augenblick zu Augenblick dem ſchweren Losringen des Geiſtes aus der Hülle und dem allmählichen Abreißen der Fäden, die ihn umſchlungen hielten, zuſahſt, mag wohl die Erinnerung an den ſchrecklichen Abſchied den Verluſt weit ſchwerer, weit grauſenvoller machen, als er mir iſt; aber Du mußt Dich da durcharbeiten wie durch ein dunkles Thal und den Hügel erſteigen, von dem ich in ſonnige Gefilde hinüberſchaue und unſeren Fritz gern dort ſchon ſehe, wo ich auch hinzukommen wünſche, ſo ſehr ich mit meiner Gegenwart und meiner Zukunft in dieſem Leben zufrieden bin. Über die Sterne hinaus, da ſehne ich mich hin. Paulus ſagt: ‚Wir ſehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angeſicht zu Angeſicht. Jetzt erkenne ich es ſtückweiſe, dann aber werde ich es erkennen, gleich wie ich erkannt bin.' Drum wollen wir unſerm Fritz gönnen, daß er nun

erkannt, was er hier ahndete und glaubte, und wollen uns freuen, daß er so wacker und vorbereitet den ernsten Schritt that, der — wer weiß, wie bald — auch uns bevorsteht."

Unterdessen ging das Leben mit seinen Anforderungen, mit seinen Studien, Plänen und seinem Liebesglück für Otto weiter. Aber inmitten der Arbeit und inmitten der darauffolgenden Reisefreuden in Italien bricht der Schmerz um den verlorenen Freund immer wieder hindurch. Unsichtbar scheint uns Otto fort und fort von demselben begleitet zu sein.

So sehr das reiche wissenschaftliche Material in Paris von Grünewaldt für seine Studien geschätzt wurde, so muß ihm der Aufenthalt dort nach dem Tode seines Freundes doch zu trübe geworden sein, denn schon bald darauf, am 17. Oktober, verließ er die Stadt. Im Laufe eines Jahres hatten sich hier so viele Eindrücke für ihn zusammengedrängt, daß Paris für alle Zeit in Glück und Schmerz ihm unvergeßlich sein mußte.

Reise nach Italien und Rückkehr in die Heimat.

Oktober 1823 bis September 1824.

Das erste Ziel der Reise war Nizza, wo Grünewaldt zootomische Studien an Mollusken machen wollte. Von Cuvier erhielt er ein Empfehlungsschreiben an den Apotheker Risso in Nizza, der ein Werk über die Tiere des Mittelmeeres geschrieben hatte. Auf der Reise gedachte er den jetzt in Montpellier studierenden Dr. Kühlewein zu besuchen.

Aus den Briefen an die Braut.

„Paris, den 16. Oktober .... Morgen endlich geht die Reise von statten, und abends um 10 Uhr setze ich mich in die Diligence und sage Lebewohl dem verhängnisvollen Paris, wo ich in jeder Hinsicht die wichtigste Zeit meines Lebens verlebt habe ....

Avignon, den 27. Oktober .... In Lyon trennte ich mich von meiner Gesellschaft; da ich mir vorgenommen, meine Reise bis Avignon fortzusetzen, leider aber das Postboot abgegangen war, mußte ich mich mit einem Frachtschiff, das mit Waaren beladen, einschiffen; da ging nun wieder ein ganz neues Leben an; die Gesellschaft im höchsten Grade gemischt, meistens bestehend aus „Knoten", nur daß in Frankreich alles eine gewisse Politur und

einen äußeren Anſtrich beſitzt. Das Unangenehme auf der Reiſe war leider der Umſtand, daß das Schiff ſich überall aufhielt, um Waaren aus- und einzuladen, und daß wir Paſſagiere mit Leib und Seele in den Augen des Patrons von weit geringerem Betracht waren als der geringſte Ballen ſeiner Waare. So brachten wir vier Tage auf einer Fahrt zu, die nur $1^1/_2$ dauern ſollte. Die Rhoneufer ſind aber wirklich ſehenswert; ſie bieten die größte Abwechſelung und ſind im allgemeinen großartiger, mehr Landſchaft als die Rheinufer, mit denen ich ſie unwillkürlich in Gedanken immerfort vergleichen mußte. Schon durch ihr Klima bekommen ſie ein Übergewicht; man ſieht hier das herrlichſte Laub, Maulbeerbäume, Feigenbäume, und hier fangen bereits Oliven und Cypreſſen an. — Die Rhone iſt dabei ungeheuer reißend und treibt das Fahrzeug mit ſolcher Schnelligkeit, daß man von Lyon bis hierher ohne Segel, ſelbſt ohne Ruder in zwei Tagen, wo man die Nächte anhält, 250 Werſt nach unſerem Maß macht; je mehr man ſich jetzt dem Meer nähert, deſto weniger reißend wird der Strom und teilt ſich, ſchöne, reich bewachſene Inſeln bildend. Man ſieht nicht ſo viel Ruinen, die eine Hauptzierde der Rheinufer ſind, aber dennoch mehrere, die jenen in nichts nachgeben. So fuhren wir geſtern an der Burg Montfaucon vorüber, die Dir wohl durch La Motte Fouqués Zauberring bekannt ſein wird, und die mich deshalb beſonders intereſſierte. Heute ſcheint wieder ein wundervolles Wetter zu ſein, und ich will es benutzen, um die berühmte Fontaine de Vaucluſe zu ſehen, die durch Petrarca und Laura beſonders merkwürdig geworden iſt. Morgen früh gedenke ich fortzufahren nach Nîmes; den Tag bleibe ich dort, um viele Merkwürdigkeiten, die von Römerzeiten herſtammen, in Augenſchein zu nehmen." . . . .

Aus dem Tagebuche vor dem Dianentempel in Nîmes: „Nur eine Seele fehlt mir, um alles Schöne zu genießen! Hier ſitze ich unter herrlichen alten Bäumen, die forteresse zu meiner Linken, die Ruine des Dianatempels zu meiner Rechten. Von letzterem iſt nicht viel Schönes da, was Bewunderung verdiente, aber deſto mehr Ehrwürdiges. Sein Inneres iſt ſo ſtill und heilig; nur einige Feigenbäume ranken ſich drin an der Mauer hin; man ſieht, wo der Altar geweſen. Alles iſt aber ſehr alt, weil in der Arbeit keine Kunſt ſichtbar."

Aus den Briefen an die Braut:

„Montpellier, den 31. Oktober. Deine Briefe ſind mir für jede Stimmung der beſte Troſt, die beſte Freude; ich muß froh werden; wenn ich ſie leſe und ich mir wieder recht bewußt werde Deines Beſitzes und meines Glückes, ſo wird mir innerlich ſo klar und hell. Freilich muß ich Dir geſtehen, daß ſeit dem Tode meines Oettingen ſich zu dem Bewußtſein meines Glücks immer ein Schmerz der Wehmut geſellt, auf den oft recht ernſte Gedanken folgen! Aber ich will mich bemühen, nur noch feſter auf den Einen, Ewigen zu vertrauen, deſſen unendliche Liebe uns Bürge ſein muß bei der Unerforſchlichkeit ſeiner Pläne; wir lernen nur immer mehr, wie wenig wir ſind ohne ihn, und wie wir nur Ruhe finden bei ihm! . . . . .

Ich kann Dich verſichern, Mathilde, daß ich ſelbſt nirgends anders wohnen, nirgend anders zu Hauſe ſein wollte als im Vaterlande. Ich bin jetzt in einem ſchönen Lande, vielleicht in dem ſchönſten von ganz Europa, und wenn ich an einer recht ſchönen, blühenden Gegend vorbeikam und mir dachte, hier ſtände ein Haus, und ich ſei der Eigentümer und wohne drin mit Dir und den Meinen, ſo war es mir doch nicht recht, und ich hatte ſo vieles, was ich vermißte, und was ich nur zu Hauſe finden kann. Aber dieſes ſchöne Land geſehen zu haben, die Erinnerung daran und die herrlichen Bilder, die ich davon in mir mitnehme, gebe ich um nichts fort . . . .

Alexandra ſchreibt in ihrem letzten Brief von ihrer Reiſe durch die livländiſche Schweiz; ſie ſagt ſehr richtig, das meiſte käme an auf unſere Stimmung, auf das geiſtige Auge, mit dem wir alle Naturſchönheiten ſehen. Dies habe ich auch immer bewährt gefunden, zu meiner großen Freude; denn es iſt gewiß, wir brauchen keiner Alpen und keines Italiens, um uns über Gottes ſchöne Welt zu freuen; ein andächtig-froher Blick in einen Tag, wo die Sonne hell und das Land grün iſt, erhebt uns auch . . . . Warum kommt bei den meiſten erſt in einem gewiſſen Alter das geiſtige Erwachen, dieſes Sich-öffnen und Empfänglich-werden des Herzens, durch deſſen geöffnete Thore nun erſt zum innerſten Verſtändnis einziehen alle Bilder der ſchönen Erde, alle Laute, mit denen ihre Geſchöpfe ſie beleben, und die uns früher kalt ließen . . . . .

Den 8. November. Du erwähnſt in Deinem Brief jener ſchönen Zeit, als Ihr zu Bogdaſchas, Deines Bruders, Konfirmation

nach Dorpat kamt; wohl war ſie ſchön! Erinnerſt Du Dich noch der Spaziergänge auf dem Dom, zu denen uns der Frühling ſo günſtig war? Damals drehte der Schalk Amor den Pfeil, den ich ſchon früher im Herzen trug, um, damit ich ihn nie mehr ausziehen könne; ich fühlte es wohl und ward nur traurig, weil es mir ſchien, als ſei ich Dir ſehr gleichgültig ..... Ja, es iſt oft gewiß ein gefährlich Unternehmen, Eure Liebe zu gewinnen! Nur etwas zu viel, und man hat es auf ewig verdorben! und das arme Herzchen ſchlägt dabei ſo gewaltig und verſtattet ſo wenig Überlegung .....

Nizza, den 23. Nov. ..... Jetzt bin ich bereits acht Tage an dem erſten Ziel meiner Reiſe im vielgerühmten Nizza! — Man fährt immer mit einer gewiſſen Gemütsbewegung herein in einen ſolchen Ort, der einem durch ſo viele Beziehungen ſchon in der Ferne intereſſant und das Ziel einer vier Wochen langen Reiſe geworden iſt; man ſchafft ſich ſo eigne Bilder, die man neugierig iſt widerſprochen oder beſtätigt zu finden .... Ich wohne jetzt in einem einfachen, ſehr gut gelegenen Zimmer; das Meer ſehe ich aus meinem Fenſter, und die berühmteſte Promenade von Nizza, die ihren Ruf durch halb Europa behauptet, iſt über meinem Kopf weg; nämlich auf den platten Dächern nicht gar hoher Häuſer hat man eine breite Terraſſe angelegt, von der man eine ſeltene Ausſicht genießt ..... Nizza iſt ein trauriges Neſt; der liebe Gott hat alles dafür gethan und es ſelten reich ausgeſtattet, aber eine traurige Regierung und vielleicht Schuld der eigenen Bewohner laſſen manchen Mangel ſchmerzlich fühlen. Kein Buch zu leſen findet man, wenn man es nicht ſelbſt mitgebracht und an der Grenze nicht eingebüßt hat. Kein geſelliges Zuſammenleben; die Fremden, faſt nur Engländer, bleiben unter ſich, machen keine Bekanntſchaften, und wer als einzelner Menſch herkommt, vielleicht gar als Patient, wie ſehr viele, und ſich zu amüſieren gedenkt, hat einen ſehr ſchweren Stand ..... Das Klima kann wirklich nicht ſchöner ſein, ebenſo das Land ..... Ich habe bis jetzt nur wenig Spaziergänge gemacht, aber was ich geſehen, hat mich entzückt, und die Mannigfaltigkeit der Ausſichten, die immer neuen Wege, die man einſchlagen kann, erhöhen ſehr den Reiz. Dies ſind Vorzüge für jedermann, der Augen zum Sehen und ein Herz zum Fühlen hat; ich finde noch außerdem für mein Studium ein reiches Feld, ſo reich, daß die kurze Zeit meines hieſigen Aufenthalts keineswegs hinreicht, um es gehörig zu benutzen“ .....

Die Art ſeiner Studien ſchildert Grünewaldt ſeiner Braut: „Es thut mir nur leid, nicht früher hergekommen zu ſein und nicht länger hierbleiben zu können; ich lerne hier ſehr viel und bin mit wahrer Luſt ſo fleißig wie möglich, denn hier in der Natur ſelbſt lerne ich erſt den Reiz, das Angenehme meiner Wiſſenſchaft kennen, die ich bis jetzt nur in toten Sammlungen ſtudierte ..... Mein Naturforſcher Riſſo, an den ich empfohlen, ſorgt für mich recht väterlich; wir gehen zuſammen des Morgens auf den Markt und kaufen Fiſche ein; in den nächſten Tagen machen wir eine Exkurſion oder eigentlich eine Jagd auf allerhand Seetiere der intereſſanteſten Art, die man hier auf den felſigen Küſten findet und nur mit den Händen zu greifen braucht .... Ich muß Dir geſtehen, daß meine poetiſche Ader, wie man ſie ſo zu nennen pflegt, vollkommen ins Stocken geraten iſt, und ſonderbar, gerade ſeit ich mit mehr Luſt und Fleiß meinen jetzigen Studien angehöre. Es gab wohl eine Zeit, wo ich nichts heißer wünſchte, als aus mir einen Dichter zu machen; aber ich kann verſichern, jetzt iſt es nicht mehr mein Wunſch und ich glaube darum doch nicht proſaiſcher geworden zu ſein.“

Die ſelig befriedigte Stimmung Ottos in dem Bewußtſein, geliebt zu werden, macht jetzt allmählich einer ſehnſüchtigen Platz. Man merkt es ihm an, daß er nur noch halb auf der Reiſe lebt. Seine Gedanken ſchweifen immer wieder ins Vaterland zu der Geliebten und ſchauen faſt ungeduldig der Zukunft entgegen: „Meinen nächſten Brief erhältſt Du wahrſcheinlich in Dorpat. Ich möchte wohl gern eine kleine Luftfahrt durch die Luft unternehmen. Ich werde mir Euch immer hüpfend und tanzend beim Schimmer von Ballichtern denken, bei der Fürſtin, oder Sternhjelm, oder Knorrings, und in Gedanken ſpaziere ich über den Markt aus dem Zachariaſchen Hauſe ins Univerſitätsgebäude und ſchiele links hinauf, ob ein gewiſſes Frl. Wolff vielleicht zufällig am Fenſter iſt“ ..... „Je näher die Zeit meiner Ankunft kommt, deſto weniger darf ich an das Wiederſehen denken, um Zeit und Geduld für die Gegenwart, für die Benutzung des Augenblicks zu erhalten! — Ich erinnere mich, daß Oettingen mir in Paris dasſelbe ſagte; er zählte ſeine Ankunft bereits nach Tagen! — Wenn ich von ihm ſpreche, an ihn denke, ſo iſt es mir immer, als lebe er noch; ich kann mich nicht gewöhnen, mich an ihn wie an einen Verſtorbenen in Gedanken zu wenden; ſelbſt daß ich ſo an Dich ſchreibe, thue ich mit Scheu; es hält mich was Inneres ab, als

höre er es und müſſe ſich darüber wundern . . . . . Ja, mein liebes Mädchen, wir müſſen zuſammenhalten für die Dauer unſeres Lebens; vereint wollen wir ſtärker werden, um freudig zu tragen, was uns auferlegt wird . . . . . .

Ich habe meine großen Fehler, die leider ſo tief ſtecken, daß nur meine genaueſten Freunde ſie kennen; aber weil ſie tief ſind, ſind ſie feſt, und ich kenne ſie und verſteh' mich doch nicht zu beſſern. — Daß ich mich kenne, danke ich Oettingen und will es ihm ewig danken. Ach, unſer Wiederſehen in Paris war noch ſo ſchön, unſer Zuſammenſein mußte mich noch den ganzen Wert eines Freundes lehren. Ich habe recht geſchwelgt in ſeiner Freundſchaft. Es war die längſte Trennung ſeit unſerer engeren Bekanntſchaft und zugleich vielleicht die wichtigſte Zeit für unſeren inneren und äußeren Menſchen. Wir hatten uns ſo vieles, ſo Wichtiges zu ſagen. Ich betrachtete ihn in Paris gleichſam als meinen Gaſt, ich that für ihn, ſoviel ich thun zu dürfen glaubte . . . . . .

Was werde ich empfinden, wenn ich in Rom aus einem Couvert Dein Bild hervorziehe? Was für eine ſchöne Zukunft ſteht mir bevor! Von einer Freude immer zu einer größeren; von dem Bilde in Rom zum Original in Ramkau! Heute in meinen Arbeiten faßte mich plötzlich mit ſolcher Gewalt die Vorſtellung von meiner Rückkunft, Ankunft und einſtigem Leben zu Hauſe, daß ich genötigt war, abzubrechen, und mich eine ſüße Viertelſtunde ganz dieſen Vorſtellungen hingab. — Ich freue mich immer, wie mir aus unſeren Briefen klar wird, daß wir in der noch ſo großen Entfernung ſympathiſieren in unſeren Gedanken und Stimmungen. Dies war ein Punkt, über den ich oft mit Oettingen geſprochen, der feſten Glauben daran hatte; ich beſtritt ihn gewöhnlich darin, wie ich aber jetzt ſehe, nur aus Mangel an Erfahrung; es ließe ſich vielleicht wohl ein unmittelbares, wenngleich unbewußtes Verſtändnis entfernter, aber ſich durch Liebe verwandter und naher Seelen annehmen. — Du ſchreibſt mir vom 22. September alten Stils und erwähnſt Deiner melancholiſchen Stimmung, in der Du Dich kaum der Thränen erwehren könneſt? Es war der Sonnabend, auf den Oettingens Todesmorgen folgte. Jene Tage ſind mir ſo lebendig eingeprägt, daß ich mich vor meiner Einbildungskraft fürchte, die ſie mir mit zu großer, mit furchtbarer Deutlichkeit oft zu vergegenwärtigen ſucht; und doch iſt es mir ein Troſt, daß ich ſie nie vergeſſen kann. Die armen Zurückgebliebenen beneiden mich gewiß um dieſe Erinnerung." . . . . .

„Von meinem Leben in Nizza weiß ich nicht viel zu ſagen; es iſt ſehr einförmig, aber ich freue mich immer, wieviel ich hier lerne. Ich betrachte es als die letzte Zeit, die ich noch in vollem Maße meinen Studien widmen kann; im eigentlichen Italien muß ich ſie faſt ganz beiſeite ſetzen, und auf meiner ferneren Reiſe bin ich überall nur ein durchfliegender Vogel, der ſeiner Heimat entgegenzieht und ſich nur hin und wieder höchſtens auf zwei bis drei Wochen niederſetzt, um einige Nahrung zu nehmen . . . . . Ernſtlich geſagt habe ich es auch bald ſatt, mich immer herumzutreiben, und der Gedanke, endlich einmal anzukommen und in das wirkliche Leben, in den Wirkungskreis meiner Thätigkeit für die ganze Zukunft einzutreten, erhält immer mehr Reiz für mich. So lange ich nicht zu Hauſe bin, hier in der Fremde kann ich überall nur immer anfangen, um abzubrechen, ohne jemals zu endigen. So viele intereſſante Arbeit drängt ſich einem auf, die man wider Willen abweiſen muß. — Weißt Du, daß ich mit wahrer Freude bemerke, wie ich immer mehr Luſt, Liebe und Kenntnis für meine Wiſſenſchaft gewinne, und wie mir die Ausſicht von unendlichem Wert iſt, vielleicht einſt im Vaterlande in ihr etwas leiſten zu können! Zugleich iſt es mir faſt lieb, es nie in dieſer Hinſicht betrachtet und gekannt zu haben, denn ich bin außerordentlich geſpannt, zu wiſſen, was wir bei uns eigentlich alles haben, beſonders die Meerbewohner. Du glaubſt nicht, meine liebe Mathilde, wie wichtig für uns Männer ein ſolch wiſſenſchaftliches Intereſſe iſt, das die Thätigkeit *nie* einſchlafen und nie zerſplittern läßt, ſondern ſie auf *einen* und einen würdigen Gegenſtand richtet. Es giebt dem ganzen Ich einen Stützpunkt, und der Mann ohne ein beſtimmtes Fach für ſein geiſtiges Leben iſt ebenſo zu bedauern wie ein unverheiratetes Frauenzimmer: beide verfehlen ihre Beſtimmung; erſterer trägt aber die Schuld, während letztere keine hat. — Gerade bei uns findet man unter den Männern am häufigſten das *halbe* Sein, nicht fürs eine, nicht fürs andere. Wie wenige treiben eigentlich die Landwirtſchaft, wie ſie könnten und ſollten! — Wie viele ſtudieren, ohne zu lernen! Wie viele dienen, ohne Soldaten zu ſein? und wie glücklich hat die Natur die meiſten ausgeſtattet! Geſund und mit guten Anlagen, im ſtande, an ihre Bildung etwas zu verwenden, ſind ſie reich an inneren und äußeren Mitteln! und wie ſelten denkt man daran, daß man verantwortlich für die Anwendung ſolcher unverdienten Gaben iſt! — Ich wünſchte,

ich könnte meine Neigung für meine wiſſenſchaftliche Beſchäftigung zu einer Leidenſchaft anblaſen, die nicht allein mich, ſondern auch andere begeiſterte, dann wäre ich ſicher, etwas Gutes zu wirken." . . . . . .

Obgleich Grünewaldts Gedanken jetzt meiſtens nordwärts eilten, ſollten ſeine Schritte ſich doch noch mehr dem Süden zuwenden. Der ſchönſte Teil ſeiner Reiſe, Italien, lag vor ihm.

„Jetzt muß ich ſtark anfangen, mich mit meinen ſieben Sachen in Ordnung zu bringen. Ich habe einen hübſchen Schatz naturhiſtoriſcher Gegenſtände geſammelt, die noch von hier nach Hauſe expediert werden müſſen. Ich denke oft an Dich, was Du einſt dazu ſagen wirſt, wenn Du mich ſo wirtſchaften ſiehſt in meinem naturwiſſenſchaftlichen Element . . . . .

Mein Umgang iſt ſehr beſchränkt; viel komme ich mit einem Franzoſen Du Coſté zuſammen, der ein originelles Männchen iſt, und den ich auf der Reiſe hierher angetroffen. Wäre er ein Deutſcher, d. h. tiefer, ſo wäre es mir noch viel lieber. — Wahrſcheinlich machen wir die Reiſe zuſammen von hier nach Genua, vielleicht bis Florenz. Er hat eine eigentümliche Art zu reiſen, mit der er ſchon viele Länder durchſtrichen, und der getreu wir uns en trois, wenn Kühlewein nachgekommen iſt, von hier aufmachen, einen Eſel kaufen, ihn mit unſerem Gepäck beladen und zu Fuß längs der ſchönen Küſte des Meeres in kleinen Tagemärſchen nach Genua gehen. — Der Weg iſt nämlich völlig unfahrbar, nur teilweis angelegt, aber im ganzen nur zu Fuß oder zu Pferd zurückzulegen; man macht ihn gewöhnlich zu Waſſer und mit gutem Winde in ſehr kurzer Zeit; ſo war auch unſer erſter Plan, aber dabei ſieht man nichts als höchſtens ſeekranke Geſichter." . . . . .

Auf der nun folgenden Reiſe nach Italien hat Grünewaldt wieder ein Tagebuch geführt und gewiſſenhaft alle Sehenswürdigkeiten aufgezeichnet, indem er die freien Augenblicke „wie der Schneider ſeinen Lappen" benutzt.

Obgleich manche Notizen nicht ohne Intereſſe ſind, würde es zu weit führen, dieſelben hier mitzuteilen. Der Sinn für die bildende Kunſt, welcher Grünewaldt anfangs abzugehen ſchien, erwachte unter dem blauen Himmel und in den Gallerien Italiens. In Paris hatte er nach Beſuch des Antikenkabinets in ſein Tagebuch geſchrieben:

„Ich muß aber aufrichtig gestehen, daß mich diese Kunstgegenstände wirklich weniger ergreifen; ich muß den Verstand zu Hilfe nehmen, um ihnen meine Bewunderung zu zollen, und sie lassen mich eigentlich kalt. — Die Malerei ist schon mehr, obgleich ich auch in mir eine gewisse Indifferenz für sie bemerke; liegt dies am Älter- und Prosaisch-werden? oder an meiner jetzigen Lebens- und Studienweise? — Letzteres mag eher der Fall sein, denn ersteres kann ich doch, Gottlob, nicht zugeben, wenn ich nur daran denke, wie mich poetische Produktionen ergreifen." . . . .

Das bewegte Seelenleben des Jünglings war der Musik und Poesie verständlicherweise mehr offen als der plastischen Kunst, welche ein objektives Auge verlangt, während Grünewaldt damals alles Gesehene, Gehörte und Gelesene tief subjektiv empfand.

Mit frischem Mut und fröhlichem Sinn begaben sich die drei Reisenden auf den Weg. Zu Fuß bis Genua, mit dem Vetturino von Genua über Pisa, Florenz, Siena nach Rom. Bei der langsamen Reiseart hatte man Zeit, die Natur auf sich wirken zu lassen. Noch waren die roten Bädeker und braunen Gsell-Fells nicht erfunden. In den Gallerien wurden die schönen Bilder selbständig aufgesucht, gefunden und beurteilt. Grünewaldt notierte lange Listen nebst eigener Kritik ins Tagebuch.

In den Briefen an seine Braut spricht er verhältnismäßig wenig von seinen Reiseeindrücken; die sehnsuchtsvolle, heimwärtsstrebende Stimmung nimmt immer mehr überhand. Obgleich er jetzt schon brieflich so vertraulich plaudert, als seien sie „seit der Sintflut verlobt", so genügt ihm das doch nicht mehr, und er wünscht: „Ach, könntest Du Dich doch in ein Couvert einsiegeln, das wäre das Ideal einer Korrespondenz." Die Schwierigkeiten der damaligen Postverbindungen mögen allerdings eine Prüfung für den Liebenden gewesen sein. Man vergegenwärtige sich als Beispiel, daß die Koickesche Losziehung am 1. Januar stattfand, die briefliche Mitteilung, von der Mutter am 12. Januar niedergeschrieben, Otto am 12. März in Paris erreichte. Ottos erster Brief an seine Braut wurde am 22. Mai geschrieben, ihre Antwort erhielt er am 20. Juli. Wenn das bei einem ruhigen Leben an Ort und Stelle geschah, so kann man sich denken, wie unsicher die Korrespondenz auf Reisen war. Fortwährend hofft er auf Briefe, berechnet, fragt, sucht nach ihnen auf den Postbureaux. In großen Städten, wie Florenz, Neapel, München ꝛc., ist er erfreut, zu hören, daß die Post nach so und so vielen Tagen abgehen oder

ankommen werde. Iſt der erſehnte Brief dann endlich in ſeinen Händen, ſo kann er vor Freude kaum leſen, bewahrt ihn ſtundenlang in ſeiner Taſche . . . . . .

Der Ton ſeiner Briefe iſt meiſtens ernſt; die Heiterkeit ſeiner Stimmung, Witz und gute Laune traten erſt im perſönlichen Verkehr hervor und machten ihn zu einem ſo ſehr beliebten Geſellſchafter; ſie loderten, ſeinem eigenen Ausſpruch nach, oft wie eine helle Flamme auf, um dann wieder ganz zuſammenzuſinken, auch ſehnte er ſich ſelbſt nach dem „freudigen Ernſt“. Der durch ſeine Briefe und Tagebücher empfangene Eindruck iſt deshalb immer nur ein einſeitiger.

„Genua, 12. Jan. 1824.

. . . . . Wir ſind erſt ſeit einer Stunde in Genua, das wir beim Mondlicht mit ſeinen Paläſten, mit ſeinem Meer und ſeiner herrlichen Lage magiſch beleuchtet durchwandert haben; die Fußreiſe, von der ich Dir bereits geſprochen, kam zu ſtande und iſt bereits vollbracht. Am dritten Weihnachtsfeiertag alten Stils brachen wir unſerer drei von Nizza auf; unſere Sachen ſchickten wir mit einer Schiffsgelegenheit und hatten nichts, als uns ſelbſt mit unſerem friſchen Mut und unſerer guten Laune zu tragen. Die Reiſe iſt einzig ſchön und ſoll mir unvergeßlich bleiben! Kann man was Schöneres haben als den hellſten warmen Himmel im Januar, immer rechts das Meer, links Felſen und Berge abwechſelnd in der mannigfaltigſten Gruppierung, mit Oliven bewachſen, oft von Mauern ehemaliger, jetzt verfallener Schlöſſer gekrönt und die Ufer mit Dörfern und Städten beſetzt, von denen eine ſchöner als die andere gelegen! . . . . . Da lobe ich das zu Fußgehen! Man iſt ein anderer Menſch, immer munter, gleichſam der lieben Mutter Erde näher, ſieht nicht die Welt aus Kutſchfenſtern und kommt mit allen Erſcheinungen in nähere Berührung . . . . .

Ich fürchte mich eigentlich vor dem Zwieſpalt in meinem Innern, der auf meiner Reiſe in Italien in mir ſtattfinden wird, nämlich dem Streit zwiſchen Natur und Kunſt; — beide bieten in Italien ſo viel, mehr als in einem anderen Lande, und dennoch iſt die Dauer des Aufenthalts zu kurz, um beide vollſtändig kennen zu lernen und zu genießen. Mein Reiſegefährte Kühlewein ſcheint mehr zur Natur zu neigen, und ich muß geſtehen, bis jetzt, wo ich noch keine Kunſtatmoſphäre wie die römiſche geatmet, wo ich ſoviel wie nichts davon verſtehe, geht es mir ebenſo und ich will abwarten,

was Maydell über uns vermögen wird, der ſich vorbehalten, uns in den Tempel der Kunſt einzuführen . . . . . .

Mir ſagte Oettingen, der ihn in ſeinem Leben und Treiben in Rom geſehen, daß er etwas Ausgezeichnetes leiſten würde und gerechte Aufmerkſamkeit auf ſich zöge. So etwas von einem Freund zu hören, iſt gar angenehm und man fühlt ſich angeſpornt, in der begonnenen Bahn mit doppeltem Eifer fortzuarbeiten, um auch was zu leiſten und zu fördern" . . . . . .

„Rom, Via Porta Pinciana, 5. Febr.

Jetzt bin ich in Rom, vorgeſtern fuhren wir hinein in dieſe berühmteſte Stadt der Welt . . . . . .

Die Campagna hat mich auf eine eigene Weiſe überraſcht und iſt verſchieden von allem, was ich mir vorgeſtellt. Freilich kommt man nicht durch Landhäuſer, Gärten ꝛc. wie vor Petersburg, aber dafür verſetzt man ſich deſto ungeſtörter in die Vergangenheit und ſieht die Römer, wie ſie vor Jahrtauſenden auf demſelben Wege in und aus ihrer Hauptſtadt zogen, die ſie mit Recht vorzugsweiſe nur die Stadt nannten. Rom mußte in einer ſolchen Fläche liegen, ſie mußte ihre Umgebung ſo weit überſehen, und ſelbſt ſo weit geſehen werden. Übrigens iſt der Anblick der Campagna ſchön, denn die ungeheure Fläche wird von Bergen in der Entfernung begrenzt; ein Teil der Apenninen, die Gebirge der alten Sabiner, verbietet dem Auge, weiter zu dringen, und eine Hauptzierde bildet das Albanergebirge, deſſen Umriſſe wirklich einzig ſchön, und deſſen verſchiedene Höhen mit Städtchen und Landhäuſern gekrönt und beſetzt ſind. Dieſen Anblick hatten wir im Hintergrunde und vor uns Rom, in das wir einfuhren. Ich war wirklich ſehr aufgeregt, Kühlewein, der die Rolle meines Leibarztes übernommen, nicht weniger, obgleich er mich zu beruhigen ſuchte, und da hätte ich gern mit einem Zauberſchlage Dich zu mir rufen oder wenigſtens ſchriftlich Dir mich mitteilen mögen . . . . . .

Weißt Du, ich halte es für meine Pflicht, alle Jahre etwas Schönes aufzuſuchen und zu ſehen, denn nichts macht uns beſſer und dankbarer. Was der Sonntag für die Woche, iſt eine ſolche Zeit fürs Jahr . . . . . .

Außer der Freude, Maydell wiederzuſehen, habe ich hier noch eine andere, ganz unerwartete Freude gehabt; wie ich in ſein Zimmer trete und ihm an den Hals falle, feiere ich noch ein

anderes Wiederſehen, indem ich an der Wand ein großes Bild von Iwan ſehe, von der ſprechendſten Ähnlichkeit. Pezold hat es hier gemalt und zurückgelaſſen. Maydell findet es bei einem Künſtler, bei dem es als ein altes Möbel hing, und nun hat er es bei ſich wieder zu Ehren gebracht; ſo was Ähnliches habe ich noch nie geſehen . . . . .

So ſollen wir nun täglich von einem zum anderen wandern; nach vollbrachtem Tagewerk in der Schummerung gehen wir zuſammen eſſen; der Abend wird verplaudert, oder wir gehen an den Verſammlungsort der Künſtler, wo man ſie beim Glaſe Wein in Maſſe zuſammenfindet . . . . .

Heute ſollen wir mit Maydell in die ſchönſte Bilderſammlung von Rom, die ſich im berühmten Palaſt Borgheſe befindet. Hierauf freue ich mich ſehr, in dieſem Lande der Kunſt erwacht erſt die ordentliche Liebe und Luſt an ſolchen Dingen; in jeder Kirche ſieht man viele Gemälde, von denen eines gewiß immer ausgezeichnet ſchön iſt. Durch dieſes Sehen bildet man auch den eigenen Geſchmack; man lernt unterſcheiden durch Vergleiche. Es ſcheint, als ob die jungen Deutſchen, deren eine große Menge ſich hier befinden, auf dem eigentlichen und rechten Wege ſeien, wenn ſie gleich bis jetzt noch wenig geleiſtet, weil ſie eben das Hohe ſich vorgeſetzt. Indes leben darunter Männer wie Overbeck, der ſehr hoch ſtehen ſoll; dieſe wählen zu ihren Meiſtern die alten Meiſter, die noch vor Rafael lebten und die in einem wunderlich einfachen und hohen Sinn malten. Ich habe nie geahnt, wie ſchön ein ſolches Bild ſein könne und wie es möglich ſei, ein Bild recht lieb zu gewinnen, aber man ſieht auch dort, wie alles ankommt auf den innewohnenden Geiſt, der den Künſtler beſeelt, und wie zu dem Schönſten, was je die Kunſt geſchaffen, immer die Religion begeiſtert hat . . . . .

Den 17. Febr. (In Bezug auf das von Maydell gemalte Porträt von Otto Grünewaldt.) Das Bild ſcheint uns ähnlich und ſehr ähnlich! Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, daß der Maydell mich treffen würde; es ſchien mir, er müſſe und könne nicht anders, und wenn er mein Geſicht anſieht, ſo ſieht er auch tiefer, und wirklich mich und keine andere Perſon, die vielleicht hinter der Maske ſtecken könnte . . . . . Hier iſt Maydell gegenwärtig ſo fleißig und malt ſo viel in den Gallerieen, daß wir ihn nur des Abends bei uns ſehen, den wir meiſt vor dem Kamin verplaudern; indes die letzten Tage hat er an meinem Bilde mit

dem größten Fleiß gearbeitet vom Morgen bis zum Abend, und mich freute es wiederum, mit wieviel Luſt er daran gemalt . . . .

Du wirſt wohl kaum glauben, daß wir hier mit Maydell oft ſehr ernſte und lange Geſpräche über unſere Zukunft gehalten haben, und weil ich mich gerade an einem Abſchnitt befinde, ſo hängt viel davon ab, wie man die neue Hälfte beginnt und wie man gerade am Anfange ſich benimmt, von welchem meiſt das Ganze abhängt. Man hört die allgemeine Klage, daß die Zeiten bei uns entſetzlich ſchlecht ſeien und Maydell will dies für ein gutes und heilbringendes Geſchick anſehen, um zu einer einfachen und würdigen Lebensweiſe zurückzukehren, die wohl unſere Vorfahren führten, von der wir aber ſtark abgewichen ſind . . . . .“

Der Karneval bildete für unſere Reiſenden den Schluß des Aufenthalts in Rom, da Grünewaldt ſich gleich darauf ſüdwärts nach Neapel wandte:

„Jetzt ſind die Karnevalsluſtbarkeiten am Ende; geſtern war der letzte, aber auch der intereſſanteſte Tag. Er kommt mir heute halb wie ein Traum vor. Wenn man eine ganze Stadt vor lauter Luſt und Fröhlichkeit halb verrückt ſieht! die Leute wälzen ſich durch die Straßen mit Lachen oder vielmehr Jauchzen, und der berühmte Spaß mit dem Auslöſchen der Lichter iſt wirklich einzig in ſeiner Art! Man wird ſo fortgeriſſen von dem allgemeinen Jubel, daß man ſich ganz vergißt; jeder, vornehm und gering, nimmt Teil daran; in allen Wagen brennen Lichter und nun gilt es, ſie auszublaſen. Ich hatte mir ein Schnupftuch an meinen Stock gebunden und mit Hilfe meiner Länge gelang es mir, die höchſten und triumphierendſten unverſehens zu beſchämen, denn dann folgt augenblicklich ein allgemeines Verhöhnen, aber alles im Scherz. Ich dachte, mein Tuch von Wachs getränkt als Trophäe nach Hauſe zu tragen und aufzubewahren. Leider wurde es aber von einer Geſellſchaft, die hoch im Wagen ſtand und der die Lichter damit verlöſcht wurden, mir abgeriſſen und erobert. Dabei iſt der Anblick herrlich, den ganzen langen Korſo in der Nacht von vielen tauſend einzelnen Lichtern erleuchtet zu ſehen! aber es iſt eigen, gerade nach dem Jubel, wie es ſich zum Ende neigte und gleichſam der Rauſch vorüber, da wurde mir plötzlich ganz ſtill und wehmütig zu Sinn; ich ſah, wie alles froh nach Hauſe ging, wie die Familien, die ſich ſelbſt mit ihren Lichtern im Wagen beleuchteten, ſo traulich und zufrieden nach genoſſener Freude zurückfuhren; überall ſah man Bekannte ſich grüßen und zunicken, und

das Gefühl des Alleinſeins, der Verlaſſenheit ergriff mich gewaltig und mit ihm die Sehnſucht, auch endlich in einen Kreis zu treten, der mich freundlich empfängt und ein Weſen an mein Herz zu drücken, das ich mein nenne . . . . ."

Den 7. März in Neapel angelangt, ſchreibt Grünewaldt ſeiner Braut:

„Wir brechen bald nach Iſchia auf, der ſchönſten Inſel im Golf von Neapel und darum die Reiſe dahin eine der herrlichſten. Sollteſt Du den Titan von Jean Paul nicht kennen, ſo freue ich mich, ihn mit Dir zu leſen, weil er in ſeinen Roman zwei der geſegnetſten Plätze Italiens verflicht, die Borromäiſchen Inſeln und eine Fahrt von Neapel nach Iſchia. So ſehr mich gerade hier nach dieſem Buch hungert und ich es ſchmerzlich entbehre, ſo freut es mich, es mit Dir von neuem zu begrüßen . . . . .

Den 26. März.

Auf Eſeln reitend, durchzogen wir nach allen Richtungen die Inſel und ſahen ein wunderherrliches Land; alles ſtand in Blüte, und wenn vielleicht ein volles Grün der Bäume der Landſchaft angemeſſen ſein mag, ſo hat das Farbige der Blütenzeit doch einen eigentümlichen Reiz. Die Ausſicht vom höchſten Berge, den man beſteigt, iſt wundervoll . . . ."

Auch inmitten der herrlichen neuen Eindrücke, die ihn umgaben, zogen Ottos Gedanken nicht nur zur fernen Braut, ſondern immer wieder zum verlorenen Freunde:

„. . . . Iſt man doch ſchon mit Freunden ſelbſt verſchieden; es iſt nicht genug, daß man ſich ganz verſteht gegenſeitig, daß man einerlei Willen und Anſicht hat, nein, es muß noch etwas Unſichtbares, Unausſprechliches dazukommen, was uns des anderen Schwächen tragen lehrt, und dies iſt die Liebe! Sie kann wirklich nicht gegeben werden, ſie muß da ſein. Ich habe dies ſchon erfahren. Mein ſeliger Oettingen war eigentlich ein ſehr eigentümlicher Menſch, mit dem es ſchwer hielt, immer zu harmonieren, und wenn wir im Herzen nur einen Willen gemeinſchaftlich hatten und kannten, ſo waren wir doch in der Ausführung oft ſehr verſchieden; dennoch habe ich mich mit niemand beſſer vertragen, denn ein inneres Etwas trieb mich immer, es ihm recht zu machen, und ich fühlte klar, ich könne nicht von ihm ablaſſen, er müſſe auch mit den größten Opfern meines Ichs mein ſein und bleiben. Mit andern geht es mir nicht immer ſo, und bei noch

ſo großer Achtung und Übereinſtimmung im Denken und Thun fehlt dennoch das innere geheime Bindungsmittel, man mag ſich nicht ſchmiegen, wo man nicht liebt, kein Unrecht ertragen von dem, den man nicht liebt, und keinem andern ſein Unrecht bekennen und ſagen: „Vergieb!“ Mich ſchmerzt es ordentlich, daß das Unbeſtändige meines jetzigen Lebens mich hindert, mit der früheren Trauer und dem Ernſt meines Oettingen zu denken; viel mag auch die Zeit dabei thun, aber ich freue mich ordentlich bei meiner Rückkunft, ſo ſchmerzlich es ſein mag, dieſen Schmerz zu fühlen.“

„Neapel, 10. April 1824.

Eben ſitze ich dem Veſuv gegenüber, der von der Abendſonne feuerrot glüht, und das dazwiſchen liegende Meer wimmelt von Böten aller Art und aller Größe. Ach, ich wünſchte wohl, Du könnteſt einen Blick aus meinem Fenſter hinauswerfen. Mein Herz iſt mir recht voll heute Abend und je Schöneres mein Auge ſieht, deſto aufgeregter, deſtö wehmütiger wird mir; die Zeit der Abenddämmerung iſt die rechte Stunde der Sehnſucht, man fühlt ſein irdiſches Gehäuſe zu eng und zu arm für die Bedürfniſſe und die Wünſche der Seele; alles Entbehren ſcheint doppelt ſchwer und man möchte ſich oft recht kindiſch gebärden . . . .

Immerfort mit fremden Menſchen leben, an allen gleichgültig vorbeigehen, ſein Herz durchaus ſtumpf und taub machen, das muß man vortrefflich lernen, wenn man ſein halbes Leben auf Reiſen zubringt und ſich meiſt nur in großen Städten aufhält. Man lacht gewöhnlich ſo viel über den ſogenannten kleinſtädtiſchen Geiſt; er iſt eigentlich meiner Meinung nach viel menſchlicher, viel chriſtlicher als der großſtädtiſche; dort findet noch ein Intereſſe aneinander ſtatt, man bekümmert ſich doch um ſeinen Nachbar und ſagt man ihm zuweilen auch was Schlimmes nach, ſo hilft man ihm doch wohl in Not und Unglück, da man es ja weiß und daran teilnimmt . . . . . .

Wie machſt Du mich glücklich, meine Mathilde; ach! könnte ich doch ein neues Wort erfinden, womit ich Dich nennen wollte; alle ſcheinen mir nicht genug. Deine Briefe ſind mir eigentlich ein Gift, denn Du kannſt es nicht begreifen, welche Ungeduld, welches innere Treiben und Sehnen mich faßt; ich möchte vor Freude jauchzen und doch wieder faſt weinen, daß ich nicht in ſolchen Augenblicken bei Dir bin . . . .

Ich muß hier in der Umgegend von Neapel beſtändig an Oettingen denken; jeder Schritt iſt intereſſant für ſein Fach, jeder

Stein erinnert mich an ihn, den er gewiß aufgehoben und näher angeſehen hätte. Man findet wohl ſelten einen Menſchen, der ſo in ſeiner Wiſſenſchaft lebte wie er; und dies fügt einen großen Wert hinzu. In ſeiner Krankheit konnte man ihn auch am beſten zerſtreuen und erheitern, wenn man mit ihm von Chemie oder Mineralogie ſprach. Was ihn an ſeine übrigen Verhältniſſe, beſonders an ſeine Braut erinnerte, ſuchte ich womöglich zu vermeiden, um ihn nicht anzugreifen. Einen ſolchen Schüler, der ihn ſo verſtand, ſo liebte und ſo der Liebe würdig war, bekommt Onkel Engelhardt wohl nicht wieder; daß Onkel Engelhardt ſich für mich ſo intereſſiert, freut mich ungemein; ſeinem Beiſpiel und dem Gedanken an ihn danke ich es mit, daß ich in meinem Treiben und Lernen zu einer beſtimmten Richtung und zu einer Einheit gekommen bin; er iſt mir von jeher wie das Ideal der Männer erſchienen, und was meine wiſſenſchaftliche Carriere zu Hauſe betrifft, will ich mich feſt an ihn halten, deſſen Rat und Beiſtand gewiß der beſte. Ohne ihn käme ich mir mit meiner Naturwiſſenſchaft etwas verlaſſen vor in meinem Vaterlande, ſo aber reicht er mir die Hand und ich finde einen Vorgänger und einen Freund . . .

Es ſchmerzt mich, daß ich zu Oſtern nicht in der kleinen lutheriſchen Kirche in Rom dem Gottesdienſte beiwohnen kann, ich weiß nicht, ob ich Dir hiervon ſchon geſchrieben, aber noch nie hat mich ein Gottesdienſt und ein Prediger ſo erbaut wie in jener Kapelle, die der preußiſche Geſandte in ſeinem Hauſe eingerichtet und wo ſich Sonntags die kleine Gemeinde verſammelt; ſchon an und für ſich iſt der Gedanke erhebend, wie an dieſem Ort, wo klein, verborgen und bedrückt in ſeinem Entſtehen das Chriſtentum litt, kämpfte und ſiegte; wie an dieſem nämlichen Ort, in dem Mittelpunkt des Glanzes und der Pracht der katholiſchen Kirche, die leider abgewichen von der Einfachheit und Innigkeit jener früheſten Zeiten, ſich jetzt dieſe kleine, von ihr ausgeſtoßene und verdammte Gemeinde verſammelt, die nach jener urſprünglichen Einfachheit zu jenem erſten und eigentlichen Chriſtentum im Glauben und Lehren zurückzukehren ſtrebt, von der leider ſeit Luthers Zeiten ſo viele abgewichen ſind, die ihn und ſeine Reformation nicht verſtanden. Die Gleichgültigkeit für unſere Religion iſt leider der Hauptcharakter der heutigen Proteſtanten. Sie meinen, durch die Reformation die Denkfreiheit erlangt zu haben und benutzen ſie, um ein jeder ſeine eigene Religion ſich zu bilden, zu glauben, was und ſo viel ihnen gut

ſcheint und das Chriſtentum für ſich zu bereiten, ſtatt ſich für das Chriſtentum . . . . . "

Nachdem unſere drei Reiſenden, Grünewaldt, Kühlewein und Krohn, die ganze Umgegend Neapels beſucht und den Veſuv erſtiegen hatten, erreichten ſie mit Paeſtum und Salerno den ſüdlichſten Punkt der Reiſe und kehrten in den erſten Tagen des Mai wieder nach Rom zurück. Während ihres vierwöchentlichen Aufenthaltes daſelbſt ſahen ſie noch manches für die Zeit Charakteriſtiſche, unter anderem den damals beliebten Kampf zwiſchen Stieren und Hunden. Ins Sabiner- und Albanergebirge wurden ſchöne Ausflüge gemacht:

„Wir brachen am vorigen Mittwoch mit Maydell auf und machten eine wunderherrliche Reiſe im ſchönen Albanergebirge. Teils ward gegangen, teils auf Eſeln geritten, und unſere innige Gemeinſchaft, das ſchöne Land im kräftigſten Frühlingstreiben mit dem friſcheſten Grün hielten Herz und Sinn wach und fröhlich. Zuweilen hat man viel zu ſprechen, zuweilen geht man aber auch ſtumm nebeneinander, ein jeder mit ſeinen Gedanken."

Immer feſter umſtrickte die magiſche Gewalt Italiens auch Ottos Sinne: „Genug hat man nie an dieſem Lande und beſonders an Rom; je mehr man ſich einlebt, deſto lieber wird es."

Einer der letzten Eindrücke Roms war der päpſtliche Segen am Himmelfahrtstage.

„Vom Altar der Peterskirche herab habe ich den Papſt ſelbſt dem Volke den Segen erteilen ſehen. Von allen Seiten der Stadt ſtrömte mehrere Stunden das Volk zuſammen; vom Lande fand ſich ſchon eine gewaltige Menge vor und dennoch war der ungeheure St. Petersplatz zur Hälfte leer; in großer Hitze mußte man eine lange Stunde warten; endlich erſchien der heilige Vater oben, auf einer Tragbahre von ſeinen Kämmerlingen getragen, im völligen Ornat, wie man ihn oft in Bildern geſehen. Sein Anblick hat wohl jeden ergriffen; die Entfernung, die Höhe muß wohl dazu beitragen, um der blaſſen, ernſten Figur wirklich einen Schein von Heiligkeit zu geben. Als er aufſtand und die Arme über das Volk hinbreitete, da ſchien jeder unwillkürlich in die Kniee ſinken zu wollen. Man ſieht wohl viel Ceremonieen, aber ſo tiefen Eindruck hat nie eine auf mich gemacht. Übrigens fühlen die Menſchen auch verſchieden und einen großen Teil ſelbſt der Katholiken und des niederen Volks ſieht man das Ganze nur wie eine Kurioſität betrachten." — Mehr als die flüchtige Rührung

erweckenden Ceremonieen des Katholizismus hatten auf Grünewaldt, wie er ſchon früher angedeutet, die Gottesdienſte im Palazzo Cafarelli und die Reden des Paſtor Rothe eingewirkt. Vor dem letzten Abſchied von der geliebten Stätte ſchreibt er ſeiner Braut:

„Ich denke, uns muß dieſer Briefwechſel, die ſeltene Art unſerer Verbindung und unſerer näheren Bekanntſchaft einen eigentümlichen und großen Vorteil bringen, den ich mehr fühlen als ſagen kann. Wenn die meiſten anderen erſt nach der Hochzeit anfangen, ein ernſtes, vernünftiges Wort miteinander zu ſprechen, ſo haben wir es gethan, ehe wir uns noch als einander gehörig begrüßt. Wie eine Prüfungszeit, ein Läuterungsfeuer, das uns erſt würdig gemacht, ein Ganzes zu werden, einander zu gehören; darum biſt Du mir nicht nur meine Geliebte, meine Braut, ſondern in Gedanken faſſe ich recht innig Deine Hand und drücke Dich an mein Herz wie meine mir von Gott geſchenkte Schweſter, wie meine liebſte und beſte Freundin für dieſe und jene Welt! Ja, meine Mathilde, das biſt Du und das ſollſt Du ewig ſein! Ach, die Jugendzeit iſt ja nur ſo kurz! Aber die heilige, reine Liebe, wie Du ſagſt, das Höchſte und Beſte in uns, die ſoll bleiben und uns erwärmen für alle Zeiten, und dieſe kommt von oben, die giebt uns nur Gott und das Chriſtentum. Ach, es iſt eine ſchöne Erkenntnis, wenn man erſt zu ihr gelangt und den Glauben recht feſt in ſein Herz genommen. Wir müßten ja verzweifeln über unſere phyſiſche und moraliſche Gebrechlichkeit, wir könnten ja nie zur inneren Ruhe gelangen, fänden wir nicht den Troſt und das einzige und kräftigſte Mittel im Glauben und in unſerer Religion. Das iſt mir erſt recht klar geworden in Rom, und ich will ſtreben, es immer feſter und klarer in mir werden zu laſſen. Jetzt lebe wohl, meine Mathilde, zum letztenmal will ich in die Kirche gehen, der ich viel, ſehr viel zu danken habe.“ —

Wieder in Geſellſchaft von Kühlewein begab ſich Grünewaldt per vetturino auf die Wanderſchaft; über Terni, Foligno, Aſſiſi, Perugia nach Florenz. Die Sehnſucht nach Rom und ſeinem alten Freunde Maydell ſcheint ihn nicht verlaſſen zu haben.

„Florenz, den 10. Juni.

Hier rühren wir uns tüchtig, um das meiſte ſchon Bekannte nochmals zu ſehen, wobei man ſonderbare Erfahrungen an ſich ſelbſt und der Veränderung des eigenen Urteils macht . . . . . Florenz iſt ausnehmend ſchön und in ſeinem Sommerſchmuck gar

nicht mehr zu erkennen, nachdem wir es in ziemlich kalter Winterzeit vor vier Monaten gesehen. Wir waren gestern Abend auf einen hohen Standpunkt in die Umgegend gegangen, von dem man die schönste Aussicht auf die Stadt genießt, die, von prächtigen Bergen eingeschlossen, sich in Villen und Dörfern bis an deren Gipfel sich auszubreiten scheint. Ein schöneres, fruchtbareres, bebauteres Thal als das des Arno sieht man schwer. So ganz anders ist die öde, unermeßliche Campagna um Rom und hat dennoch so unendlich viel Reiz. Der Abschied von Rom ist mir wirklich schwer geworden, so sehr ich anfangs die Abreise betrieb. So wurde mir mit jedem Tage immer schwerer ums Herz. Meinen alten Maydell sollte ich wieder auf Jahre verlassen, nachdem wir über so manche uns höchst wichtige Dinge recht ernste Worte gesprochen und gern gemeinschaftlich im Vaterlande unser thätiges Leben angefangen hätten. Ich freue mich darauf, Dir recht viel zu erzählen von unserem Treiben, unseren Plänen und Vorsätzen für die Zukunft, von denen einige, so Gott will, recht feste Wurzel fassen sollen. Maydell hat sich sehr zu seinem Vorteil verändert; er hatte manche Härten und Lieblosigkeiten, an deren Ablegung er nicht einmal arbeitete, weil er sie als gehörig zu einem bestimmten Charakter, zu einer Individualität betrachtete. Jetzt aber, wo er etwas Höheres und Besseres erkannt, wo seine ästhetisch-philosophischen Ansichten, die leider damals unter Raupachs Anführung in unserem Kreise zirkulierten, — dem einzig Wahren und Göttlichen, dem Glauben an Gott und Christus gewichen sind, jetzt mußte auch Aufmerksamkeit auf sich selbst zu eigner Vervollkommnung und Liebe zu allem, was seinem Herzen nahe steht, natürlich folgen. Unter den deutschen Künstlern in Rom herrscht ein vortrefflicher Geist. Bei ihnen steht der Grundsatz fest, wer kein rechter Mensch ist, wer keinen Glauben und keine Liebe hat, kann auch kein rechter Künstler sein. Und dies ist gewiß so wahr! Ich bin Maydell sehr viel Dank schuldig, indem er sich oft die Mühe gegeben hat, mich in meinen Zweifeln und Einwendungen anzuhören und zu widerlegen. Es thut einem wohl, Äußerungen von Liebe und Herzlichkeit bei jemand zu erfahren, bei dem man sie gerne sieht und sie nicht früher erhalten."

Jetzt ging die Reise weiter über Bologna, Ferrara, Venedig nach München. Hier traf Otto mit seinem aus Göttingen kommenden Bruder Alexander am 1. Juli zusammen. Trotz seiner treibenden Ungeduld in die Heimat verlängerte er dem Bruder zu

Liebe noch ſeinen Aufenthalt in Deutſchland. Er machte mit ihm und Kühlewein eine Tour ins Bayeriſche Oberland, nach Salzburg, Hallein, worauf ſie über Wien, Prag, Dresden nach Berlin weiterreiſten . . . .

Obgleich Grünewaldts Tagebuch noch immer ausführlich von allem Erlebten berichtet, ſo fühlt man es doch den Briefen an die Braut an, daß der eine vorherrſchende Gedanke jetzt nur noch das Wiederſehen iſt. Er ſelbſt ſagt: „Unſere ganze Korreſpondenz handelt jetzt nur noch von Reiſen und Ankommen;“ er möchte nur ſchreiben: „Ich bin geſund und bis zum Wiederſehen!

Dein Otto.“

Dennoch füllt er Bögen über Bögen mit Liebesworten. Er weiß ſich nicht zu laſſen vor Ungeduld: „Zuweilen wundere ich mich, wie nach ſolchen Augenblicken, wo ich gleich fortfliehen möchte, wo es in mir zu eng wird, wie bei dieſer Ungeduld, ich dennoch Tage und Wochen an einem Ort bleiben, wie ich z. B. ruhig auf meinem Stuhl ſitzen und ſchreiben kann.“

Er malt ſich das Wiederſehen in allen möglichen Farben und Situationen aus: „Es wird wohl dunkel werden und ich Ramkau wohl nicht bei Sonnenlicht erblicken. Man fährt herein über Zugbrücken wie in ein altes Ritterſchloß; in den Zimmern brennt Licht; vielleicht ſehe ich durchs Fenſter Euch alle ſitzen um den Tiſch und Dich auch? Nun weiter darf ich es mir nicht ausmalen! Was ſoll denn dann die arme Gegenwart dazu ſagen!“ . . .

Ein projektiertes Zuſammentreffen mit ſeinem wiſſenſchaftlichen Pflegevater in Königsberg macht Ottos Ungeduld zu ſchanden. Durch Tag und Nacht reiſt er, wie Baer ſich ausdrückt, mit „Sturmesflügeln“ dem erſehnten Ziele zu. Am 1. September fand endlich das Wiederſehen mit der Braut im Blankenhagenſchen Geſchwiſterhauſe zu Drobbuſch ſtatt.

In den verfloſſenen Reiſemonaten waren Grünewaldts naturwiſſenſchaftliche Studien zurückgetreten. Das Wiederſehen mit der Braut, die Rückkehr in die Heimat mit den vielfachen alten und neuen Eindrücken, die ihn dort beſtürmten, ſtellten ſeine wiſſenſchaftlichen Pläne doch nicht ganz in den Schatten.

In dem unruhig bewegten Winter 1824—25, den er meiſtens auf Reiſen zwiſchen Ramkau, Reval, Dorpat und Koick verbrachte, wo die leidenſchaftlichſte Liebe ſein Herz erfüllte und die Gedanken auf die Übernahme und Einrichtung ſeines Gutes gerichtet waren, fand

er noch Zeit, in Dorpat das Muſeum zu prüfen und darüber an Baer zu berichten. Seinen eigenen Sammlungen war es ſchlecht ergangen; die aus Nizza geſchickte Blechkiſte mit frutti di mare war auf dem Zoll geöffnet worden, der Spiritus ausgefloſſen und alles war verdorben. Ein böſes Omen!

Noch einmal tauchte auch die Nordlandsfrage auf. Baer lockte im Frühling 1824: „Obgleich ich eine abſchlägige Antwort befürchten muß, frage ich doch noch bei Ihnen an, ob Sie den Gedanken an die Reiſe, da ſie jetzt ausgeführt werden ſoll, ganz aufgegeben haben? — oder feſſelt Sie Hymen? Wie wäre es, wenn Sie ſtatt im Auguſt nach Hauſe zu reiſen, hierher kämen, bis zum Januar oder Februar hier blieben, dann zu der Auserkorenen eilten, ſich im April wieder aus ihren Armen riſſen, um den Nereiden des Nordpols ſich zu widmen. Sollen wir mit Nutzen zuſammen reiſen, ſo wäre es wohl ſehr gut, wenn Sie einige Monate hier blieben. Es thut mir nur ewig leid, daß ich Sie nicht gleich anfangs beredete, hier zu bleiben; allein ich hielt Ihren Entſchluß für Naturwiſſenſchaft für eine bloße Phantaſie . . . . .

Einen Begleiter muß ich durchaus haben, denn der Henker mag ſich in Kola drei Monate lang unter den Seehunden und Eisbären aufhalten, wenn man kein vernünftiges Wort ſprechen kann. Überdies kann ich bekanntlich nicht über fünf Schritt weit ſehen. Ich muß alſo jemand haben, der weiter ſieht.

Nun alſo noch einmal! Ich will es ernſtlich verſuchen, mit Ihrer Braut gemeinſchaftlich mich um Sie zu bewerben. Ihr Herz können Sie immer in Livland laſſen, wenn Sie nur Kopf, Hand und Auge nach Kola mitnehmen. Bedenken Sie nur einmal, wie ſchön es ausſehen wird, wenn wir unſere Reiſe (in Quart verſteht ſich) herausgeben und Ihr Name paradiert darauf! Daß wir Gelegenheit zu Unterſuchungen haben werden, bezweifle ich gar nicht. Schon die Meduſen können Ruhm und Ehre genug bringen."

Grünewaldt an Baer.

„Drobbuſch, den $\frac{3.}{15.}$ Sept. 1824.

Teurer Freund!

Das einliegende Blättchen iſt die erſte Seite eines Briefes, mit dem es mir ſehr unglücklich gegangen. Trotz Müdigkeit und Schläfrigkeit der Nacht ſchreibe ich ihn gewiſſenhaft in Memel fertig, ſiegele ihn zu und vergeſſe ihn — in meiner Taſche. In

Mitau entdecke ich ihn erst. Meine Eile ließ mir nirgend weiter Ruh; den Abend war ich in Mitau, den folgenden Mittag hier in den Armen meiner Braut!!! Was solch ein junges Jünglingsherz zittern und beben, weinen und jauchzen kann in einem kurzen Atemzug! das wird Sie vielleicht Ihr eigenes gelehrt haben! .... Kurz, ich bin hier, immer noch mit meinem Brief in der Tasche, den ich indes jetzt halb abschicke, nämlich die erste Hälfte, die mein Bücherverzeichnis enthält. — Sonst kann ich Ihnen nichts sagen über unser Hauptthema; es wird fürs erste nicht berührt, und ich sehe mit Schmerz voraus, welch einen Kampf es verursachen wird. Gott weiß, wie alles gehen wird. Ich muß vorher mit den Meinigen und Onkel Engelhardt zusammenkommen, was nicht vor Mitte Oktober statthaben kann. Indes arbeiten werde ich bestimmt; hier finde ich den Cuvier und Buffon, aus denen ich saugen muß, bis meine eigenen Bücher, die in Riga liegen sollen, dort flott gemacht und zu Hause ausgepackt sind. Die Fische sind mein Augenmerk. Enkouragieren Sie mich nur immer brav und schreiben Sie mir nach Ramkau über Riga und Wenden .....

Wenn ich, mein lieber Baer, jetzt etwas konfus bin, halten Sie mir es zu gut. Sie waren ja auch verliebt und Bräutigam. Ich fühle es aber sehr deutlich, daß die Naturhistorie nicht darunter leidet, und mich ganz ihr zu widmen wird lebhafterer Wunsch in mir, als je früher, weil ich ein ganzes Glück vor mir sehe. Jetzt leben Sie wohl, recht herzlich, und behalten Sie immer lieb Ihren naturhistorischen Pflegesohn

Otto von Grünewaldt."

Derselbe an Baer.

„Dorpat, den $\frac{24. \text{ Okt.}}{5. \text{ Nov.}}$ 1824.

Teurer Freund!

Ob ich gleich schon lange Ihren lieben Brief vom 2. Oktober in Händen habe, müssen Sie die bis jetzt verzögerte Antwort doch wochenlang erwarten, welchen Fehlers ich mir bis jetzt selten bewußt bin. Aber ich sollte Ihnen eine entscheidende Antwort schreiben und dies war ich bis jetzt nicht imstande. Nun endlich, nachdem ich von einem zwei Wochen langen Aufenthalt auf dem Lande zurückgekehrt und selbst von allen Verhältnissen genau unterrichtet bin, vermag ich das entscheidende Wort auszusprechen; es lautet aber so, wie Sie es nicht erwarten oder doch nicht hoffen:

„Ich kann Sie auf Ihrer Reise ans Eismeer nicht begleiten; weder habe ich das Geld zu den erforderlichen Reisekosten, noch erlauben es die drückenden Verhältnisse, die Selbstübernahme und Selbstleitung meiner Geschäfte so lange hinauszusetzen. Ich habe mit Engelhardt ein Weites und Breites über diesen Gegenstand verhandelt, wie leicht zu erachten. Es wurden Pläne verschiedener Art weniger gemacht als niedergerissen. An eine Anstellung in Dorpat ist in der ersten Zeit nicht zu denken; eigenes Vermögen habe ich gar keines, sobald ich meine Mühe in der Bewirtschaftung von Koick nicht geltend mache. Außerdem verlangen meine bevorstehende Einrichtung und Hochzeit nicht geringe Anstrengungen und in wenigen Worten gesagt, bleibt mir nichts Dringenderes zu thun, als die Regierung von Koick sobald als möglich anzutreten.

So unerfreulich diese Aussichten für meine Wissenschaft sind, so habe ich aber auch andere, recht tröstliche, geschöpft: meine Beschäftigung als Landwirt schließt keineswegs eine andere wissenschaftliche aus; mir bleibt hinlängliche Zeit zum Studium, die ich benutzen kann, wenn ich nur will .... Bis zum Hakenrichter ist es noch weit .... Bis dahin kann vieles anders werden und sich bei veränderten Umständen in Dorpat vielleicht Aussicht zu einer akademischen Laufbahn öffnen, an die jetzt nicht zu denken ist. Ruft der Himmel gar den alten Eichorius zu sich, kommen Sie nach Dorpat, nun dann ist mir für nichts mehr bange, und Sie sollen sehen, daß ein Manngerichtsassessor wohl Seehunde sezieren kann .....

Daß Sie also ohne mich ans Eismeer ziehen werden, ist mir in manchen Augenblicken eine trübe Vorstellung, besonders, wenn ich Sie mir mit der Zergliederung der kostbarsten Mollusken beschäftigt ausmale! Meinen Trost suche ich darin, daß ich hier so lange auch nicht müßig sein will. Merke ich, daß ich für die Wissenschaft verloren zu gehen drohe, dann geschieht vielleicht ein Gewaltstreich!

Frederici bitte ich herzlich zu grüßen und Ihnen, lieber Baer, lege ich mich nochmals ans Herz und bitte, wenn wir auch im Anfang nicht einen Weg gehen können, darum nicht Ihre Hand abzuziehen von Ihrem naturhistorischen Schützling. Ich weiß auch, Sie werden es nicht. Leben Sie recht herzlich wohl. Ihr unveränderter

Otto von Grünewaldt."

Baer an Grünewaldt.

„Den 19. Januar 1825.

Liebster Freund!

Sie geben mich also auf und wollen mich den Seehunden und Eisbären des Nordens preisgeben! Frederici ist auch durch seine Schule, in die ich ihn endlich hineingezwängt habe, gefesselt .... Endlich ist noch ein Dritter abtrünnig geworden, nämlich ich selbst! Ich hatte noch einmal in Archangel Erkundigungen eingezogen und erfahre nun solche Preise für Schiff und Schiffsmannschaft, daß es durchaus unmöglich ist, ohne bedeutende Unterstützung von seiten des Staates diese Reise zu unternehmen. Jetzt ist es aber unmöglich, eine solche Unterstützung durch unser Ministerium zu erhalten, da es auf der Kippe steht .... Jetzt ist meine Absicht also, um eine Unterstützung zu einer Reise für 1826 anzuhalten. Die Zeit wird den Erfolg lehren. Wann gedenken Sie in den Stand der heiligen Ehe zu treten? Und halten Sie es für möglich, daß Sie dann noch beweglich sind? .... Arbeiten Sie schon etwas und was?

Auf jeden Fall aber grüßen Sie die Ihrigen herzlich von Ihrem Freunde

Baer."

Otto von Grünewaldts Hochzeit wurde am 29. Mai 1825 in Ramkau gefeiert. Ganz kurz abgeschnitten verschwindet nach seiner Heirat der Gedanke an eine wissenschaftliche Laufbahn. Die Pflichten und Interessen seines neuen landwirtschaftlichen Berufes scheinen ihn mit solcher Macht ergriffen zu haben, daß die nebelhaften Ideen von Vereinigung der beiden Berufe von selbst zerstieben und ihrer auch nicht mehr andeutungsweise gedacht wird. Kaum ein dilettantisches Interesse für die Naturwissenschaften blieb noch übrig, da auch Lektüre und Verkehr ihn in ganz andere Gebiete wiesen.

Dieses vollständige Versinken eines so mächtigen Faktors seines Jugendlebens läßt sich nur dadurch erklären, daß es nicht eine angeborene Neigung für die spezielle Wissenschaft war, die ihn in diese Bahn gelenkt hatte. Sein lebhaftes Temperament und seine rasche Auffassungsgabe, sein Fleiß und sein gewissenhaftes Streben ließen ihn jede ihm gestellte Aufgabe mit einer gewissen Leidenschaft und Tüchtigkeit erfassen. Ebenso leicht konnte dieselbe Aufgabe einer anderen Pflicht Platz machen, deren tüchtige Erfüllung wiederum sein ganzes Wesen in Anspruch nahm.

War ſie umſonſt, verloren, die Arbeit der drei Jahre, vergangen wie ein Rauch? — Gewiß nicht! Was er in dieſer Zeit errungen, die Geiſtesbildung, das beobachtende Auge, die Willenskraft, ſie blieben ihm fürs Leben. Sehr richtig ſchreibt ſein Freund Carl Sacken:

„Paddern, Juni 1826.

Du ſchreibſt mir von Deiner Wehmut, mit der Du Deine Bücher und Sammlungen anſiehſt und Dich über die verlorene Zeit, Mühe und Koſten, die Du auf Naturwiſſenſchaften verſchwendet haſt, betrübſt; laß Dich das nicht gereuen, die Zeit iſt nicht verloren und verſchwendet, denn nur die Zeit kann ich als ſolche in unſerem Leben betrachten, von der ich nichts gelernt habe, jede andere Zeit, die ich zu einem höheren Zwecke, er werde ſpäter realiſiert oder nicht, verwandt habe, nenne ich nichts weniger als verloren; — und wenn ich dieſes auf Deinen Fall anwende, ſo ſind es gerade die Naturwiſſenſchaften, die den erſten Anſtoß zu Deinen herrlichen Reiſen gegeben haben, und ſo bewahrſt Du einen göttlichen Schatz in der Erinnerung Deiner Reiſen und Deiner Wiſſenſchaft in Dir."

Blicken wir zurück auf die jugendliche Geſtalt, die ſich in den vorliegenden Blättern ſelbſt gezeichnet hat, ſo fragen wir uns, welches iſt der herrſchende, verbindende Gedanke in dieſem bunten Durcheinander von fragenden, zagenden, weinenden, jubelnden, faſſenden und laſſenden, hoffenden und ſtrebenden Herzensergüſſen? — Es iſt die Religion, die, zum chriſtlichen Glauben vertieft und geläutert, einſt das Licht des Mannes, der Stab des Greiſes werden ſollte.

Inmitten einer Zeit des gleichgültigſten Rationalismus hatte ſich in Ottos Herzen der Glaube an einen allwiſſenden, allliebenden himmliſchen Vater gerettet; ſein auf das Dauernde und Ewige gerichteter Sinn ſtrebte, erſt kindlich unbewußt, dann ſuchend und forſchend, dem göttlichen Urquell zu.

So bewahrheitete ſich auch in dieſem Jünglingsherzen das ſchöne Wort Tertullians: „Die menſchliche Seele iſt von Natur eine Chriſtin."

Die Antwort auf ſeine Jugendfragen giebt uns Otto Grünewaldt am ſchönſten ſelbſt, nachdem er die in Bonn geſchriebenen Zeilen als Greis wiedergeleſen hatte.

Bonn, November 1822.

„Es iſt für mich eine wichtige Stunde. Ich habe mich ernſtlich gefragt: Was wird aus mir? Soll ich denn nimmer Licht erhalten über das Wichtigſte, ſoll ich Zeit meines Lebens oder doch meiner friſchen Jugend umhertappen und dann als Mann einſchlummern im Schlendrian der Werkeltage? Wozu das Streben in mir und mein aufs Ewige gerichtetes Geiſtesauge, wenn ich kein Ziel finde, wenn ich nicht weiß, was ich ergreifen ſoll? Ich habe recht aus dem tiefſten Herzen gebetet und um Licht gefleht. Wird es mir werden?“

Reval, Dezember 1876.

„Heute nach 54 Jahren antworte ich darauf: Das Licht iſt mir geworden dank meinem treuen Herrn und Heiland, der damals mein ſchwaches, nicht in Seinem Namen geſprochenes Gebet über Bitten und Verſtehen erhört hat! Er ließ mich in einem Beruf, an welchen ich am wenigſten dachte, volles zeitliches Genügen finden und als Landwirt wirklich etwas leiſten, was nicht allein mir Freude und Nutzen brachte, ſondern auch eine Anregung und Beiſpiel für mein eſtländiſches Vaterland werden durfte. Und für das ewige Heil meiner Seele hat der barmherzige Herr ſo gnädig geſorgt, daß er mich zur Erkenntnis der alleinigen Wahrheit in Seinem Wort geführt und mir Glauben geſchenkt hat an Seinen Ausſpruch: ‚Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.‘ Dafür danke ich ihm täglich. Und dies war ich gedrungen am Abend meines Lebens auszuſprechen.“

Erbherr zu Koick.

Wir ſtehen jetzt an einem Wendepunkte von Otto Grünewaldts Leben; obzwar er zur Zeit ſeiner Heirat erſt 24 Jahre alt war, ſo ſchließt hier doch das Kapitel der Jugendzeit mit ſeinen Studien, Träumen, Beſtrebungen und der freien Ungebundenheit des Jünglingsalters. Es eröffnet ſich vor uns der Zeitraum ſeiner Mannesthätigkeit.

An die Familie und die väterliche Scholle gebunden, galt es nun, in einem vorgezeichneten Beruf für ſein Eigentum und in weiteren Kreiſen für ſeine Heimat zu wirken.

Ganz anders, als er es gedacht und geglaubt, ganz anders, als ſeine Studien ihn vorbereitet hatten, trat die Aufgabe des Lebens an ihn heran, aber die geiſtigen Errungenſchaften ſeines Jünglingslebens, energiſches Wollen, ſtrenges Pflichtgefühl, ideale Anſchauungen des praktiſchen Lebens, Fleiß und Ausdauer und vor allem kindliches Gottvertrauen, begleiteten ihn in ſein bürgerliches Leben und führten ihn einem anderen als dem von ihm urſprünglich erträumten, aber nicht weniger ehrenvollen Ziele zu.

Wir überblicken in dieſem Abſchnitt die Periode einer dreißigjährigen Thätigkeit, die trotz Grünewaldts elaſtiſcher Konſtitution, die ihn ſpäter ein hohes Alter erreichen ließ, ſeine Leiſtungsfähigkeit aufrieb und derſelben noch im beſten Mannesalter ein Ziel ſetzte.

Nach den verſchiedenſten Seiten hin wurden ſeine geiſtigen und phyſiſchen Kräfte in Anſpruch genommen. Zwar war die Landwirtſchaft diejenige Thätigkeit, in welcher er mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit und großer Genialität das Meiſte geleiſtet und durch ſeine mit Erfolg gekrönten Neuerungen belebend, bahnbrechend

auf seine Landsleute in diesem Fach eingewirkt hat. Außerdem sproßten aber die Pflichten und Anforderungen des häuslichen, geselligen, des provinziellen, ja sogar des Hoflebens wie die Zweige eines Baumes aus diesem Wurzelstock, und was er in dieser Periode an Arbeit, an Lesen, Schreiben, an Reden und Korrespondenzen, Fahrten und Reisen geleistet hat, ist bewundernswert. Sein Notizkalender scheint uns wie ein Kaleidoskop, in welchem sich die verschiedensten interessanten und uninteressanten Orts- und Personennamen in buntem Durcheinander drehen. Die Möglichkeit dieser vielfachen, ausgebreiteten Thätigkeit wurde allerdings dadurch gegeben, daß er in seinem Hause einen Ruhepunkt hatte, in welchem sein Herz und sein Leben stets Anker werfen konnten. Dieser Halt und Ankergrund war seine Gattin, die ihm in einem mehr als gewöhnlichen Grade Lebensgehilfin und Mitarbeiterin war. Ihr ruhiger, praktischer Sinn brachte seine geistvollen, oft etwas extravaganten Ideen und Pläne stets wieder ins rechte Geleise und vermittelte das Gleichgewicht zwischen Wollen und Können.

Bei den anfangs sehr beschränkten Mitteln verstand sie es durch Sparsamkeit und rüstiges Schaffen den Haushalt in geordnetem Gang zu erhalten.

Während Grünewaldts vielfachen und langen Reisen führte die Frau daheim mit milder und fester Hand das Regiment, und wenn er ermüdet von politischen Fehden, von angreifenden Fahrten und erregendem Hofleben heimkehrte, fand er sich im stillen Hafen von den guten Geistern der Ordnung, der Liebe und des Friedens umfangen.

Den größten Einfluß hatte die Gattin natürlich auf dem Gebiete der Kindererziehung. Im Laufe der Jahre war die Familie stark herangewachsen. Ein kleines Töchterchen siechte früh dahin, aber acht Söhne wuchsen frisch heran.

Was die später eingerichtete große Schule, die oft ein Hauspersonal bis 30 Personen umschloß, an Mühe und Arbeit, an Zeit und Liebe erforderte und oft auch an tiefer Sorge und schmerzlicher, bitterer Enttäuschung mit sich brachte, lag zum größten Teil auf den Schultern der wackeren Hausfrau. Als schönster Lohn wurde ihr die fast schwärmerische Liebe der Söhne zu teil.

Die bereits in Iwan von Grünewaldts Leben erwähnte geistliche Erweckung wirkte auch auf das Koicksche Ehepaar mächtig ein. Der feste Wille, Gott zu dienen, hatte schon ihre Brautzeit verklärt; im ernsten Kampf des Lebens vertiefte sich dieses Streben

zum Bewußtsein der inneren Sündhaftigkeit und weckte die Sehnsucht nach Erlösung und dem persönlichen Verkehr mit ihrem Heilande.

Wie Grünewaldt bereits durch seine Freunde Maydell, Oettingen und Below eine christliche Anregung empfangen, haben wir in der Schilderung seiner Jugendreisen gesehen.

Über seine Korrespondenz mit Below schrieb er in späteren Jahren: „In Göttingen erhielt ich als Student einen Brief von Below, der mir ganz unverständlich war. In dem Hochmut unserer eigenen vermeintlichen Weisheit glaubten wir ihn aus seinem bisherigen Unglauben in das entgegengesetzte Extrem eines krankhaften Aberglaubens übergesprungen und hielten uns selbst auf der richtigen Mittelstraße befindlich. In diesem Sinne antwortete ich und erhielt von Below eine Reihe von Briefen. Ihren Geist verstand ich nicht. Meine Korrespondenz mit Below schlief ein. Nachdem der Herr mein Geistesauge geöffnet, suchte ich jene Briefe auf und konnte sie nicht ohne tiefste Rührung lesen. Darauf knüpfte ich den Briefwechsel wieder an."

Da Below mittlerweile sich der Gichtelschen Gemeinschaft angeschlossen hatte, konnten die Freunde sich in allem nicht mehr verstehen; dennoch blieben sie im gemeinsamen Glauben an ihren Erlöser geistig verbunden. Grünewaldt besuchte Below häufig in Reddentin und Hohendorf; auch dauerte ihr Briefwechsel, der später einen anderen Charakter angenommen, bis ins hohe Alter.

Der christliche Sinn, welcher fortan dem Koickschen Hause aufgeprägt war, trug einen durchaus gesunden und praktischen Charakter, welcher den pietistischen Ausartungen der damaligen Zeit fremd blieb. Grünewaldt selbst bekannte in Wort und Schrift seinen Glauben; schlicht und demütig suchte er im Verkehr mit ernsten Christen Förderung. Nie verschloß er Herz und Hand, wo es galt, dem Reiche Gottes zu dienen!

Grünewaldts angestrengte landwirtschaftliche Thätigkeit vergrößerte sich durch den Ankauf mehrerer Güter; 1826 Laimetz, 1836 Brandten und Waimastfer. Dazu wurde er von verschiedenen Landesposten in Anspruch genommen.

1833 machte er mit Ernst von Sievers eine Reise nach Pommern, um Schafe anzukaufen; er besuchte Baer in Königsberg, Below in Reddentin und befreundete sich mit Herrn von Thadden-Triglaff.

Im Jahre 1835 mußte er seiner Augen wegen, welche ein Amt in der Kreditkasse zu sehr angegriffen hatte, nach Kissingen gehen. Hier erneuerte er durch die Bekanntschaft der gräflich Stolbergschen Familie die durch den alten Landrat Kursell bereits angeknüpften Beziehungen, suchte den Grafen Anton Stolberg in Düsseldorf und Frau von Schönberg geb. Stolberg in Ilsenburg auf. Die wichtigste Bekanntschaft für Grünewaldt in diesem Jahr war die von Herrn von Senfft-Pilsach. Auf der Rückreise besuchte er denselben in Gramenz und wurde durch die großartigen Berieselungen und Entwässerungen daselbst zu ähnlichen Anlagen auf seinen Gütern angespornt. Am bedeutendsten wirkte für die Verhältnisse in den Ostseeprovinzen Grünewaldts Reise nach Ostpreußen und Pommern im Jahre 1840, wo er vorbereitende Studien zur Einführung der Knechtswirtschaft auf seinen Gütern machte.

Die geschäftlichen Beziehungen, welche er persönlich und schriftlich mit den pommerschen Herren, namentlich mit Thadden, Senfft und Gerlach, angeknüpft hatte, erweiterten sich mit der Zeit zu einer aufrichtigen Freundschaft. Die gemeinsame politische und religiöse Anschauung auf christlichem Grunde hatte sie einander genähert und ihre verbindende Kraft bis ins hohe Alter bewahrt. Von Thadden, Senfft und Below liegt eine Anzahl von Briefen vor, welche das Gemeinsame der Gesinnung im Rahmen jeder einzelnen Persönlichkeit widerspiegeln.

Der Einfluß, welchen Grünewaldt auf die agraren Zustände Estlands geübt hat, ist ein doppelter gewesen: in praktischer Weise durch sein Beispiel und in theoretischer als Führer und Mitkämpfer in den agraren Reformen der dreißiger und vierziger Jahre. Für beide Richtungen seiner Wirksamkeit werden hier besondere Abschnitte folgen.

Otto Magnus von Grünewaldt in seiner landesdienstlichen Thätigkeit.

In Estland hat jeder besitzliche Edelmann auf dem Landtage eine Virilstimme, und mit diesem politischen Recht ist auch die Pflicht verbunden, ohne legale Gründe die Ausübung des Rechtes nicht zu verabsäumen. Aus der früher mitgeteilten Korrespondenz des Bruders Iwan mit Otto ist zu ersehen, daß die Brüder es ernst genommen haben mit ihren landespolitischen Pflichten. Nachdem nun Otto nach seinen Reisen sein väterliches Gut angetreten hatte, was in seinem 24. Lebensjahre geschah, hat er sich auch seinen politischen Pflichten nicht entzogen. Auf dem ordinären Landtag, welcher im Jahre 1824 abgehalten wurde, war er nicht erschienen, weil er erst im Herbst heimgekehrt ist, die ordinären Landtage aber stets in den Januar- und Februar-Monaten stattfinden. Über die Vorgänge auf dem Landtage 1827 liegen uns keine Angaben vor; 1830 aber, am 14. Februar, hat Otto Grünewaldt laut Protokoll einen Antrag gestellt, der auf Abschaffung und Verminderung der zahllosen Zäune abzielte, welche die Weideländereien, Felder und Wiesen der Bauern damals umgaben und den Besitzern das Halten von Hirten ersparten, indem sie dem Eindrang des Viehs auf die Ländereien der Nachbarn wehrten; der Antrag ging wörtlich dahin, daß „jedes Vieh, auf fremder Grenze betroffen, sei diese eingezäunt oder nicht, gepfändet werden darf"; — der betreffende Paragraph des Landrechtes verbot die Pfändung auf eingezäunten Grundstücken. Durch Abschaffung der Zäune werde der Bauer gezwungen werden, größere Aufmerksamkeit auf sein Arbeitsvieh zu verwenden, und hierdurch das Gedeihen desselben befördern; die Erfahrung hat gelehrt, daß Viehseuchen in

den Herden selten vorkommen, an welche unausgesetzt das ganze Jahr hindurch Hütung und sorgsame Pflege gewandt wird; ebenso würde durch Verminderung und Abschaffung der Zäune eine bedeutende Ersparnis an Holz und Arbeit gemacht werden, welche jetzt an die Errichtung und Erhaltung derselben verwandt werden.

Dieser Antrag wurde angenommen in drei Kreisen, verworfen in einem Kreise.

Der im September 1842 versammelt gewesene Landtag hatte den von Herrn von Grünewaldt zu Koick im Namen des estländischen landwirtschaftlichen Vereins gestellten Antrag wegen Errichtung einer ritterschaftlichen Schule zur Heranbildung von Unterförstern genehmigt und den ritterschaftlichen Ausschuß beauftragt, die bezüglichen speziellen Bestimmungen zu treffen. Herr von Grünewaldt zu Koick war durch den Herrn Ritterschaftshauptmann ersucht worden, einen Plan dieser projektierten Anstalt und einen Kostenanschlag zu entwerfen. Der Ausschuß erwählte drei Kuratoren der zu gründenden Anstalt; die Wahl fiel auf die Herren von Traubenberg-Tecknal, von Grünewaldt zu Koick und von Schilling zu Seinigal, welchen die Feststellung der weiteren Modalitäten übertragen wurde.

Auf dem Landtage 1842 wurde der Bericht der Herren Stiftsväter des Fräuleinstiftes Johann Dietrichstein zu Finn vorgetragen, unterschrieben von den damaligen Stiftsvätern O. von Grünewaldt und A. von Rennenkampff. Dieses Fräuleinstift, lange Jahre hindurch bekannt unter dem Namen „Finnsches Stift", war testamentarisch von einem kinderlos verstorbenen Besitzer des Gutes Finn, einem Herrn von Rennenkampff, und seiner Frau, geb. von Tiesenhausen, begründet worden zum Besten adliger Fräulein in Estland, denen dadurch eine Zufluchtsstätte für ihr Alter geboten werden sollte. Mit der Zeit hatte sich diese Anstalt in eine Erziehungsanstalt für Töchter aus immatrikulierten estländischen Familien umgewandelt, von denen zwölf gratis dort erzogen wurden, während eine große Anzahl junger Mädchen noch außerdem als Pensionärinnen ihre Schuljahre in Finn verbrachten. Die Einkünfte des Gutes Finn wurden in erster Linie für den Unterhalt und die Erziehung der Zöglinge in Anspruch genommen und diese Mittel vergrößert durch die Zahlungen der Pensionärinnen. Die Anstalt stand unter der Kontrolle der estländischen Ritterschaft, welche aus ihrer Mitte zwei „Stiftsväter" erwählt, denen die direkte Verwaltung und Beaufsichtigung der Gutswirtschaft und

der Schule oblag. Die von den Stiftsvätern erwählte Priorin war das verantwortliche Haupt der Anstalt und die Hausfrau, die selbständig das ganze Hauswesen zu führen hatte. Diese Anstalt hat mit großem Segen eine lange Reihe von Jahren bestanden. Mit der Einführung der obligatorischen russischen Unterrichtssprache hat die Anstalt aufgehört, zu bestehen, und es werden nur noch aus den Mitteln des Gutes unter der Aufsicht der Priorin zwölf junge Mädchen in anderen im Lande bestehenden Schulen gebildet.

Als Stiftsvater hat Otto von Grünewaldt gemeinsam mit seinem Kollegen sich ernstlich und thatkräftig der Aufgabe angenommen, die Gutswirtschaft zu heben, tüchtige Lehrerinnen und Erzieherinnen anzuziehen und anzustellen, um dem Lande durch Bildung und Erziehung der weiblichen Jugend den größtmöglichen Nutzen zu schaffen. In erfreulichster Weise haben in Finn zu allen Zeiten die Stiftsväter und die Priorinnen uneigennützig und erfolgreich sich der ihnen anvertrauten Anstalt angenommen, und Hunderte noch jetzt lebender Frauen und Mädchen Estlands gedenken dankbar der in Finn verlebten Jugendjahre, welche in ihnen den Grund gelegt haben zu einer gesunden Entwicklung des Körpers, Geistes und Gemütes. Eine in großem Stile angelegte Erziehungsanstalt auf dem Lande, in geräumigem, schloßartigem Hause, mitten in Feld und Eichenwald gelegen, die über zahlreiche tüchtige Lehrkräfte disponiert, würde für ein jedes Land eine große und folgenreiche Wohlthat bedeuten. Daß diese jetzt nicht mehr in dem früheren Sinn besteht, gereicht jedem Patrioten zum Schmerz, der ein Verständnis dafür hat, daß tüchtige Familienmütter für die Entwicklung und das Gedeihen eines jeden Staatswesens einen der wichtigsten Faktoren bilden.

Der wichtigste Teil der politischen Arbeit Ottos von Grünewaldt fällt in die Zeit, da er als Kreisdeputierter fungierte, zu welchem Posten er in der Landtagssitzung am 16. Februar 1839 erwählt wurde; 1842, 1845 und 1848 fand die Wiederwahl zum Kreisdeputierten statt; ebenfalls am 16. Februar 1839 wurde Otto von Grünewaldt zum permanenten Mitglied der Bauerkommission erwählt.

In der Sitzung des ritterschaftlichen Ausschusses am 18. Febr. 1839 stand auf der Tagesordnung die Beratung der Frage: „Die Beförderung des Gemeindeverbandes und Normierung der Pachtleistungen der estländischen Bauern.“ Der Herr Ritterschaftshauptmann trug an: „Die am 14. Februar auf dem Landtage

verſammelt geweſene Ritterſchaft habe die Beprüfung des Antrages des Herrn von Grünewaldt zu Koick hinſichtlich einzuführender Maßregeln, um einesteils bei dem Wandern der Bauern den Gemeinden, welchen ſie bis dahin angehört, eine Schadloshaltung zuzuwenden, anderenteils eine gerechtere und einzelnen Lokalitäten mehr angemeſſene Normierung der Leiſtungen der Bauern feſtzuſtellen, dem ritterſchaftlichen Ausſchuſſe zu näherer Beprüfung und Ausarbeitung überwieſen und denſelben autoriſiert, nach vollendeter Arbeit das Geeignete wahrzunehmen, um das in erwähnter Rückſicht für zweckmäßig Befundene auch ins Leben treten zu laſſen. Zugleich habe die Ritterſchaft dem Ausſchuſſe . . . anempfohlen, . . . dahin zu wirken, . . . daß die Zahlungen der Kopfſteuer nur auf die arbeitsfähigen Gemeindeglieder verteilt werden möchten. Nach Anſicht des Herrn Ritterſchaftshauptmanns könne dieſer Auftrag am gründlichſten ausgeführt werden, wenn die Verſammlung eine aus nicht zu vielen Gliedern zuſammengeſetzte Kommiſſion erwählt, welche die bezüglichen Entwürfe und Vorſchläge dem ritterſchaftlichen Ausſchuſſe zur Prüfung und reſpektiven Beſtätigung zu unterlegen haben würde."

Die Verſammlung nahm den Vorſchlag an, eine ſolche Kommiſſion zu wählen, und erwählte zu Mitgliedern derſelben: den Herrn Ritterſchaftsſekretär Baron Taube zu Jerwakant, den Obriſt Baron Uexküll zu Samm, den Herrn von Grünewaldt zu Koick, den Mannrichter v. Gernet zu Neuenhof . . . .

In dem Protokoll der Sitzung dieſer Bauerkommiſſion am 19. März 1840 finden ſich einige Erwägungen des Kreisdeputierten Otto von Grünewaldt als Motive ſeines Antrages, der Freizügigkeit der Bauern eine gewiſſe Schranke zu ſetzen, denen wir das folgende auszüglich entnehmen: „Das Band, das die Glieder der Bauergemeinden an die Gemeinden bindet, wird am meiſten gelockert durch den Mißbrauch, der mit der Freizügigkeit getrieben wird. Es wäre daher nützlich, „daß die Rechte und Pflichten, die ein Mitglied einer Gemeinde gegen dieſe und die Gemeinde gegen ihre Mitglieder hat, möglichſt erweitert würden, dabei die Erlangung dieſer Rechte in einer anderen Gemeinde möglichſt erſchwert würden" . . . . Zu dem Zweck müßte ſtreng auf die Erfüllung des zweiten Teiles der §§ 14 und 21 des Bauergeſetzbuches (von 1816) geſehen werden, durch welche zu den Verpflichtungen, die das Mitglied gegen die Gemeinde hat, natürlich auch die Erſtattung

der früher, etwa während seiner Minderjährigkeit, für dasselbe von der Gemeinde gemachten Auslagen gehört . . . .

Einem älteren Mitgliede wäre vielleicht bei seinem Abzuge billigerweise ein Teil der Jahre, in denen er die Gemeindelasten mitgetragen, zu gute zu rechnen.

Ein Hauptrecht des Gemeindegliedes ist die Teilnahme an den Gemeindeversammlungen, deren Beschlüssen es nach §§ 56 und 57 unterworfen ist, und Anteil an der nach § 56 zu errichtenden Gebietslade. Beides müßte neu aufzunehmenden Mitgliedern nicht so leicht gestattet werden; vor allem müßte dafür Sorge getragen werden, daß eine solche Gebietslade thatsächlich vorhanden wäre, worüber §§ 270—282 das Nähere sagen . . . . . Vielleicht auch wäre es gut, eine Einbürgerungsfrist festzusetzen, vor deren Ablauf den Gemeindegliedern wohl Gemeindelasten oblägen, aber keine Gemeinderechte zuständen. Dieser Zeitraum könnte gleich dem für Umschreibungen auf drei Jahre fixiert werden. Um endlich die Bauerwirte an ihre Gemeinde zu fesseln, suche man ihnen Interesse für den Grund und Boden beizubringen, den sie bearbeiten. Solches würde hauptsächlich dadurch geschehen, daß möglichst feste Pachtkontrakte mit ihnen geschlossen würden, etwa auf eine oder zwei Generationen, — weil die Erbpacht nicht beliebt zu sein scheint. Die Verbindlichkeit dieser Pachtkontrakte würde dann nur nach den §§ 203 und 207 aufgehoben werden können. Durch solche Maßregeln würde der Wohlstand der Bauern zunehmen, da sie sich mit der Melioration des Landes, das sie auf längere Zeit zu besitzen hoffen, mehr Mühe geben würden.

Die hier berührten Episoden aus dem Leben und den Bestrebungen des Kreisdeputierten Otto von Grünewaldt leiten uns hinüber in die Periode der sogenannten zweiten Agrarreform, auf die etwas näher einzugehen notwendig ist. Sie bildet eine sehr wichtige Epoche nicht bloß im Leben der beiden Brüder Otto und Alexander, sondern auch ein wichtiges Kapitel estländischer Landesgeschichte.

I. Arbeiten an der zweiten Agrarreform in Estland.

Die Leser, besonders die der späteren Generationen, werden oft keine genaue Vorstellung davon haben, worin die Agrarreform bestanden hat, welche im vierten, fünften und sechsten Decennium des 19. Jahrhunderts die Großgrundbesitzer Estlands beschäftigte, viele Kämpfe und Diskussionen im provinziellen Landtage hervorrief, und

deren Reſultat um 1856 eine weſentlich andere Verfaſſung für den Stand der Ackerbau treibenden bäuerlichen Bevölkerung erzeugt hat; die Folgen dieſer haben ſich als ſegensreich erwieſen und ſind zur Grundlage der Proſperität der ganzen Bevölkerung inkl. der Großgrundbeſitzer geworden.

Die agrarpolitiſchen Zuſtände hatten mit der Aufhebung der Leibeigenſchaft im Jahre 1816 eine grundlegende Veränderung erfahren[1]. Der bis dahin ſchollenpflichtige Bauer hatte mit der perſönlichen Freiheit das Recht der Freizügigkeit erhalten, welche indes vielfache Nachteile in ihrem Gefolge und Zuſtände erzeugt hatte, die nicht anders als verderblich wirken konnten.

Der frühere Ritterſchaftsſekretär, ſpäteres Mitglied des Reichsrats, in hohem Alter von 88 Jahren als Wirkl. Geheimer Rat verſtorbene Georg von Brevern hat unter dem Titel: „Meine Erinnerungen der zweiten Agrarreform in Eſtland 1839—1842“ im Jahre 1892 eine als Manuſkript gedruckte Abhandlung in nicht zahlreichen Exemplaren veröffentlicht, die er bereits 1876 niedergeſchrieben hatte. Da er 1839 zum Poſten eines Ritterſchaftsſekretärs erwählt worden, die Protokolle über die Verhandlungen im Landtage, im ritterſchaftlichen Ausſchuſſe und in verſchiedenen, ad hoc erwählten Kommiſſionen zu führen und zu redigieren hatte, hat er in den Gang der Agrarreform genaueren Einblick genommen, und ſeine Erinnerungen geben ein ſo gutes Spiegelbild der Vorgänge, wie es kaum von irgend jemand anders hätte aufgeſtellt werden können. Dieſen Erinnerungen entnehmen wir, was uns für unſere Zwecke brauchbar erſcheint, und was geeignet iſt, die Thätigkeit der Brüder Otto und Alexander von Grünewaldt ins Licht zu ſtellen.

Die Anfänge der zweiten Agrarreform ſind inauguriert auf dem Landtage 1839. Auf dieſem hatte die Ritterſchaft ſich gemüßigt geſehen, nicht auf Anregung der Staatsregierung, die Agrarverhältniſſe ernſtlich in Betracht zu ziehen. Zu dieſem Ende beauftragte ſie den ritterſchaftlichen Ausſchuß (Landräte und Kreisdeputierte) mit Beratung von Maßregeln, „durch die insbeſondere den aus dem Mangel eines feſten Gemeindeverbandes und dem häufigen Mißverhältniſſe zwiſchen Pachtſtelle und Fronleiſtung ent-

[1] Die Leibeigenſchaft war abgelöſt durch die Fron, bei welcher der Bauer für das benutzte Grundſtück eine Pacht in Geſtalt von Arbeit, der Fronleiſtung, zahlte.

ſtehenden Übelſtänden vorgebeugt werden könne, damit der Bauer nicht völlig von Grund und Boden abgeriſſen und dadurch der ganze Stand in ſeinem Beſtehen als ſolcher untergraben würde zu ſeinem und der Grundherren Verderben". (Wörtlich dem Kommiſſionsberichte an den Landtag 1842 entnommen.) Von der großen Wichtigkeit dieſes Auftrages durchdrungen, betraute der Ausſchuß ſeinerſeits mit demſelben eine Kommiſſion, welche die einſchlägigen Fragen reiflich zu beraten und das Ergebnis dem Landtage vorzulegen habe. Sie beſtand unter dem Vorſitz von Patkuls aus dem Landrat von Fock auf Saggad, den Baronen Wilhelm von Roſſillon auf Ruil, Otto Taube auf Jerwakant, Uexküll Gyldenband auf Münkenhof und den Herren Otto von Grünewaldt auf Koick und Gernet auf Neuenhof. Bei dieſer Kommiſſion ſollte Brevern als Redakteur fungieren. Brevern ſchreibt nun weiter: „Wie jeder, der unſere Agrarfrage ernſtlich prüfen wollte, ſah ich die Haupturſache aller Mißſtände darin, daß man bei Aufhebung der Leibeigenſchaft dem Grundherrn unbeſchränktes Verfügungsrecht über das ganze Gutsareal, Hof und Bauerland zugeſichert, während er bisher in Betracht der Geſindeſtellen beſchränkt geweſen. Der Bauer ſtand nun dem Gutsherrn als Pächter gegenüber, nach freier Übereinkunft — dieſe war aber keine ſchriftliche —, hatte keine ſichere Zeitbeſtimmung, ſondern ging ſtillſchweigend und formlos fort, konnte jährlich an einem beſtimmten Tage von einer oder anderen Seite gekündigt werden, wobei nichts den Herrn hinderte, die Pacht an ſolchen Terminen zu ſteigern. Dazu kam noch ein Umſtand. Der Grundherr hatte das Recht, einzelne Pachtſtellen, ja ganze Dorffluren zur Selbſtbewirtſchaftung ‚einzuziehen', ſie in Hofsfelder oder in beſondere Beihöfe (Hoflagen) zu verwandeln, auch an Nichtbauern als ‚Landſtellen' zu verkaufen . . . . . .

Zugleich hielt ich für ausgemacht, daß nur ein feſtbegründeter, eigene Landwirtſchaft treibender Bauernſtand das ſichere Fundament für die politiſche Stellung der Ritterſchaft im Staatsleben abgeben könne. So mußte ſich mir allmählich der Gedanke aufdrängen, daß es notwendig ſei, die Uneinziehbarkeit des Bauerlandes nach ſeinem jetzigen Beſtande anzuordnen. Dem Gutsherrn ſollte dabei das Eigentumsrecht an ſeinem ganzen Grundbeſitz, Hofs- und Bauerland, bleiben, jedoch mit der Beſchränkung, das Bauerland nur durch Verpachtung an Bauern — d. i. Mitglieder des Bauerſtandes — verwerten zu können. Bei den traurigen

Folgen, welche das jetzige ſogenannte Pachtverhältnis gehabt, hielt ich es für geboten, daß Pachtverträge nur ſchriftlich und bei einer Behörde abgeſchloſſen werden ſollten, und das auf nicht weniger als 12 oder wenigſtens auf 6 Jahre . . . .; auch ſei jede Erhöhung der derzeitig beſtehenden Leiſtungen zu unterſagen . . . .

In Erinnerung an die irländiſchen Zuſtände fand ich das Verbot der Zerſplitterung der Pachtſtellen unter ein gewiſſes Minimum für notwendig; in gleicher Weiſe war aber auch ein übertriebenes Zuſammenziehen der Pachtſtellen zu verbieten, damit die Zahl der ſelbſtändigen Bauern nicht zu gering werde. Die künftige Ablöſung der Fronleiſtungen in Korn- oder Geldpacht ſchloß meine Erwägungen, die in einem Memoire niedergelegt ſind . . . .

Baron von Fölkerſahm, zu jener Zeit Beſitzer oder Arrendator eines Gutes in der reichſten Gegend Livlands, fand einen raſchen Übergang zur Geldpacht, ja ſogar die gebotene Abſchaffung der Frone nicht nur für wünſchenswert, ſondern auch für leicht durchführbar. Hieran ſollte ſich die allmähliche Verwandlung der Pächter in Grundeigentümer ſchließen durch Verkauf der Pachtſtellen an Bauern mit Hilfe einer Bank . . . .“

Gegen Ende des Jahres wurden die Verhandlungen der Kommiſſion geſchloſſen, deren Ergebniſſe in vier Schriftſtücken niedergelegt ſind.

1. Bericht der Kommiſſion mit der Darſtellung des Ganges der Angelegenheit, ſowie der Grundſätze, von welchen die Kommiſſion ausgegangen.

2. Eine allgemeine Darſtellung der beſonderen Verhältniſſe und ihrer aus der bisherigen Geſtaltung der Dinge hervorgehenden Mängel.

3. Die Vorſchläge der Kommiſſion mit ihrer Motivierung.

4. Grundzüge für die künftige Regelung der Agrarverhältniſſe.

Aus dem zweiten dieſer Schriftſtücke, die allgemeine Darſtellung betreffend, welches Brevern in extenso abgedruckt hat, ſeien hier einzelne Stellen wiedergegeben, welche die Direktive der Arbeiten an der Agrarreform in ſich faſſen.

„Als im Jahre 1816 die eſtländiſche Ritterſchaft unter Sanktion der Staatsregierung dem Bauerſtande die perſönliche Freiheit und zugleich eine ſehr ins einzelne gehende Verfaſſung gab, da glaubten alle die vielen Unbilden der Vergangenheit vollkommen geſühnt und blickten freudig vertrauend in die Zukunft. Die

glänzenden Hoffnungen haben sich nicht verwirklicht .... Und doch hatte die Gesetzgebung von 1816 zu ihrer Zeit die kühnsten Wünsche der Freunde des Bauerstandes befriedigt. Der Bauer war persönlich frei, konnte frei über seine Kräfte, seinen Erwerb verfügen. Er konnte das Land, das seine Väter bebaut, durch freien Kontrakt von dem Gutsherrn in Pacht nehmen auf jede beliebige Zeit; die Pacht, die er zahlte, war eine langgewohnte Leistung, die Fron, und diese selbst war zu seinem Besten in ihrer Art und Weise bestimmt. Wer nicht ein Grundstück pachten konnte, fand leicht ein reichliches Unterkommen als Knecht bei den Pächtern; .... auch er band sich nur auf kurze Zeit, um nicht aus der Übung seines Freizügigkeitsrechts zu kommen. Eine freisinnige, sehr detaillierte Gemeindeverfassung gewährte dem Bauer Selbständigkeit, und ein nach allen Regeln abgestuftes Gerichtswesen, in dem er Sitz und Stimme hatte, bildete den Schlußstein der neuen Ordnung.

War es nicht verzeihlich, von einer so liberalen Gesetzgebung die schönsten Erwartungen für die sittliche und materielle Blüte des Bauerstandes zu hegen? .... Bald mußte man sich jedoch von der stattgehabten Selbsttäuschung überzeugen. Von der schönen Idee der Freiheit geblendet, im Bestreben, diese sogleich um jeden Preis dem Landvolk zu erringen, hatte man das neue Gebäude mehr auf Theorien und Voraussetzungen als auf Erfahrungen und reale Verhältnisse begründet .... Mit Schrecken gewahrte man nun den Weg, der in sorgloser Sicherheit seit 1816 auf einer Bahn zurückgelegt war, deren Ziel Auflösung aller bisherigen landwirtschaftlichen Verhältnisse und die moralische Vernichtung eines wirklich des Namens würdig zu erachtenden Bauerstandes sein mußte. Freilich hatte man den Bauer von der Schollenpflichtigkeit entbunden, der Verwendung seiner Kräfte freien Spielraum gegeben. Allein man hatte dabei übersehen, daß der Ackersmann kein Fabrikarbeiter ist, nicht wie dieser überall, wo das Bedürfnis ruft, sich einträgliche Beschäftigung suchen kann.

Der Landmann ist für seine Thätigkeit, für den durch sie zu erzielenden Lebensgewinn auf stetige Bearbeitung desselben Grund und Bodens gewiesen; wer ihn von diesem völlig ablöst, vernichtet seine Existenz als solcher.

Dies war hier durch das Gesetz zum Teil geschehen oder doch vorbereitet. Indem dasselbe den unbeschränkten Besitz von Grund

und Boden dem Gutsherrn feierlichst zusicherte, den Bauer dagegen zur Verwertung seines einzigen Kapitales — seiner Arbeitskraft — ausschließlich auf Zeitpachtung der Ländereien seines Herrn verwies, löste er ihn faktisch vom Boden ab. Allerdings lag dieses nicht in der Absicht des Gesetzes. . . . .

Dazu kam, daß die Pächter sich am liebsten kontraktlich nur auf ein, höchstens drei Jahre banden. Nicht, als ob gleich in der ersten Periode schon die alte Anhänglichkeit an das angestammte Gebiet untergraben und sie daher sofort darauf bedacht gewesen wären, nach Ablauf des Termins wirklich wegzuziehen, um sich eine vorteilhaftere Stelle, einen besseren Gutsherrn suchen zu können. Nein, sie wollten nur damit gewissermaßen die Möglichkeit ihres neuen Umzugsrechts erproben, seiner Ausübung sich immer wieder vergewissern. Dadurch wurde aber der Pächter dem eigentlichen Sinne nach nur bloß ein Mieter, der nicht in der Verwendung aller seiner Kräfte für erhöhte Produktivität des Bodens einen nachhaltigen Gewinn suchte — denn dazu war die jedesmalige im Pachtkontrakt bestimmte Zeit zu kurz —, sondern für die Wohnung auf dem Grund und Boden, aus dem er zugleich seine Nahrung zog, die althergebrachte daran haftende Fron leistete, immer darauf vorbereitet, diesen Mietplatz mit einem anderen zu vertauschen, und daher wenig geneigt, auch nur für die Bequemlichkeit des Wohnens einige Mühe zu verwenden. Hatte so das Gesetz in die Sinnesweise der Bauern den Keim gelegt zur Lockerung seiner Verbindung mit dem Boden, so begünstigte es überdies unwillkürlich diese Idee durch die dem Grundherrn zugesprochene Befugnis, frei über die Verwendung alles Landes zu bestimmen, also auch es zu eigener unmittelbarer Bewirtschaftung einzuziehen . . . . Freilich ist dieses nur auf einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Gütern geschehen, weil die Grundherren aus einer gewiß achtungswerten Pietät gegen die Bauerschaft von ihrem Rechte nicht Gebrauch machten. . . . . Das Bewußtsein der Möglichkeit, durch Aufkündigung von seiten der Grundherren von der Pachtstelle entfernt zu werden, genügte, um dem Bauer immer dieses Schreckbild vorzuhalten. Daß er in solcher Stimmung nicht geneigt war, sein Arbeitskapital in den Boden zu stecken, ließ sich erwarten. Konnte man ihm auch zumuten, das Land durch seine Mühe zu verbessern, damit ein anderer die Früchte derselben genießen sollte, während er wieder

an einer neuen Stelle dieſelbe vergebliche Arbeit zu beginnen hätte?“ . . . . . .

Es geht aus dem Dargelegten hervor, daß die Folgen der erſten, 1816 vollzogenen Agrarreform mit Notwendigkeit zur Verarmung und Demoraliſation führen mußten. Hierzu kommt noch ein anderes notwendiges Übel. Der Pächter mußte, um ſeine Fron leiſten zu können, Dienſtboten halten — Menſchen aus der Klaſſe, die allein materiell durch die Freizügigkeit gewonnen hatte; bei der unbedingten Notwendigkeit für den Pächter, Knechte halten zu müſſen, konnten letztere in der großen Mehrzahl der Fälle den Dienſtlohn vorſchreiben und damit die Ausgaben des Pächters ſteigern, mit anderen Worten die dem Pächter obliegende Fronleiſtung erhöhen ohne Verhältnis zu Grund und Boden. Trotzdem lag der Hauptſchaden nicht in dieſen Verluſten des Pächters, vielmehr darin, daß die einjährigen Dienſtkontrakte gewöhnlich geworden waren und dadurch der Pächter bei irgend ſtrenger Aufſicht jedes Jahr ſeine Dienſtboten fortgehen zu ſehen gezwungen war, neue, ihm ganz unbekannte in ſein Haus aufnehmen mußte, die er endlich aus Furcht vor dem ſteten Wechſel kaum zu überwachen wagte. Da dieſem wechſelnden Perſonale, das durch das Wechſeln der Dienſtorte und das Umherziehen demoraliſiert wurde, das ganze Inventar des Pächters, ſein Vieh und Arbeitsgerät, anvertraut ſein mußte, ſo iſt es leicht, eine Vorſtellung davon zu gewinnen, wie mißlich in jener Zeit ſich die Lage der bäuerlichen Pächter geſtalten konnte, und es iſt zu begreifen, daß viele Pächter es vorgezogen haben, ſelbſt ſich als Knechte zu verdingen oder kleine Pachtſtellen zu nehmen, nur um nicht gezwungen zu ſein, Knechte zu halten; es iſt auch zu verſtehen, daß vielfach der Grund und Boden und die Gebäude der Pachtſtellen arg deterioriert wurden. Die auf der Bauergemeinde ruhenden Laſten drückten folgenmäßig am ſchwerſten auf die Pächter, die alle Leiſtungen auf ihre Schultern zu nehmen hatten, während das unſtete, vagabundierende Volk der Knechte an dieſen Laſten ſo gut wie unbeteiligt blieb und nichts der Gemeinde wiedererſetzte, was dieſe an jene aufzuwenden gezwungen geweſen war. „Der Dienſtbote verließ, kaum der väterlichen Gewalt entwachſen, ohne weiteres die Gemeinde, die ſeine Jugend beſchützt, gerade, wo er ihr durch ſeine Arbeitskraft dafür hätte Erſatz leiſten müſſen. Ja, der Aufzögling, den die Gemeinde ernährt und gehegt, verließ ſie mit erreichter Mündigkeit, um anderswo ſein Glück zu ſuchen.“

In den hier wiedergegebenen Referaten iſt in Kürze der Zuſtand geſchildert, in welchem ſich bis zum Jahre 1839 die ackerbautreibende Bevölkerung des platten Landes Eſtland befand.

Dieſes Jahr hat auch in manchen Beziehungen beſtimmend auf den Lebensgang der Brüder Otto und Alexander Grünewaldt eingewirkt.

Schon auf der Sitzung des Landtages 1839 am 14. Februar wurde von dem Kreisdeputierten Otto von Grünewaldt-Koick ein Antrag geſtellt „zur Beförderung des Gemeindeverbandes und Normierung der Leiſtungen der eſtländiſchen Bauern", der nach der Abſchrift aus dem Protokoll alſo lautet:

„Wie bekannt, laſten auf unſeren Bauerngemeinden die öffentlichen Abgaben in Geld und Naturalien, die Stellung der Rekruten, der Unterricht der Jugend, die Verſorgung der Armen, die Erziehung der Waiſen. Fragen wir, aus welchem Vermögen ſie dieſe Zahlungen beſtreiten, ſo iſt es kein anderes als ihre arbeitenden Hände, mit denen ſie dem dem Grundherrn gehörenden Boden einen Ertrag abgewinnen. Welche andere Sicherheit für die zu fordernden Abgaben hat die Regierung in den Gemeinden als dieſe arbeitenden Hände? Ihr Vorhandenſein iſt die Bedingung aller Zahlungsfähigkeit und ihre Erhaltung ein unerläßliches Requiſit. Dieſe Erhaltung wird jedoch unmöglich, ſolange die bisherige unbeſchränkte Freizügigkeit geſtattet bleibt. Sie untergräbt das Wohl der Gemeinden an ihrer Wurzel. Während der arbeitsfähige Teil der Bevölkerung allein die Gemeinde ernährt und mit dem Überfluß ſeiner Produktion alle Abgaben decken muß, iſt es bei uns gerade die junge Generation, die ohne die frühere Liebe zur Heimat und zu dem Boden, der ihre Vorfahren ernährt hat, nach Willkür und Laune zuerſt die väterliche Gemeinde und dann faſt jährlich jede neue verläßt. Das beweiſen die Gemeindegerichtsprotokolle und auch das, daß das Wandern der jungen Leute alljährlich zunimmt. Das Geſetz ſchützt keine Gemeinde vor dem möglichen Fall, daß alle arbeitsfähigen Subjekte ſie verlaſſen und nur Alte und Unmündige zurückbleiben. Das Geſetz geſtattet jedem mündig Gewordenen, ins Alter der Arbeitsfähigkeit Getretenen den Austritt aus der Gemeinde, ohne Entſchädigung der Auslagen für Zahlung der Abgaben während einer langen Reihe von Jahren der Unmündigkeit, ja das Geſetz verbietet keinem armen Kinde, keiner Waiſe, ohne weiteres aus der Gemeinde zu ſcheiden, die ſie, oft ſamt den Eltern, notoriſch aus dem Magazin

ernährt hat. Dieſes iſt geradezu eine Rechtsverletzung, wie überhaupt der Umſtand, daß wohl auf den Gemeinden die ſolidariſche Bürgſchaft für alle Glieder laſtet, dieſen alſo bedeutende Rechte an die Gemeinden eingeräumt ſind, während den Gemeinden gar keine Rechte über ihre einzelnen Glieder zuſtehen. — Wie ſoll die Gemeinde geneigt ſein, Schulen anzulegen und zu erhalten, wenn ſie ihre Jugend nicht anhalten darf, durch Ausdauer in der Gemeinde die genoſſene Wohlthat zu vergüten, — wie ſoll ſie ihr ſchwer zuſammengebrachtes Eigentum, den Überſchuß ihrer Magazine oft laſtenweiſe zur Ernährung der Waiſen hergeben, ohne einen Anſpruch auf Erſatz, der nur durch die Arbeit, durch den Dienſt der erzogenen Kinder geleiſtet werden kann? Wie ſoll ſie beim Eintritt eines neuen Gliedes die geſetzliche Verpflichtung übernehmen zu ſeiner Verſorgung für den Fall der Infirmität, wenn dasſelbe berechtigt iſt, ohne Beſchränkung wieder auszutreten und alle Bande zu zerreißen, die es an ſeinen neuen Wohnort knüpfen ſollen? — In Norddeutſchland wird das Armenrecht oder der Anſpruch auf Verſorgung nur durch zehn- und fünfzehnjährige Dienſtzeit erworben. —

Und welche Vorteile hat denn die unbedingte Freizügigkeit gebracht? Iſt der Bauernſtand im allgemeinen etwa wohlhabender geworden? Im Gegenteil, die Wirte verarmen, und von den Gewanderten zumal iſt die Mehrzahl Bettler; die Dienſtboten, denen die frühere Zucht in den Geſinden fehlt, werden übermütig und liederlich; die ſchlechten Subjekte, in früherer Zeit einer ſtrengen Aufſicht ordentlicher Wirte anvertraut, wandern jetzt aus einer Gemeinde in die andere und enden mit Verſchickung nach Sibirien. Über den Zuſtand des jüngeren Teils der Bevölkerung leſe man die Berichte erfahrener Prediger, welche das Konſiſtorium vor drei Jahren über die Reſultate der Freizügigkeit einforderte, und frage man alle älteren Bauern, die den früheren Zuſtand gekannt, und die jetzt noch den eigentlichen Kern der Gemeinden bilden. Dieſe ältere Generation, mit ihrer angeerbten Liebe zum Grundherrn und zur Heimat, hält noch das Ganze zuſammen und iſt das Kapital, von dem die Gegenwart zehrt. Das Band zwiſchen Herrn und Bauern, in welchem die Bürgſchaft liegt für die Sicherheit und Wohlfahrt des Landes, wird immer lockerer, — und iſt es zerriſſen, iſt beim Bauer alle Anhänglichkeit an den väterlichen Boden geſchwunden, verläßt er ihn ſogleich bei der erſten Ausſicht auf ſcheinbare Verbeſſerung, erblickt er im Herrn nur ſeinen Ver-

pächter, nicht mehr seinen Ratgeber, seinen Helfer, seinen kräftigsten Bürgen gegen Verarmung und Not; sieht der Herr in seinen Bauern nur Arbeitsmaschinen, ohne Sorge für ihr geistiges und leibliches Wohl, sind sie in seinen Augen nur wandernde Pächter, mit denen er nach der Strenge des Gesetzes verfährt, für die er jede Mühe, jedes Opfer scheut, weil sie an Fremde, an Vorübergehende verwendet wird; fehlt ihm alles Übergewicht, aller Einfluß auf seine Gemeinde, — wie sieht es dann mit der Wohlfahrt, mit der Sicherheit unseres geliebten Vaterlandes aus? Und zu diesem betrübenden Zustande sind alle Elemente in unserer Bauerverfassung vorhanden; diese Richtung hemmt die Entwickelung des Bauerstandes, sie führt zu einer Ablösung des einzelnen von der Liebe zum Grundherrn, zur Gemeinde, zur Heimat, und dieser Zustand ist der Vorabend einer Auflösung aller bestehenden Verhältnisse. — Noch ist es Zeit, diesem nahenden Übel entgegenzutreten, noch ist so viel ererbter guter Geist im Bauerstande, daß eine Abhilfe leicht und wirksam wird; nach Jahren dürfte es zu spät sein. Nur durch einen festeren Verband der Gemeinden kann jene Stabilität der Verhältnisse herbeigeführt werden, die in anderen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft eher vermißt werden mag, jedoch in der untersten, dem ackerbautreibenden Bauerstande, als der Grundlage des ganzen Staatsgebäudes, nicht fehlen darf. Hierzu ist ein kräftiges und rechtlich begründetes Mittel, daß den Gemeinden der Anspruch gesichert werde, den sie an die einzelnen Glieder für gehabte Auslagen, für übernommene Verpflichtungen zu machen befugt sind, — daß die Jugend gehalten werde, die genossenen Wohlthaten der Gemeinde zu vergüten, entweder durch ihre Dienste bis zu einem gewissen Alter oder durch eine nach den Jahren zu regelnde Geldzahlung, — daß hiermit das Bestehen und der Wohlstand der Gemeinden gesichert und dieselben in den Stand gesetzt werden, die bestehende solidarische Verantwortlichkeit für die öffentlichen Abgaben gegen die Regierung zu behaupten. Dürfen wir auch dem in der Allerhöchst bestätigten Bauernverordnung ausgesprochenen Grundsatz der gestatteten Freizügigkeit nicht widersprechen, so können und müssen wir doch um Bestätigung von Maßregeln nachsuchen, welche die notwendige Befriedigung von Rechtsansprüchen fordert, und die zugleich mittelbar auf das Abnehmen des als schädlich erkannten Wanderns einwirken oder dessen nachteilige Folgen mildern dürften. Daher wage ich folgenden Vorschlag zu machen. Es soll keinem in der Bauergemeinde

geborenen und erzogenen Gliede fortan gestattet sein, selbige zu verlassen ohne eine nach Maßgabe seines Alters und seiner geleisteten Dienste zu modifizierende Vergütung, es sei denn mit besonderer Verzichtleistung des kompetenten Bauergerichts im Namen der Gemeinde. Bei der mit der Lehrfreiheit im achtzehnten Jahre erreichten Mündigkeit, bis etwa zum fünfunddreißigsten Jahre, nach welchem die Rekrutenpflichtigkeit absolviert ist, könnte die achtzehnjährige Kopfsteuer als Kompensationssumme angesetzt und selbige mit jedem späteren Jahre um den Betrag einer jährlichen Kopfsteuer verringert werden, bis nach fünfunddreißig Jahren jeder Anspruch der Gemeinde als vergütet und erloschen anzusehen wäre. Bei Mägden dürfte etwa der dritte Teil jener Zahlung und ihr Erlöschen auf das achtundzwanzigste Lebensjahr angesetzt werden. Aus diesen Summen erwüchse der Gemeinde ein eigentümliches Vermögen, aus welchem der Unterricht der Jugend, die Abgaben der Unmündigen, Infirmen und Verstorbenen[1], der Unterhalt der Armen und Waisen bestritten werden könnte. Ist durch diese Maßregel den Gemeinden die Arbeitskraft ihrer Jugend oder ein bares Vermögen gesichert, so erhält ihre solidarische Bürgschaft gegen die Regierung für alle öffentlichen Abgaben das notwendige und einzige Fundament, das sie haben kann und muß, ohne welches sie eine leere Form bleibt.

Ebenso dringend wie dieser Gegenstand fordern aber auch der ökonomische Zustand unserer Bauerschaften, ihre unzureichende Situierung in manchen Gegenden und die Unregelmäßigkeit derselben im allgemeinen um so mehr eine ernste Berücksichtigung, als notorisch an vielen Orten die Leistungen in keinem Verhältnis stehen zu dem Ersatz an Ländereien, — als hierdurch das Wandern oft durch die Not geboten wird und diese Lage des estländischen Bauern bereits höheren Orts die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Es wäre also auch dieser wichtige Gegenstand zu ernster Beratung an den ritterschaftlichen Ausschuß zu verweisen, welcher Vorschläge machen könnte sowohl zu einer allgemeinen, den Wohlstand der Bauerschaften begründenden Normierung der Leistungen für die von ihr innegehabten Pachtstellen als wie deren thunlicher, den gegenwärtigen Zustand möglichst berücksichtigender Anwendung auf

[1] Die Kopfsteuer wurde immer gleichmäßig von einer Revision bis zur nächsten im Pauschale gezahlt, auch wenn in der Zeit Gemeindemitglieder verstorben waren.

die verschiedenen Lokalitäten der Provinz. Schon die Geneigtheit der Ritterschaft, solche Maßregel in Beratung zu ziehen, würde einen günstigen Eindruck machen und mancher unzeitigen, vielleicht schwer zurückzuweisenden Anmutung zur Verbesserung des Bauernzustandes begegnen."

Dieser im Prinzip vom Landtage angenommene Antrag ist nicht sowohl in allen seinen Einzelheiten zur Ausführung gebracht als mehrfach durch andere, in demselben Sinne wirkende Maßregeln ersetzt worden. Er ist nur in extenso hier mitgeteilt worden, um den Lesern einen Einblick in die damaligen Zustände und besonders ein Verständnis für die Persönlichkeit des Antragstellers zu geben.

Das Ergebnis der Arbeiten der ersten Agrarkommission, deren Glied nunmehr u. a. auch Otto von Grünewaldt-Koick war, gipfelte in verschiedenen „Vorschlägen zur Kräftigung und Belebung des Gemeindewesens", in deren Anlaß nachher Beschlüsse des Landtages zu stande gebracht wurden, die noch gegenwärtig für die Agrarverhältnisse Estlands maßgebend sind. Dieselben in extenso hier wiederzugeben, würde zu weit führen; jedoch wollen wir versuchen, durch auszügliche Wiedergabe der wichtigsten Beschlüsse den Lesern einen Einblick in jene Arbeiten und deren Folgen zu verschaffen. Zunächst die Vorschläge (nach von Brevern):

1. Es solle eine erweiterte Solidarität der Gemeindeglieder geschaffen werden, so daß gewisse Steuerzahlungen, speciell die Kopfsteuer (welche gegenwärtig nicht mehr existiert [der Herausgeber]), durch Repartition der von der ganzen Gemeinde zu zahlenden Summe auf die arbeitsfähigen Glieder derselben von diesen allein gezahlt werden.

2. Es solle jedes Gemeindeglied für die in seiner Jugend genossenen Vorteile verpflichtet bleiben, bis zu einem gewissen Alter durch seine Arbeit als Pächter oder als Dienstbote in den Grenzen der Gemeinde die Unkosten der Gemeinde zu ersetzen oder durch eine nach dem Alter normierte Geldzahlung abzukaufen.

3. Es solle eine strenge und detaillierte Dienstordnung in den Gemeinden gehandhabt werden und der Abschluß von Dienstverträgen auf nicht weniger als drei Jahre zur gesetzlichen Norm werden.

II. Vorschläge zu einer besseren Stellung des Bauernstandes durch eine gewisse Normierung der Pachtleistungen.

Hier hielt es die Kommission für notwendig, da eine so tief ins Leben der Bevölkerung einschneidende Umwandlung der Agrarverhältnisse nicht übereilt werden kann, zunächst einen transitorischen Zustand zu schaffen, um den definitiven ins Leben treten zu lassen nach Maßgabe der vorher gewonnenen Erfahrungen. Es möge daher

1. die frühere, 1816 eingerichtete Kommission für Bauerangelegenheiten erweitert und mit größerer Kompetenz ausgestattet werden.

2. Während der Dauer des transitorischen Zustandes ist jedes Einziehen von Pachtstellen und willkürliche Versetzen von Pächtern untersagt, mit wenigen, speciell geregelten Ausnahmen.

3. und 4. betreffen keine prinzipiellen, sondern Detailfragen.

5., 6. und 7. betreffen die Normierung der Fronleistungen in ihrem Verhältnis zu dem Lande und dessen Ertragsfähigkeit, welches dem Pächter zur Nutzung übergeben ist.

Maßregeln für den dauernden Zustand.

8. Fortan dürfen alle diejenigen Pachtstellen, deren Inhaber nach den gesetzlichen Vorschriften von der Rekrutierung befreit sind, nur durch mindestens sechsjährige Kontrakte vergeben werden, die kleinen Pachtstellen auf nicht weniger als drei Jahre.

9. Auf Geld- oder Kornzahlung basierte Pachtkontrakte auf nicht weniger als drei Jahre. Fronpachtkontrakte können während ihres Laufes, nach gegenseitiger Übereinkunft, auf Korn oder Geld gestellt werden.

10. Dienstverträge dürfen fortan auf nicht weniger als drei Jahre geschlossen werden.

11. Um die Pachtstellen bei denselben Familien zu erhalten, möge genehmigt werden:

a. daß das Bauererbrecht dahin abgeändert werde, daß der Pachtnachfolger vermöge Erbgangs durch einen Vorzugsanteil (praecipuum) in den Stand gesetzt werde, sich nachhaltig in der Pachtung zu erhalten, und

b. daß der zum Pachtnachfolger bestimmte Sohn oder Erbe eines Pächters von der Rekrutierung befreit bleibe.

12. handelt von den Verordnungen über die Einrichtung von Bauerſchulen.

Auf die Arbeiten dieſer erſten Agrarkommiſſion ſich ſtützend hat nun die nach den Vorſchlägen derſelben konſtituierte neue, erweiterte und mehr Kompetenz beſitzende zweite Bauerkommiſſion weitergearbeitet; die ritterſchaftlichen Glieder der Bauerkommiſſion[1] bildeten unter dem Vorſitz des Ritterſchaftshauptmannes die Agrarkommiſſion, welche darüber zu beraten hatte, was für die Weiterentwicklung der rechtlichen und ökonomiſchen Verhältniſſe des Bauerſtandes zweckmäßig und notwendig erſcheine. Die hiernach ſich ergebenden Vorſchläge hätte die Agrarkommiſſion dem Landtage oder dem ritterſchaftlichen Ausſchuſſe vorzuſtellen. Sie beſchäftigte ſich mit folgenden Gegenſtänden:

I. Konſtitution der Bauerkommiſſion. Grundſätze in Betracht des Verhältniſſes der Bauern zum Grundherrn als dem Eigentümer des Grund und Bodens; die Kommiſſion ſchlägt vor:

II. Die Ritterſchaft behält ſich das Allerhöchſt garantierte Eigentumsrecht an Grund und Boden wie die daraus fließende freie Dispoſition über denſelben bei allen Beſtimmungen vor, deren Vorſchlag ſie für zweckmäßig erachtet, um die Bauerſchaft in eine feſtere Beziehung zum Grund und Boden zu ſetzen, als dies durch die Geſetzgebung von 1816 geſchehen iſt, und auf dieſe Weiſe dieſelbe in ihrem eigenen Intereſſe wie in dem des Staates als Bauerſtand zu erhalten.

Grundſätze in betreff der Zeitpacht gegen Fronleiſtung.

Die Kommiſſion ſchlägt vor:

III. Es iſt anzuſtreben, den Bauern in ſeiner Pachtſtelle und dieſe in der Familie des Pächters nach deſſen Tode zu erhalten, ohne das Eigentumsrecht des Grundherrn zu ſchmälern; findet dieſer in Ausnahmefällen es für notwendig, den Bauern von ſeiner Pachtſtelle zu entfernen, ſo müßte er ihn für an die Stelle gewandte Verbeſſerungen entſchädigen. In der Regel wird der Pachtvertrag von dem Gemeindegericht abgeſchloſſen; — etwaige Veränderung oder Steigerung der Fronleiſtung kann nur gültig werden, wenn der Vertrag vor dem Gemeindegericht abgeſchloſſen wird. Iſt die Pacht nicht auf beſtimmte Jahre geſtellt, ſo erbt die Geſindeſtelle

[1] Otto von Grünewaldt-Koick war nicht Mitglied dieſer Kommiſſion.

in der Familie fort, doch kann der Pächter sie alle Jahre kündigen. Der Verpächter kann, wenn keine Zeitdauer bestimmt ist, oder nach Ablauf des Termins jederzeit den Pächter versetzen, wegen Bankrotts ihn entfernen, das Pachtstück in Erbpacht vergeben, verkaufen oder einziehen. Der Bauer haftet für Deteriorationen, der Gutsherr hat die erweislichen Meliorationen zu ersetzen.

IV. Der Grundherr kann den Pächter aussetzen, wenn dieser das Land verwirtschaftet, seine Leistungen nicht macht, das Inventarium verdirbt oder durch schlechten Lebenswandel der Gemeinde Ärgernis giebt. Für das Einziehen der Pachtstellen werden beschränkende Bedingungen aufgestellt.

V. betrifft die Steuerlasten im Falle des Einziehens.

VI. Die gegenwärtig bestehende Fronleistung ist als normal anzusehen; sie kann nur unter Bestätigung der Gemeindebehörde nach vorhergegangener Taxation erhöht werden.

VII. Korn- und Geldpachten, sowie gemischte (Geld-, Korn- und Arbeits-)Pachten können nur nach gegenseitiger Übereinkunft und nicht anders als gerichtlich und auf eine bestimmte Zeitdauer abgeschlossen werden.

VIII. Der Gutsherr hat das Recht, Pachtstellen in Erbpacht zu vergeben, doch nur an Bauern, welche dann zu ihm und zur Gemeinde im bisherigen Verhältnis bleiben. Beim Verkauf einer Pachtstelle gehen alle an ihr haftenden Gemeindeleistungen und auch öffentlichen Abgaben stillschweigend auf den bäuerlichen Käufer über. In beiden Fällen hat der bisherige Pächter ein Vorzugsrecht. Der Verkauf von Pachtstellen an nicht zum Bauerstande gehörige Personen zu Landstellen unterliegt den Bestimmungen für das Einziehen.

IX. Unwesentlich.

X. Der Pachtnachfolger erhält bei der Teilung mit Miterben ein praecipuum, genügend, um ihm die Fortführung der Wirtschaft zu ermöglichen.

XI. und XII. beziehen sich auf Gemeindeordnung und Schulwesen.

Nach der Eröffnung des Landtages am 7. September 1842 ließ der Ritterschaftshauptmann die oben referierten Kommissionsanträge vortragen, wobei er bemerkte, daß die Majorität der Herren Kreisdeputierten diesen Anträgen beigestimmt habe, die Herren Baron Taube-Jerwakant, von Peetz-Angern und von Grünewaldt-

Koick ihre abweichende Ansicht schriftlich eingereicht hätten. Dieses Minoritätsgutachten lautet folgendermaßen (auszüglich aus dem Protokoll):

Die Minorität hält die Vorschläge der Kommission für ungenügend sowohl im Interesse des Bauerstandes wie auch der Ritterschaft, aus folgenden Gründen:

1. Die Vorschläge enthalten keine Abhilfe bestehender Mängel, an denen notorisch alle schlecht situierten Bauerschaften des Landes in der Gegenwart leiden; wenn dem status quo in einem provisorischen Zustande abgeholfen werden soll, so ist doch diesem nirgend ein Endtermin gesetzt.

2. Die Vorschläge sichern nicht für die Zukunft das Bestehen eines Bauerstandes von dem scheinbar beabsichtigten Umfange, indem sie zwar von der gegenwärtigen Anzahl Pächter eine Hälfte[1] konservieren wollen, jedoch ohne Berücksichtigung des Flächenraumes, den sie innehaben .... und bestimmen willkürlich jene Hälfte, ohne zuvor die schwierige Frage gelöst zu haben, in welcher Ausdehnung ein Pächterstand bestehen soll im Interesse der ökonomischen und politischen Wohlfahrt des Vaterlandes.

3. Andererseits wird die Bestimmung einer beizubehaltenden Hälfte präjudizierlich für die Ritterschaft, welche gefaßt sein muß, ihres Dispositionsrechtes über den von dieser Hälfte benutzten Teil ihres Grundeigentumes für immer verlustig zu gehen, bevor sie die wichtige Frage eines abzuteilenden Pächterlandes erwogen und eine richtige Quote desselben bestimmt hat.

4. Obgleich dem Grundherrn die Einziehung der Hälfte aller bestehenden Pachtstellen zugestanden ist, so soll er sein Eigentum nur gegen eine Entschädigung zurückkaufen dürfen, welcher Kaufpreis der Regierung wie den Bauern als ein lautes Zugeständnis

---

[1] In der Diskussion über das Einziehen von Bauerland und über die innerhalb gewisser Grenzen festzulegende Anzahl von Pachtstellen war von einer Seite als beste Lösung der Frage vorgeschlagen worden, daß man — in Aufrechterhaltung des freien Dispositionsrechtes — das Recht des Einziehens nur insofern geradezu beschränkte, daß alles bisher verpachtete Land eines Gutes nur dann vom Gutsherrn eingezogen werden könne, wenn er nachweise, daß die größere Hälfte der jetzt bestehenden Pächterzahl des Gutes anderweitig als Pächter etabliert sei. Doch möge das Einziehen dadurch erschwert werden, daß der Gutsherr dem herausgesetzten Pächter und der Gemeinde eine gewisse, dem einjährigen Bruttoertrage der Pachtstelle entsprechende Summe zahle. (Nach dem Referat von Breverns.)

erſcheinen muß, daß der Grundherr ohne Bezahlung kein Recht daran hatte.

5., 6. und 7. betreffen detailliert die Mißſtände, welche mit der Auszahlung einer gleichmäßig hohen, nicht den verſchiedenen Verhältniſſen der Verpächter und Pächter und des Pachtgrundſtückes angemeſſenen Entſchädigung verbunden ſind, und berückſichtigen die Gefahr der Prozeſſe, die aus dieſem Verfahrungsmodus hervorgehen müſſen, „welche zu führen unſeren wenig zahlreichen, mit keinen Rechtsgelehrten beſetzten und unbeſoldeten Behörden“ nicht möglich ſein würde.

„Die Unterzeichneten glauben, daß aus obigen Gründen die vorgeſchlagenen Maßregeln weder die Mängel des gegenwärtigen Agrarzuſtandes beſeitigen noch jene beſſere Ordnung für die Zukunft herbeiführen. Völlig im Einverſtändnis mit der Kommiſſion erkennen auch ſie die Notwendigkeit, einen bleibenden Pächterſtand zu bilden, ſind aber der Anſicht, daß der Umfang desſelben nicht durch die Kopfzahl, ſondern durch das Land, welches er innehat, normiert werden müſſe, und ſchlagen daher vor:

1. Die Ritterſchaft verpflichtet ſich, einen noch zu beſtimmenden Teil ihres Grundeigentums in Zukunft nur durch Verpachtung an Bauern benutzen zu wollen.

2. Den Umfang dieſes Pächterlandes vermag ſie jetzt nicht zu beſtimmen; er muß auf theoretiſchem Wege durch Vergleichung mit anderen Ländern in analogen politiſchen und ökonomiſchen Verhältniſſen und auf praktiſchem durch Vermeſſung des bisher nicht vermeſſenen Teils des Landes ermittelt werden . . . .“

Nach Beſprechung einiger techniſcher Fragen folgt

3. „Bis dieſe Maßregeln ins Leben treten, wozu ein möglichſt kurzer Termin geſtellt werden muß, wird der gegenwärtige Zuſtand beibehalten . . . .“ „Die Einziehung von Bauerland zu Hofsland wird unter die Kontrolle der bereits vom Landtage deſignierten Bauerkommiſſion geſtellt, welche darauf zu wachen hätte, daß durch ſolches Einziehen weder die Exiſtenz eines für die eſtländiſchen Verhältniſſe erforderlichen Bauerſtandes noch ſein ruhiges Verhalten gefährdet werde.“

„Die Unterzeichneten glauben mit dieſen Vorſchlägen den Weg bezeichnet zu haben, der nach ihrer Überzeugung zu einer ſolchen Regulierung der vaterländiſchen Agrarverhältniſſe führt, wie ſie das wohlverſtandene Intereſſe der Regierung, der Ritterſchaft und

des Bauerſtandes erheiſcht, und ſollten ihre Vorſchläge auch keinen Anklang finden, ſo tragen die Unterzeichneten die Beruhigung fort, unumwunden und beſtimmt ihre Anſicht ausgeſprochen zu haben."

„Unterſchriften: Otto von Taube, G. von Peetz, Otto von Grünewaldt."

Aus der Verleſung dieſes Minoritätsvotums der Kreisdeputiertenverſammlung entſpann ſich eine ſehr lebhafte Diskuſſion, die ſich beſonders um den Gedanken drehte, daß durch Annahme des Vorſchlages der Minorität die Ritterſchaft ſich des ungeſchmälerten Eigentumsrechtes an dem Grund und Boden begeben müſſe, welches ihr doch durch die Geſetzgebung von 1816 gewährleiſtet worden war. Die Anhänger der Anſicht der Minorität ſtützten ſich auf das Argument, daß durch Abgrenzung einer Quote, die zur ausſchließlichen Pachtnutzung für den Bauerſtand erhalten bleiben ſolle, eine für die Wohlfahrt des ganzen Landes notwendige, unvermeidlich gewordene Maßregel getroffen werde.

Es wurde die Frage zur Abſtimmung geſtellt, ob die Verſammlung die Kommiſſionsanträge oder den Diſſens der Minorität den weiteren Verhandlungen zu Grunde legen wolle.

Die Majorität in allen vier Kreiſen ſtimmte für die Annahme des Diſſenſes als Baſis der weiteren Verhandlungen, der damit zur Grundlage der zu ſchaffenden Agrarreform geworden iſt.

Wir laſſen hier abſchriftlich aus der Autobiographie Ottos von Grünewaldt ſein Referat über die hier geſchilderten Vorgänge folgen:

„Im September 1842 war Landtag und ein ſehr folgenreicher. Die auf dem früheren Landtag erwählte Kommiſſion zur Verbeſſerung der bäuerlichen Verhältniſſe — die „Kaltenbrunnſche" genannt, weil ſie bei ihrem Mitgliede Georg Stackelberg von Keeltenbrunn daſelbſt getagt hatte — reichte ihre Vorſchläge ein, die durch ihre Vielfältigkeit, ihr Eingehen auf Details und doch nicht erſchöpfende Regelung der Zuſtände den Landtag langweilte und ermüdete. Dies veranlaßte mich, in Gemeinſchaft mit Taube-Jerwakant und Georg Peetz einen kurzen Antrag im Jerwſchen Kreiſe zu ſtellen, deſſen Hauptinhalt die Abgrenzung eines definitiven, noch in ſeinem Umfang von einer Agrarkommiſſion zu beſtimmenden Bauernpachtlandes verlangte. Dieſer Antrag ging unerwarteterweiſe durch, aber nur deshalb, weil eine große Anzahl Landtagsglieder abweſend war, um Veranſtaltung zu einem

Ball zu treffen, welcher der Großfürstin Helene von der Ritterschaft gegeben werden sollte, die nach einem Seebade noch im Schloß Kathrinenthal residierte. Diese Abwesenden erhoben am folgenden Tage im Rittersaal einen Protest, und infolge heftiger Diskussion legte der Ritterschaftshauptmann Lilienfeld-Saage den Stab nieder. Der Präses des Landratskollegiums, der alte Landrat Meyendorff-Sallentack, nahm den Stab, legte die Differenz bei, und unser Agrarantrag blieb Landtagsschluß, jedoch entschieden gegen den Willen der Majorität desselben. Letzterer Umstand war für mich von großer Wichtigkeit, als ich 1846 vom Ausschuß nach Petersburg in einer geheim zu haltenden Sendung delegiert wurde, um über die Verhandlungen der livländischen Kommission nach Estland zu berichten, welche in livländischen Agrarangelegenheiten nach Petersburg berufen worden war, nachdem unser Landtagsbeschluß seit 1842 im Ministerium unberücksichtigt und unbestätigt unter dem Tisch gelegen hatte.

Die Großfürstin Helene hat wohl schon damals in Reval sich warm für die Bauernfrage interessiert und alle Ereignisse des Landtags erfahren, da sie viele Glieder desselben empfing."

In der Sitzung desselben Landtages am 11. September ward durch Beschluß „alle Einziehung von jetzt an Bauern verpachteten Ländereien zur Selbstbewirtschaftung durch den Grundherrn bis zum ordinären Landtag 1845 untersagt".

In der Kreisdeputiertenversammlung im Februar 1846 stand auf der Tagesordnung die gesetzliche Regelung der Vererbpachtung und des Verkaufes von Bauerland; in der Sitzung am 21. Febr. ward für Punkt 33 folgende, von Herrn von Grünewaldt zu Koick beantragte Fassung angenommen, welche von den anderen in Vorschlag gebrachten Fassungen prinzipielle Verschiedenheiten darbot: „Landstellen aus dem Bauerpachtlande kann jedermann kaufen, welcher dieselben in ihrer Eigenschaft als einzelne Bauergüter nach den getroffenen Bestimmungen benutzt und die an denselben haftenden Rechte und Verpflichtungen übernimmt; jedoch darf er das Grundstück nie anders denn als einzelnes Bauergut benutzen." Hierdurch wurde der Bildung von Latifundien aus den Parzellen des Bauerlandes vorgebeugt und dieses in größtmöglichem Umfange der Benutzung durch zum Bauerstande gehörige Personen vorbehalten.

Aus den Protokollen des extraordinären Landtages vom 6. bis 9. September 1846, bei der Diskussion über die Frage der

Erhaltung des status quo im Umfange des Bauerlandes, ward von Herrn von Grünewaldt angeführt: Man habe im Laufe der Verhandlungen vielfach das „Sprengen“ der Dörfer als ein Unrecht bezeichnet. Hätten aber die, welche bisher Bauerland eingezogen haben, vor dem Geſetz einen Vorwurf verdient, ſo wäre das Geſetz gegen ſie eingeſchritten; politiſche Vorwürfe könnten dieſelben nicht treffen in einem Lande, wo etwa 500 Gutshöfen 20000 Bauerhöfe gegenüberſtehen. Hätte aber jemand ſich perſönliche Vorwürfe zu machen, indem er Familien obdach- und ratlos ins Elend geſtoßen, ſo hätte er das mit ſich ſelbſt abzumachen. Er, der Redner, ſähe im Einziehen von Bauerland an ſich kein Unrecht und geſtehe offen, daß er ſelbſt welches eingezogen habe; er fühle ſich aber von keinem Vorwurf getroffen. In neueſter Zeit jedoch habe die Sachlage ſich geändert, und bei der gegenwärtigen Stellung der Regierung zu dieſer Angelegenheit müſſe der status quo entſcheidend, und vom Sprengen dürfe im allgemeinen nicht mehr die Rede ſein; es ſei denn, daß man der Regierung ein Äquivalent zu bieten hätte; dieſes beſtände in der Ablöſung der Fron. Dieſe laſſe ſich nicht plötzlich ausführen; wir müſſen ſie aber ſtets im Auge behalten und beſitzen klare Fingerzeige, daß dieſe Richtung eine notwendige iſt. Redner hält dafür, daß jetzt auf Grundlage des status quo das Bauerland reguliert werden müſſe, bis die weſentlichſten Übelſtände unter Kontrolle der betreffenden Behörde beſeitigt ſind. Jedoch müſſe das Recht ausbedungen werden, daß für den Fall eine Ablöſung ein verhältnismäßiger Teil des Bauerlandes noch eingezogen werden dürfe. Zu berückſichtigen ſei der Umſtand, daß es dem Bauer ſchwer ſei, *größere Pachtſummen* zu zahlen, weil mit der Verkleinerung der einzelnen Pachtſtellen auch die darauf zu zahlenden Pachtbeträge kleiner werden müſſen. Auch müßte den Bauergütern eine gewiſſe Minimalgröße bleiben, damit ſie ſich aus eigenen Mitteln erhalten können.

In der Sitzung des extraordinären Landtages am 15. Sept. 1846 fand die Wahl der Glieder der Agrarkommiſſion ſtatt; es wurden zwölf Herren erwählt und unter ihnen der Herr Kreisdeputierte Otto von Grünewaldt-Koick.

Aus der Ausſchußſitzung am 11. Februar 1846: „Um mit einer aus Livland auf Allerhöchſten Befehl zuſammenberufenen Kommiſſion in Verbindung zu treten, delegierte der Ausſchuß den Kreisdeputierten Otto von Grünewaldt-Koick nach Petersburg.“

Es wurde verleſen der Bericht des Herrn Otto von Grünewaldt über ſeine Wirkſamkeit in Petersburg.

Bericht.

Hochwohlgeborner Herr!
Hochzuverehrender Ritterſchaftshauptmann!

Von meiner Reiſe nach Petersburg zurückgekehrt, eile ich, Ew. Excellenz gegenwärtiges Schreiben zu überreichen, in welchem ich die Ehre habe, dem ritterſchaftlichen Ausſchuß über meine Wirkſamkeit in St. Petersburg zu berichten, woſelbſt ich nach dem mir gewordenen Auftrag mit den dorthin berufenen livländiſchen Herren Deputierten in Verbindung treten ſollte.

In der Audienz, zu welcher der Kaiſer die genannten Herren beſchieden hatte, erklärte Se. Majeſtät den Grund der Bewegungen des livländiſchen Landvolks in der mangelhaften Seelſorge wie in der ungünſtigen Stellung der Bauern ſuchen zu müſſen, und namentlich ſei es notwendig, letztere mehr als bisher an den Grund und Boden zu feſſeln. In dieſem Sinne ſind auch die Fragen geſtellt, welche bei der erſten Sitzung der unteren Kommiſſion von dem Präſidenten derſelben den Herren Deputierten zur Beantwortung übergeben wurden, und welche ich die Ehre habe abſchriftlich beizufügen. Die Herren Livländer entſchieden ſich, mit dieſer Beantwortung zugleich die Propoſition ihrer beabſichtigten Maßregeln zu verbinden und die Abfaſſung derſelben drei verſchiedenen Perſonen, als Repräſentanten ihrer Vorſchläge, zu überlaſſen.

Die Propoſitionen des Landmarſchalls von Lilienfeld, Landrats von Oettingen und Barons Nolken, als der von der Ritterſchaft ernannten Glieder, faßte Baron Nolken in eine Schrift; die vom Herrn Generalgouverneur befohlenen Glieder, Landrat Samſon und Baron Fölkerſahm, überreichten jeder eine beſondere Eingabe; die Vorſchläge des Landrats Samſon ſtimmten im weſentlichen mit denen der erſteren drei Herren überein, und ich habe nur eine Abſchrift der letzteren beiliegend erhalten können, — was mir auch genügend für meinen Zweck erſchien. Die Vorſchläge des Barons Fölkerſahm ſind abweichend und liegen gleichfalls abſchriftlich bei. Es ſind demnach zweierlei Vorſchläge gemacht worden, die gleichwohl dasſelbe Ziel im Auge haben, wenn ſie auch auf verſchiedenem Wege es zu erreichen meinen. Die Mehrzahl der Deputierten proponiert: „keine kürzeren Kontrakte als auf ſechsjährige Dauer

und bei Fronen nur auf wackenbuchmäßige Leiſtung zu geſtatten und jedem Bauerwirt, welcher das geſetzliche Inventarium beſitzt, das Recht zuzugeſtehen, jede beliebige Verlängerung ſeines Kontrakts, ſelbſt auf Erbpacht, vom Herrn fordern zu dürfen, ſo daß letzterer nur diejenigen Stellen einziehen darf, welche vakant bleiben oder gutwillig cediert werden".

Baron Fölkerſahm, getreu ſeiner früheren, auf dem Landtage 1842 zum Beſchluß gewordenen Anſicht und übereinſtimmend mit den Beſtimmungen des eſtländiſchen Landtags von 1842, proponiert: „eine beſtimmte Quote des gutsherrlichen Grund und Bodens für immer nur durch Verpachtung an Bauern benutzen zu wollen, — ſich des Rechtes der Einziehung für dieſe Quote zu begeben und den übrigen Flächenraum zu freier Dispoſition zu erhalten".

Wenn ich mir nicht erlauben darf, hier eine Abſchätzung der Nachteile und Vorteile beider Propoſitionen vorzunehmen, ſo glaube ich doch ausſprechen zu müſſen, daß die häufigen Diskuſſionen, die ich vielfach und hauptſächlich in der Abſicht geführt, die livländiſchen Herren Delegierten mit den Beſchlüſſen des eſtländiſchen Landtags bekannt zu machen, für meine Perſon die Überzeugung befeſtigt haben, daß die Abteilung einer Landquote am ſicherſten zum Ziele zu führen und von weniger Übelſtänden begleitet zu ſein ſcheint. Die Abfaſſung dieſer Meinungen, ſowie ihre Überſetzung ins Ruſſiſche erforderte einige Zeit. Dieſe glaubte ich abwarten zu müſſen, um zu erfahren, ob nicht vielleicht in der folgenden Sitzung der Kommiſſion die St. Petersburgiſchen Glieder derſelben gleichfalls Vorſchläge machen würden, die, als von der Regierung ausgehend, eine Beachtung verdienten. Dieſe Sitzung erfolgte am 20. März. Statt jedoch Vorſchläge zu einer neuen Organiſation zu beantragen, kündigten zwei der genannten Glieder für eine nächſte Verſammlung zwei Vorträge an, welche eine Beleuchtung der Prinzipien des livländiſchen Wackenbuches[1], ſowie eine Vergleichung der Leiſtungen des ruſſiſchen Bauern mit denen des livländiſchen enthalten ſollten. Da dieſe Richtung der Kommiſſionsbeſchäftigungen nicht den Weg zum Ziele beſchleunigte, auch zu beweiſen ſchien, daß keine umfaſſenderen Vorſchläge zu erwarten ſeien, — da die livländiſchen Herren Deputierten ihre Vorſchläge in Bezug auf beide Anſichten von der Genehmigung des Landtags

[1] Das „Wackenbuch" iſt die dokumentariſche Normierung der bäuerlichen Pachtleiſtungen an Arbeit für das vom Pächter genutzte Land.

abhängig machten, und da mir bekannt war, daß die deutschen Glieder der oberen Kommission einstimmig die Ansicht teilten, beide Vorschläge dem Landtage zu überweisen, so erschien mir dieser Ausgang der Verhandlungen als der höchst wahrscheinliche und kein Grund für mein längeres Bleiben in Petersburg vorhanden. Hierauf reiste ich am 22. d. M. ab. In Beziehung auf unsere estländischen Interessen hatte ich aus sicherer Quelle erfahren, daß der Herr Minister des Innern die Angelegenheit der Bauerverhältnisse unserer Provinz gegenwärtig nicht verhandeln wolle und eine Eingabe der Landtagsbeschlüsse von 1842, wie sie der ritterschaftliche Ausschuß angeordnet hatte, zu einer ungelegenen Zeit überreicht, nur ein wiederholtes Abweisen herbeiführen werde. Hierauf ließ ich Ew. Excellenz um die Verzögerung der Eingabe bis nach meiner Rückkehr bitten. — Mein Schreiben ist jedoch zu spät eingetroffen. Um demnach unserer Bitte Eingang zu verschaffen, dürfte eine Abfassung derselben in russischer Sprache, in möglichster Kürze die Hauptmomente darstellend, besonders dem Herrn Minister zu übergeben, vielleicht auch noch andere Personen zu interessieren sein, um unserem Gesuch den möglichsten Nachdruck zu verschaffen. Die in der Versammlung des ritterschaftlichen Ausschusses am 12. Februar verlesenen Aufsätze über Regulierung der bäuerlichen Verhältnisse mit Hilfe einer Geldunterstützung veranlaßten mich, so viel als möglich Erkundigungen über diesen Gegenstand einzuziehen. Mehrfache Äußerungen urteilsfähiger Personen stimmten darin überein, daß sowohl das Recht, Banknoten zu emittieren als die Bewilligung eines Darlehns zu ermäßigtem Zinsfuß zu erlangen, wahrscheinlich eine vergebliche Hoffnung sei, sowohl aus finanzieller Rücksicht, als aus dem Rechtsgrundsatz, „keine Ausnahme mit einem einzelnen Gouvernement zu machen." Finnland emittiert wohl Banknoten, muß aber drei Viertel des Wertes derselben in edlen Metallen deponieren.

Wenn nun auch das Verzichten auf solche kaum entbehrlich scheinende Hilfe die Lösung der wichtigen Aufgabe immer schwieriger macht, so sehe ich mich demnach gedrungen, schließlich meine aus vielfachen Quellen geschöpfte Überzeugung auszusprechen, daß die Gegenwart dennoch die ernstlichste Verpflichtung der Ritterschaft auferlegt, die Agrarzustände der Provinz schleunig und befriedigend zu ordnen. Alle Übelstände derselben, mögen sie unangerührt bleiben, oder mögen sie nach einer ungründlichen Abhilfe wieder zum Vorschein kommen, drohen unfehlbar eine Erschütterung

sämtlicher bestehenden Verhältnisse herbeizuführen, deren Erhaltung wir unseren Nachkommen schuldig sind, und in denen die alleinige Bürgschaft für Recht und Wohlergehen der Zukunft liegt. Die anerkannte Wahrheit, daß es besser sei, die Umstände zu beherrschen, statt sich von ihnen beherrschen zu lassen, drängt uns unerbittlich zum Handeln, und gebe Gott, es geschehe mit Erfolg.

Mit den Gesinnungen der vorzüglichsten Hochachtung habe ich die Ehre, mich zu zeichnen als Ew. Excellenz

ganz gehorsamer

Otto von Grünewaldt.

Reval, d. d. 28. März 1846.

Auf der Ausschußsitzung am 13. Mai 1846 wurde beschlossen, eine Delegation, bestehend aus dem Ritterschaftshauptmann von Essen, dem ehemaligen Ritterschaftshauptmann von Lilienfeld und dem Kreisdeputierten Otto von Grünewaldt, nach Petersburg zu senden.

Der Herr Ritterschaftshauptmann ersuchte nach seiner Rückkehr die Versammlung, sich den Bericht über seine in Gemeinschaft mit den beiden Herren Delegierten, Herrn ehemaligen Ritterschaftshaupt mann von Lilienfeld und Herrn Kreisdeputierten von Grünewaldt, nach St. Petersburg unternommene Reise vortragen zu lassen:

„Dem erhaltenen Auftrage gemäß traten wir sofort die Reise nach St. Petersburg an und meldeten uns bereits am 22. Mai beim Herrn Minister und den Herren Gliedern des Reichsrats, welche das obere Comité in den bäuerlichen Angelegenheiten der Ostseeprovinzen bilden. Der Herr Minister des Innern sprach auf die schmeichelhafteste Weise die Anerkennung aus, welche das Resumé des Landtagsbeschlusses von 1842 bei Sr. Majestät gefunden, und versicherte, daß das uns vorliegende Geschäft in der kürzesten Frist beendigt sein solle. Dies ist vollkommen in Erfüllung gegangen. Man kam uns mit dem Wunsche entgegen, das Geschäft so allgemein und so kurz als möglich zu fassen. Teils hatte man Eile wegen der Sommerzeit, in der die Ferien des Reichsrats noch bevorstanden, teils mochte man sich fürchten, in die Details unseres ziemlich voluminösen Landtagsbeschlusses einzudringen ohne irgend eine Kenntnis unserer Lokalverhältnisse. Vor allen Dingen jedoch wünschte man wohl, über die schnellste Beendigung der estländischen Angelegenheiten dem Kaiser berichten zu können. Man schlug uns vor, nur das allgemeine Prinzip des Landtagsschlusses zur Bestätigung vorzulegen, die notwendige

Garantie des status quo im Besitz des Bauerstandes auszusprechen, wie es 1812 der Landtag gethan, und alle speciellen Bestimmungen zu einer nochmaligen Beratung dem ohnehin nahe bevorstehenden Landtage zu übergeben. Hierauf glaubte ich in Gemeinschaft mit den Herren Delegierten aus mehrfachen Gründen eingehen zu müssen.

Vierjährige Veraltung hat manchen Punkt in dem Landtagsschluß einer Abänderung bedürftig gemacht, und namentlich sind wackenbuchmäßige Bestimmungen in demselben enthalten, die eine Revision von seiten der Regierung herbeigeführt haben würden mit Schlußfolgen der gefährlichsten Art, wie es die livländischen Verhandlungen und interessante Aktenstücke zur Genüge beweisen, die ich Ihnen mitzuteilen im stande bin. Endlich lag es jedenfalls im Interesse der Ritterschaft, ihre eigenen Beschlüsse nochmals prüfen zu dürfen und das Recht zu gewinnen, sie nach Belieben verändert oder unverändert der endlichen Bestätigung zu übergeben. Diese Beweggründe veranlaßten uns, zu einer vorbereitenden Privatsitzung beim Herrn Ministergehilfen eine Eingabe mitzubringen, welcher das beiliegende officielle Protokoll seine Entstehung verdankt. Dieses Protokoll wurde in der ersten und letzten Sitzung des vorbereitenden Comités am 30. Mai genehmigt, auf Grundlage desselben ein zweites für das obere Comité vorbereitet und von dem letzteren bereits nach drei Tagen am 1. Juni in officieller Versammlung unterschrieben, nachdem unmittelbar vorher das livländische Comité nach dreimonatlicher Dauer seine Arbeiten beendigt hatte.

Der Herr Minister des Innern ließ uns eröffnen, daß wir die bevorstehende Ankunft und Entscheidung des Kaisers abwarten müßten, ob Se. Majestät uns nicht in einer Audienz zu empfangen geruhen wolle. Am 9. Juni hatte Se. Majestät den Doklad über unser vollzogenes Geschäft erhalten und eigenhändig darauf bemerkt: „Edel und schön; dem Adel meinen innigsten Dank.“ — Zugleich wurden wir schon zum folgenden Tag nach Peterhof beschieden. In dieser denkwürdigen Audienz befahl mir Se. Majestät, den Allerhöchsten Dank der Ritterschaft mitzuteilen, bediente sich der huldvollsten Ausdrücke, um seine günstige Meinung von den Gesinnungen unserer Korporation zu bezeichnen, und bediente sich der Worte: „er sei gewohnt, in allem, was edel sei, die Estländer vorangehen zu sehen“. Wichtig war noch folgende Äußerung Sr. Majestät: „Ich denke, es wird alles gut gehen, und hoffe, wir

werden was Tüchtiges zu stande bringen." — Desgleichen versicherte uns Se. Kaiserliche Hoheit der Großfürst-Thronfolger in den freundlichsten, wahrhaft aus dem Herzen dringenden Worten seines entschiedensten Wohlwollens für die Zukunft. In der Abschiedsvisite beim Herrn Domänenminister Grafen Kisseleff versprach uns derselbe seine Unterstützung und seine Vertretung, wenn wir in der Durchführung des begonnenen Werkes offen und ehrlich zu Werke gingen und auf richtige Grundlage uns stützten. Bei jeder drohenden Störung von seiten des Volkes werde er der erste sein, den Kaiser um die nachdrücklichsten Maßregeln zu bitten.

Hierauf reisten die beiden Herren Deputierten am 13. Juni ab.

Ich war von dem Herrn Ministergehilfen aufgefordert, noch einige Tage länger zu verweilen, und am 15. Juni übergab mir der Herr Minister des Innern mit einer eigenen, höchst anerkennenden Begleitungsschrift beiliegendes Reskript des Kaisers, in welchem Se. Majestät auf das huldvollste seinen Dank und sein hohes Wohlgefallen an den Beschlüssen der estländischen Ritterschaft ausspricht, und das für ewige Zeiten ein Stolz und eine Zierde des ritterschaftlichen Archives bleiben wird.

Dieses Reskript soll durch die Zeitungen dem Reiche bekanntgemacht werden. Hierin liegt die entschiedenste Manifestation, welchen Wert der Kaiser auf die Bedeutung wie auf die Freiwilligkeit dieses Aktes der Ritterschaft legt, wie er diese Handlung des Adels seines kleinsten Gouvernements dem ganzen Reich als Muster vorhalten zu wollen scheint, und wie sie vielleicht das künftige Schutzmittel sein kann, drohendes Übel abzuwehren, das leider nicht fern von uns schon eingedrungen ist. Uns kommt es zu, durch bereitwilliges Eingehen auf die Wünsche des Kaisers, durch einmütiges und umsichtiges Ausführen derselben uns den sichersten Schutz in dem persönlichen Wohlwollen Sr. Majestät zu erhalten, was alle bedenken mögen, denen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt. Das kaiserliche Wort bietet uns die kräftigste Aufmunterung, auf der begonnenen Bahn alle Schwierigkeiten mit Weisheit und Geduld zu überwinden, um das große Werk einer segensreichen Reform unserer Agrarverhältnisse durchzuführen, welches Gott uns und unserer Zeit übertragen hat."

Die Versammlung sprach ihren Dank aus, sowohl gegen den Herrn Ritterschaftshauptmann und die beiden Herren Delegierten als auch gegen den Herrn Ritterschaftssekretär von Peetz für den

ſchleunigen und glücklichen Ausgang, den die Bauerangelegenheiten in St. Petersburg genommen hatten.

Reſkript Sr. Majeſtät.

Unſeren Lieben und Getreuen, der edlen Ritterſchaft des Gouvernements Eſtland.

Die eſtländiſche Ritterſchaft hat Uns ihre Vorſchläge für die Ordnung der dortigen Bauerzuſtände vorgelegt. Indem Wir die vorgeſchlagenen Maßregeln genehmigen, die von einem beſonderen von Uns niedergeſetzten Comité beprüft ſind und Unſeren Erwartungen vollkommen entſprechen, gewährt es Uns beſondere Genugthuung, der edlen eſtländiſchen Ritterſchaft Unſere Erkenntlichkeit und Unſer Kaiſerliches Wohlwollen auszuſprechen für dieſen neuen Beweis ihrer hochherzigen Geſinnung und ihres Eifers für das allgemeine Wohl. Vollkommen überzeugt, daß die eſtländiſche Ritterſchaft ſich mit gleichem Wohlwollen auch gegenwärtig bemühen wird, die definitiven Beſtimmungen feſtzuſtellen, bleiben Wir ihr mit Unſerer Kaiſerlichen Gnade dafür immer wohlgewogen.

Datiert vom 13. Juni 1846.

Nikolai.

Ausſchußſitzung am 2. September 1846.

Da der Herr Kreisdeputierte von Grünewaldt zu Koick ihn, den Ritterſchaftshauptmann, erſucht habe, den ritterſchaftlichen Ausſchuß verſammeln zu wollen, weil ſich im Lande Gerüchte verbreitet hätten, durch welche die Wirkſamkeit desſelben gelegentlich ſeiner erſten, nicht officiellen Sendung nach St. Petersburg in bäuerlichen Angelegenheiten als dem ihm erteilten Auftrage nicht entſprechend und den bezüglichen Beſchlüſſen der Ritterſchaft zuwiderlaufend bezeichnet worden ſei, — ſo habe er dem Herrn von Grünewaldt Gelegenheit geben wollen, ſich vor dieſer Verſammlung, von der er das Kommiſſum erhalten, auszuſprechen.

Nachdem die Verſammlung hierauf den Herrn von Grünewaldt angehört, ſah ſie ſich im Gefühl ihrer Pflicht und amtlichen Stellung mit wahrer Genugthuung veranlaßt, den Herrn Ritterſchaftshauptmann zu erſuchen, folgende Erklärung an die Ritterſchaft zu richten: „Daß ihrer Überzeugung nach der Herr Kreisdeputierte Otto von Grünewaldt dem ihm von dem ritterſchaftlichen Ausſchuſſe erteilten Auftrage vollkommen treu geblieben, denſelben nach ſeinem beſten Wiſſen erfüllt und den Beſchlüſſen der Ritterſchaft

auf keine Weise und in keinem Falle zuwidergehandelt habe, — daß folglich jene falsche Anklagen enthaltenden Gerüchte nur aus Mißverständnis hervorgegangen sein könnten und jeder Berücksichtigung unwert seien[1])".

Extraordinärer Landtag am 5. September 1846.

Der Herr Ritterschaftshauptmann trug an:

Es haben sich Gerüchte im Lande verbreitet, durch welche die Wirksamkeit des Herrn Kreisdeputierten Otto von Grünewaldt gelegentlich seiner ersten, nicht officiellen Sendung nach St. Petersburg in bäuerlichen Angelegenheiten als dem ihm erteilten Auftrage nicht entsprechend und den bezüglichen Beschlüssen der Ritterschaft zuwiderlaufend bezeichnet worden ist. Die Versammlung des ritterschaftlichen Ausschusses hat — schmerzlich bewegt, einen in jeder Beziehung achtbaren, mit dem Vertrauen seiner Mitbrüder beehrten Mann aus ihrer Mitte in so empfindlicher Weise angegriffen zu sehen — die Anzeige darüber sowie die Darlegung des wahren Sachbestandes vernommen, und sieht sich der ritterschaftliche Ausschuß im Gefühl seiner Pflicht und amtlichen Stellung mit wahrer Genugthuung veranlaßt, an die versammelte Ritterschaft die Erklärung zu richten: „daß seiner Überzeugung nach der Herr Kreisdeputierte Otto von Grünewaldt dem ihm von dem ritterschaftlichen Ausschusse erteilten Auftrage vollkommen treu geblieben, denselben nach seinem besten Wissen erfüllt und den Beschlüssen der Ritterschaft auf keine Weise und in keinem Falle zuwidergehandelt hat, — daß folglich jene falsche Anklagen enthaltenden Gerüchte nur aus Mißverständnis hervorgegangen sein können und jeder Berücksichtigung unwert sind".

Auf dem extraordinären Landtage, der am 2. September 1846 eröffnet ward, wurde eine aus 16 Gliedern bestehende Kommission erwählt, die zunächst ein Enquête zu veranstalten hatte in betreff der zu verbessernden Zustände; Alexander von Grünewaldt war Mitglied dieser Kommission; sie tagte vom 19. Dezember 1846 bis

[1] Anm. des Herausgebers. Diese Angelegenheit bezieht sich auf einen Vorgang persönlicher Natur, der, wie aus einem später mitgeteilten Briefe Otto Grünewaldts an die Großfürstin Helene hervorgeht, diesem sehr nahe gegangen ist, ihn sogar so weit gebracht, daß er die betreffende Persönlichkeit, welcher Grünewaldt böswillige Verleumdung zur Last legte, fordern wollte. Nach der hier mitgeteilten Verhandlung in der Kreisdeputiertenversammlung und vor dem Landtage war die Sache für Grünewaldt aus der Welt geschafft.

13. Januar 1847. Die Bauerkommiſſion erſuchte in der Sitzung am 19. Dezember 1846 den Herrn Ritterſchaftshauptmann, den Antrag des Herrn von Grünewaldt-Orriſaar*) über die Ablöſung der Fron durch Erbpacht mit beſonderen Empfehlungen von ſeiten der Kommiſſion der garantierenden Geſellſchaft und nachher dem Landtage vorzulegen.

Zu Anfang des Jahres 1847 gaben die Kaſſenverwaltung und die Oberverwaltung der Kreditkaſſe ihre Sentiments ab, welche günſtig lauteten.

Das folgende iſt der im Ritterſchaftsarchiv enthaltenen Arbeit Axels von Gernet entnommen.

„Am 10. März 1847 wurde der prorogierte Landtag eröffnet und verlief ſehr ſtürmiſch, indem über die Diſſenſe mehrerer Kommiſſionsmitglieder reſp. mehrerer Kreisdeputierten eingehend debattiert werden mußte. Den Landtagsbeſchlüſſen iſt ein den veränderten Wirtſchaftsverhältniſſen entſprechendes Arbeitsregulativ für die Fronleiſtungen als beſondere Beilage beigefügt. Beim Schluſſe des Landtages am 18. April hatten ſich aus den Verhandlungen folgende Grundſätze ergeben:

1. Das Eigentumsrecht am Grund und Boden verbleibt den Grundherren.

2. Zur ausſchließlichen Nutzung des Bauerſtandes wird alles am 9. Juni 1846 im rechtmäßigen Beſitz desſelben befindliche Land abgeteilt, doch

3. wird nach Maßgabe der Aufhebung der Fron ein Teil des Bauerlandes bis zu 1/6 behufs Etablierung von Knechten und zu jedem anderen Zweck in die freie Dispoſition des Grundherrn geſtellt, wogegen die übrigen 5/6 nicht zur Beſiedelung durch Hofsknechte benutzt werden dürfen.

4. Die Fronpacht ſoll nur als tranſitoriſches Wirtſchaftsſyſtem gelten; Natural- und Geldpacht, in weiterer Folge Erbpacht und bäuerliches Grundeigentum ſind als das Ziel der Entwickelung anzuſehen.

5. Das Maß der Frone wird um mehr als 1/4 ſeines gegenwärtigen Betrages reduziert, die Natural- und Geldpacht aber der freien Übereinkunft der Kontrahenten überlaſſen.

6. Während der Fronpacht darf kein Pachtkontrakt auf weniger als drei Jahre abgeſchloſſen werden.

---

[1] Dieſer Antrag findet ſich im Anhange abgedruckt.

7. Pachtassociationen wird das Recht eingeräumt, auf feste Pachten zu provozieren.

8. Die Ritterschaft stellt die Ausarbeitung einer Ablösungsordnung in Aussicht, bestimmt aber schon jetzt, daß beim Verkauf von Landstellen aus dem Bauerpachtlande auch der immatrikulierte Edelmann konkurrieren kann.

9. Die Bauern erhalten ein progressiv sich erweiterndes Recht der Freizügigkeit.

Weiterhin wurde einer „Finanz"- und einer „Regulierungskommission" die Ausarbeitung einschlägiger Fragen übertragen.

Der am 23. November 1848 eröffnete extraordinäre Landtag hatte wieder eine bedeutende Arbeit in den Agrarfragen zu bewältigen, nachdem die durch den mittlerweile durch den Fürsten Suworoff ersetzten Generalgouverneur Golowin zu den früheren Landtagsbeschlüssen gemachten Bemerkungen die Geltung der früheren Arbeiten in Frage gestellt hatten. Eine am 25. November ernannte Kommission (zu der u. a. auch Otto von Grünewaldt-Koick gehörte) hatte die Aufgabe, die Golowinschen Bemerkungen zu beantworten. Sie einigte sich dahin, daß die Beschlüsse des Landtages von 1847 in toto bindende Kraft für die Ritterschaft behalten sollten, — es sollten nur Zusätze zu denselben statthaft sein. Es ward eine aus acht Gliedern bestehende Kommission erwählt (zu der auch die Brüder Otto und Alexander von Grünewaldt gehörten), der die Aufgabe gestellt war, *Reformvorschläge* zu machen — unter möglichster Berücksichtigung der von der livländischen Ritterschaft gefaßten Beschlüsse —, sowie auch eine ausführliche Ablösungsordnung zu entwerfen und endlich unter Zugrundelegung der neuesten Agrargesetzgebung ein *Projekt zu einem neuen, systematisch geordneten, den gegenwärtigen Bedürfnissen entsprechenden Bauergesetzbuch auszuarbeiten.*

Diese Reformkommission nahm am 8. Dezember unter dem Vorsitz des Ritterschaftshauptmanns die Arbeit in Angriff und brachte sie bis zum 14. März 1849 zum Abschluß.

Die Grundsätze, von denen die Kommission sich leiten ließ, sind kurz und prägnant:

Daß das Bedürfnis der gegenwärtigen Zeit allein maßgebend sein solle; daß das neu zu entwerfende Gesetzbuch die gerechten Ansprüche der Gegenwart mit Berücksichtigung der von der Ritterschaft dem Bauerstande neu konzedierten Rechte, sowie auch dessen

Verpflichtungen durch klar ausgesprochene und genau geregelte Bestimmungen festzustellen habe. Die Kommission hat vermieden, solche Gesetze vorzuschlagen, die die Verhältnisse einer späteren Entwickelung regeln sollen, ... weil eine vorzeitige Konstruierung von Gesetzen, die noch nicht im Bedürfnis der Gegenwart liegen, ... die Rechtsbegriffe des weniger gebildeten Teiles der Staatsbürger verwirre . . . .

Indem die Kommission dem Landtage die Vorschläge zu einer vollständigen, zusammenhängenden Agrargesetzgebung vorlegt, kann sie nicht unterlassen, sich dahin auszusprechen, daß die feste Aufrechterhaltung der staatsrechtlich und historisch begründeten Stellung der ritterschaftlichen Korporation, die Konsolidierung und Rechtskräftigung der bäuerlichen Verhältnisse, sowie auch die Förderung des bäuerlichen materiellen Wohlstandes und sorgfältige Berücksichtigung aller bestehenden privatrechtlichen Verhältnisse diejenigen Grundlagen sind, die sie bei ihren Beschlüssen stets im Auge behielt.

Das von der Kommission ausgearbeitete Projekt des neuen Bauergesetzbuches zerfällt in fünf Abschnitte:

1. Ermittelung und Begrenzung des Bauerpachtlandes.
2. Bestimmungen über den Grund und Boden und dessen Nutzung.
   a) Gesetzliche Stellung des Hofslandes zum Bauerlande.
   b) Bestimmungen über die Art, wie das Bauerland genutzt werden darf (Verpachtung, Verkauf).
3. Verpachtung des Bauerlandes an Glieder des Bauerstandes.
4. Bestimmungen über die Verhältnisse während des Überganges vom Zustande der Fron auf Geldpacht und bäuerliches Eigentum, Fronabolitionsordnung.
5. Über die Besteuerungsverhältnisse.

Die folgenden Bücher bilden eine Umarbeitung des Bauergesetzbuches von 1816 mit Berücksichtigung der unterdes ergangenen Erlasse der Regierung, der Landtagsbeschlüsse von 1847, nebst Gemeindeordnung, des livländischen Entwurfes und der beiden ersten Teile des Provinzialrechts, die 1845 erschienen sind.

Dieses Gesetzesprojekt mußte von den Kreisdeputierten begutachtet werden, deren Sentiment sich in einigen Hauptfragen in Gegensatz zu den Vorschlägen der Kommission stellte. (Nach Axel von Gernet.)

Allendlich ist auf dem Landtage 1849 der vorgestellte und amendierte Entwurf angenommen und 1856 von der Regierung bestätigt worden; es ist die noch heute gültige Bauerverordnung.[1]

Anmerkung. Um den Lesern ein Urteil darüber zu ermöglichen, inwieweit die Beschlüsse der Landtage, auf welchen über die Agrarreform verhandelt worden ist, den Zweck, eine gesunde und die Prosperität der Bevölkerung verbürgende Gesetzgebung geschaffen haben, erlauben wir uns, aus der „Bauerverordnung" von 1856 die für diese Frage entscheidenden Bestimmungen wiederzugeben.

Der Adel sichert dem Bauerstande einen bestimmten Teil gutsherrlicher Ländereien zur unentziehbaren Nutzung zu (§ 5). Das dem Bauerstande zu unentziehbarer Nutzung zugesicherte Land erhält den Namen Bauerpachtland, im Gegensatz zum übrigen, welches Hofsland heißt (§ 10). Nach Maßgabe der Aufhebung der Frone kann ein Teil des Bauerpachtlandes bis zu einem Sechstel desselben in das unbeschränkte Verfügungsrecht des Grundherrn übergehen (§ 17). In betreff dieses eingezogenen Sechstels übernimmt der Grundherr alle diejenigen Verpflichtungen .... welche der Bauergemeinde in Beziehung ihrer auf dem Bauerpachtlande angesiedelten Mitglieder obliegen (§ 18, 2).

Das Bauerpachtland darf niemals in Grundstücke parzelliert werden, die kleiner sind als drei Dessätinen Ackerland nebst den entsprechenden Wiesen und Weiden (§ 58). Kein Bauergrundstück innerhalb des Bauerpachtlandes darf den Betrag von 24 Dessätinen Ackerland nebst den entsprechenden Wiesen und Weiden übersteigen (§ 59).

Grundstücke innerhalb des Bauerpachtlandes dürfen nicht auf kürzere Zeit als sechs Jahre in Pacht vergeben werden.

Pachtkontrakte zwischen dem Gutsherrn und den Bauergemeindegliedern müssen schriftlich abgeschlossen und in das Kontraktenbuch des örtlichen Kirchspielgerichtes eingetragen werden (§ 68).

Über die Vergütung der vom Pächter an sein Pachtgrundstück gewandten Meliorationen handelt § 75.

Die Abschließung von Fronpachtkontrakten wird beschränkt resp. verboten (§§ 123, 124, 125). Damit wurde der Weg für die Einführung der Geld- resp. Kornpacht geebnet.

Durch ein Arbeitsregulativ wurden die Leistung für jeden

[1] Vgl. Briefe Ottos von Grünewaldt an die Großfürstin Helene.

Arbeiter und dessen Anspann für die verschiedenen Arbeitszeiten fest bestimmt (§§ 142—166).

Teile des Bauerpachtlandes können zu jeder Zeit vom Grundherrn verkauft werden, sowohl Mitgliedern der Bauergemeinde als sonstigen Individuen, die zu anderen Gemeinden angeschrieben sind, oder die andere persönliche Rechte genießen, die jedoch beim Ankauf dieser Grundstücke in den Verband der örtlichen Bauergemeinde eintreten müssen (§ 201).

Jeder Fronvertrag kann zu jeder Zeit mit freiwilliger Übereinkunft des Grundherrn einerseits und der fronleistenden Gemeindeglieder andererseits in jede andere Pachtart und in Kauf umgewandelt werden, — natürlich unbeschadet der persönlichen Naturalleistungen der Gemeinde und dem Staate gegenüber (§ 214).

In Bezug der Organisation des bäuerlichen Gemeindeverbandes mögen noch einige Bestimmungen hier mitgeteilt werden.

Jeder estländische Bauer, der volljährig ist, d. h. das 21. Jahr zurückgelegt hat, hat das Recht, nicht allein in eine andere Gemeinde überzutreten, sondern auch in ein anderes Gouvernement des russischen Reiches auszuwandern, wenn

1. die Gemeinde, zu der er gehört, keinerlei gesetzliche Hindernisse verlautbart;

2. der Austretende sich seiner früheren Verbindlichkeiten nach Vorschrift der Gesetze entledigt;

3. derselbe die im Gesetze für diesen Fall vorgeschriebenen Formalitäten beobachtet (§ 322, 1. 2. 3).

Die minderjährigen Kinder in dem Alter zwischen dem 17. und 21. Lebensjahre können gleichfalls mit den Eltern in eine andere Gemeinde übertreten, wenn 1. die frühere Gemeinde oder einzelne Glieder derselben keine begründeten Ansprüche an ihre Person machen und 2. sie selbst den Übertritt wünschen (§ 333, 1 und 2).

Die folgenden §§ regeln die Bedingungen für die Auswanderung in andere Gouvernements.

Die Bauergemeinde haftet solidarisch für die richtige und prompte Bezahlung der auf der Gesamtheit ihrer Mitglieder lastenden Abgaben an die Kronskasse (§ 362).

Die Bauergemeinde haftet bei etwaiger Zahlungsunfähigkeit eines ihrer Glieder solidarisch für eine einjährige Restanz hinsichtlich des Kornvorschusses aus dem Bauer-Kornvorratsmagazin (§ 363).

Die Bauergemeinde sorgt für die Verpflegung der Armen,

Altersschwachen und sonst Gebrechlichen und sieht auf die Erfüllung der öffentlichen Verpflichtungen derselben. Insbesondere muß die Sorgfalt der Gemeinde auf Ernährung und Erziehung hilfloser Waisen gerichtet sein (§ 364).

Die Bauergemeinde richtet ihre besondere Aufmerksamkeit auf den Unterricht der Kinder, sie sorgt für Anlegung von Gebietsschulen und die Anstellung von Schullehrern, sie beaufsichtigt durch die Kirchenvormünder die häusliche Erziehung und den häuslichen Unterricht (§ 365).

Die Gemeinde trägt alle repartierten öffentlichen Obliegenheiten und haftet für die prompte Leistung derselben (§ 366).

Jedes estländische Bauergemeindeglied ist berechtigt, in Grundlage der hierauf sich beziehenden Gesetzesvorschriften, innerhalb und außerhalb des Gutes, zu welchem seine Gemeinde gehört, Dienstverträge einzugehen (§ 431).

Dienstverträge mit den zum Betriebe der Landwirtschaft erforderlichen Dienstboten müssen wenigstens auf ein Jahr abgeschlossen werden (§ 438).

Die Bauergemeinde hat Anspruch auf die Thätigkeit aller ihrer Glieder. Nur das Alter über 60 Jahre oder persönliche Gebrechlichkeit befreien die Gemeindeglieder von dieser Verpflichtung. (Es folgen hier die genaueren Bestimmungen über die Art dieser Thätigkeit.) (§ 482.)

Infolge der in Artikel 362 angeordneten solidarischen Verhaftung sind alle zahlungsfähigen Gemeindeglieder mit gemeinschaftlichen Kräften die Abgaben in Grundlage der letzten Revisions- und Umschreibungslisten zu entrichten verpflichtet (§ 508).

Als abgabenzahlungspflichtig wird jeder Vermögen Besitzende oder jedes arbeitsfähige Bauergemeindemitglied angesehen (§ 509).

Die ganze Bauerverordnung umfaßt 1315 Punkte und Specialbestimmungen bezüglich der in Estland ansässigen schwedischen Bauern; sie bestimmt das Verfahren vor den Gemeindegerichten, welche bestehen aus Richtern und Beisitzern, die aus der Zahl der Gemeindeglieder gewählt werden; die Erbfolge mit dem schon erwähnten praecipuum für den Erbnachfolger in den Pacht- resp. Besitzgrundstücken ꝛc., polizeiliche Anordnungen ꝛc. ꝛc.[1].

(Schluß der Anmerkung.)

[1] Mit der Einführung der russischen Gerichte und der von der Regierung ernannten Polizei- und Gerichtsbeamten, die bis dahin aus der Mitte der Ritterschaft erwählt wurden, sind in der Bauerverordnung nur unwesentliche Modifikationen, z. B. in betreff der Appellationen an höhere Instanzen, eingetreten.

Stellt man den Inhalt der hier in der Anmerkung angeführten Gesetzesbestimmungen in Beziehung zu den Übelständen, welche nach der Schilderung Georgs von Brevern infolge der Gesetzgebung von 1816 auf dem Lande lasteten, so wird man nicht umhin können, anzuerkennen, daß die von der estländischen Ritterschaft aus eigener Initiative unternommene Agrarreform ein segensreiches Werk geworden ist. Jeder, der Verständnis hat für parlamentarischen Arbeiten nebst den Prämissen, auf die diese gestützt sein sollen, wird sich der Einsicht nicht verschließen, daß dieser geschichtliche Akt hervorgewachsen ist aus einer nicht gewöhnlichen Summe von Arbeit, Fleiß, Zeit, Gewissenhaftigkeit und — last not least — weitgehender Sachkenntnis. Daß die ganze Summe dieser Arbeit zugleich verknüpft war mit nicht geringen persönlichen Opfern materieller Art und auch solchen an persönlicher Freiheit und Bequemlichkeit, wird ihren Wert in den Augen der Sachverständigen nur erhöhen können. Das Werk ist nicht unwert des kaiserlichen Dankes, dessen die estländische Ritterschaft von des Kaisers Majestät gewürdigt worden ist.

Aus dem Protokoll der Landtagssitzung am 13. Januar 1848.

Es wurden die Kreislisten verlesen, und während des Verlesens derselben erschien der Herr Oberlandgerichtsaktuar und teilte im Auftrage des Landratskollegiums mit, daß zu Kandidaten für das Amt des Ritterschaftshauptmanns für das nächste Triennium erwählt worden seien: der Herr Kreisdeputierte Otto von Grünewaldt zu Koick, der Herr Kreisdeputierte von Brevern zu Altenhoff und der Herr Kreisdeputierte von Benkendorff zu Warrang.

Bei der Wahl ergab sich die Stimmenmehrheit für Herrn von Grünewaldt, und dieser war somit zum Ritterschaftshauptmann gewählt.

Herr von Grünewaldt dankte für das ihm geschenkte Vertrauen, lehnte aber die auf ihn gefallene Wahl ab, indem er als triftigen Grund dieser seiner Ablehnung auf den Umstand hinwies, daß „er der Bruder des Civilgouverneurs sei".

Die vorgeschlagene Absendung einer Deputation an Herrn von Grünewaldt, um diesen zu der Annahme des Amtes zu bewegen, unterblieb, „da es nicht wahrscheinlich sei, daß Herr von Grünewaldt jetzt das Amt annehmen werde".

In der That wäre es für beide Brüder kaum möglich geweſen, den Verpflichtungen ihrer Ämter — der eine als der ernannte Repräſentant der Staatsregierung, der andere als der erwählte Vertreter der Ritterſchaft — in befriedigender Weiſe unter Vermeidung aller Konflikte nachzukommen.

Otto von Grünewaldt ward 1845 zum Mitglied des Kuratoriums der Ritter- und Domſchule erwählt für den Kreis Jerwen, welches Amt er zwölf Jahre bis 1857 bekleidet hat, wo er zum Landrat erwählt wurde. Er war in jener Zeit mit Arbeit ſehr überhäuft, ſowohl im Landesdienſt als auch in der Verwaltung ſeines Grundbeſitzes, und befiel ſehr ſchwer krank an der Bruſtbräune, ſo daß er zu ſterben vermeinte; er zog ſich daher von all ſeinen Geſchäften zurück, inkl. der Bewirtſchaftung ſeiner Güter, und iſt ſpäter nie mehr in ſeine volle Thätigkeit eingetreten. Auch den Poſten des Landrats gab er ein Jahr ſpäter, 1858, auf. Sein Nachfolger in dieſem wurde ſein Bruder Alexander.

Aus dem Nachrufe, der nach Grünewaldts Tode von berufener Hand geſchrieben, in der „Revaler Zeitung“ erſchien, ſei das folgende, was ſich auf ſeine Thätigkeit im Landesdienſte bezieht, angeführt:

„Dieſer Agrarkalamität konnte nur durch Opfer des grundbeſitzlichen Adels geſteuert werden, — und dazu den Anſtoß gegeben zu haben, iſt das Verdienſt des damaligen Kreisdeputierten von Grünewaldt. Auf dem Landtag des Jahres 1839 ſtellte er einen Antrag, der die Feſtigung des Gemeindeverbandes, als der weſentlichen Baſis der Agrarverhältniſſe, und zweitens die Normierung der Leiſtungen der eſtländiſchen Bauern zum Gegenſtande hatte. Dem Antrage geht eine Motivierung voraus, die für den liberalen Sinn des Antragſtellers einen um ſo ehrenderen Beweis liefert, wenn man bedenkt, daß uns ein halbes Jahrhundert von dieſen Zeiten trennt.

. . . . Man erkennt aus dem huldvollen kaiſerlichen Reſkript von 1846, wie zeitgemäß der Beſchluß der Ritterſchaft geweſen war, an dem die Glieder derſelben mehr oder weniger mitgewirkt. Die Initiative dazu hatte aber im Jahre 1839 der Kreisdeputierte von Grünewaldt ergriffen, was als bleibendes Verdienſt bei ſeinem Ableben wohl des Gedächtniſſes wert iſt.“

Ottos von Grünewaldt landwirtschaftliche Thätigkeit.

Unvergessen ist bis heute, daß Otto von Grünewaldt in Estland auf dem Gebiete der Landwirtschaft nicht allein Hervorragendes geleistet hat, sondern auch bahnbrechend seiner Zeit vorangegangen ist. Seine Schöpfungen haben von Anfang an, da er mit nicht gewöhnlicher Thatkraft und Sachkenntnis zu umwälzenden Reformen die Initiative ergriffen hat, von seiten der Fach- und Zeitgenossen allgemeine Anerkennung gefunden, und seine reformatorischen Leistungen sind vielfach zur Anregung geworden, der viele strebsame Männer jener Zeit gefolgt sind. Viele Fortschritte in der Entwickelung der Landwirtschaft in Estland, die Blüte, zu der dieses wichtige Fach in Estland später gelangt ist, verdanken wir mittelbar und unmittelbar seinem Beispiel und seiner Arbeit. In seiner in viel späterem Alter niedergeschriebenen Autobiographie finden sich an verschiedenen Stellen eingestreut Aufzeichnungen und Bemerkungen, die sich beziehen auf seine Absichten und auf die Art der Ausführung derselben, und es ist sehr zu bedauern, daß er niemals dazu gekommen ist, im Zusammenhange und ausführlich zu schildern, wie seine Pläne entstanden, wie sie zur Verwirklichung gebracht worden, welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden gewesen sind.

Nicht unerwähnt möge hier bleiben, daß, so groß Ottos von Grünewaldt Verdienste um die Entwickelung und Förderung der Landwirtschaft in seinem Heimatlande um jene Zeit gewesen sind, außer ihm auch manche andere Männer erfolgreich in demselben Sinne gewirkt haben. Kaum aber hat ein anderer vor ihm so Einheitliches geschaffen und vollendet, wie er das gethan hat; dem

Herausgeber ſtehen leider die Data nicht zur Verfügung, um genauer die Thätigkeit zu charakteriſieren, die von anderen in derſelben und in ähnlicher Richtung entfaltet worden iſt. Es ſoll nur möglichſt treu der Werdegang charakteriſiert werden, aus welchem ſich von jener Zeit an die gegenwärtigen landwirtſchaftlichen Zuſtände in Eſtland herausgebildet haben.

Wie ſchon früher erwähnt worden, beabſichtigte Otto von Grünewaldt im Einverſtändnis mit den übrigen Familiengliedern, die Laufbahn eines Naturforſchers einzuſchlagen, und hatte ſeine Studienjahre in Dorpat, in Deutſchland und zuletzt in Paris mit den Vorbereitungen dazu ausgenutzt; da fiel ihm, der damals ſchon Bräutigam war, in der Erbteilung das väterliche Gut Koick als Beſitz zu; mit dem Beſitz mußte er auch die damit verbundenen Verpflichtungen übernehmen und, wie der techniſche Ausdruck lautet, „umſatteln“. Der Herausgeber dieſer Blätter erinnert ſich ſehr wohl, wie ihm der Vater wiederholt dieſen Vorgang und ſeine ſittliche Stellung demſelben gegenüber geſchildert hat, und wie die Worte des Vaters auf den Knaben und den Jüngling einen tiefen Eindruck gemacht haben. Der Vater betonte, daß er wider den eigenen Willen in die Laufbahn des Landwirts geworfen ſei, daß er aber ſogleich bei dieſer Wendung ſeines Schickſales ſich vorgenommen habe, „auf ſeinem Koick eine *Muſterwirtſchaft* zu ſchaffen“. Dieſen Vorſatz hat er mit raſtloſem Fleiß und eiſerner Energie unter mannigfachen materiellen Opfern im Laufe langer Jahre glänzend ausgeführt. Die Zeitgenoſſen und die ſpäteren Generationen erkennen noch heute in ſeinen Schöpfungen das Geniale und Tüchtige. Zu den angenehmſten Knabenerinnerungen des Herausgebers gehören die häufigen Beſuche gebildeter Landwirte, Bekannter und Freunde des Vaters, die nach Koick kamen, um zu ſehen, was dort in Arbeit war, was dort geſchaffen worden, und um ſich mit dem hervorragenden Landwirt in Fachfragen zu verſtändigen. Die Exkurſionen, die dann unternommen wurden, die dabei geführten Geſpräche waren immer lebendig und intereſſant, obſchon letztere dem Knaben meiſtenteils wohl nicht vollkommen verſtändlich waren.

Es ſoll hier zum Teil nach den Aufzeichnungen in Grünewaldts Autobiographie, zum Teil nach den Erinnerungen über die wirtſchaftlichen Reformen referiert werden, wobei allerdings der gegenwärtige Zuſtand des Gutes, nachdem dieſe vollzogen worden, behilflich iſt, dieſelben zu charakteriſieren für den, der ſich noch

deutlich deſſen erinnert, welches der Zuſtand vor denſelben geweſen iſt.

Da Otto von Grünewaldt keine fachwiſſenſchaftlich-landwirtſchaftliche Bildung auf einer Univerſität oder Akademie genoſſen hatte, ſondern direkt aus dem theoretiſchen Studium der Zoologie und vergleichenden Anatomie in die Verwaltung und Bewirtſchaftung ſeines zunächſt nur aus dem Gute Koick beſtehenden Grundbeſitzes hineinverſetzt wurde, hat er das früher unfreiwillig Verſäumte nachgeholt im theoretiſchen Studium einer allmählich erworbenen, reichhaltigen und ausgewählten landwirtſchaftlichen Bibliothek und praktiſch durch regen Verkehr mit befreundeten Landwirten in Deutſchland und in der Heimat, zu denen er häufige Reiſen unternahm. Eine Reiſe nach Pommern z. B. mußte in jener Zeit mit Poſtpferden gemacht werden, denn auch ein Dampfbootverkehr mit deutſchen Häfen trat erſt ſpäter ins Leben. Der Leſer wird daran ermeſſen, daß es für Otto Grünewaldt nicht leicht geweſen iſt, ſich den gewünſchten Anſchauungsunterricht zugänglich zu machen, durch welchen und durch ſein eigenes Arbeiten er im wahren Sinne des Wortes Autodidakt als Landwirt, gewiſſermaßen ein self-made man geworden iſt. Wollen wir die Bedeutung dieſer Perſönlichkeit in ihrem Fache richtig ſchätzen lernen, ſo müſſen wir auch die Umſtände berückſichtigen, unter denen ſie ſich entwickelt hat.

Hierbei iſt noch zu erwähnen, daß damals und auch noch viel ſpäter eine große Mehrzahl eſtländiſcher Landwirte ebenfalls durch ausſchließlich praktiſche Arbeit in ihrem Beruf heranreifte; doch iſt es nicht vielen geglückt, dadurch zu demſelben Grade von theoretiſcher und praktiſcher Ausbildung in ihrem Fache zu gelangen, wie das Otto Grünewaldt gelungen iſt.

Den Zuſtand der Landwirtſchaft in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts und noch vordem ſchildern uns die Aufzeichnungen der Brüder Iwan und Otto, die in dieſen Blättern wiedergegeben wurden. Der Aufſchwung, den ſie nahm, war durch den berühmten Thaer inauguriert, zu welchem die angehenden Landwirte hinzogen, und auf Thaers Lehren beruhen die Fortſchritte, die in Eſtland zu der Zeit gemacht worden ſind, da die Brüder Grünewaldt ihre Güter in eigene Bewirtſchaftung übernahmen.

Wohl der erſte Landwirt, der in Eſtland die Lehren Thaers in die That umſetzte, war Herr von Brevern auf Koil, ein hervorragender Landwirt, deſſen Beiſpiel dem jungen Otto von Grüne-

waldt vorgeleuchtet hat, bis er begann, ſelbſtändig ſeine eigenen Wege zu gehen. So viel dem Herausgeber bekannt, hat Brevern als erſter in ſeinem Vaterlande den Anbau von Klee und Kartoffeln in Angriff genommen, ein wichtiger Schritt vorwärts, den zu unternehmen nur wenige den Mut hatten; zu dieſen wenigen gehörte bald der junge Beſitzer von Koick. An Bodenverbeſſerungen durch Ent- und Bewäſſerungen hat in jener Zeit wohl kaum jemand gedacht; die damaligen Landwirte beſchränkten ſich auf den Anbau von Cerealien, deren Verkauf in natura oder in Geſtalt von 40% Spiritus den Gutsbeſitzern den größten Teil ihrer Einnahmen brachte. Der Branntwein wurde in äußerſt primitiven „Branntweinsküchen“ hergeſtellt, in welchen alle Arbeit, die heute durch Dampfkraft geleiſtet wird, durch die Muskelkraft von Fronknechten beſorgt wurde.

Weite Strecken Landes lagen noch wüſt in Eſtland und nützten nur als ſchlechte Weiden für elendes Vieh. Es kamen dann ſchon mehrere Landwirte zu der Überzeugung, daß in der Züchtung und Haltung von Vieh der Schwerpunkt aller Wirtſchaft liege, und es kamen damals hierin zunächſt in Betracht edle Schafe, für deren Einträglichkeit die weiten Flächen Günſtiges verſprachen. So waren von mehreren von Grünewaldts Landsleuten, dem genannten Herrn von Brevern, den Brüdern Stackelberg und einigen wenigen anderen ſchon die Anfänge gemacht worden, den Ertrag ihrer Grundſtücke zu heben, indem ſie auf denſelben Herden feinwolliger Schafe einführten und dazu die notwendigen Einrichtungen trafen, das nötige Perſonal heranzogen, die nötigen Weiden ſchufen. Zu dieſen Initiatoren geſellte ſich auch bald Grünewaldt, der die Schafzucht in großem Maßſtabe und mit vielem Verſtändnis auf ſeinem Beſitz begründete. Für dieſe Herden mußte die Nahrung in angemeſſener Qualität beſchafft werden; das Feldareal bedurfte der Vergrößerung und Verbeſſerung, um Feldweiden und Feldheu zu haben, die beide für die Ernährung der edlen Herden notwendig ſind. Grünewaldt hatte gemeinſam mit anderen Landsleuten aus Deutſchland Zuchtſchafe (Merinos) importiert und hat, um dieſe zu beſchaffen, mannigfache Reiſen zu bekannten Schafzüchtern unternommen. Die anſehnlichen Waldparzellen, die viele Quadratwerſt groß auf Koickſchem Grunde auf Ackerboden ſtanden, ließ er ausroden und ſchuf ſie zu Äckern um, ſo daß, als er die Bewirtſchaftung ſeines Gutes ſpäter, in den ſechziger Jahren, ſeinem Sohne übergab, aus einer geringfügigen

Ackerfläche von 320 Tonnstellen eine solche von acht Quadratwerst des schönsten Kulturlandes vorhanden war. Große Strecken dieser Feldfläche waren durch Trockenlegung und Ausroden des Bestandes an Gestrüpp gewonnen worden. Die Ackerflächen ohne ein gewisses Maß von Wiesen können nicht die nötige Kultur finden; so wurde denn ein großes Areal von Koick, durch welches ein versumpftes Flüßchen sich hinzog, eine sogenannte Lucht, in eine schöne Wiese umgewandelt. Vor der Entwässerung dieser ist noch im Jahre 1844 der Schreiber dieses unter Lebensgefahr zu versinken in diesen mit Schachtelhalm bewachsenen Gründen der Enten- und Schnepfenjagd nachgegangen, wo jetzt das Terrain vollkommen fest und trocken ist und sehr schöne, reiche Erträge an vorzüglichem Heu hergiebt. Otto Grünewaldt hat große Kapitalien an diese Meliorationen gewandt, — und dazu gehörte damals Mut, denn es konnte fraglich sein, ob der Erfolg die Unkosten lohnen werde. Gewaltige, meilenlange Kanäle mußten ausgehoben werden, und auch mancher dieser Kanäle hat sich als nicht zweckentsprechend erwiesen und die an ihn gewandten Unkosten als weggeworfen. Die heutige Arbeit der Kulturingenieure war damals unbekannt, und die Techniker der Wasserbaukunst waren mehr oder weniger rohe Empiriker. Otto Grünewaldt schickte auf seine Kosten junge Männer, die er für tauglich dazu hielt, nach Deutschland auf Güter seiner landwirtschaftlichen Freunde, um sie für die Melioration der Wiesen, deren Entwässerung und Bewässerung, ausbilden zu lassen, und diese Männer haben die meisten Wiesenarbeiten auf seinen Gütern ausgeführt, — viel allerdings nach heutigen Begriffen äußerst mangelhaft und ungenügend. Er selbst hat dem Schreiber dieses öfter gesagt: „Nie habe ich bereut, Entwässerungen angelegt, wohl aber, Bewässerungsarbeiten ausgeführt zu haben.“ Waren doch in jener Zeit noch die uns heute geläufigen Bedingungen, die zu rentablen Bewässerungen unumgänglich notwendig sind, in betreff der Qualität des Bodens, des Wassers ꝛc. vollkommen unbekannt. Das hat den thatkräftigen, dem Fortschritt huldigenden Mann aber nicht abgehalten, Arbeit und sehr viel Geld an Meliorationen zu wenden, für deren Erfolg er keine Sicherheit haben konnte. Es trieb ihn aber unwiderstehlich, in dem erwählten Fache als Pionier voranzugehen; sein Beispiel und seine Erfahrungen und auch seine Mißerfolge haben dafür seinen Landsleuten und seiner Heimat viel Nutzen gebracht.

Durch Zukauf der angrenzenden Güter Laimetz — vom Bruder Moritz gekauft — und Brandten iſt die bedeutende Ackerfläche zu ſchaffen erſt möglich geworden; dieſe Grundſtücke boten ein großes Areal an ſogenanntem Unlande, das in Kulturland umgewandelt werden ſollte und auch wurde.

Der Unternehmungsgeiſt Ottos und der Erfolg, mit dem manche ſeiner Unternehmungen gekrönt wurden, gewannen ihm das Vertrauen vieler. So wurde er von ſeinem Schwager Blanckenhagen, der ihm das dazu nötige Geld vorſtreckte, bewogen, noch einen großen Grundbeſitz zu erwerben. Es war das von Koick 50 Werſt entfernte, in Livland belegene Gut Waimaſtfer, das etwa in der Mitte der dreißiger Jahre von Otto angekauft und 1843 wieder verkauft wurde und das ein großes Feld landwirtſchaftlicher Thätigkeit darbot. Als aber Grünewaldt das Gut Brandten erworben und dieſer Beſitz ihm die Arbeitslaſt ſehr vergrößert hatte, mochte das wohl das Hauptmotiv zum Verkauf von Waimaſtfer geweſen ſein, der ihn ſpäter manches Mal gereut hat.

Wir haben in dem abſichtlich vorher geſtellten Abſchnitte Ottos Thätigkeit in der damals alle Gemüter beſchäftigenden Agrarreform zu ſchildern verſucht. Dieſe und die landwirtſchaftliche Arbeit konnten nur Hand in Hand gefördert werden. War das Ziel der Agrarreform das, aus Fronknechten Pächter reſp. Eigentümer der Pachtgrundſtücke zu ſchaffen, ſo mußte, wenn dieſe Reform durchgeführt wurde, dieſelbe auch die Arbeitsverhältniſſe der Gutswirtſchaften radikal umwandeln. Die bisher benutzte Arbeitskraft der Frone hörte auf und mußte durch eine neu zu ſchaffende erſetzt werden. Es wurde die ſogenannte Knechtswirtſchaft eingeführt. Der Hof disponierte nicht mehr über die Fronarbeiter und deren lebendes und totes Inventar; er mußte ſich beides in Geſtalt von Jahresknechten und von eigenem Inventar an Gerät und Arbeitsvieh beſchaffen. Der Leſer, der keine Kenntnis von der landwirtſchaftlichen Arbeit hat, wird kaum ein Verſtändnis von der einſchneidenden Bedeutung einer Maßregel, wie die Umwandlung der Fronwirtſchaft in die Knechtswirtſchaft, haben können. Anſtatt der Hunderte von Frönern, welche das Ackern, Säen, Kultivieren, Ernten ꝛc. beſorgten, mußte der Leiter der Wirtſchaft eine natürlich viel kleinere Anzahl Knechte anmieten, die in richtigem Verhältnis der zu bearbeitenden Äcker, Wieſen, Waldungen ꝛc. ſteht; er mußte für dieſelben Wohnungen ſchaffen; ferner die richtige Menge des Arbeitsviehs, Pferde und

Ochsen, und das sogenannte tote Inventar, d. i. jedes einzelne Stück, das notwendig ist, um dem Grund und Boden seine Produkte zu entnehmen und zu verarbeiten. Es ist ja verständlich, daß hierzu ein gewisses und gar nicht kleines Kapital notwendig ist, das nicht jeder sich leicht beschaffen kann; ferner ist es notwendig, diese angemietete Arbeitskraft richtig zu organisieren und auszunutzen, ohne sie zu schädigen und auch ohne sie zu sehr zu schonen. Für den Landwirt ist die nicht richtig ausgenutzte Arbeitskraft die größte und eine unverzeihliche Verschwendung. Um sich die nötige Kenntnis und Erfahrung in der neuen Wirtschaftsform, die schon vor der Agrarreform auf den Gütern in Koick und Brandten (1846) und Laimetz (1842) eingeführt worden war, zu verschaffen und auch die anzustellenden Beamten mit derselben vertraut zu machen, hat Otto Grünewaldt persönlich die Knechtswirtschaften in Deutschland studiert und junge künftige Wirtschaftsbeamte dorthin geschickt, die auf geeigneten Wirtschaften als Arbeiter eingestellt und so mit den nötigen Arbeiten bekannt wurden. Die bisher gebräuchlichen Ackergeräte wurden durch vervollkommnete, zweckentsprechende ersetzt, und das Personal mußte angelernt werden, dieselben zu brauchen.

Otto Grünewaldt kommt der Ruhm zu, wenn nicht gar der erste, so doch sicher einer der allerersten gewesen zu sein, der auf seinen Gütern die große Reform der „Knechtswirtschaft" eingeführt hat.

Die heutige Generation, welche keine andere Form der Wirtschaft kennt als diese, kann sich wohl keine Vorstellung davon machen, welche Arbeit, welche Mühe und Opfer die Einführung derselben vor fünfzig bis sechzig Jahren gekostet hat, und welcher Dank den Männern zu zollen ist, die uns gelehrt haben, die ersten Schritte auf der neuen Bahn zu thun. Die folgenden Schritte, und sie werden von Jahr zu Jahr, so Gott will, uns weiter fortführen, machen wir heutzutage sozusagen von selbst, und auch der am meisten Konservative zögert nicht mehr, sich dem Fortschritte anzuschließen, der auf den Schulen und Akademien gelehrt, in zahlreichen Zeitschriften besprochen und kritisiert wird, der auf raffinierten, wissenschaftlichen Versuchen, auf unumstößlichen Beweisen der Chemie, Physik, Mechanik ꝛc. basiert. Jedoch vor fünfzig und sechzig Jahren gehörte schon ein gewiß nicht leichter Entschluß dazu, den Dreschflegel durch die Dreschmaschine, den Hakenpflug durch den Wendepflug und andere vervollkommnete Pflüge, die

Sichel durch die Sense zu ersetzen u. s. w. Von Mähmaschinen, gar Garbenbindern u. dergl. m. war damals nichts bekannt, und nur in einzelnen Wirtschaften begann man, die alten hölzernen Eggen zu ersetzen durch eiserne, welche bis zur Gegenwart in zahllosen vervollkommneten Formen und Mechanismen in Gebrauch sind. Die heute allgemein gebräuchlichen zweispännigen Arbeitswagen sind meines Wissens in unserem Vaterlande zuerst in Koick gebraucht worden, ebenso die erste Dreschmaschine, die noch von Ochsen oder Pferden in Gang gesetzt wurde. Die Einzelheiten dieser reformatorischen Bestrebungen sind weit weniger wichtig und maßgebend, als das ganze energische Streben nach Vervollkommnung und nach Fortschritt, welches das Wesen des Mannes kennzeichnet, von dem diese Zeilen handeln.

Um die bisherige Dreifelderwirtschaft der Fronzeit in eine Knechtswirtschaft mit einer Fruchtfolge auf vielen Feldschlägen und dem Anbau anderer Kulturpflanzen von verschiedenen Eigenschaften umzuwandeln, war auf einer großen Zahl von Gütern noch eine wichtige, einschneidende Maßregel unvermeidlich, die gegenwärtige, jedermann bekannte und geläufige sogenannte Streulegung derselben; sie ist in den baltischen Provinzen wohl schon fast überall durchgeführt. Wer irgend Fühlung hat mit landwirtschaftlichen Kreisen, weiß ganz genau, was unter diesem Begriff zu verstehen ist. Die auf uns folgenden Generationen sowie auch diejenigen, denen Agrarverhältnisse ein mehr oder weniger unbekanntes Gebiet sind, können von diesem Prozeß kein Verständnis haben.

Zu Zeiten der Fron bestand die Ackerwirtschaft auf den Höfen und Bauerländereien in der Bebauung von drei Feldschlägen, von denen der eine als Brache im Frühsommer bedüngt, im Juli geackert und im Spätsommer mit Winterroggen besät wurde; auf dem zweiten wurde das Winterkorn zur Reife gebracht und abgeerntet, auf dem dritten Sommerkorn, Hafer oder Gerste gebaut. Die bäuerlichen Felder bildeten als Dorfsfelder, da damals die Bauern in großen Dörfern lebten, eine große Ackerfläche, die in drei Teile geteilt war, von denen ein jeder aus mindestens so viel langen schmalen Feldstücken bestand, als in dem Dorfe Einzelhöfe vorhanden waren. In den östlichen von Estland befindlichen russischen Gouvernements besteht diese Einteilung in Schnurstücke noch heute auf der großen Mehrzahl der Felder, welche den seit 1861 nicht mehr leibeigenen Bauern gehören. Bei dieser Feldeinteilung hatte jeder Gesindewirt viele mehr oder weniger weit voneinander

gelegene Feldstücke zu bebauen, meistenteils aber war der Acker des einzelnen Bauern sehr zersplittert, und viele hatten ihre Felder in zahllosen nicht zusammenhängenden, durch fremde Grundstücke von einander getrennten Parzellen liegen; es ist leicht verständlich, mit welchem Aufwand von Zeit und Arbeitskraft es verbunden war, mit dem Ackergerät von einer zur anderen Parzelle zu gelangen, zwischen denen mitunter weite Strecken schlechter Feldwege zu überwinden waren. Die Viehweiden bestanden aus gemeinsam von der ganzen Gemeinde benutzten Angern, auf welchen die Gesamtmenge alles den einzelnen Bauern gehörigen Viehs in größeren Herden weidete, unter Aufsicht von Hirten oder ohne solche. Die Wiesen (Heuschläge) lagen größtenteils weit entfernt von den Dörfern, und jeder Wirt nutzte ein für ihn abgeteiltes Stück derselben. Zur Heuzeit fand dann eine Art Völkerwanderung aus den Dörfern statt, indem der Bauerwirt mit Kind und Kegel, Knecht und Magd auf seinen Heuschlag auswanderte und dort so lange biwakierte, bis er all sein Heu gemäht, getrocknet und in Schobern geborgen hatte. In der Heuzeit standen dann nicht wenige Bauerhöfe fast ganz oder auch ganz unbewohnt, wenn nicht zufällig ein infirmes Familienmitglied als des Hauses Hüter zurückgelassen worden war; Kinder und Säuglinge wurden von den Eltern auf den Heuschlag mitgenommen, und der die Wälder und Wiesen durchstreifende Jäger stieß dann in der Wildnis auf die Biwakshütten, Feuerstellen und Wagenburgen mit aufgestellten Wiegen der Säuglinge und den in der Nähe gekoppelt weidenden Pferden u. s. f. Die unbewacht zurückgelassenen Höfe wurden wohl nicht selten von vagabundierenden Gaunern heimgesucht, denen dort das Handwerk sehr leicht gemacht war. Dieser Charakter der Heuzeit ist auch heute noch an vielen Orten unverändert.

Behufs der Streulegung wurden zunächst die von der Bauerschaft genutzten Felder, Wiesen und Weiden genau durch vereidete Landmesser vermessen und aus ihnen größere, unter sich zusammenhängende Grundstücke gebildet, in denen der Pächter seine Pachtgrundstücke, Acker, Wiese und Weide, in genau nach deren Ertrag berechnete Flächen zugeteilt erhielt. Der Ertrag wurde auf Roggenpfunde reduziert und in das durch das Regulativ der Bauerverordnung bestimmte Verhältnis zur Pachtleistung — Arbeitsleistung, Geld oder Kornpacht — gebracht.

Da bei dieser neuen Einteilung der Wohnsitz des Pächters im weitläufig liegenden Dorfe gewöhnlich in mehr oder weniger weite

Entfernung zu dem dazu gehörigen Acker zu liegen kam, waren die Grundherren genötigt, die Mehrzahl der Bauerhöfe mit allen Nebengebäuden an einen passenden Platz inmitten des neu entstandenen Grundstückes zu verlegen, neue Gebäude aufzubauen, Brunnen und Zäune anzulegen u. s. f. Alle diese Arbeiten, von der Vermessung durch Landmesser an bis zum Ausbau der Ansiedlung, erforderten große Sachkenntnis und einen bedeutenden Aufwand an Barkapital; dieser erwies sich jedoch insofern als wirtschaftlich vorteilhaft, als die streugelegten und arrondierten Bauerhöfe bedeutend höhere Erträge ergaben, die nicht bloß dem Pachtinhaber, sondern auch dem Grundherrn zu statten kamen in Form einer gern gezahlten höheren Pacht. Bei der Arrondierung wurde, wo die Lokalität es erforderte, auch durch Austausch von Bauerland gegen Hofsland[1] und vice versa den neu gebildeten Pachthöfen die nötige Ertragsfähigkeit geschaffen. Mit der Streulegung hat im Lande großenteils die Existenz der großen, geschlossenen Dorfschaften aufgehört, an deren Stelle vereinzelt gelegene Bauerhöfe entstanden sind. Es ist begreiflich, daß der Pächter oder Eigentümer dieser Einzelhöfe, auf denen er in dem ihm zugeteilten Pacht- oder Eigentumsgrundstück domiziliert, wirtschaftlich unvergleichlich viel vorteilhafter situiert ist, als er es vorher im Besitze seiner Schnurstücke war.

Diese Maßregel der Streulegung resp. der Bildung von geschlossenen, zusammenhängenden Bauergütern wäre fast unmöglich gewesen, wenn nicht damals die Grundherren die alleinigen Besitzer des ganzen Grund und Bodens gewesen wären. In einem Teile Deutschlands bestehen noch heute die Besitztümer vieler Bauern aus einer größeren oder geringeren Anzahl kleiner Landstücke, die versprengt auseinander liegen. Man ist dort in einzelnen Gegenden eben damit beschäftigt, diese Grundstücke verschiedener Besitzer durch Ankauf, Austausch ꝛc. zu zweckentsprechend geformten, landwirtschaftlich brauchbaren Bauergütern zu verschmelzen. Diese Arbeit ist jetzt sehr schwierig und natürlich nicht ohne große Unkosten durchführbar, da es sich darum handelt, verschiedenen Besitzern gehörige kleine Stücke in einzelne Güter zusammenzuziehen, wo dann den Interessen vieler an dem Vorgange beteiligter Besitzer in

[1] Die Grenze zwischen dem Hofslande und dem für immer von diesem zur ausschließlichen Nutzung durch zum Bauerstande gehörige Personen abgetrennten Bauerlande ist der in Estland allgemein sogenannte „rote Strich".

billiger Weise Rechnung zu tragen ist, resp. sie willig zu machen sind, an ihrem Besitz eine solche Wandlung vornehmen zu lassen. An dieser Schwierigkeit hat der Prozeß der Streulegung in den baltischen Provinzen nicht zu leiden gehabt.

Die Dreifelderwirtschaft hat im ganzen Lande schon längst aufgehört, und auf den arrondierten Grundstücken der bäuerlichen Pächter und Grundbesitzer sowohl als auch der Großgrundbesitzer ist an ihre Stelle eine rationelle Fruchtfolge auf zahlreichen Schlägen der Rotation getreten; auch auf den am wenigsten gut bewirtschafteten Grundstücken besteht zum mindesten der Anbau von Klee und Kartoffeln, aber meist auch von Leguminosen, Flachs u. a. m.

Als die früher besprochenen Arbeiten des Landtages der estländischen Ritterschaft im Gange waren, hatte die praktische Einführung der Knechtswirtschaft im Besitztum Otto von Grünewaldts fast schon ihren Abschluß gefunden, und der gegenwärtige Zustand der Bauerschaft und des Hofes war teils schon geschaffen, teils in der Vorbereitung weit vorgerückt.

Noch eine Neuschöpfung Otto von Grünewaldts verdient der Erwähnung dort, wo von seinen Verdiensten als Landwirt die Rede ist. Er begründete, dem Beispiel des Bruders Alexander folgend, ein Gestüt, indem er zunächst aus estländischen kleinen Stuten, die er mit englischen Halbblut-Hengsten kreuzte, Gebrauchspferde erzog. Das geschah etwa um 1840, vielleicht noch früher, und dieser Zucht entstammten eine Menge tüchtiger Pferde, fast lauter Braune, deren Namen jahrgangsweise alphabetisch geordnet erteilt wurden. Dieses Gestüt besteht noch heute, ist bedeutend entwickelt und durch Beschaffung von Vollbluthengsten und Stuten seitens des Sohnes von Otto Magnus zu großem und wohlverdientem Rufe gebracht worden. Das Gestüt Koick ist im Lande und im Kreise der Sportsmänner und Pferdezüchter sehr bekannt; die Produkte der Koickschen Zucht sind auf den Ausstellungen an verschiedenen Orten reichlich durch die ersten Preise ausgezeichnet worden. Die Gegenwart stellt an die Pferdezucht andere Anforderungen als die Zeit, zu der Otto Grünewaldt sein Gestüt begründete; jedenfalls hat er schon den Weg betreten, auf welchem sein Sohn und Nachfolger erfolgreich fortgeschritten ist.

Gründung des landwirtſchaftlichen Vereins in Eſtland und Mitgliedſchaft der kaiſerlich livländiſchen ökonomiſchen und gemeinnützigen Societät.

Otto von Grünewaldt hat nicht allein als Initiator vieler Fortſchritte auf landwirtſchaftlichem Gebiet auf eigenem Beſitz gewirkt. In klarer und vorausſehender Erkenntnis, daß ein vor allem auf den Ackerbau angewieſenes Land, wie es jede der drei baltiſchen Provinzen noch eben iſt, hat er nicht ohne Erfolg Mühe getragen, daß landwirtſchaftliche Kenntniſſe und darauf beruhende fruchtbringende Arbeit in möglichſt weiten Kreiſen ſich verbreite und durch Austauſch der Meinungen und Anſichten zu Nutzen der Allgemeinheit gefördert werde. Von dieſen Motiven geleitet, begründete er gemeinſam mit zwei gleichgeſinnten Männern, dem weil. Landrat E. von Fock zu Saggad und Herrn von Hueck zu Munnalas, im Jahre 1839 den eſtländiſchen landwirtſchaftlichen Verein, deſſen Statuten am 29. Oktober 1839 die miniſterielle Beſtätigung erhalten haben. Der Verein hielt drei- bis viermal im Jahre eine Sitzung.

In der Sitzung des Vereins am 7. September 1889 gedachte der derzeitige Präſident, der Kreisdeputierte G. von Grünewaldt-Koick, ein Sohn des Stifters, deſſen, daß dieſe Sitzung mit dem fünfzigjährigen Jubiläum des Vereins zuſammenfalle; „von den drei Stiftern, die die Statuten unterzeichnet haben, iſt nur der Kammerherr von Grünewaldt-Koick am Leben, der zugleich Ehrenmitglied des Vereins iſt.“ Nachdem der Vorſitzende das Verzeichnis der Namen und die Reihenfolge der bisherigen Präſidenten[1] verleſen hatte, führte er weiter in ſeinem kurzen Bericht über die Thätigkeit des Vereins in den letzten 50 Jahren an, „daß der Verein es ſich habe angelegen ſein laſſen, vorherrſchend praktiſche Ziele zu verfolgen“, und daß es ſeiner Initiative zu danken ſei, daß eine Menge Vereine ins Leben getreten ſind, die mit der Zeit für das ganze Land die größte Bedeutung gewonnen haben. Er

[1] Es ſind: Kammerherr Landrat von Grünewaldt 1839—1849; Hofmeiſter Landrat Graf Keyſerling 1849—1857; Landrat von Grünewaldt-Orriſaar 1857 bis 1860; Kammerherr Baron E. von Ungern Sternberg-Hark 1860—1863; Landrat Baron von Uexküll, Schloß Fickel 1863—1876; Hofmeiſter Landrat Graf Keyſerling 1876—1879; Landrat Baron von Maydell-Paſtfer 1879—1886; Kreisdeputierter von Grünewaldt-Koick ſeit 1886.

erinnere nur an die Versicherungsgesellschaft gegen Feuersgefahr auf dem flachen Lande, den Gartenbauverein, den Konsumverein estländischer Landwirte, den Meiereiverband, die Vereinigung der Spirituspröduzenten und noch andere mehr.

Hofmeister Landrat Graf Keyserling beantragte, den Herrn Präsidenten zu ersuchen, dem hochverehrten Ehrenmitgliede, Kammerherrn von Grünewaldt, den der Verein als seinen Vater ansieht, bei dieser Gelegenheit den tiefgefühlten Dank der Vereins darzubringen. Die Versammlung schloß sich durch Erheben von den Sitzen diesem Antrage an.

Der Herr Präsident beantragte, den Hofmeister Landrat Graf Keyserling in gerechter Anerkennung seiner großen Verdienste, die er als langjähriger Präsident des Vereins um denselben erworben, zum Ehrenmitglied zu ernennen. Dieser Antrag wurde mit Akklamation von der Versammlung angenommen, die durch Erheben von den Sitzen ihre Zustimmung gab.

Aus dem Protokoll der Sitzung des estländischen landwirtschaftlichen Vereins am 7. Oktober 1889.

Aus den Berichten, welche der Verein dem Ministerium der Domänen und der Landwirtschaft alljährlich einzureichen verpflichtet ist, seien einige Verhandlungsgegenstände angeführt aus der Zeit, da O. von Grünewaldt und A. von Grünewaldt das Präsidium führten. Diese werfen ein Licht auf die Anschauungen und Bestrebungen jener Zeit und haben nicht bloß ein historisches, sondern auch ein kulturelles Interesse[1]:

1842. Über die Wirkung des Gypses auf den Klee und andere zu den Leguminosen gehörende Gewächse.

Über den Anbau veredelter Kornarten.

Über die Dachdeckung nach Dornscher Methode.

Über den Anbau von Schilf und Rohr als Ersatz für das Stroh beim Dachdecken.

Über Dreschmaschinen, deren Konstruktion und Anwendung.

Über Korndarren.

Über die Gewinnung und Benutzung des Torfes.

Über Milchwirtschaft und Käsebereitung.

---

[1] Über die Jahre 1839, 1840—1841 liegt uns kein Jahresbericht und kein Protokoll vor.

Über die Bearbeitung des Ackers und den Anbau von Körnerfrüchten.

1843. Um der mangelhaften ökonomischen Lage der Bauern abzuhelfen, ward der Beschluß gefaßt, „ein Landgut zu kaufen und auf diesem eine Musterwirtschaft — (Versuchsstation), einzurichten, die sowohl den Großgrundbesitzern als auch den bäuerlichen Landwirten Gelegenheit bieten solle, praktisch zu ermitteln, nach welchen Grundsätzen der höchstmögliche Reinertrag von den Gütern neben gleichzeitiger möglichster Entwicklung und Vervollkommnung der bäuerlichen Zustände zu erringen sein möchte.“ Es bildete sich ein Konsortium, welches das große Gut Kurküll kaufte, das später eine Reihe von Jahren den angedeuteten Zwecken gedient hat. Ferner wurde beschlossen, dem Landtage die Beratung eines neu zu entwerfenden Gesetzes anzuempfehlen, welches die für die Provinz so wünschenswerte Entwässerung und Bewässerung in größerer Ausdehnung möglich machte.

Bericht eines Mitgliedes über die Ergebnisse einer Instruktionsreise nach Trakehnen mit wichtigen Details für Pferdezüchter.

Eingehende Verhandlungen über den Kornwurm, der in den letzten Jahren in Estland unberechenbaren Schaden angerichtet hat, und über etwa dagegen wirksame Abhilfe.

Über den Wert und die Benutzung des Torfes.

Über Zucht und Wartung des Rindviehs und den Ertrag durch geeignete Fütterung desselben.

Über die in Frankreich angewendete Methode der Beleuchtung mit Spiritus.

Ferner wurde verhandelt über Aufbewahrung von Klee in frischem Zustande, über die Vorzüge des durch Selbsterhitzung konservierten Rauhfutters und noch anderes mehr.

1844. Es wurde eingehend verhandelt über die besten Methoden, die Moore für den Acker- und Wiesenbau nutzbar zu machen. Mit den zu erhöhenden Erträgen der Wiesen und der damit auch verbesserten Qualität des Futters steht in engem Zusammenhange die bessere und dadurch in höherem Grade rentable Viehhaltung, bei welcher Gelegenheit über zweckmäßige Zubereitung des Futters diskutiert wurde. Da infolge der niedrigen Preise des Spiritus der recht ausgedehnte Kartoffelbau an Einträglichkeit eingebüßt hatte, beschäftigte sich der Verein um so mehr mit der Frage der vermehrten Tierzucht, zugleich aber mit der, ob die Spiritusproduktion nicht sich vorteilhafter gestalten werde, wenn das

Produkt zu Beleuchtungszwecken in größerem Maßstabe Verwendung finden könne.

Weiterhin bildete der Insektenschaden, speziell der durch die Roggen- und Gerstenwürmer verursachte, einen Gegenstand mehrfacher Beratung. Endlich machte der Präsident über die schon seit drei Jahren auf seinen Gütern bestehende Wirtschaft mit Knechten und Tagelöhnern, die an die Stelle der Fronarbeiter getreten waren, Mitteilung und besprach die von ihm importierten neuen Pflüge und Säemaschinen.

1845. Es wurde der Vorschlag besprochen, die Kleesaaten, anstatt sie aus dem Auslande zu beziehen, lieber aus den klimatisch günstiger gelegenen Provinzen Rußlands kommen zu lassen. Ebenso auch Kartoffelsaat, gelegentlich Übersendung dieser seitens der kaiserlich freien ökonomischen Gesellschaft in Petersburg; es solle durch den Gebrauch dieser eine „Regeneration derselben erzielt werden, welche das sicherste Mittel gegen jene seuchenartige Krankheit der Kartoffel sei, von welcher ein großer Teil Europas im Jahre 1845 heimgesucht sei".

In Bezug auf Viehhaltung wurden in Erörterung gezogen die Modalitäten des Einsalzens und Konservierens von frischem Klee.

Auch die Düngerfrage ward besprochen, namentlich die Erhöhung des Wertes der Mistjauche durch Zusatz von verdünnter Schwefelsäure.

Die Anlage und Nutzung von Kunstwiesen ward besprochen; ferner der Gebrauch von Kleesäemaschinen und auch schon damals der einer Maschine zum Aufnehmen der Kartoffeln.

1846. Verzinsung des an Meliorationen der Wiesen angewandten Kapitals; Anbau von Kleesaat, von Chevaliergerste; über die Kartoffelfäule. Der Präsident hielt einen Vortrag über die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der Anlage von Musterwirtschaften auf Bauerpachtstellen behufs Hebung des bäuerlichen Wohlstandes.

1847. Es wurde über das letztgenannte Thema des vorigen Jahres weiter beraten. Die Verhältnisse des Revaler Wollmarktes wurden besprochen und Vorschläge exportiert zur Verbesserung des Absatzes der im Lande produzierten Wollen.

Auch die Beschaffung guter Kleesaat wurde ernstlicher Erwägung unterzogen und die Verbesserung und Vermehrung des

Futterbaus besprochen, sowohl auf den Feldern als auf verbesserten ent- und bewässerten Wiesen; wiederum wurde beraten über die Mittel zur Vertilgung des Kornwurmes. Endlich nahm die Besprechung der Umwandlung der Fron in Knechtswirtschaft das Interesse des Vereins in Anspruch.

1848. Es wandte sich das Interesse eingehend dem Wiesenbau zu, und es wurde konstatiert, daß bis dahin 1042 Dessätinen Kunstwiesen fertig eingerichtet und 377 Dessätinen noch im Bau seien. Die Unkosten hatten für diese Arbeiten im Durchschnitt 26 Rubel pro Dessätine betragen (1 Dessätine ungefähr = 1 Hektare). Es ergab sich, daß der Ertrag von 813 Dessätinen 85 500 Pud Heu betragen, während dieselbe Fläche vorher nur 24 100 Pud ergeben hatte; auf einzelnen Gütern war der Ertrag pro Dessätine auf 160—180 Pud gebracht worden. In eingehenden Besprechungen wurde festgestellt, daß Quantität und Qualität der Heuernten die angewandten Unkosten reichlich gelohnt habe.

Bei der Besprechung der Eigenschaften und verschiedenen Quellen bezogener Kleesaat stellte es sich heraus, daß die russische Kleesaat nicht mit der aus dem Auslande bezogenen konkurrieren könne.

Im Jahre 1848 waren, wie aus den Berichten hervorging, 1267 Bauerhöfe von der Fron zur Geldpacht übergegangen. Der Verein wandte seine volle Aufmerksamkeit der Einführung verbesserter Ackergeräte und Maschinen zu.

Auf der Sitzung des Vereins am 26. November 1848 trat Herr von Grünewaldt-Koick vom Amte des Präsidenten zurück und ward an seine Stelle Graf A. Keyserling-Rayküll erwählt.

So trocken auch die Aufzählung[1] der Daten erscheint, so kann sie doch dem mit den betreffenden Materien vertrauten Leser einen historischen Überblick geben über die Richtung der damaligen landwirtschaftlichen Bestrebungen und ein Glied bilden in der Entwicklungsgeschichte dieses Faches in Estland; ein Vergleich mit den heutigen Zuständen belehrt uns darüber, daß in diesem hochwichtigen Zweige der Staatswirtschaft in Estland stetige Fortschritte gemacht worden sind.

---

[1] Wer denkt nicht bei derselben an das berühmte geflügelte Wort Ben Akibas: „Es ist alles schon dagewesen".

Um dieſe Schilderung vergangener Zeiten einheitlicher zu gestalten, laſſen wir vorgreifend hier ſchon die Daten folgen, welche wir den Jahresberichten der Zeit entnehmen, während welcher Alexander von Grünewaldt-Orriſaar den Vorſitz im eſtländiſchen landwirtſchaftlichen Verein führte: es ſind das die Jahre 1857 bis 1860.

Im Jahre 1857 nahmen einen großen Raum ein die Beratungen der bäuerlichen landwirtſchaftlichen Verhältniſſe. Der Übergang von der Fron- zur Geldpacht hatte namhafte Fortſchritte im Lande gemacht, 1856 war die neue Bauerverordnung zum Geſetz geworden, hatte die Erträge der Pachtſtellen in ein feſtſtehendes Verhältnis zur Pachtleiſtung gebracht, und auf den Bauerländereien regten die geſicherten Verhältniſſe vielfach zur Ausführung von Meliorationen an. Die für die Höfe eingetretene Notwendigkeit, Jahresknechte und ſtändige Tagelöhner anzunehmen, bewirkte es, daß die Frage der Löhnung derſelben mit Geld, Korn oder durch Landnutzung als Häusler vielfach der Beſprechung unterzogen wurde. Der ſteigende Mangel an landwirtſchaftlichen Dienſtboten und der häufige Wechſel der unverheirateten Hofsknechte bewirkte es, daß dieſe immer mehr und mehr durch angeſiedelte verheiratete Häusler erſetzt wurden.

In den Hofswirtſchaften beſchäftigte man ſich eingehend mit den damals in Aufnahme gekommenen Moorkulturen, deren Unkoſten und Erträge, ſowie Modalitäten der Ausführung im Schoße des Vereins vielfach beſprochen wurden; ebenſo verhandelte man über Vergrößerung und Verbeſſerung der Äcker durch Urbarmachung und Entfernung der Feldſteine, Einführung neuer Feldgewächſe, z. B. Turnips, neuer verbeſſerter Ackergeräte und Maſchinen, landwirtſchaftliche Bauten, insbeſondere neue Spiritusbrennereien im Hinblick auf den in Ausſicht ſtehenden neuen Beſteuerungsmodus, Forſtweſen, da man aus den nicht genügend geſchätzten Waldungen höhere Einkünfte entnehmen könne. Auch die Benutzung und Gewinnung des Torfes war Gegenſtand von Beratungen. Sehr eingehend wurde die Tierzucht erörtert. Für die Veredlung des Pferdes war von ſeiten der Staatsregierung in liberaler Weiſe geſorgt worden durch Stationierung einiger edler Zuchthengſte an verſchiedenen Orten des Landes. In betreff der Rindviehzucht wurde ſowohl die Erzeugung von Milch und Milchprodukten als auch die von Maſtfleiſch mehrfach beraten. Ebenſo die Veredlung der Viehraſſen durch Import edler Herden, damals Ayrſhire.

In der Schafzucht wurde konſtatiert, daß in Eſtland damals 97 Schäfereien mit in Summa 77—78000 Haupt beſtanden, die ein Schurgewicht von ca. 4700 Pud zum Preiſe von 23—24 Rubel pro Pud ergeben hatten.

1857—1858. In dieſem Jahre hatten die Bauern ausgeſäet 54610 Tſch. Roggen, 67836 Tſch. Sommerkorn, 42682 Tonnen Kartoffeln, und die Ernte betrug 257333 Tſch. Roggen, 215621 Tſch. Sommerkorn, 182225 Tonnen Kartoffeln. Der bäuerliche Viehſtand betrug 49888 Pferde, 137737 Haupt Rinder, 98483 Schafe, 47824 Schweine. Vielfältig ſind auf bäuerlichen Grundſtücken Meliorationen ausgeführt worden, und die ſtetige Zunahme der Pachtungen bekundete eine geſunde Entwicklung der bäuerlichen Zuſtände; die Geſamtſumme der verpachteten Haken[1] betrug 1005. Mehrfach waren Pachtgrundſtücke durch Kauf in das Eigentum der früheren Pächter übergegangen.

Der Betrieb der Hofswirtſchaften wurde mehr und mehr darauf gerichtet, den Kornbau zu Gunſten des Futterbaus und vermehrter Viehhaltung einzuſchränken. Die Wieſen, Moorkulturen, Vergrößerung des Acker- und Wieſenareals, der Gebrauch von Kunſtdünger, neue Feldgewächſe und andere ſchon im vorhergehenden Jahre verhandelte Themata füllten die Sitzungen aus.

1859—1860. Die bäuerlichen Wirtſchaften betreffend ſtellte es ſich aus den im landwirtſchaftlichen Verein eingegangenen Mitteilungen heraus, daß im ganzen 5469 Geſinde- und 505 Losreiberſtellen in Geld- oder Naturalienpacht vergeben waren mit einem durchſchnittlichen Pachtſchilling von 10—20 Rubel für einen Anſpannstag.

Die Bodenmeliorationen und Urbarmachungen von Ländereien auf den Gütern wurden in noch größerem Umfange betrieben. Auf vielen Bauergrundſtücken war neben den Meliorationen auch ſchon ein Übergang von der Dreifelderwirtſchaft zu einer mehrfeldrigen Rotation bewerkſtelligt, ermöglicht durch vollzogene Streulegung derſelben. Trotz geſteigertem Tagelohn von 30 auf 50 Kopeken im Sommer und von 20—25 Kopeken im Winter entſprach

[1] Der Haken iſt die Bezeichnung für eine Steuereinheit, die in Geſamtheit von Acker, Wieſe und Weide einen beſtimmten Reinertrag (300 Rubel) ergiebt; er wird nicht durch ein beſtimmtes Flächenmaß ausgedrückt, weil dieſes je nach der verſchiedenen Qualität des Bodens verſchieden geſtaltet ſein muß, um auf den gleichen Ertrag geſchätzt werden zu können.

das Angebot durchaus nicht der Nachfrage. Die von den Herrengütern ausgehende Geldwirtschaft ermangelte nicht, auch auf die Naturalwirtschaft der Bauern ihren Einfluß auszuüben; der Gehalt der Knechte überstieg den früheren wackenbuchmäßigen um ein Bedeutendes, und mit der Zunahme des Arbeitswertes war auch der Wohlstand der Bauern im Steigen; die vielfach neuen Quellen des Erwerbes hatten den Fleiß des Landmannes gesteigert.

Für die Hofswirtschaften standen wiederum auf der Tagesordnung Wiesenbau Moorarbeiten, Vermehrung der Äcker, Vermehrung und Verbesserung der Maschinen und Geräte. — Landwirtschaftliche Bauten, Fabrikation, Forstkultur, Tierzucht — wie früher.

Vergleichen wir dieses Referat mit den Verhandlungen, mit welchen sich in der Gegenwart die landwirtschaftlichen Vereine im baltischen Lande beschäftigen, so springt es in die Augen, wie seit 50—60 Jahren eine große Zahl derselben Verhandlungsgegenstände immer wieder auf der Tagesordnung stehen. Das ist sehr begreiflich, denn von jeher liegt der Schwerpunkt des Interesses der Landwirte auf möglichster Erhöhung der Erträge des Grund und Bodens, sei es, daß sie an die Verbesserung dieses direkt Mühe und Unkosten verwenden, sei es, daß durch vervollkommnete Technik der Bearbeitung, — durch Vermehrung und Verbesserung der erzielten Produkte ihr Ziel zu erreichen suchen. Alle Arbeiten streben dem einen Ziele zu, und Kenntnisse, Erfahrung, Fleiß und Geldmittel stehen in geradem Verhältnis zu den gewonnenen Resultaten. Diese abstrakten Eigenschaften, die dem Landwirt notwendig sind, sollte der estländische landwirtschaftliche Verein vermitteln und erleichtern. Inwieweit er dieser Aufgabe gerecht geworden ist, kann der Leser ersehen aus dem oben Mitgeteilten. Für unsere Kulturskizzen wie auch für die Lebensbilder der zwei Brüder O. und A. von Grünewaldt durfte dieses Referat nicht fehlen.

Otto von Grünewaldt war auch aktives Mitglied der livländischen ökonomischen und gemeinnützigen Societät, welche, von P. H. von Blanckenhagen schon im vorigen Jahrhundert begründet, nur eine begrenzte Zahl (12) von ordentlichen Mitgliedern zählt und bereits das hundertjährige Jubiläum ihres Bestehens gefeiert hat. Sie ist gewissermaßen zum Centrum der wissenschaftlichen landwirtschaftlichen Bestrebungen in den Ostseeprovinzen geworden und durch die Mittel, die ihr Stifter ihr hinterlassen, in der Lage,

für manche Frage mehr zu thun, als irgend ein anderer Verein dieses Landes. Auch hat die ökonomische Societät in dankenswerter Weise zu manchem gemeinnützigen Unternehmen landwirtschaftlichen Charakters die Initiative ergriffen und sich zu jeder Zeit in einem freundschaftlichen Verhältnis zu den anderen Vereinen mit gleichen Zwecken in Est-, Liv- und Kurland gehalten. Es wird mit Recht von den Landwirten dieser Provinzen als eine Ehre angesehen, zu der ökonomischen Societät zu gehören.

Die Veranlassung zur Aufnahme Ottos von Grünewaldt in die ökonomische Societät als ordentliches Mitglied war nach seiner eigenen Angabe in seiner Autobiographie die Veröffentlichung von ein paar Aufsätzen in dem Organ dieser Gesellschaft, den livländischen Jahrbüchern, welche Herrn von Löwis, den damaligen Sekretär der Societät, bewogen hatten, Grünewaldt als Mitglied in Vorschlag zu bringen. Als solches hatte er einige Vorschläge gemacht, die angenommen wurden und noch eben gültig und wirksam sind, z. B. die „Jahrbücher", deren Herausgabe ziemlich viel Unkosten erforderte, einem Verleger zu übergeben, während der Sitzungszeit im Januar auch Abendsitzungen abzuhalten und besonders ein eigenes Haus zu erwerben.

Später legte Grünewaldt die aktive Mitgliedschaft nieder, als er durch verschiedene Ämter stark in Anspruch genommen war, und ward darauf zum Ehrenmitglied ernannt, was er bis zu seinem Tode geblieben ist.

Nach demselben widmete ihm der Vorstand folgenden Nachruf, der in der baltischen Wochenschrift, dem gegenwärtigen Organ der Societät, vom 16. Oktober 1890 abgedruckt ist:

Die kaiserl. livländische gemeinnützige und ökonomische Societät betrauert in ihm ihr Ehrenmitglied, in welcher Eigenschaft er ihr seit dem Jahre 1863 angehört hat. Otto von Grünewaldt war in den Jahren 1834—1863 als Besitzer von Laimetz ordentliches Mitglied der Societät. Seine geachtete Stellung in Estland und Livland, sein liebenswürdiger Charakter und seine wohlwollende Gesinnung machten ihn zum Vermittler in den landwirtschaftlichen Beziehungen beider Provinzen zu einander. Als der estländische landwirtschaftliche Verein im Jahre 1839 ins Leben trat und Otto von Grünewaldt dessen erster Präsident wurde, da ist er es gewesen, welcher den Beziehungen beider

Gesellschaften zu einander jenen intimen Charakter verliehen hat, der ihnen seitdem verblieben ist. Den Sinn für das praktische Leben mit dem opferbereiten idealen Mute vereinend, hat Otto von Grünewaldt zur Elite unserer Großgrundbesitzer älterer Schule gehört, welche ebensowohl für die agraren Verhältnisse wie für die rationelle Landwirtschaft ein warmes Herz und einen klaren Blick hatten. „Sein Leben war köstlich, denn es war Mühe und Arbeit."

Die Koickſche Schule. 1836—1846.

Als in den Jahren 1826—1842 die Anzahl der Söhne, die Otto Magnus geboren wurden, zugenommen hatte, — ſie ſtieg im Jahre 1842 bis auf acht, ſo rückte damit die Schwierigkeit in den Vordergrund, dieſen Knaben eine tüchtige Erziehung angedeihen zu laſſen. Viele Söhne in einer öffentlichen Schule zu einer Zeit unterzubringen, wo ſie noch im zarten Knabenalter ſtehend, manchen phyſiſch und ſittlich auf ſie eindringenden Schädlichkeiten genügenden Widerſtand entgegenzuſetzen nicht fähig waren, erſchien dem Vater gewagt, der den Wert einer guten Erziehung im Elternhauſe für dieſe frühen Entwicklungsjahre viel höher anſchlug als alles, was in dieſer Beziehung eine öffentliche Schule ſeinen Kindern bieten konnte. Er ſuchte daher die Vorteile, die eine öffentliche Schule ihren Zöglingen in Geſtalt eines vielſeitigen Unterrichts durch tüchtige Fachmänner, und in pädagogiſcher Beziehung durch gewiegte und ſittlich gefeſtete Erzieher, und ebenſo durch den Umgang mit vielen Altersgenoſſen aus guten und ehrenwerten Familien bietet, ſeinen Kindern im Elternhauſe zu ſchaffen. Damit hoffte er die junge Generation in ihren Kenntniſſen ſoweit zu fördern, daß ſie erſt in etwas reiferem Alter, mit 14—15 Jahren, in eine höhere Klaſſe eines Gymnaſiums einzutreten befähigt ſein ſollten, zugleich aber in einem Grade ſittlicher Reife, der ſie in den Stand ſetzte, im Umgange mit Kameraden Gut und Böſe zu ſcheiden, und den Verſuchungen, denen Kinder in größeren Schulen, namentlich in Städten, ausgeſetzt ſind, erfolgreich zu widerſtehen.

Wir folgen jetzt den Aufzeichnungen eines der Zöglinge dieſer Schule, des dritten Sohnes von Otto Magnus.

„Mein Vater entſchloß ſich, in Koick eine vollſtändige Schule mit mehrfachen Lehrkräften unter Aufnahme noch anderer Knaben außer den eigenen Söhnen einzurichten. Es leben in Eſtland noch mehrere tüchtige und ausgezeichnete Männer, die den erſten Grund zu ihrer Ausbildung in der Koickſchen Schule gelegt haben. Dieſe brachte die Mehrzahl ihrer Zöglinge bis in die Sekunda der klaſſiſchen Gymnaſien. Die Anzahl der Zöglinge der Koickſchen Schule, welche im Laufe deren zehnjährigen Beſtehens aus ihr entlaſſen wurden, beläuft ſich auf etwa 40. Dieſe alle haben Koick mit ſeiner Schule, die Lehrer und meine Eltern, die ſie Onkel und Tante nannten, bis in ihr ſpätes Alter in liebevoller Erinnerung behalten. Sie wurden ſchon im zarten Alter von etwa zehn Jahren von ihren Eltern der Erziehungsanſtalt in Koick übergeben und verließen dieſelbe im 15. und 16. Jahre. Es ſind jetzt über 50 Jahre her, ſeit die letzten Zöglinge mit der Auflöſung der Schule Koick verlaſſen haben, und eine große Zahl derſelben, — die Mehrzahl aller Zöglinge, — weilt nicht mehr unter den Lebenden.

Welche köſtlichen Erinnerungen knüpfen ſich für uns alle an dieſe herrlichen Jahre in Koick! Sie ſind eine reiche, frohe Zeit geweſen im Elternhauſe mit zahlreichen Altersgenoſſen, bei gutem Unterricht von ſeiten geliebter und geachteter Lehrer, bei ſtrenger Disciplin und fröhlichem Spielen und Sich-Tummeln im Walde und auf Wieſen, — mit Baden und Schwimmen im Flüßchen, im Winter mit Schlittſchuhlaufen und Schlittenfahren, mit allem, was eines unverdorbenen Knaben Herz erfreuen kann! Wir alle, die wir die Wohlthat dieſer Erziehung genoſſen, denken mit tiefer Dankbarkeit meiner Eltern, die uns dieſelbe gewährt, — ſo ſchwer wir als eine Schaar von 15—20 Knaben auch meiner Mutter das Leben gemacht haben. Hatte ſie doch für dieſen ganzen Schwarm lärmender und fröhlich tobender Buben mit allen möglichen Begehren und Wünſchen in leiblicher Beziehung zu ſorgen und zugleich den Eltern der fremden Knaben gegenüber die Verantwortung für alles zu tragen, was dieſen für Körper, Gemüt und Geiſt geboten werden mußte. Es gewährt mir, dem Sohne meiner verehrten und geliebten Eltern, noch heute eine große Genugthuung, daß zwiſchen ihnen und den Zöglingen und deren Eltern ein ſchönes, freundſchaftliches Verhältnis waltete, begründet von der einen Seite auf die an die Zöglinge gewendete Sorgfalt und Liebe, von der anderen auf die Dankbarkeit für die genoſſenen Wohlthaten.

Die Lehrkräfte waren tüchtige, und ihre pädagogiſche Begabung muß eine gute geweſen ſein, denn wir Knaben liebten unſere Lehrer und lernten gern und gut unter ihrer Leitung. Eine ſolche Schule, wie die Koickſche es war, iſt ein Segen nicht nur für alle ihre Zöglinge, ſondern auch für die ganze Provinz, in der ſich die Schule befand. Aus ſämtlichen Zöglingen ohne Ausnahme, welche das Mannesalter erreicht haben, ſind ehrenwerte Männer geworden, und viele von ihnen haben durch ihre Tüchtigkeit es zu hervorragenden Stellungen im Lande und im Staatsdienſt gebracht.

Der Direktor der Schule war ein Herr Moiſiszig, von Geburt ein Königsberger, der als Lehrer und Erzieher in Oſtpreußen im Hauſe eines Grafen Finkenſtein die Söhne desſelben erzogen hatte. Nachdem dieſe ſeiner Erziehung entwachſen waren, ward Herr M. von meinem Vater nach Koick berufen, als er ſchon ein älterer Mann und verwittwet war. Er kam im Spätherbſt 1836 in einem „Planwagen“ in Begleitung ſeiner zwei eben erwachſenen Töchter direkt nach Koick gereiſt und brauchte zu dieſer Reiſe mit Hauderern eine ganze Woche. Er war ein ſtreng chriſtlich geſinnter Mann und hatte, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuſcht, Theologie ſtudiert. Wenn Liebe und Achtung für den Lehrer die Schüler beherrſchten, wenn ſie mit Luſt und Liebe ſich mit den von ihm gelehrten Fächern — Religion, alte Sprachen und Geſchichte, — beſchäftigen, und aus dieſem Unterricht gut vorbereitet in die Sekunda des klaſſiſchen Gymnaſiums treten konnten, ſo iſt das das beſte Zeugnis für die pädagogiſche Befähigung des Lehrers. Dieſe, wie ich vorgreifend erwähnen will, fand ſo viel Anerkennung, daß Moiſiszig, als im Jahre 1846 die Koickſche Schule ſich auflöſte, weil die Mehrzahl der Zöglinge des Unterrichtes in den höheren Klaſſen einer öffentlichen Schule bedurfte, eine ehrenvolle Berufung vom Kuratorium der Ritter- und Domſchule nach Reval erhielt; dort übernahm er die Leitung der damals noch beſtehenden Dompenſion, — einer von der Ritterſchaft unterhaltenen Erziehungsanſtalt; — ihm fiel die Erziehung der Knaben von der Sekunda abwärts zu, und er erteilte Unterricht in der Quarta und Quinta.

Das Schulleben in Koick ſpielte ſich in dem oberen Stockwerk des Wohnhauſes ab, wo die Klaſſen und Schlafſäle ſich befanden und wir uns auch während eines Teiles der Freiſtunden aufhielten; erſt nach beendeter Schul- und Arbeitszeit ſammelten wir uns in den Familienwohnzimmern, wo des Abends für geeignete Beſchäftigung

geſorgt war, dort wurden auch einzelne Stunden den jüngſten Knaben von einer der Töchter Moiſiszigs ſowie der Unterricht im Klavierſpiel von dem dazu befähigten Lehrer erteilt.

Das Mittags- und Abendeſſen wurde an einem langen Tiſch gemeinſam eingenommen, an dem meine Eltern, etwaige Gäſte, die Lehrer und die Fräulein Moiſiszig obenan ſaßen.

Die Morgenandacht fand oben im Schulzimmer der erſten Klaſſe gleich nach der Morgentoilette zu recht früher Stunde ſtatt, die Sonntagsandacht mit Geſang und Orgelſpiel im unteren Stockwerk im Familienſaal. Das Leben war genau nach Stunden geregelt, und die Zeiteinteilung mußte in allen Dingen pünktlich befolgt werden.

Außer Herrn Moiſiszig hatten wir noch immer einen Lehrer für die franzöſiſche Sprache, deren im ganzen fünf in Koick gewirkt haben, zwei allerdings, noch bevor die Schule beſtand, nur für uns Koickſche Söhne. Dieſe Lehrer waren tüchtige Männer, die uns in die Kenntnis des Franzöſiſchen einführten, das bei Tiſch und auf den gemeinſamen Spaziergängen, — immer unter Aufſicht eines Lehrers, — die obligatoriſche Unterhaltungsſprache war; ſpäterhin ward auch die Mathematik uns in franzöſiſcher Sprache gelehrt. Dieſem Unterricht und dieſer Methode haben wir es zu danken, daß wir die franzöſiſche Sprache recht gut in Wort und Schrift beherrſchen konnten und in der Domſchule unſere Kenntnis dieſes Idioms uns ſehr zu ſtatten kam, wie ſie auch im ſpäteren Leben uns recht förderlich geweſen iſt.

Eine ſehr liebevolle und dankbare Erinnerung bewahren ſeine früheren Zöglinge auch unſerem liebenswürdigen, beſcheidenen und tüchtigen wiſſenſchaftlichen Lehrer Herrn Wetterſtrandt, einem cand. theol. der Dorpater Univerſität. Er unterrichtete uns ebenfalls in den alten Sprachen, Geographie, Geſchichte, Mathematik, gab auch Muſikunterricht u. ſ. w. Die zwei Klaſſen erforderten vielfach doppelte Lehrkräfte für dasſelbe Fach. Wetterſtrandt hat in der Koickſchen Schule nicht ganz bis zu deren Ende gewirkt; er wurde zum Prediger auf eine landiſche Pfarre berufen und iſt leider früh geſtorben; ſeine zwei ſich ſucceſſive folgenden Nachfolger, die ich nicht mehr erlebt und daher nicht gekannt habe, haben bei ihren Schülern lange nicht mehr die Liebe beſeſſen, wie Wetterſtrandt bei uns älteren Knaben, jedenfalls aber haben ſie als Lehrer genügt und ihre Schüler befriedigend in den reſp. Fächern gefördert.

Die ruſſiſche Sprache lernten wir praktiſch bei verabſchiedeten Unteroffizieren, welche als Dienſtperſonal angeſtellt waren, um mit uns ruſſiſch zu ſprechen und uns auf den Streifereien im Freien zu begleiten. Der grammatikaliſche Unterricht wurde zum Teil von einem dieſer Sprache genügend mächtigen, nicht gelehrten Manne erteilt, der als Nebenfunktion die Wirtſchaftsbücher meines Vaters zu führen hatte. Dieſe Perſönlichkeit hat uns leider vielfach als Zielſcheibe unſerer übermütigen Neckereien gedient, die ſein Weſen provozierte; es war eben damals kaum möglich, eine tüchtige Lehrkraft für die ruſſiſche Sprache zu finden, welche gleichzeitig auch in den Familienkreis hinein gepaßt hätte und der meine Eltern mit ruhigem Gewiſſen die Aufſicht über ſo viele noch ſehr junge Knaben hätten anvertrauen mögen. Zu jener Zeit fehlte es auch in allen öffentlichen Schulen ſehr an tüchtigen ruſſiſchen Lehrern.

Meine Eltern in Gemeinſchaft mit Herrn Moiſiszig haben es verſtanden, mit beſcheidenen Mitteln auf dem Lande, fern von Kulturcentren, nicht allein eine wohlorganiſierte Schule und Erziehungsanſtalt zu gründen und in gedeihlichem Fortgange zu erhalten, ſondern derſelben einen ſolchen Charakter zu geben, daß ſie allen Anſprüchen genügte, die die Eltern der in Koick erzogenen Kinder ſtellen mußten. Alle nötigen Lehrmittel wurden beſchafft und mit wahrhaft väterlicher und mütterlicher Sorge den geiſtigen und leiblichen Bedürfniſſen jedes einzelnen Kindes Rechnung getragen. Da ſich dieſe auf Sprößlinge vieler verſchiedener eſtländiſcher und livländiſcher Familien durch verſchiedene Knabengenerationen hindurch bezog, ſo iſt es begreiflich, daß daraus Banden freundſchaftlicher gegenſeitiger Achtung entſtanden ſind, welche meine Eltern mit vielen Teilen unſerer Heimat verbunden haben. Ebenſo aber ſind ſolche geknüpft worden unter den Knaben, zwiſchen welchen das kameradſchaftliche Verhältnis ſich bis in das ſpäte Mannesalter fortgeſetzt hat. Es iſt männiglich bekannt, daß die Arbeit, welche mehrere Perſonen in gleichem Geiſte und in freundſchaftlichem Einverſtändnis miteinander leiſten, viel reichere und beſſere Reſultate zeitigt, als die, die ein einzelner in iſoliertem Streben unternimmt. So iſt es nicht zu viel geſagt, wenn ich behaupte, daß die von meinem Vater begründete Schule auch mitgewirkt hat am ſittlichen und ökonomiſchen Fortſchritt unſerer teuren Heimat, und daß, wenn ich zurückdenke an jene ſchöne Jugendzeit und wenn ich mich der Kämpfe und Beſtrebungen der Mannesjahre erinnere, es nie ohne eine ſtolze Empfindung des Dankes gegen

den edlen und liebevollen Vater geſchieht. Und daß alle meine früheren Mitſchüler in Koick ebenſo gedacht haben und die noch Lebenden unter ihnen noch ſo denken, iſt eine Thatſache, die jedem, der unſeren Namen führt, zu hoher Genugthuung gereichen darf.

Es ſeien hier mit kurzer Angabe ihrer ſpäteren Schickſale die Namen einzelner Zöglinge der Koickſchen Schule angeführt, welche nicht mehr am Leben ſind und die ein ehrenvolles, gutes Andenken unter ihren Heimats- und Zeitgenoſſen hinterlaſſen haben.

Aus dem Hauſe Grünewaldt-Koick:

Gottlieb Gerhard, als Knabe Bogdan genannt, ging, wie ſein jüngerer Bruder Moritz, nachdem er die Schule in Koick beendet, in die damals ſehr geſchätzte Erziehungsanſtalt von Krümmer im livländiſchen Städtchen Werro, ſtudierte dann in Dorpat, war ſucceſſiver Beſitzer der Güter Kaſtram und Ramelshof in Livland, verließ dann ſeine Heimat, ſiedelte ſich in Stuttgart an und iſt dort 1869 geſtorben. Moritz — ſtudierte in Dorpat Naturwiſſenſchaften, ſetzte dann ſeine Studien in Mineralogie, Geologie und Paläontologie in Freiberg, Leipzig, Berlin und Paris fort, publizierte mehrere fachwiſſenſchaftliche Arbeiten, wurde in Berlin zum Doktor promoviert, bereiſte darauf in fünf aufeinander folgenden Jahren mit dem Profeſſor der Mineralogie am Berginſtitut in Petersburg, General Ernſt Hofmann, in wiſſenſchaftlichen Zwecken den Ural. Im Anfange der ſechziger Jahre erwählte die livländiſche Ritterſchaft ihn zu ihrem Sekretär. Dieſes Amt hat er über 10 Jahre verwaltet und dabei den Keim zu ſeinem frühen Tode erworben. Er ſtarb in Riga am 21. September 1873, tief betrauert von allen, die ihn kannten.

Nikolai von Grünewaldt ſtarb im 19. Lebensjahre als Junker des Ordenſchen Küraſſierregimentes in Eliſabethgrad, wo er auch fern von der Heimat beſtattet iſt.

Johann, genannt Iwan, ging nach beendeter Schulzeit in der Domſchule in Kriegsdienſt, war Ulanenoffizier, nahm ſeinen Abſchied, betrieb Landwirtſchaft als Pächter des väterlichen Gutes Laimetz, mußte erkrankt nach Madeira gehen, wo er 1870 geſtorben und dort beſtattet iſt.

Aus dem Hauſe Hukas:

Conrad von Grünewaldt ſtudierte in Dorpat und in Kiel Jurisprudenz, nahm darauf Kriegsdienſte im Radetzky-Huſaren-

regiment, machte 1849 die ungariſche Campagne mit, darauf als Ordonnanzoffizier den Krimkrieg und die Belagerung von Sewaſtopol. Nachdem er ſeinen Abſchied genommen, acquirierte er das alte Familiengut Affel. Dann wurde er zum Dirigierenden der Acciſeverwaltung in Minsk ernannt, wo er 1868 — im beſten Mannesalter — geſtorben iſt.

George von Lilienfeld aus dem Hauſe Neu-Oberpahlen in Livland, ſtudierte in Dorpat, war ſpäter livländiſcher Landmarſchall und Beſitzer des Gutes Könhof.

Die Brüder Heinrich und Gottlieb von Blanckenhagen; erſterer beſaß die Güter Drobbuſch und Weißenſtein in Livland, war langjähriges Mitglied der von ſeinem Urgroßvater geſtifteten Kaiſerlich livländiſchen ökonomiſchen und gemeinnützigen Societät. Sein jüngerer Bruder Gottlieb beſaß das Blanckenhagenſche Familiengut Allaſch.

Vier Brüder Baron Engelhardt; Guſtav war Reiteroffizier, Nikolai ſtudierte in Dorpat und war dann Gutsbeſitzer, Conrad ſtarb ebenfalls als Landwirt und Gutsbeſitzer, Eduard als Knabe.

Zwei Brüder Baron Maydell. Georg ſtudierte in Moskau, beſaß dann das väterliche Gut Paſtfer; ſein jüngerer Bruder Eduard war zuerſt Gardereiteroffizier, übernahm dann das Gut Paſtfer und hat ſein Leben dem Dienſte ſeines Heimatlandes gewidmet; er war Kreisdeputierter, wurde dreimal zum Ritterſchaftshauptmann gewählt, war darauf Landrat, als ſolcher Präſident des Provinzial-Konſiſtoriums, auch führte er mehrere Jahre den Vorſitz im eſtländiſchen landwirtſchaftlichen Verein. Er iſt im Februar 1899 geſtorben, tief betrauert vom ganzen Lande.

Baron Wilhelm Wrangell, Sohn des berühmten Polarreiſenden Admiral Ferdinand von Wrangell. Er ſtudierte Naturwiſſenſchaften auf der St. Petersburger Univerſität, machte eine wiſſenſchaftliche Reiſe in Sibirien, übernahm dann das väterliche Gut Ruil, widmete ſich dem Landesdienſte, war Kreisdeputierter, Ritterſchaftshauptmann, zuletzt Landrat und ſtarb 1894 in Baden-Baden, wo er Heilung ſuchte für ſchweres Leiden, das ihn den Seinen und ſeinen Freunden entriß.

Ferdinand von Harpe ſtudierte in Dorpat, war lange Jahre Sekretär der eſtländiſchen adligen Vormundſchaftsbehörde.

Alexander von Bock wurde nach der Koickſchen Schulzeit Schüler der Akademie der Künſte in St. Petersburg, ſpäter Profeſſor der Skulptur an derſelben; er iſt der Schöpfer mehrerer bekannter Denkmäler.

Es war deſſen ſchon Erwähnung gethan, daß Otto Magnus Grünewaldt, ebenſo wie ſpäter ſein Bruder Alexander, auch pädagogiſch im Landesdienſte gewirkt hat als Mitglied des Kuratoriums der Ritter- und Domſchule, die in alten Zeiten die Ritterakademie genannt wurde. Es ſei daher geſtattet, eine kurze Skizze beizufügen von dem Leben und Wirken dieſer alma mater Eſtlands.

Die Ritter- und Domſchule.

Ein teuerwertes Inſtitut, welches jetzt nicht mehr beſteht, war die Ritter- und Domſchule, in welcher bis zum Jahre 1893 die große Mehrzahl der männlichen Jugend der beſſeren Stände Eſtlands erzogen und gebildet worden iſt und zu der in ſpäteren Lebensjahren die beiden Brüder Otto und Alexander Grünewaldt als Mitglieder des Domſchulen-Kuratoriums in amtlichen Beziehungen geſtanden haben.

Dieſe Schule iſt entſtanden, als Eſtland noch unter däniſcher Herrſchaft ſtand. Die erſten Nachrichten von ihr ſtammen aus dem Jahre 1319, und 500 Jahre ſpäter, 1869, wurde unter allgemeiner Teilnahme des ganzen Landes das Jubiläum eines fünf und ein halbes Säkulum langen Beſtehens gefeiert. Freilich haben im Verlauf dieſer langen Zeit mannigfache Unterbrechungen des Schullebens ſtattfinden müſſen, bedingt durch Kriegsnot und Peſt und andere Feinde, aber immer wieder konnte die Schule ihr Leben fortſetzen und im Laufe der Jahrhunderte wohl einige Tauſend junger Männer für den Kampf um das Daſein ausgerüſtet aus ihren Wänden in das bürgerliche Leben entlaſſen. Die Domſchule iſt ſo eng verwachſen mit dem Leben aller eſtländiſchen Familien in Stadt und Land, ſie iſt ein ſo integrierender Teil des provinziellen Lebens während beinahe 600 Jahren geweſen, daß ihr ein Blatt zukommt dort, wo von irgend einer Geiſtesarbeit auf Eſtlands Boden die Rede iſt.

Sie war eine von der Ritterſchaft unterhaltene Anſtalt, zu der nur in den letzten Jahren ihres Beſtehens von ſeiten der Staatsregierung ein nicht großer Bruchteil der Unkoſten zugeſchoſſen wurde. In der Zeit, von der hier die Rede iſt, bildete die Domſchule und ihre Verwaltung einen regulären Poſten im Budget der Ritterſchaft, der auf jedem ordinären Landtage aufs neue bewilligt wurde. Sämtliche Häuſer, in welchen die Schulräume

sich befanden, sowie die, in denen die Lehrer und Angestellten wohnten, waren Eigentum der Ritterschaft. Diese erwählte aus ihrer Mitte außer dem jeweiligen Ritterschaftshauptmann vier Männer, die Kuratoren, aus jedem der Kreise Harrien, Wierland, Jerwen und Wieck je einen. Das Kuratorium war der unmittelbare, der Ritterschaft verantwortliche Verwalter der Anstalt; die Berufung und Entlassung der Lehrer lag dem Kuratorium ob, zu dessen Bestande auch der von ihm berufene Direktor gehörte.

Der Domschule waren von Alters her seitens der Staatsregierung alle Rechte und Vorzüge der staatlichen Gymnasien gewährleistet, u. a. das Recht des Abiturіums zur Universität und in späteren Jahren, nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, das Recht zum einjährigen Freiwilligendienst.

Der Einfluß, welchen diese Schule auf die Entwickelung und den Charakter der männlichen Jugend des Landes und damit auch auf die Männer, zu denen die Knaben heranreiften, gehabt hat, ist ein sehr weitgehender und zum bei weitem größten Teil wohlthätiger gewesen, demzufolge es vielleicht kaum je einen Domschüler gegeben hat, welcher nicht bis in sein spätes Alter ein liebevolles, dankbares Andenken an seine geistige Nährmutter behalten hätte. Der in Estland heimische korporative Geist, in welchem der größte Teil der Knaben im Elternhause aufgewachsen war, fand in der Schule naturgemäß seine weitere Entwickelung, und gewiß hat die Domschule in hohem Grade dazu mitgewirkt, diesen Sinn der Solidarität zu entwickeln und zu stärken, der noch heute die estländischen Familien angehörigen Männer verbindet. Daß mitunter, vielleicht sogar nicht selten, Auswüchse von Junkertum sich geltend gemacht haben, kann und soll nicht geleugnet werden, doch haben diese vielfach ihre Korrektur gefunden auf der Hochschule zu Dorpat und in dem dort blühenden vom jugendlichen Idealismus getragenen Burschenleben. Die jungen Leute aber, die sich der militärischen Laufbahn oder dem Staatsdienste widmeten, streiften in diesem alle unnötigen Vorurteile von Standesungleichheit oder den größten Teil derselben ab.

Und wenn dann einmal diese früheren Domschüler als Männer in die Heimat zurückkehrten, um dort ihr Wissen und Können für sich und andere zu verwerten, so hat sich immer sehr prägnant geltend gemacht das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit denen, die mit ihnen dieselbe Schulbank gedrückt hatten.

Es iſt gewiß ein Beweis großer Weisheit und kluger Vorausſicht unſerer Vorfahren geweſen, daß ſie die Schule in ihren Händen behalten haben und ſchon vor vielen Menſchenaltern praktiſch die Wahrheit des Satzes zu erhärten ſuchten: „Wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft.“ Die Wahl der Kuratoren der Domſchule auf den ordinären Landtagen iſt ein Privilegium der Ritterſchaft geweſen, dem manche nützliche und gute Seite zugeſprochen werden muß. Wie bei allen Wahlpoſten, ſo auch bei dieſem, findet das Wort: „vox populi vox dei“ ſeine beſte Beſtätigung, und der Umſtand, daß der Poſten ein unbeſoldeter Ehrenpoſten war, konnte nur dazu beitragen, die Wahrſcheinlichkeit zu erhöhen, daß der rechte Mann auf den rechten Platz geſetzt werde.

Die ganze Einrichtung und Verwaltung der Ritter- und Domſchule trug ausgeprägt den Stempel einer geſunden Selbſtverwaltung; immer und überall unterlag dieſelbe einer eingehenden und wohlwollenden Kontrolle von ſeiten der Ritterſchaft, welche in regelmäßigen Zeiträumen über den Stand und den Gang der Schulangelegenheiten unterrichtet, die für ihre Anſtalt notwendigen Mittel bewilligte. Das Vertrauen, mit welchem die oberſten Inſtanzen des ſtaatlichen Unterrichtsweſens durch Jahrhunderte dieſe Bildungsanſtalt beehrten, iſt von ſeiten dieſer uud von ſeiten des Kuratoriums vollauf gerechtfertigt worden, und bis in die letzte Zeit ihres Beſtehens iſt nie ein Eingreifen der Staatsgewalt in den Gang des wiſſenſchaftlichen und erzieheriſchen Verfahrens der Schule notwendig geworden.

Es war zu allen Zeiten die Sorge des Kuratoriums und der Ritterſchaft, möglichſt tüchtige Lehrer und Pädagogen an der Domſchule anzuſtellen, und daß ihnen das meiſtenteils ſehr gut gelungen iſt, beweiſt eine große Zahl glänzender Namen in der langen Reihe der Männer, welche dort gewirkt haben, — deren Andenken zum Teil noch heute in dankbarer Erinnerung ihrer Schüler und Zöglinge, aber auch in der der Eltern derſelben lebt. Die Menge tüchtiger Männer, welche aus der Domſchule hervorgegangen, in den verſchiedenſten Lebensſtellungen bis in die fernſten Provinzen des großen Reiches, im Staatsleben, auf Lehrſtühlen des In- und Auslandes ſich verdiente Anerkennung errungen haben, liefern den Beleg dafür, daß die Domſchule ſich ebenbürtig den beſten Erziehungsanſtalten der ganzen ziviliſierten Welt an die Seite ſtellen konnte. Als mit der Ruſſifizierung der baltiſchen Provinzen mit dem früher Beſtandenen aufgeräumt wurde, die ruſſiſche Unterrichts-

ſprache für alle Lehrgegenſtände obligatoriſch, der pädagogiſche Einfluß des Kuratoriums vernichtet und demſelben nur noch die Bedeutung einer ökonomiſch wirkſamen Körperſchaft zugemeſſen wurde, beſchloß die Ritterſchaft auf dem ordinären Landtage 1893, die Schule zu ſchließen.

Inwieweit dieſer Beſchluß ſittlich und politiſch gerechtfertigt werden kann, ſoll hier unerörtert bleiben. Tief ſchmerzlich hat er eingegriffen in alle Familien des ganzen Landes, wie auch in ſo manche der Nachbarprovinzen.

Die Ritter- und Domſchule ſowie auch das Fräuleinſtift Finn gehören jetzt der Geſchichte der eſtländiſchen Vergangenheit an .... Das moderne Staatsleben duldet keine Dezentraliſation und keine provinzielle Selbſtändigkeit mehr. Möchte der Erſatz, den es dafür bietet, nicht nachſtehen an Wert dem, was es aufzuopfern für notwendig befunden hat.

Auch die Dorpater Hochſchule, in welche nach in der Domſchule beendetem Unterricht eine große Zahl von eſtländiſchen Jünglingen überging, um dort ihre wiſſenſchaftliche Bildung weiter zu fördern, hat in der Bildung und Geſittung des Landes einen großen und wohlthuenden Einfluß geübt.

Tabelle der im Text genannten Personen des russischen Kaiserhauses.



v. Grünewaldt, Vier Söhne. Zu II, S. 174/175.

Erſte Reiſe mit der Großfürſtin Helene 1843.

Im Jahre 1843 trat ein Ereignis in Grünewaldts Leben ein, welches ihn in ganz neue Sphären von Bekanntſchaften und Eindrücken einführen ſollte.

Der Grund dazu wurde ſchon im Sommer 1842 gelegt, wo er die Bekanntſchaft der in Catharinenthal im Bade weilenden Großfürſtin Helene gemacht hatte. Am 28. Februar 1843, als Otto Grünewaldt ſich der Märzgeſchäfte wegen in Reval befand, traf eine Eſtafette an ſeinen Bruder, den Gouverneur, ein. Die Großfürſtin bat denſelben in einem eigenhändigen Schreiben, ſeinen Bruder Otto zu einer unverzüglichen Reiſe nach Petersburg zu veranlaſſen.

Grünewaldt machte ſich ſofort auf den Weg und hatte auf der langen, beſchwerlichen Reiſe Zeit genug, über dieſe merkwürdige Berufung Mutmaßungen aufzuſtellen. Den Tag nach ſeiner Ankunft in Petersburg erhielt er durch eine Audienz bei der Großfürſtin Aufſchluß über das Rätſel. Sie wünſchte ihn als Reiſemarſchall für eine bevorſtehende Reiſe ins Ausland zu gewinnen. Schon in der erſten Unterredung bewies die Großfürſtin Grünewaldt das größte Vertrauen, indem ſie ihm auch den eigentlichen Zweck der Reiſe, die Verheiratung ihrer Töchter, mitteilte.

Die Wahl ihres Reiſemarſchalls war ganz ihr eigener Gedanke; der Großfürſt hatte anfänglich opponiert, die Großfürſtin ihn aber, wie ſie Grünewaldt ſpäter ſelbſt erzählte, mit folgenden Worten überzeugt: „Alles, was Grünewaldt fremd ſei, könne er lernen und könne ſie ſelbſt ihm angeben, aber die Geſinnungen, die er beſäße, können niemandem gelehrt und gegeben werden.“

So ſchmeichelhaft dieſer unerwartete Antrag für Grünewaldt war, ſo erregte er doch mancherlei Bedenken; es war keine Kleinig-

keit für den vielbeſchäftigten Mann, ſeinen Beruf und ſeine Familie auf ſechs Monate zu verlaſſen. Wie viel Verſtändnis die Großfürſtin auch für dergleichen Dinge hatte, zeigt ein ins Hotel „Demuth“ adreſſiertes Zettelchen, in welchem ſie ſich nach dem dort krank liegenden Grünewaldt erkundigte.

„Ich habe mir durch Hahn Nachricht von Ihnen verſchafft, beſter Herr von Grünewaldt, da ich nicht wenig beſorgt war, Sie fern von Hauſe krank zu wiſſen; er beruhigt mich über Ihren Zuſtand, doch glaubt er, daß Ihre Abreiſe doch einige Tage verzögert bleiben muß. — Da beunruhigen mich nun die Märzgeſchäfte, und ich fordere Sie daher auf, ob Sie in dieſer Rückſicht keine Maßregeln treffen wollen, was ich durch einen Brief an Ihren Bruder oder durch eine Sendung W.s nach Reval beſorgen könnte. Geben Sie mir die Mittel, in einem Falle, der mir ſo ſehr zu Herzen geht, alles zu thun, was Sie und Ihre Familie beruhigen kann.“

Karl Ernſt von Baer war in die ſonſt noch geheim gehaltenen Pläne der Großfürſtin eingeweiht; er ſchrieb Grünewaldts Frau deswegen nach Koick:

„Gnädige Frau!

Ich habe kein Recht zu der Hoffnung, daß meine Stimme und mein Rat von einigem Gewicht für Sie ſein können. Hätte ich aber dieſes Recht und dürfte ich hoffen, daß von der Achtung, welche ich gegen Sie im Herzen hege, der zehnte Teil mir als Erwiderung gebührte, ſo würde ich ſagen: ‚Willigen Sie freudig in die Opfer, welche die Verhältniſſe und die in der That ſchwierige Stellung einer ehrenwerten und hochſtehenden Frau von Ihnen erbitten.‘ Sollte aber eine unbezwingliche Beſorgnis Ihre Bruſt erfüllen, ſo ſprechen Sie dieſe mit Zuverſicht und mit Nachdruck aus! Dann darf man annehmen, daß ſie die Stimme eines Engels iſt, der über Ihrem und Ihrer Familie Glück wacht. Ihnen und Ihrer Familie gehört Ihr Gemahl mehr an als allen Fürſtinnen der Welt.

Könnte ich nach Koick kommen und in Ihrem Herzen leſen! Aber ich thue es aus der Ferne.

Mit der aufrichtigſten Hochachtung Ihr treu ergebener und dankbarer

Dr. K. E. von Baer.

Petersburg, den 11. März 1843.“

Nachdem Grünewaldt ſich daheim mit den Seinigen beraten hatte, überwogen die ſeiner Zeit und ſeiner Familie eigenen Gefühle der

Loyalität und Hingebung für das Kaiſerhaus alle anderen Rückſichten. Er bot in einem Brief an Stender (Geheimſekretär Helene Pawlowna's) der Großfürſtin ſeine Dienſte an. Aus dem Brouillon des Briefes:

„Sollte Ihre Kaiſerliche Hoheit bei ihrem Wunſch verharren, ſo glaube ich, in demſelben den Willen Gottes zu erkennen und folge ihm mit Freudigkeit und mit der Zuverſicht, daß Er mir Gabe und Tüchtigkeit zu dem Beruf erteilen werde, den ich nicht ſelbſt erwählt, ſondern aus Seiner Hand vertrauensvoll entgegennehme. Zwar trenne ich mich mit ſchwerem Herzen von einem geliebten Weibe, deren übereinſtimmender Geſinnung ich die Zuverſichtlichkeit meines Entſchluſſes verdanke; wohl fällt es mir ſchwer, das geliebte Feld meiner freien und glücklichen Wirkſamkeit zu verlaſſen, zumal in dieſem für größere Unternehmungen vorbereiteten Sommer, — allein ich würde einen ewigen Vorwurf tragen, wenn ich den Ruf einer edlen Fürſtin zurückwieſe, die allen Bewerbern, bevorzugt durch höhere Empfehlung und durch den Glanz äußerer Stellung, den einfachen Landmann vorzieht, der nichts zu bieten hat als die Geſinnungen eines Ehrenmannes . . . .

Möchte dieſer Brief dasjenige ausſprechen, was ein Mann ſagen möchte, der nicht ohne Beſorgnis auf eine fremde Stellung blickt und für dieſelbe nur in dem Vertrauen Mut findet, welches er zu dem Wohlwollen und zu der Nachſicht der edlen Fürſtin hegen darf, die mehr auf den Willen als auf die ſchwache That ſehen und ihm geſtatten wird, nach Erfüllung ſeiner Pflichten wieder an ſeinen heimatlichen Herd zu ſeinem häuslichen Glück zurückzukehren."

Die hohe Frau antwortete Grünewaldt in folgenden Zeilen:

„Mit herzlicher Freude ergreife ich heute die Feder! Unſere Angelegenheit iſt glücklich beendet, beſter Herr von Grünewaldt! Ihr guter Wille, Ihre Einſicht, mit der Zeit vielleicht ihre Anhänglichkeit ſind nun mein Gut und mit Gottes Hilfe mir und meinen Kindern zum Heil erworben. Der Kaiſer hat meinen ausgeſprochenen Wunſch gebilligt und ſeine Zuſtimmung zu Ihrer Begleitung mir gegeben und zugleich beſtimmt, daß Sie an Höfen die Kammerherrnuniform des ſeinigen tragen ſollen, ohne damit einen Rang zu verbinden.

Ich hoffe, Sie ſind nun vollkommen wohl und imſtande, Ihre Angelegenheiten aufs beſte zu ordnen. Wie ſehr danke ich es Ihrer Frau, daß ſie den Entſchluß Ihnen nicht erſchwert hat, der Sie

auf so lange von ihr trennt und ihr Sorge und Verantwortlichkeit allein überläßt. Wie achtungswert mir die Gesinnungen sind, die Sie vereint bei dieser Veranlassung entwickelten, bedarf wohl nicht erst der Versicherung, läßt mich aber doppelt fühlen, wie viel ich an Ihnen gewonnen und wie sehr ich dem Kaiser verpflichtet bin, der mich verstand.

Ich überschicke Ihnen hier die gewünschte Auskunft über die Reisearrangements und schlage Ihnen vor, in der Osterwoche hierher zu kommen, da ich den 26. April zu reisen gedenke und vielleicht noch manches zu ordnen sein wird . . . . . .

Die Listen der Besoldungen und Zulagen werden auf meinen Befehl angefertigt. Sie finden sie hier bereit, so daß Ihnen nur die Einsicht übrig bleibt; ich werde dieselben erst dann genehmigen, wenn ich Ihre Bemerkungen gehört . . . . . .

Ich dürfte so das Notwendigste eingeleitet haben, fehlt etwas, so werden wir es leicht nachholen. Schließlich erinnere ich Sie noch an Ihre Kammerherrnuniform, in welcher Sie sich werden dem Kaiser vorstellen müssen.

Nachdem dieser Brief zum wahren Geschäftsbrief geworden, sende ich Ihnen meine herzlichsten Grüße und hoffe, Sie verlassen Ihr Haus mit fester Zuversicht auf meine Gesinnungen, sowie ich meine Reise Gottes Segen anvertraue!

Leben Sie wohl, auf baldiges Wiedersehen!

Helene."

Die in Grünewaldts Antwort ausgesprochenen Gefühle für die liebenswürdige Fürstin waren keine Phrasen, sondern seinem leicht erregbaren, lebhaften Naturell entsprechend. Aus dem Brouillon:

„Den 30. März.

Allerdurchlauchtigste Gnädigste Frau Großfürstin!

Wäre die Zeit nicht so bedeutend vorgerückt, so folgte ich unendlich lieber der Regung meines Herzens und eilte, statt diese trockenen Zeilen abzusenden, sogleich nach Petersburg, um meinen tiefgefühlten Dank auszudrücken für die Gnade Sr. Majestät des Kaisers, wie für das wohlthuende huldvolle Schreiben Ew. Kaiserl. Hoheit. Warum sollte ich es nicht frei bekennen, daß ich es nie gewagt haben würde, gleichsam auf einem völlig unbekannten Meer mich einzuschiffen, wenn ich nicht über demselben in den Gesinnungen Ew. Kaiserl. Hoheit den hellen und freundlichen Stern erkannt hätte, der mir Licht und Führer sein wird, der mir Mut und

Vertrauen einflößt. Geſtatten Sie mir daher, mich überall mit Wahrheit und Offenheit an Ew. Kaiſerl. Hoheit zu wenden und ſchenken Sie mir die gnädige Nachſicht, die meine Unerfahrenheit nur zu oft in Anſpruch nehmen wird.

Aus den einfachen Verhältniſſen meines bisherigen Lebens nehme ich für meine neue Stellung nichts mit als einen redlichen Willen, mit Treue und warmem Eifer für den Dienſt Ew. Kaiſerl. Hoheit mir das hohe Wohlwollen zu verdienen, mit welchem ich ſo gnädig ſchon im voraus beſchenkt worden bin. Aber in dieſem redlichen Willen, in dieſer Treue und in dieſem Eifer ſollen Ew. Kaiſerl. Hoheit ſich nie getäuſcht ſehen, bei dem Wort eines Mannes, der bemüht iſt, Gott von ſeinem Handeln Rechenſchaft abzulegen, und der ſich einer wahrhaften und aufrichtigen Ergebenheit für Ew. Kaiſerl. Hoheit bewußt iſt.

In dieſen Geſinnungen und mit der Verſicherung meiner tiefſten Ehrfurcht verharre ich als Ew. Kaiſerl. Hoheit allergehorſamſter Diener

Otto von Grünewaldt."

Da die Reiſe am 26. April angetreten werden ſollte, gab es jetzt eine Zeit angeſpannteſter Thätigkeit, um die alten Fäden zu löſen und die neuen einzufädeln. Die Bewirtſchaftung der Güter wurde dem Hukasſchen Nachbarn Hermann Baron Tiefenhauſen-Itfer übergeben.

Auch der Bruder Iwan drückte gegen die Großfürſtin brieflich ſeinen Dank für das erwieſene Vertrauen aus, „durch welches ſich jeder Eſtländer geſchmeichelt fühlen müſſe". Dem Bruder Otto ſchrieb er viele Briefe „ganz dick von Ratſchlägen", in denen er den in ſolchen Dingen Unerfahrenen über Uniformen, Ordensweſen, Anreden ꝛc. belehrte. Auch die dazwiſchen trübe Stimmung verſuchte er zu ermutigen:

„Du biſt mutig und unternehmend als natürlicher Menſch, und nun, da Du mit dem Herrn einen Schritt thun ſollſt, kommen bange und trübe Ahnungen, trennſt Du Dich von den Deinen, als gingeſt Du in eine Dir neue Welt, verzweifelſt Du an Deinen Fähigkeiten u. ſ. w. . . . .

Der Wunſch, es der Großfürſtin überall recht zu machen, möge Dich nie verleiten, aus Deinem Charakter herauszutreten; ſetze ihn ihr erforderlichenfalls mit Beſtimmtheit entgegen und ſei überzeugt, daß Du nur dadurch ihre Achtung Dir bewahren

kannſt. Du haſt einen guten Takt, der Herr lehre Dich ihn nutzen . . . .

Meiner brüderlichen Liebe verſichere ich Dich ausdrücklich nicht; ich denke, Du fühlſt es durch, wie ſie Dich in den großen, wie in den kleinen Begebenheiten Deines Lebens hindurch begleitet."

Reval, 3. April.

Am 16. April traf Otto Grünewaldt mit ſeiner Frau in Petersburg ein. Letztere wurde der Großfürſtin vorgeſtellt und gab den in Koick zurückgebliebenen Kindern und Lehrern eine lebhafte Schilderung dieſes Aufenthaltes in der Reſidenz.

Grünewaldt wurde dem Kaiſer, der Kaiſerin, dem Thronfolger, dem Großfürſten Michael, den Miniſtern des Innern Perowsky, der Finanzen Kankrin, des Hofes Wolchonsky vorgeſtellt und in alle Einzelheiten ſeines Amtes eingeführt. Für ſeine perſönlichen Ausgaben ſollte Grünewaldt 1000 Rubel monatlich erhalten und den Titel en fonction de maréchal de la cour. Am 28. April begab man ſich auf die Reiſe; hierbei der Kurioſität wegen die Reihenfolge der Wagen:

1. landau à 2 places: Madame la Grande Duchesse,
une des jeunes Duchesses;
sur le siège le coiffeur Waeytens,
1 valet de chambre.

2. voiture à 4 places: 2 jeunes Grandes Duchesses,
2 gouvernantes, Mlle. Troubât et Mlle. Kaselmann.

3. voiture de Monsieur de Grünewaldt, consistant en un coupé avec calèche au lieu du siège: Mr. de Grünewaldt, le médecin Mr. Zdekauer, le secretaire Kossmann, 1 Wagenmeister;
sur un petit siège un domestique.

4. voiture à 4 places: 2 demoiselles d'honneur,
Princesse Lwoff,
Mlle. Mamonoff,
2 femmes de chambre, Mlle. Klein,
Mlle. Krüger;
sur le siège 1 domestique, Storojeff,
la femme de chambre des dames.

5. petit fourgon pour précéder la voiture No. 1:
le courrier, une femme de chambre.
6. un grand fourgon avec le Feldjäger jusqu'à la frontière et
1 femme de chambre.

Der Großfürſt Michael begleitete ſeine Gemahlin bis Gorodez; er küßte Grünewaldt zum Abſchied mehrmals und empfahl ihm Frau und Kinder. Grünewaldt antwortete: „Vertrauen Sie dem Bruder Ihres Generals.“

Bei der Weiterreiſe mußten vielfach Schneetriften ausgegraben werden, trotzdem machte man durchſchnittlich 20 Werſt die Stunde.

In Warſchau wurde die Großfürſtin mit ihrem Gefolge im Schloß Lazienki auf Koſten des Kaiſers ſehr prächtig bewirtet und „feenhaft bedient“; große Vorſtellung, Theater, Illumination ꝛc. — Dann ging es weiter per Extrapoſt über Lowitz, Kaliſch, Breslau nach Dresden, wo das Hôtel de Saxe für die Großfürſtin gemietet worden war.

Grünewaldt führte von Breslau an ein Journal. Die Briefe an ſeine Frau waren infolgedeſſen nicht ſo ausführlich, da ſie meiſt auf die ihr zugeſandten Tagebücher verwieſen wurde.

Dieſe Aufzeichnungen ſind wiederum zu detailliert, um ſie hier wiederzugeben, weshalb nur einzelne Auszüge gemacht werden können.

Einiges hat Grünewaldt aus ſpäterer Erinnerung niedergeſchrieben, ſo die Charakteriſtik ſeines Amtes, der Großfürſtin und ihres Gefolges.

„Meine Zeit war unglaublich in Anſpruch genommen und gehörte eigentlich nur mir, ſo lange die Großfürſtin morgens nicht aufgeſtanden und abends zu Bett gegangen war, — und es iſt mehreremal vorgekommen, daß ſie in dringenden Fällen, oder wenn ſie unwohl war, mich zu ſich rufen ließ während ſie im Bett lag. Am Tage konnte ich eines ſolchen Rufes in jedem Augenblick gewärtig ſein und mußte ſofort zu ihr eilen, ob auch ein Beſuch bei mir, ob ich im Schreiben begriffen, ob mit Revidieren meiner großen Rechnungen oder mit Überzählen der großen Kaſſa beſchäftigt war. Mit dem Beſchaffen des Reiſegeldes hatte ich einen anderen, früher nicht befolgten Weg eingeſchlagen. Die Vorgänger in meinem Amt nahmen ein Kreditiv von Stieglitz, zogen auf dasſelbe an jedem bedeutenden Ort die nötigen Summen, liquidierten nach der Rückkehr mit Stieglitz und zahlten hohe Rimeſſen

man hat mir gesagt bis dreißigtausend. Dieses suchte ich ganz zu vermeiden. Ich nahm eine bedeutende Summe in barem Gelde mit, namentlich tausend Dukaten, glänzend neu aus der Münze verabfolgt, und das meiste in Kommerzbankscheinen, die ich an jedem größeren Ort verkaufte und wo mir der Tageskurs und die fälligen Zinsen berechnet wurden. Der Kurs des russischen Geldes war ausgezeichnet gut; der Rubel galt mehr als der preußische Thaler, und durch dieses Verfahren wurde eine bedeutende Ersparnis gemacht, ohne jemand etwas abzuziehen. In Petersburg kaufte ich für eigene Rechnung einen kleinen eisernen Geldkasten mit einem Vexierschloß; dieser stand in meinem Wagen unter meinen Füßen. Der Sekretär, Herr Koßmann, erhielt Summen zur Bestreitung kleinerer Ausgaben, die er nachher verrechnete; größere Ausgaben machte ich allein, aber auch sehr viel kleine, wo nur die Zeit es mir gestattete, namentlich die Geschenke und Trinkgelder; zu den letzteren lagen die gebräuchlichen und früher angewandten Taxen vor, wo nicht und bei Geschenken holte ich mir den Rat Ihrer Kaiserl. Hoheit ein, wenigstens im Anfange. Sie liebte es, selbst zu bestimmen, und war eifersüchtig auf die Selbständigkeit ihrer Untergebenen.

Die Begleitung an Personen war eine sehr gute, und hatte ich in Petersburg bei meinen ersten Besprechungen die Großfürstin um die Auswahl ordentlicher und zuverlässiger Diener gebeten. Der Sekretär war Herr Koßmann, der in Dorpat studiert hatte, Lehrer an der Petrischule war, den jungen Großfürstinnen Privatstunden gegeben hatte und auf der Reise der Großfürstin vorlesen mußte, wo es die Zeit gestattete, auch für die Lektüre Sorge zu tragen hatte. Dr. Zdekauer war böhmischer Abkunft, aber in Rußland erzogen, auf einer russischen Universität gebildet, in letzter Zeit auch im Michailowschen Palais als Arzt gebraucht. Zdekauer war ein verständiger, gebildeter Mann, gern von den Großfürstinnen wie von den Damen gesehen, und habe ich weder mit ihm, noch mit Koßmann die geringste Unannehmlichkeit gehabt. Später wurde Zdekauer eine ärztliche Autorität in Petersburg und stand in hohem Ansehen.

Unter den Damen war die Fürstin Katharina Lwoff die älteste Hofdame, eine wohlwollende, gutmütige Dame, geborene Moskowiterin, daher sehr patriotisch, aber ohne Einseitigkeit und ohne Vorurteil gegen andere Nationalitäten. Wir lebten stets in bestem Einvernehmen und ebenso mit der anderen Hofdame, Elise

Mamonoff, einer ſehr liebenswürdigen Perſönlichkeit. Jung, hübſch, graziös, lebendig, war ſie eine vorzügliche Geſellſchaft für die jungen Großfürſtinnen; ſie hat einen General Jeſimowitſch geheiratet. Von den begleitenden Gouvernanten waren das Fräulein Kaſelmann eine Deutſche, Fräulein Troubât eine Pariſerin, eine echte Franzöſin im guten Sinn. Sehr klug, fein, gemeſſen, in der Unterhaltung lebendig, hatte ſie einen Einfluß auf alle Kaiſerlichen Hoheiten erworben und konnte in der That Urteile geben, die Berückſichtigung verdienten und fanden. Als es mit der Zeit ſich herausſtellte, wie großes Vertrauen die Großfürſtin mir ſchenkte und in welchem Anſehen ich bei ihr ſtand, unterließ die kluge Troubât nicht, das beſte Einvernehmen mit mir zu erhalten. Unter den Kammerjungfern war die Klein die mächtigſte in ihrer Stellung bei der Großfürſtin und natürlich in ihren Prätenſionen. Ich bin aber im ganzen auch ſehr gut mit den Kammerjungfern zu Strich gekommen, welche in der Regel am meiſten Not machen ſollen.

Meine Stellung bei der Großfürſtin war eine ſo ausgezeichnete, daß dieſer Rückhalt über alles hinaushalf und meinen ſchweren Dienſt mir nicht nur erleichterte, ſondern mir lieb machte. Die Großfürſtin hat mich wie einen Freund behandelt, mir das vollſte Vertrauen geſchenkt, mich in alle ihre Angelegenheiten, Sorgen wie Freuden, eingeweiht. Die Audienzen dauerten oft ſtundenlang, und, nachdem das Geſchäftliche erledigt worden, ſprach ſie von allem, was ſie intereſſierte, von den Landesverhältniſſen unſerer Provinzen, von den Kaiſerlichen Perſonen, von Politik u. ſ. w. Ich verdanke ihr Urteile über die Perſönlichkeit des Kaiſers und der Glieder der Kaiſerlichen Familie, wie man ſie ſonſt nicht leicht hört. Die Großfürſtin Helene war eine nicht gewöhnlich begabte Perſönlichkeit, von vielſeitigen Intereſſen, ſehr beleſen und von ſolchen Verhältniſſen des Lebens unterrichtet, wie es fürſtliche Perſonen gewöhnlich nicht ſind .... Sie unterließ es nie, überall, wo die Gelegenheit es bot, ſolche Privatperſonen heranzuziehen, welche die Zuſtände kannten und von der ſeltenen Leutſeligkeit, ich möchte ſagen dem Aſſimilationstalent, der Kaiſerl. Hoheit veranlaßt wurden, ihr alles mitzuteilen, was ſie zu erzählen wußten. Dadurch hatte die Großfürſtin eine großartige Kenntnis von Zuſtänden, die eigentlich nicht in den Kreis ihrer perſönlichen Verhältniſſe gehörten, und eine erſtaunenswerte Perſonenkenntnis. Kaiſer Nikolai, der große Stücke auf dieſe Schwägerin hielt, hat gewiß bedeutenden Nutzen

von dieſer Perſonen- und Sachkenntnis der Großfürſtin gezogen und guten Grund gehabt, täglich ſeinen Beſuch bei ihr zu machen.

Bei meiner religiöſen Herzensſtellung, die damals doch eine entſchieden chriſtliche war, ſchien es mir Pflicht, ſoviel der Anſtand es geſtattete, jede Gelegenheit zu benutzen, um meine Anſicht zu bekennen und womöglich einen Einfluß auf die Kaiſerl. Hoheit auszuüben. Sie nahm auch Gerlachs Bibelerklärung als Geſchenk von mir entgegen, und ich habe ſie in ihrem Kabinet auf dem Spiegeltiſch aufgeſtellt geſehen.

Die Großfürſtin hat nie widerſprochen oder in Diskuſſionen ſich eingelaſſen, auch mir das Zeugnis ausgeſtellt, daß ich nicht intolerant und unduldſam ſei; damit iſt aber mein Urteil gefällt. Ich habe keinen Einfluß auf die Großfürſtin gehabt, weil mir der lebendige Glaube, die brennende Liebe zu meinem Heiland fehlte. Wäre ich treuer im Gebet geweſen, hätte der Herr ſie mir geſchenkt und wäre der Segen an dem Herzen der Großfürſtin nicht ausgeblieben. Daß ich mit meinem Verſtandeschriſtentum nicht mehr auf die Großfürſtin losgeſtürmt, mache ich mir nicht zum Vorwurf, denn mit ihm richtet man nichts aus, ſondern thut oft nur Schaden. Leben kann nur geben, wer ſelbſt Leben hat, aber meine Schuld und Sünde liegt in meiner Untreue im Beten.

Die Großfürſtin that viel und gern, wo es galt, für wohlthätige Zwecke zu geben, und ich habe in dieſer Beziehung nie eine vergebliche Bitte gethan. Aber eine Prüfung mußte ſtattfinden, ehe gegeben wurde. Es war eine große Mühe, die Maſſe von Bittſchriften, die zumal in Rußland überall auf den Stationen und in den Städten eingereicht, ja, mir in den Wagen geworfen wurden, — durchzuſehen, zu ordnen und wem gehörig zuzuwenden, um zu erfahren, ob man geben ſolle, und die Gaben einzuhändigen.

Soll ich noch von den jungen Großfürſtinnen etwas ſagen? Es waren wohlerzogene, liebenswürdige Prinzeſſinnen. Marie war die am wenigſten begabte, ihre Bildung doch mit den großen disponiblen Mitteln dazu gebracht, wozu ſie gebracht werden konnte. Sie hatte Trieb zur Thätigkeit, Luſt, alles Sehenswerte zu ſehen .... Die zweite Tochter Eliſabeth war wohl die begabteſte der drei Töchter, obgleich dies nicht auf den erſten Blick erſichtlich. Sie war die größte von Wuchs, etwas vielleicht zu körperlicher Trägheit geneigt und wurde namentlich von der Mutter einmal meinetwegen geſcholten, was mir ſehr unangenehm war. Wir waren auf der Reiſe aus den Wagen geſtiegen, ſie rief mich aus einiger Ent-

„Zweimal ſpeiſte ich mit den Großfürſtinnen beim König Friedrich Auguſt in Pillnitz. Das erſte Mal machte ich die Bekanntſchaft der Hofetiquette mit dem Cercle und den Anreden der hohen Herrſchaften. Mein Mut wuchs ungemein, als ich bemerkte, daß der König blöder zu ſein ſchien als ich und in der Unterhaltung von mir unterſtützt werden konnte. . . . . Er iſt ein ſehr gebildeter Mann, in der Botanik ein Gelehrter, derſelbe, der ſpäter durch einen Sturz aus dem Wagen ein ſo unglückliches Ende fand. — Der König wußte von meinem landwirtſchaftlichen Beruf, zog mich in eine Fenſterniſche und brachte das Geſpräch auf eine landwirtſchaftliche Muſteranlage in der Nähe Marienbads, wohin die Großfürſtin zur Kur reiſt und welche er ſelbſt mit Intereſſe geſehen hatte . . . .“

Grünewaldts Schweſter Betty von Heinitz berichtet den Verwandten in der Heimat:

„Den 26. Mai.

Gegen Abend eilte Ernſt ins Hôtel de Saxe, um Otto dort zu erwarten. Aus den Fenſtern von Ottos Zimmer ſah er die Kutſchen vorfahren, und bald trat auch unſer teurer Bruder herein, aber ihm folgte auf dem Fuße der ruſſiſche Geſandte. Vor einem ſolchen Zeugen konnten die Schwäger nicht viel ſprechen, auch hatte Otto ſo viel anzuordnen und anzuſchreiben, daß Ernſt bald nach Hauſe kam. Am anderen Morgen ging er wieder hin und kehrte mit Otto zurück; wie mir war, als ich ihn ſah (zum erſtenmal nach dem Tode der Mutter), kann ich nicht beſchreiben; noch nie empfand ich ſo viel Schmerz bei ſo viel Freude. Er ſah ſich nur flüchtig die Kinder an, und in einem kurzen Geſpräch teilte er mir mit, daß er wohl denſelben Tag nach Berlin abreiſen müſſe. So iſt es nun geſchehen, er iſt fort und Ernſt mit ihm. Sie wollten wenigſtens auf der Reiſe und in den Stunden abends und morgens einander genießen.

Es iſt wirklich märchenhaft und ſehr amüſant, wie Otto in dieſe Stellung gekommen iſt, und ſehr freut es mich, zu ſehen, daß er nicht gedrückt, ja eher heiter ausſieht und ſich ganz in ſeiner Sphäre zu bewegen ſcheint. Die Großfürſtin beweiſt ihm merkwürdiges Vertrauen, und ſie ſind auf einem freundſchaftlichen Fuß, ſo daß Otto in dieſer Beziehung nichts zu wünſchen übrig bleibt; allein die Strapazen körperlich wie geiſtig ſind ſehr groß, und wir müſſen Gott danken, wenn er ſie glücklich überſtanden

hat. Er klagt über einen heftigen Schmerz über dem rechten Auge, und dies machte Ernſt und mir Sorgen . . . .

Den 2. Juni.

Geſtern war ein ſehr bunter Tag unter den hohen Herrſchaften und in Ottos Zimmer noch mehr; ich ſaß hinter den Kuliſſen, nämlich in ſeinem Schlafkabinet, und hörte die ganze Wirtſchaft an. Die Mecklenburger waren da, und alles fuhr nach Pillnitz zu einem gewaltigen Diner, welchem eine Partie auf die Baſtei folgte. Der Tag war zum Glück ſchön, und trotz des Kletterns, welchem ſich ein König, zwei Königinnen und unzählige Prinzen und Prinzeſſinnen unterwerfen mußten und welches ein ungeheures échauffement zur Folge hatte, war man ſehr befriedigt. Auf der Elbe in ſchönen erleuchteten Gondeln, in welchen zugleich der Thee ſerviert wurde, kam man zurück, freilich erſt um 12 Uhr in der Nacht . . . .

Den 6. Juni. Eben iſt Otto fort; der Zug ging nach Marienbad und zwar gerade, nicht mit dem Umweg durch die ſächſiſche Schweiz, was projektiert war und Otto ſchon recht viel Arbeit gemacht hatte. Gott begleite und ſegne den lieben treuen Bruder! Er, der ihn auf dieſe Stelle geſtellt hat, wird ihm auch Kräfte geben, alles zu überwinden. Übrigens wird ihm ſeine Stellung und ſein Geſchäft immer geläufiger, denn das Schwere der Neuheit fällt allmählich weg. Er war geſund und im Ganzen heiter, und wir haben es mit großem Dank genoſſen, daß wir in den letzten Tagen etwas von einander haben konnten, namentlich auch eine gemeinſame Fahrt nach Tharandt machten, wo wir drei in einem Wagen ſaßen. Die Großfürſtin war nämlich ſo gütig, Ernſt und mich auf dieſe Partie mitzunehmen, gewiß auch aus Rückſicht für Otto, dem ſie ſo viel Liebe und Aufmerkſamkeit zeigt, wie man ſich es nicht denken kann. Sie behandelt ihn wirklich wie ihren Bruder und vertraut ihm vielleicht mehr an, als ihrem wirklichen Bruder, dem Prinzen Auguſt, der hier ihr ſteter Begleiter war. Es war eine ſehr hübſche Partie dort, bloß die hohen Herrſchaften mit den Damen und wir drei; der Ton ganz ungeniert und die Großfürſtin ſo vergnügt, daß ſie gar nicht fort wollte."

Nach einer ſchönen Fahrt durch Sachſen und Böhmen traf die Reiſegeſellſchaft am 7. Juni [26. Mai] in Marienbad in der Villa Metternich ein. Es begann jetzt für Grünewaldt ein zwar einiger-

maßen regelmäßiges, aber doch bunt bewegtes Leben, das für ſeine Marienbader Kur eigentlich nicht ſehr zuträglich war. In ſein Amt und ſeine Stellung hatte er ſich vollkommen gefunden: „Ich verkehre mit Majeſtäten, Kaiſerlichen und Königlichen Hoheiten ſo viel und bequem, als hätte ich es ſeit Jahren gethan und danke nur Gott, wenn es nicht franzöſiſch zu ſein braucht.“

Eine innere Befriedigung gab ihm alles dieſes nicht; er klagt ſeiner Frau den 29. Juni: „Es ergreift mich eine mächtige Sehnſucht nach Dir und den Meinigen, und ich hätte, wer weiß was drum gegeben, um wenigſtens eins meiner Kinder an mein Herz drücken, mich ſatt lieben und weinen zu können. Dieſes Bedürfnis, zu lieben, die innerſten Winkel des Innern ausſprechen und aufſchließen zu dürfen, der Verkehr mit Gläubigen, die Erhebung nnd Erquickung, die er gewährt, das ſichtbare Zeichen, daß der Herr überall iſt und ſeine Kinder zählt und kennt, fehlt mir und läßt mich darben. Sonſt iſt mein Verhältnis in jeder Beziehung gut und läßt nichts zu wünſchen übrig. Die Großfürſtin ſchenkt mir ein vollkommenes Vertrauen, beſpricht alles mit mir, was in ihrem Herzen als Großfürſtin und Mutter ſich bewegt; von Geſchäften iſt nur die Rede, wenn es ſein muß, und ich bin in Verhältniſſe eingeweiht, wie es ſelten jemand ſein mag. Dieſer ausgezeichnete Verkehr giebt meinem Leben einen nicht gewöhnlichen Reiz, wenn auch keine Befriedigung, die ich Gottlob nur anderswo finden kann, was der armen Großfürſtin ferner ſteht, als ſie glauben will. Wie ſie mit mir in dieſer Beziehung daran iſt, weiß ſie vollkommen und erfährt ſie bei jeder Gelegenheit.“

Auf die Frage der Großfürſtin: ‚Wie gefällt Ihnen die ganze Geſchichte?‘ antwortete Grünewaldt ſchon früher einmal, daß nur die Perſönlichkeit Ihrer Kaiſerl. Hoheit ihm ein Troſt und Erſatz ſei, alles übrige ihm nicht genüge.

Zum Glück trat auch bei ihm die ſchon oft bei Reiſenden beobachtete Gemütsruhe in Bezug auf die heimiſchen Angelegenheiten ein; er ſchreibt der Frau: „Sage dem lieben Tiefenhauſen, an Koick und an meine Wirtſchaften dächte ich gar nicht. Ich weiß ſie unter des Herrn Schutz und in meines Freundes treuen Händen geborgen und werde mit allem zufrieden ſein, was aus dieſen guten Quellen kommt.“

Sein Leben ſchildert er folgendermaßen: „Um Dir ein Bild des hieſigen Lebens zu machen, thue ich am beſten, Dir einen Tag zu beſchreiben. Um ſechs werde ich geweckt, trinke an dem Kreuz-

brunnen, komme raſch nach Hauſe, ſetze mich gewöhnlich, wenn die Großfürſtin bei dem immer ſchlechten Wetter fährt, auf den Bock, während ſie mit Mme. Catherine drin ſitzt, und kutſchiere zum Ferdinandsbrunnen, zwei Werſt von hier; dort wird in einer Halle, wenn es wie immer regnet, auf- und niedergegangen; bald nach uns kommt Mme. Eliſabeth mit der princesse Lwoff und thun ein Gleiches. Dann erſcheint die Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg (Schweſter der Kaiſerin von Rußland) mit einer Hofdame, bei gutem Wetter mit ihrer Tochter Louiſe und ihrem Kammerherrn, einem guten Mecklenburger, Baron Stenglin. Wir gehen hart aneinander und miteinander auf und nieder, ſprechen oder ſprechen nicht, bis die Großfürſtin vier, ich drei Gläſer getrunken. Die Großfürſtin geht und unterhält ſich mit mir oder mit irgend einem anderen Herrn, deren in der letzten Zeit täglich ein neuer aus Karlsbad oder Eger hier geweſen und zuweilen muß ich die Großfürſtin noch weiter begleiten.

Dann gehen wir zwei beide nebeneinander und ſprechen in der Regel von Dingen, die weder die Töchter noch andere hören ſollen und von denen ich weder ſchreiben noch ſprechen darf. Der Kaffee und reichliche Semmel ſchmecken vorzüglich. Dann iſt man jedoch ſo angegriffen und müde, daß man nichts vornehmen mag, und ich werde in der Regel von der Menge Menſchen turbiert, die mich nötig haben. Gewöhnlich läßt mich die Großfürſtin um elf rufen, beſonders, wenn ſie mich am Morgen auf der Promenade wenig oder allein gar nicht geſprochen hat. In dieſer Zeit werden auch die Geſchäfte abgemacht, meiſt beſchränken ſie ſich auf wenige Fragen. Zuweilen habe ich je nach Wetter und Laune ſchon bis zwei Stunden bei ihr geſeſſen und höchſt intereſſante Geſpräche geführt. — Dann ſchlendert man herum und promeniert; ich habe täglich Viſiten zu machen und ſehr viel zu empfangen. Um zweieinhalb eſſen wir; ich bin in der Regel jeden anderen Tag zu Mittag oben bei der Großfürſtin, denn ſie wohnt mit den Töchtern und Damen im großen Hauſe; ich, Koßmann und die Leute in einem Hintergebäude. Oft ſpeiſen noch zwei bis drei Herren oben. Um vier geht man fort. Dann bleibe ich etwas zu Hauſe und verſuche zu ſchreiben oder zu leſen, werde jedoch oft geſtört. Um ſechs oder gegen ſieben geht man wieder ſpazieren, wenn nicht bei irgend leidlichem Wetter eine Fahrt in die Umgegend gemacht und Kaffee getrunken wird, wo ſich alsdann die Großherzogin anſchließt. Bisweilen bringe ich auch den Abend oben zu, wenn einige Gäſte

geladen worden, wo man ein einfaches Souper genießt und um neuneinhalb nach Hauſe geht; es iſt auch ein paarmal Muſik gemacht worden von einem franzöſiſchen Sänger. Einigemal waren auch Konzerte und kleine réunions, an denen getanzt wurde, und ich in den Dienſt eines Hofmarſchalls eingeweiht worden bin, welcher die Kavaliere für die Großfürſtinnen aufzunehmen und ſehr viel Perſonen, die es wünſchen, vorzuſtellen hat . . . .

Meiſtens ſoupiere ich jedoch mit den drei Damen in ihrem Zimmer, zwiſchen acht bis neun Uhr mit dem Doktor; es wird franzöſiſche Konverſation gemacht bis zehn . . . .

Seit einiger Zeit bleibe ich noch bis elf auf und ſchreibe an meinem Journal."

Ein anſchauliches Bild mag auch die Schilderung eines Tages aus dem Journal geben:

„Heute war ein ſchwerer Tag, über den allein ein Buch geſchrieben werden könnte. Regen und ſchlechtes Wetter beim Aufſtehen; — kein Menſch beim Ferdinandsbrunnen. Nachher fand ich die Kaiſerliche Hoheit beim Kreuzbrunnen an der Seite des Prinzen Moritz von Naſſau, der geſtern Abend in Heiratsangelegenheiten ſeines Bruders Adolf, des regierenden Herzogs, angekommen. Der Prinz iſt jung, ſchlank, ziemlich wohl ausſehend. Ich wurde vorgeſtellt mit den Worten: ‚Das iſt Herr von Grünewaldt, der mich in der Welt herumführt.' — Zu Hauſe waren Pater Frei und Schohai hier (Badekommiſſar), erſterer, um vom Prälaten eine Meſſe anzubieten. Dem ſchrieb ich und gab Zuſage. Schohai fragte wegen ſeines Diners vergeblich an.

Darauf beſuchte mich Graf Potozky, ein angenehmer Weltmann, der etwas Vertrauen Einflößendes hat. Ich lief zu Pahlen. Er unterhielt ſich ſehr offen über das Ruſſifizieren und über Uwaroff (Kultusminiſter), — der übrigens in wenigen Tagen hier ſein kann —, von dem er ſagte, er habe keine Grundſätze als den Willen des Machthabers und ſei nur ein Werkzeug in der Hand des letzteren. Ich kam knapp um elf Uhr zur Großfürſtin; ſie lud Pahlen und mich zu Mittag; Prinz Moritz ſpeiſte gleichfalls hier. Nun ſoll ich noch zu Mittag Strogonoff ſchaffen. In vier Gaſthöfen finde ich ihn nicht. Bei mir zu Hauſe hat mein Diener Juſtus ſeine Adreſſe und ich ſchicke hin. Wie mich aber der Barbier raſiert, tritt Strogonoff ein. Er gefällt mir und geht fort. Mittags unterhält er die Tafel mit einer geiſtreichen Schilderung des Pariſer Salonlebens bei der Fürſtin Lieven, der Charaktere

von Guizot, Molé, Broglie u. ſ. w. Nach Tiſch ſitzt man noch eine Weile. Prinz Moritz etwas befangen und linkiſch mit den jungen Großfürſtinnen. Sehr gelacht mit Madame Katherine. Schrecklicher Regen und Hagel. Die Equipagen müſſen anders beſtellt werden. Endlich fahren wir, nachdem die pünktliche Großherzogin ſchon lange fort war. Im Hammelhof muß alles umgekatert werden. Der Sänger nicht beſonders und es werden Spiele arrangiert. Mad. Katherine höchſt niedlich. Ich drehe mich mit der Großherzogin und der Prinzeß Luiſe. — Katz' und Maus. — Das Wetter blieb günſtig. Einen Teil des Weges macht die ganze Geſellſchaft zu Fuß. Der Abend bei den Damen ſehr lang und franzöſiſch verplaudert. Graf Heyden war eine Zeitlang dabei."

Dazwiſchen ging es noch bunter her; namentlich als der Großfürſt Michael von Karlsbad nach Marienbad kam; die Großfürſtinnen ihn wieder in Karlsbad beſuchten.

Der Großfürſt war mit Grünewaldts Perſönlichkeit und Leiſtungen ſehr zufrieden. Einen kleinen Begriff des wirbelnden Lebens giebt die einfache Aufzählung einiger Perſonennamen, die Grünewaldt der Großfürſtin vorzuſtellen hatte, mit denen er Viſiten wechſelte ꝛc.; es ſind ihrer allein ſiebenzig angeführt.

Abends ſaß Grünewaldt oft recht ermüdet mit den Füßen im Schlammbade, und ſeine Laune und die Beurteilung der Dinge waren dann nicht immer die beſten. Er ſelbſt ſprach ſich in ſpäteren Jahren ſehr richtig darüber aus:

„Mir erſchien meine Mühe und mein Leid als freiwillig ertragene, als ob ich eigentlich nicht zu ihnen verpflichtet ſei. Durch die Übernahme meiner Stellung, zu der ich freilich nicht gezwungen werden konnte, die ich aber übernommen, hatte ich jedoch die Pflichten derſelben mir auferlegt und mußte ſie erfüllen ohne Murren und auch ohne Dank. Und wie hat die Großfürſtin ſie mir erleichtert durch ihr Vertrauen und mir gedankt durch ihr Benehmen, ich darf ſagen, durch ihre Freundſchaft! Die unzufriedenen Äußerungen und die harten Urteile in meinem Tagebuch finden ſich immer nur an Tagen großer Arbeit und geringerer Berückſichtigung meinerſeits durch die Großfürſtin. Und die größere Arbeit gehörte doch auch zu meinen Pflichten, wie die größere Berückſichtigung und jeglicher Dank nicht zu meinen Rechten."

Am Schluß des Aufenthalts häuften ſich noch die Beſorgungen

durch die maſſenhaften Abſchiedsbeſuche, Trinkgelder und Geſchenke, die zu verteilen waren.

Grünewaldt erhielt von der Großfürſtin Helene ein koſtbares Kryſtalltafelſervice als Geſchenk für ſeine Frau.

Als befriedigenden Abſchluß dieſer Zeit konnte er ſeiner Frau ſchreiben:

„Des Herrn Hand und Schutz erfahre ich ſichtbar, der wunderbar uns führt und bewahrt, ſo daß jetzt wirklich nicht das mindeſte uns widerfahren iſt, was als ein Unfall betrachtet werden könnte. Ich ſage es bei jeder Gelegenheit ſehr entſchieden der Großfürſtin, wem ich dies zuſchreibe, und habe mit ihr ſehr oft höchſt intereſſante und ernſte Geſpräche . . . . . Bete für mich, für die Großfürſtin und das Gedeihen unſerer Reiſe.“

Am $\frac{24.}{12.}$ Juli machte ſich die Reiſegeſellſchaft in ſechs Kaleſchen auf den Weg und dinierte bei der Großherzogin von Weimar Maria Pawlowna in Franzensbad. Dieſe erkundigte ſich nach dem Bruder General Moritz. („Der gewöhnliche Haken der Konverſation, an dem ſie alle accrochieren.“)

Das nächſte Reiſeziel war Kiſſingen, wo ſich der Großfürſt jetzt aufhielt; im offenen Landauer mit der Großfürſtin durchs Fichtelgebirge dahinrollend hatte Grünewaldt wieder eine ſehr angenehme, herzliche Ausſprache mit der hohen Frau. Sie forderte ihn auf, über ſie ein aufrichtiges Urteil zu fällen; als er das mit Widerſtreben, aber ehrlich that, war ſie bis zu Thränen gerührt. „Ich ſagte ihr, wie ich Gott danken würde für dieſes Ausſprechen und wie mich dies allein halten könne, nicht an ihr zu zweifeln in meiner Stellung, wo ich mein Ich, mein Leben ſo ganz verleugnen müſſe. Sie ſolle ſicher auf mich rechnen, ich würde nie ſie und ihre Intereſſen verleugnen. Sie ſprach ſich zufrieden mit meinen Leiſtungen aus, und ich verließ ſehr bewegt und innerlich mit ihr ausgeſöhnt den Wagen. Auch vom Glauben war die Rede, doch kommen wir nicht überein in dieſem wichtigſten Punkt. Der Herr wolle ſie erleuchten. Ich fühle mich neu belebt zu meinem ſchweren Dienſt. Ich habe ihr vieles geſagt, was ihr zu Herzen gehen muß, beſonders über meine innere Stellung zu meinem Heiland, als meiner einzigen Stütze, meinem einzigen Freunde. Ich rügte ihre Weiſe, auf den Verſtand zu viel zu geben. Vorher hatte ich von

Oſerowsky geſprochen, von ſeinem Vorſchlag, der Großfürſt ſolle Vizekönig in Polen werden; ſie will lieber die Oſtſeeprovinzen ....“

Von Bamberg bis Schweinfurt fuhr man per Dampfboot:

„Wir ſchifften uns ein auf dem Dampfſchiff in Bamberg, eine Menge Männer auf demſelben, Glieder des Bamberger und Erlanger Liederkranzes, die ſich zum morgenden großen Muſikfeſt nach Schweinfurt begaben. ‚Was iſt des Deutſchen Vaterland‘ wurde zuerſt angeſtimmt. Die Großfürſtin ſetzte ſich aufs Deck, die Herren machten fortwährend Inſtrumental- und Vokalmuſik, Kanonen wurden abgefeuert, vom Ufer erwidert, wie namentlich von Schloß Theres. Hübſche Einfahrt in Schweinfurt, viele Menſchen an der Brücke und mit uns bis zum ‚Raben‘.“

In Kiſſingen machte Grünewaldt die Bekanntſchaft vom Dichter Zedlitz und von dem aus den Freiheitskriegen bekannten General Tettenborn, von den Geheimräten Grimm und Bek ꝛc.

In Brückenau wurde beim König von Bayern (Ludwig I.) diniert und nach herrlichen Promenaden abends ein Fackelzug angeſehen, anderen Tags mit des Königs kräftigen Braunen nach Wilhelmsbad weitergefahren. Von hier aus gab es mit der Großherzogin Sophie von Baden, die ſich in Soden aufhielt, hin und her Beſuche und durch ihren Vertrauten, Baron Haber, eingeleitete Heiratsunterhandlungen. Grünewaldt hatte bei dieſer Gelegenheit ſehr intime Ausſprachen mit der Großherzogin, wodurch ſie ſich gegenſeitig nahe traten:

Soden, 3. Auguſt.

„Die Großherzogin rief mich herauf, ſprach mit mir lange allein und ſagte mir allerlei Ehrenvolles. Man muß Mitleid mit ihr haben, — ſie iſt in einer entſetzlich ſchweren Lage. Sie bat mich, immer offen und wahr gegen ſie zu ſein.“

Auch die Großfürſtin wiederholte Grünewaldt wieder einmal, wie glücklich ſie ſei, ihn mitgenommen zu haben; er verdiene ein ewiges Denkmal.

Mittlerweile war der Herzog Adolf von Naſſau, der als reicher und regierender Fürſt eine ſehr begehrte Partie war, nach Petersburg gereiſt, um beim Kaiſer die Hand der Großfürſtin Eliſabeth zu erbitten. Dies mußte nach den Regeln des ruſſiſchen Kaiſerhauſes geſchehen, ehe er ſich officiell der Großfürſtin nähern durfte.

Die jungen Großfürſtinnen waren ganz unbefangen, und wenn die Etikette ſie nicht zu ehrbarer Repräſentation anhielt, waren

ſie heiter und luſtig, trieben allerlei Spaß und Allotria „wie die jungen Katzen“.

In Aſchaffenburg gab es wieder Diners bei der Königin Thereſe von Bayern, in Darmſtadt große „Prinzenrevue“.

Nach vierzehn bunten, ermüdenden und aufregenden Tagen langten die Reiſenden am 7. Auguſt in Baden-Baden an.

Die Großfürſtin logierte mit den Damen im Palais Rothſchild, die Herren im Kavalierhaus am Ende des Gartens. Es wiederholte ſich hier das unruhige Leben Marienbads in doppeltem Maße. Viſiten, Vorſtellungen, Diners, thés dansants und réunions im Kurſaal ꝛc. ohne Ende. Hier waren beſonders viel vornehme Ruſſen: Graf Gurjeff nebſt Familie, die berüchtigte Gräfin Woronzoff-Daſchkoff, Naryſchkin, Kuräkin, Meſtſcherſky, der Dichter Shukowsky, Ogareff, Werewkin, Gortſchakoff, Dolgoruky, Oubril, Mme. Smirnoff, Stolypin, Prinzeß Golitzin, auch fürſtliche Perſönlichkeiten, wie Prinz Friedrich von Württemberg, Bruder der Großfürſtin, Herzogin Pauline von Naſſau, Schweſter der Großfürſtin, mit ihrem Begleiter Baron Gagern, Prinz Emil von Heſſen, Herzog von Braunſchweig, Erbgroßherzog von Heſſen-Damſtadt, Fürſt Hohenlohe, Fürſt Salm; auch der Großfürſt Michael erſchien dazwiſchen in Baden. Daß alle Perſonen von Namen und Rang ſich der Großfürſtin vorſtellen ließen, war ſelbſtverſtändlich. Eine Eigentümlichkeit der Großfürſtin war es aber, daß ſie allerorten, wo ſie hinkam, Perſonen von Geiſt und Bedeutung durch Grünewaldt gleichſam aufſpüren ließ.

Grünewaldt fand in Baden ſeinen Freund Patkul als Herzenserquickung vor.

Die hohen Herrſchaften beſuchten ſich hin und her zwiſchen Baden und Karlsruhe.

Den 17. Juni machte Grünewaldt das Galadiner in Karlsruhe mit: „Ich hatte Vormittag eine Unterredung mit der Großherzogin und ſprach aufrichtig über das Haberſche Verhältnis. Der Prinz Friedrich gefällt mir mehr als der Prinz Louis; dieſer älteſte Prinz iſt ſehr beweglich, etwas affektiert und ſcheint aufgeregt. Friedrich, der Jüngere, eine ſelten liebliche Erſcheinung, iſt noch nicht erwachſen, macht den Eindruck eines ſehr liebenswürdigen Knaben, auch wird er ſehr gelobt und geliebt; an eine Heirat mit ihm iſt eigentlich nicht zu denken.“ (Später ward er der Schwiegerſohn des Prinzen von Preußen, des nachmaligen Kaiſers Wilhelm.)

Charakteristisch für den Aufenthalt in Baden war ein Gewirr von Intriguen am Karlsruher Hof, an welchen auch die russische Gesellschaft teilnahm:

„Hier ist es am Platz, die Verhältnisse am Badenschen Hof zu erwähnen. Der etwas beschränkte Großherzog Leopold war ganz in die Hände der liberalen Partei geraten, die besonders durch den weitbekannten Dr. Guggert auf ihn wirkte. Die Großherzogin, eine geborene Prinzessin Wasa, war streng konservativ, arbeitete gegen diesen liberalen Einfluß und wünschte als konservative Stütze eine Verbindung mit dem russischen Hof. Der Großherzog war ganz gegen eine solche gestimmt worden. Haber, der ritterliche, aber auch abenteuerliche Ritter des spanischen Don Carlos und ein Legitimist, wurde der Ratgeber und Vertraute der Großherzogin, die in der That einer Stütze bedurfte wider die Menge der liberalen Intriganten; aber damit war Haber der gehaßteste Mann seitens der Gegenpartei und des Großherzogs selbst. Man verdächtigte sein Verhältnis zur Großherzogin und versuchte, ihn moralisch totzumachen. Dies war der Grund zum Duell mit Göler, das so viel Aufsehen in Baden und in Europa erregte und den Aufenthalt der Großfürstin in Baden beunruhigte und aufregte. Die Großfürstin und alle anwesenden Russen hielten sich auf der Seite Habers und dadurch mittelbar auf der Seite der Großherzogin und des konservativen Rußlands."

Eine Folge der Haberschen Angelegenheit war ein Duell zwischen Werefkin und Göler, welches beiden den Tod brachte.

Eine weitere Folge war das Duell zwischen Haber und einem gewissen Saratschaga, in welchem letzterer fiel. —

Alles dies sowie viele andere Aufregungen, die Grünewaldt mit der Großfürstin teilte, wirkten in doppelter Weise auf ihn, indem sie ihn einerseits immer mehr mit den Interessen der hohen Frau verknüpften und andererseits die Sehnsucht nach Freiheit immer lebendiger machten. „Ich sagte ihr, wie ich nach Petersburg geschrieben habe, daß ich *ihretwegen* mein schweres Amt bekleide und nicht des Amtes wegen. Ich sähe auch eigentlich nicht, wie ich mich würde losmachen können von ihren Interessen, die ich so ganz in mich aufgenommen, und es mache mir Sorge, da ich jetzt alle Fäden kenne, wer mich bei ihr ersetzen solle, um mit ihr Rat zu halten, zu schreiben u. s. w. Ich erbot mich, öfter nach Petersburg zu kommen und Reisen für sie zu machen. Sie

meinte, ſie müſſe mir irgend ein Amt übertragen, um in Verbindung mit ihr zu bleiben."

Wohl hatte die Großfürſtin recht, zu ſagen: „Sie armer Menſch haben immer nur meine Sachen im Kopf und können nicht an die eigenen denken."

Erleichtert wurde die ganze Sachlage Grünewaldt durch die brave Haltung ſeiner Frau, die zwar ſchwer unter der Trennung litt und alle häuslichen Sorgen allein tragen mußte, dennoch aber ſtets das im Auge behielt, daß das angefangene Werk mit Ehren zu Ende geführt werden müſſe. Sie ſchreibt ihm: „Wann wird der Herr es uns zeigen, warum Du Dich ganz und gar fremden Intereſſen weihen und wahrlich kein leichtes Leben dabei führen mußteſt, während Dein alter Wirkungskreis fremden Händen übergeben wurde und ich ohne meine rechtmäßige Stütze in dem großen Haushalte (ſie hatte oft 40 Perſonen bei Tiſch) und bei acht Söhnen blieb? Ich bin aber ruhig dabei und weiß, daß es des Herrn Wille ſo iſt, ja, ich erkenne noch eindringlicher, wie ſehr es Sein Wille ſein mußte, da gerade in der entſcheidenden Zeit Bruder Moritz (der abgeraten hätte) *nicht* zur Stelle war. Daher glaube ich und hoffe ich auch gewiß, daß unſer treuer Herr es herrlich hinausführen wird. — Wir wollen feſt an Ihn uns halten, Er wird Dir die Wege bahnen und zu Seiner, zu *ihrer*, auch zu Deiner Ehre alles enden laſſen. Dein guter Wille, Deine Aufopferung müſſen anerkannt werden und die Bosheit der Welt zu Schanden machen. (Dies war in Bezug auf verſchiedene, in der Heimat umlaufende Klatſchgeſchichten geſagt.) Er laſſe es Dir nur nicht zu ſchwer werden, nicht ſo ſchwer, daß Du geiſtig und körperlich darunter leideſt! *Das* will mich oft bedrücken, und dann möchte ich fliehen zu Dir und Dein betrübtes Herz tröſten, Dich lieben zum Erſatz für alles Schwere! Du biſt aber oft auch recht heiter geweſen, haſt ſogar viel lachen können, was mich unglaublich gefreut. Laß uns zufrieden ſein, mein teurer Mann; eine ſo intereſſante Zeit erlebſt Du nicht leicht wieder und wirſt noch in ſpäten Zeiten daran zehren. Nun ſind ja auch vier Monate bald überſtanden."

Der verwickelte Faden der Heiratsangelegenheiten wurde mittlerweile immer ſchwerer zu entwirren, da ſich die verſchiedenſten Intereſſen der verſchiedenſten Höfe dabei kreuzten. Die Verbindung mit Mecklenburg kam nicht zu ſtande, weil der junge Großherzog bereits eine Neigung im Herzen hatte für eine Prinzeſſin von

Reuß, die später seine Frau wurde. Grünewaldts Tagebuch giebt in all diese Angelegenheiten einen interessanten, aber aus Diskretion nicht immer wiederzugebenden Einblick.

Aus Koick hatte Grünewaldts Frau geschrieben: „Die Badenschen Angelegenheiten erscheinen mir ganz greulich! Kann ein Mutterherz wünschen, ihr Kind in dieselben zu verwickeln, und muß das wahrhafte Glück desselben ihr nicht wichtiger sein als alle übrigen Beweggründe zu solchen Schritten, die ich freilich nicht kenne und darum auch nicht begreifen kann! Ich bete, daß der treue Herr selbst der Hüter über die nette Madame Cathérine sein möge und sie bewahre vor den unseligen Folgen eines solchen Treibens."

Dieses fromme Gebet wurde erhört, indem die Verbindung mit Baden nicht zu stande kam. Prinz Louis wurde bald darauf geisteskrank und starb jung; der Großfürstin Katharine ward aber in späteren Jahren ein schönes eheliches Glück mit dem Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz zu teil.

Eine fröhliche Nachricht brachte der 1. September: „Heute war ein Freudentag: die Nachricht ist gekommen vom Herzog von Nassau, Madame Elisabeth ist seine Braut!"

Bald darauf erschien der junge Herzog in Person, und jetzt erst hatten die hohen Verlobten Gelegenheit, sich kennen zu lernen. Um sich noch näher treten zu können, sollte ein längerer Aufenthalt in Bingen genommen werden.

Vorher machte die Großfürstin mit Töchtern und Suite einen recht angreifenden Abstecher nach Berlin, um mit dem Kaiser Nikolai eine Entrevue zu haben. Von Halle an fuhren sie zum erstenmal mit der Eisenbahn. In Wittenberg trafen sie mit Kaiser Nikolai zusammen.

„Die Großfürstin schickte mich gleich in den Gasthof, wo der Kaiser abgestiegen war. Ich fuhr hin und fand die Suite an der Mittagstafel unter Orloffs Präsidium. Der Kaiser ließ mir sagen, er wolle die Großfürstin überraschen, mit meinem Wagen hinfahren, und sie solle nichts vorher erfahren. Nun wußte ich aber genau, daß der Großfürstin eine solche Überraschung höchst unwillkommen sein werde und für mich alles darauf ankäme, sie doch vorher zu benachrichtigen. Ich hatte einen Lohndiener mit, ließ mich auf Seitengassen auf dem nächsten Wege möglichst schnell zur Großfürstin führen und kam vor dem Kaiser an."

Von dem Berliner Aufenthalt ſchreibt Grünewaldt: „In Berlin hatten wir das Hotel Meinhard Unter den Linden gemietet, und der Großfürſt mit ſeinen Herren wohnte auch dort. Der Aufenthalt in Berlin war der Höhepunkt im Verkehr mit Majeſtäten und Hoheiten, und hätte ich Zeit gehabt, dort ein umfangreiches Journal zu führen oder ein ſolches ſpäter bei friſcher Erinnerung auszufüllen, ſo könnte es wohl intereſſant ſein.“

Jetzt brachte es aber nur trockene Notizen, wie z. B. die Beſchreibung des erſten und zweiten Tages:

„Um 7 Uhr ſollte aus Wittenberg gefahren werden, — um 6½ Uhr fuhr der Kaiſer ſchon vorbei. In großer Haſt wir nach. Ankunft in Berlin; alle Prinzen dort; ich antichambrierte. Prinz Auguſt unterhielt mich öfter. Prinz Karl ließ ſich die Haberſche Geſchichte erzählen. Der Großfürſt grüßte und küßte mich herzlich wie gewöhnlich. Nach 11 Uhr kam ich erſt in mein Zimmer. Tettenborn blieb noch lange. Heute morgen um 6 Uhr auf, um 7½ Uhr in die Kapelle der Geſandtſchaft; dann ins Palais des Prinzen von Preußen; dann zur Großherzogin von Mecklenburg mit der Großfürſtin; dann zur Prinzeß Karl, die nicht zu Hauſe; dann kam die Königin, zu der ich am Morgen gefahren war und mit dem Graf Pückler geſprochen hatte. Dann kam die Prinzeß Karl, die nicht angenommen werden ſollte und nur bat, ihre Kinder zeigen zu dürfen. Während ſie da war, kam der König. Mit Graf Brühl, ſeinem Adjutanten, mich unterhalten; dann ging ich zu Meyendorff; Anrep dort. Der Kaiſer kam, empfing Anrep herzlich, grüßte mich ohne zu ſprechen. — Stolberg fand ich nicht. Mittag beim Geſandten Meyendorff, ich ſaß neben General Lindheim. Nachmittag ſprach mich die Großfürſtin; Fahrt zu Haſſenpflug. Ich fand ihn und bei ihm Schweſter Helene. Angenehmer Abend, ſpät bei Helfreich.“

Das Tagebuch nennt folgende Diners: In Schönhauſen beim König (120 Perſonen), im Schloß (300 Perſonen), und beim Prinzen von Preußen.

Vom Diner im Schloß erzählte Grünewaldt noch folgende kleine Epiſode:

„Der Kaiſer ging fort, begleitet vom König. Die Großfürſtin muß auch fortgegangen ſein und ich ſie begleitet haben, denn ſonſt wäre ich nicht Zeuge geweſen. Wahrſcheinlich galt es, an die Seite der Großfürſtin zu treten, und es wollte jeder der hohen Herren dieſen Platz dem anderen abtreten und ihn vorangehen laſſen. Da

benutzte der Kaiser eine abliegende Seitentreppe, sprang behende ein paar Stufen auf derselben hinan und zwang den König, ihm vorbei- und vorzugehen. Dies dauerte eine kleine Weile, und ich hatte Gelegenheit, die schöne, schlanke Gestalt, die graziösen Bewegungen des Kaisers zu bewundern, der in seiner eng anschließenden blauen preußischen Uniform eine selten schöne Erscheinung war, gegen die der sonst so ausgezeichnete und wahrhaft liebenswürdige Friedrich Wilhelm IV. wohl abstach in seiner kürzeren, etwas korpulenten, untersetzten und weniger proportionierten Gestalt."

Zum Andenken an den Berliner Aufenthalt wurde Grünewaldt von Friedrich Wilhelm IV. mit dem Johanniterorden belohnt.

Jetzt ging es noch einmal südwärts.

Aus Altenburg schrieb Grünewaldt seiner Frau:

Den $\frac{22.}{10.}$ September.

„Gottlob, es ist überstanden, diese vielleicht schwerste, aber auch letzte Episode dieser höchst merkwürdigen Reise, die täglich neu ist an unerwarteten und interessanten Begebenheiten. — In Berlin waren gewaltige Diners von 300 Personen, von denen 30 aus fürstlichen bestanden; Bälle gab es gottlob nicht, sondern nur ein kleines Konzert nebst Souper im Schloß. Am Sonntag fuhr die Großfürstin zur Parade hinaus; vom Staub kamen wir alle schwarz wie die Mohren nach Hause. Im ganzen war es leichter für mich, wie ich gedacht; in der großen Menge verschwindet der einzelne, und da es keine Tanzgesellschaften gab, so waren meine öffentlichen Dienstleistungen bei den Großfürstinnen auch so gering, daß sie ziemlich unbemerkt abgemacht werden konnten. Die Großfürstin fand oder nahm sich fast täglich so viel Zeit, daß sie sich mit mir immer etwas über das Erlebte allein besprechen konnte, und ihr scheint das Aussprechen ohne Rückhalt ebenso angenehm zu sein als mir das Hören. Der Kaiser reiste ab in der Nacht von Montag auf Dienstag. Er hat mich nur gegrüßt, allein nie angesprochen; die Großfürstin meinte mit Recht, sie und meine Stellung hätten aufgehört interessant zu sein, nachdem die Leute sähen, daß es ein gutes Verhältnis sei und alles gut ginge. — Am Dienstag 3 Uhr fuhren wir auf eine Einladung des Königs nach Potsdam, wohnten im Neuen Palais hinter Sanssouci, sahen am Abend eine meisterhafte Aufführung der sophokleischen Tragödie ‚Antigone' und soupierten im Palais; den folgendenden Tag, nachdem wir die Nacht dort geblieben, dinierten wir in Sanssouci;

ich ſaß dem König gegenüber, der ſeit unſerer erſten Bekanntſchaft ſehr freundlich, ja herzlich gegen mich iſt. Neben mir ſaß Humboldt. Nachmittag eilten wir ſehr über Hals und Kopf fort, und nun wurde in Berlin getrieben und preſſiert, um am folgenden Morgen mit der Eiſenbahn fortzukommen. Um 8 Uhr geſtern zogen wir ab; auf einem Ruhepunkt begegnete uns der Herzog von Bordeaux, Comte de Chambord, was uns allen höchſt intereſſant war. Er ſieht ſehr angenehm aus, hinkt leider, iſt blond und etwas korpulent; er führte ein zahlreiches Gefolge mit ſich . . . ."

Außer Altenburg wurde noch der Hof von Weimar beſucht; in Gera ſtieß der Herzog von Naſſau zur Reiſegeſellſchaft und begleitete ſie bis Bingen.

Aus den Bingener Briefen:

Den $\frac{\text{2. Oktober}}{\text{20. September.}}$

„Wir bewohnen den Gaſthof Viktoria, den wir ganz einnehmen. Er iſt ſchön am Rhein gelegen, und ich habe aus meinen Fenſtern eine herrliche Ausſicht. Die Herzogin von Naſſau wohnt hier als Gaſt der Großfürſtin mit einer Hofdame, Frl. Munzinger.

Es werden ſehr viel Trauben konſumiert, und ein hieſiger Arzt, der ſich mit Zdekauer beſprochen, verſpricht mir viel Gutes.

Bis jetzt iſt das Wetter ſehr unfreundlich, naß und kalt, ſo daß die Finger im Zimmer zum Schreiben ſteif und erſtarrt ſind. Seit geſtern wird es gelinder, und man hofft auf beſſeres. Der Herzog wohnt in einem anderen Hauſe, ißt täglich hier und hält ſeine Pferde zum Gebrauch der Großfürſtin. Ich kenne die Naſſauer Verhältniſſe wie meine eigenen, und die Großfürſtin braucht mich um Rat zu halten und zu unterhandeln, ſo daß ich mir bisweilen wie ein Staatsmann vorkomme. (Einmal äußerte ſie, ich ſolle mich in Naſſau ankaufen und daſelbſt Premierminiſter werden.)

Hier in Bingen ſcheint ſich das Leben ruhig und angenehm zu geſtalten, nachdem die erſten Tage überſtanden ſind. Morgen erwarten wir den Großherzog von Heſſen-Darmſtadt, deſſen Gebiet wir bewohnen, und den Fürſten von Neuwied, Schwager des Herzogs von Naſſau. Solche Epiſoden ſind jedoch nirgends zu vermeiden, und im ganzen iſt es eine goldene Ruhe gegen frühere Zeiten. Die Großfürſtin iſt ſehr heiter, ißt Trauben, fährt ſpazieren und erholt ſich zuſehends. Die Naſſauer Verhältniſſe beſchäftigen ſie vorzugsweiſe. Die Miniſter und die angeſehenſten Männer kommen aus dem nahen Biebrich herüber, um ſich

vorzuſtellen, und ſind ſolch einfache, wackere deutſche Männer, daß man gern Herz zu ihnen faßt und ich mich mit ihnen befreunde. Nächſtens ſoll ich eine Fahrt nach Wiesbaden machen und freue mich, die Reſidenz der Großfürſtin Eliſabeth zu ſehen, ſowie die Bekanntſchaft eines Bruders unſeres Freundes Graf Ranzau zu machen, der ganz dort lebt . . . ."

Frankfurt, den $\frac{\text{12. Okt.}}{\text{30. Sept.}}$

„Mein geliebtes Herz!

Ich will einmal verſuchen, die freie Stunde, die ich hier gefunden, mit Dir zu verplaudern und zu ſehen, ob es mir noch möglich iſt, gemütlich zu ſchreiben. In Deinem letzten Brief vom 14. September, den ich vor wenigen Tagen erhielt, machſt Du mir den gerechten Vorwurf, daß mein Journal wie meine Briefe nichts enthalten als ein trockenes, kurzes, oft unverſtändliches Herzählen geſchehener Begebenheiten, geſehener und geſprochener Perſonen, ohne irgend ein raisonnement oder Urteil meinerſeits. Du haſt vollkommen recht, ich aber auch; denn ich bin froh, die Dinge, die ich erlebe, auf dieſe Weiſe feſtzuhalten für mein elendes Gedächtnis; den Eindruck, den ſie auf mich gemacht, kann ich immer mündlich nachholen; die Zeit iſt mir jedoch ſo knapp zugemeſſen und das Erlebte an jedem Tage ſo reichhaltig, daß ich jeden Abend einen Bogen füllen könnte und mehr, wenn ich ſo erzählen könnte, wie ich wollte. Meine ſchlechten Augen thun mir auch ungemein Abbruch; ich muß ſie in meinem Geſchäft für die Großfürſtin, für Briefe, deren ich bisweilen mehrere an einem Tage zu ſchreiben habe, ohnehin in Anſpruch nehmen; das Schreiben iſt mir immer wie ein Schmerz, dem ich entgegengehe, obgleich ich gemütlich mich hingezogen fühle und, wie Du weißt, immer ein Freund des Schreibtiſches geweſen bin. Zu einem gemütlichen Mich-gehen-laſſen kann es gar nicht kommen, denn ich *darf* wirklich nur ſo viel Zeit nehmen, als ich *muß*; es liegt ohnehin ein Berg von Rechnungsangelegenheiten noch vor, von Auszügen, Eingaben u. ſ. w., mit welchen ich eigentlich vor der Großfürſtin prahlen möchte, da ſolche Überſichten zu geben meine force von je her geweſen. —

Du mußt nehmen, daß alle Perſonen, die zur Großfürſtin wollen oder etwas von ihr wollen, was leider nur zu oft eintritt, ſich an mich wenden, daß *ihr* ganzer Umgang auch der meinige ſein muß, daß alle Kaufleute und dergleichen, mit denen jetzt nah

und fern wegen der Ausſteuer Unterhandlungen gepflogen werden, ſich an mich wenden und ich ſie abfertige, mündlich und ſchriftlich, — daß der ganze Hofſtaat des Herzogs von Naſſau, ſeine Miniſter und erſten Beamten wöchentlich mehreremal in Bingen ſind und ich mit ihnen verhandeln muß, weil die Großfürſtin eine Annäherung dieſer Art wünſcht, auch mancherlei erfahren und ſich bekannt machen will mit den Verhältniſſen. Der Tag vergeht wie im Rauſch und iſt immer zu kurz. Nur am Abend vor dem Schlafengehen, wenn ich müde und blind bin, iſt meine Zeit für mich; es iſt wirklich zu verwundern, daß ich es durchgeſetzt, mein Journal regelmäßig zu führen und Dich wenigſtens nicht ganz ohne Nachricht zu laſſen . . . .

Die letzte Zeit war ziemlich bunt, wie es immer der Fall, wenn man länger auf einer Stelle bleibt, wo ſich die Menſchen hinziehen wie die Mücken in die Sonnenſtrahlen. Sie kommen weit her um Brillanten, Zeuge, Bilder und Gott weiß was anzubieten. Von einem Juwelier wurde für 22000 fl. gekauft. Der Kaiſer gab 150000 Rubel zur Ausſteuer. Jeder Autor denkt ſein ſchlechtes Buch der Großfürſtin überreichen zu müſſen. Überdies machen vornehme Bekannte oft weite Umwege, pour se mettre aux pieds de Mme. la Grande-Duchesse. Ihr Vater, der Prinz Paul, kam aus Paris, um die Tochter zu beſuchen, war ſehr liebenswürdig und blieb vier Tage dort . . . .

Lange hatte ich keinen ſo bunten, ſchweren Tag als Deinen Geburtstag, mein teures Weib; ich wäre ſo gern allein geweſen und hätte mich ſchriftlich mit Dir beſchäftigt, nachdem ich bis jetzt, ſoviel ich mich entſinnen kann, alljährlich an dieſem Tage mit Dir zuſammen war, auch bei meinen Reiſen ins Ausland immer dieſen Tag als meinen letzten Termin angeſehen habe, — allein in dieſem Jahre konnte ich Dir nicht einmal ſchreiben. — Nur der Kaſelmann ſagte ich von der Bedeutung dieſes Tages, und ſie ſtieß ſtill ihr Glas mit mir an. Sie iſt ein recht nettes, deutſches Mädchen von Kopf und Gemüt und überdies Braut . . . .

Am Tage vor meiner Abreiſe nach Wiesbaden aß ich Mittag bei der Großfürſtin, und auf die Bitte der Großfürſtin Eliſabeth, der Herzog möge erlauben, mir das Neue Palais zeigen laſſen zu dürfen, was unterſagt iſt, war er ſo gnädig, mir es ſelbſt zeigen zu wollen. So fuhren wir am vorigen Morgen mit dem Dampfboot nach Biebrich, von dort mit des Herzogs Wagen mit ruſſiſchem Kutſcher und Anſpann nach Wiesbaden, und er führte mich

im ganzen Hause herum, vom Boden bis in die Keller. Es ist sehr schön und — was mehr sagen will — gemütlich, verliert nirgends den Charakter einer Familienwohnung. Die Nassauer Herren waren ungemein liebenswürdig; ich speiste bei ihnen, trank Thee und saß im Theater in ihrer Loge .... Die nassauischen Verhältnisse kenne ich gegenwärtig besser als die Koickschen. Gestern morgen begleitete mich Baron Gagern auf meiner Fahrt längst dem Rhein. Leider regnete es greulich, und wir verfehlten eine Gräflich Ingelheimsche Familie in Geisenheim, bei welcher wir Mittag halten wollten. Ich besah die Lokalitäten, so gut es ging, und fand ein paar Stellen sehr hübsch und anständig (für einen etwaigen Aufenthalt der Großfürstin) ....

Ich sehnte mich ordentlich hier in Frankfurt nach Charles Uexküll, den ich mit seiner Mutter in Berlin ließ und vorzufinden hoffte, aber vergeblich. Die neuen Bekanntschaften, die ich mache, wie namentlich Gagern, der unstreitig hier der Ausgezeichnetste ist, schlagen nur in meine gegenwärtigen Verhältnisse, in meine Rolle, die ich jetzt spiele, ein. Über mein eigentliches Leben, über das, was ich eigentlich liebe, weiß keiner mit mir zu sprechen.

Dein Brief berührt eine ernste Seite, nämlich meine Pflicht gegen Haus und Kinder nicht der Ergebenheit für die Interessen der Großfürstin nachzusetzen, und hierin hast Du recht. Dieses Bewußtsein hat mich abgehalten, irgend ein Versprechen zu geben, zu welchem oft die Versuchung vorhanden war. Wenn Du glaubst, daß die Äußerlichkeiten meiner Stellung mich ganz in Anspruch nehmen, so thust Du mir unrecht; sie berühren mich auch nur äußerlich ....

Der Herzog wird uns bis Weimar und Leipzig begleiten, und dort soll erst die Trennung stattfinden. Das Brautpaar ist sehr glücklich .... Ich darf eigentlich nicht zur Besinnung kommen, ohne einer Art Wehmut heimzufallen; — es sind zwei Menschen in mir: der Estländer und Koickſche Familienvater und der Hofmarschall, die sich nebeneinander nicht ohne Kampf vertragen, daher die Briefe von Hause mich so besonders aufregen.

Bingen, den $\frac{20.}{8.}$ Oktober.

Die Abreise von hier hat um acht Tage verschoben werden müssen! Da heißt es denn: Geduld, mein Herz! Es wäre ohnehin dazu gekommen, denn vorgestern machte die Großfürstin Elisabeth uns einen großen Schreck, indem sie schleunig und heftig erkrankte;

jedoch hat der Herr geholfen, und es geht wieder beſſer mit ihr. Endlich aber verſäumen wir den wichtigen Mondſchein für den letzten Teil unſerer langen Reiſe, und verbieten auch die Ärzte das Reiſen in der Nacht, wodurch ich große Erſparung zu erzielen hoffte, ſo daß wir früheſtens den 8. November alten Stils Petersburg erreichen können. Es wird lange, mein teures Weib, und der Herr legt Prüfungen auf unſere Herzen, die das Deinige ſchwerer zu tragen hat, weil es ruhig in ſeinem gewöhnlichen Kreiſe ſich bewegt, während ich gleichſam in fortwährendem Rauſche mich befinde . . . .

Man muß innerlich ſtill werden und lernen, von einem Tag zum anderen, von einer Stunde zur anderen fortzuleben. So werde ich mich in den Reiſewagen von der Zeit hineinſchieben laſſen, und mit Gottes Hilfe wird ſie mich in Petersburg und zuletzt auch in Reval und Koick hinausſchieben. Sind wir erſt von hier fort, ſo wenden ſich alle Intereſſen nach Hauſe, und ich habe erfahren, daß ich auf der Reiſe ſelbſt, nachdem alles ordentlich eingerichtet und in Gang gebracht worden, mehr Ruhe finde als auf den Aufenthaltsorten . . . . Zuweilen werde ich ſchwindlig über die Mannigfaltigkeit meiner Beſchäftigungen; Beratungen mit den Miniſtern wechſeln ab mit den Beſtellungen von Tabatièren und Geſchmeide, welches ich in einer nie gewohnten Pracht geſehen. Wollte ich ein Spitzbube ſein, ſo könnte ich die ſchönſten Sachen für Dich mitbringen, welche mir die Leute anbieten, dafür, daß mit ihnen das Geſchäft gemacht worden. Hat mir doch der Bankier R. in eigener Perſon die halbe Proviſion angeboten, wenn das Ausſteuerkapital (die Geldmitgift einer Großfürſtin beträgt eine Million Rubel) durch ſeine Hände nach Deutſchland remittiert würde! Man hat keine Ahnung, wie weit die Gemeinheit der Leute geht, und freut ſich, daß der Herr einem ein ehrliches Herz bewahrt und Gelegenheit giebt, es nutzbringend zu beweiſen. Die Großfürſtin hat wohl Grund, auf treue und brauchbare Diener Wert zu legen, und ſo albern und eingebildet es klingt, ſo würde ich an ihrer Stelle viel darum geben, um mich ſelbſt in ihrem Dienſt zu behalten . . . . Wie werde ich jubeln, wenn ich Dich von Petersburg zuerſt begrüße! Die Großfürſtin wollte, Du ſollteſt hinkommen und im Palais wohnen. Ich ſtellte die Unausführbarkeit der Sache vor wegen Haus, Jahreszeit und der Störung in meiner Arbeit, die ich ſo raſch als möglich abmachen möchte, um mit leichtem Herzen an das Deinige zu fliehen. Der Herr führe dieſe

Zeit bald herbei! Er ſegne Dich und alles Liebe. Lebe wohl, Du treues Herz! Dein

Otto von Grünewaldt."

Je näher die Zeit der Abreiſe rückte, deſto inniger ſchloß ſich die Reiſegeſellſchaft aneinander. Die Großfürſtin ſagte: „Grünewaldt, nun naht die Zeit, wo Sie wegmüſſen; dann werde ich heulen!" Später einmal eine nette Scene mit den jungen Großfürſtinnen, die Grünewaldt fragten, ob er ſie auch etwas lieb habe, worauf ſeinerſeits eine Liebeserklärung mit Handkuß folgte und Mme. Eliſabeth ihn ſehr freundlich nach Naſſau einlud.

Die Großfürſtin Eliſabeth entwickelte ſich immer mehr und empfand die Wichtigkeit ihres fürſtlichen Berufes. Durch Grünewaldts Vermittelung war Madai, früher Profeſſor in Dorpat (wegen der Ulmannſchen Angelegenheit abgegangen), zum Privatſekretär der zukünftigen Herzogin ernannt worden. Die Großfürſtin Eliſabeth antwortete auf die Bemerkung, Madai würde das Lehrfach ungern aufgeben: er könne ihr den ganzen Tag Vorträge halten, denn ſie wolle gern noch viel lernen. Sie trieb das geſchichtliche Studium mit beſonderem Eifer, und weil die Periode der Völkerwanderung ſich einzuprägen ihr beſonders ſchwer fiel, ſchrieb ſie mit Kreide auf ihre Zimmerthür die Züge der verſchiedenen Völker, um beim Durchgehen ſich immer wieder dieſelben einzuprägen.

Der Herzog von Naſſau gab zum Schluß des Aufenthaltes ein Feſt im Badehauſe, als Mittelpunkt desſelben ein fröhliches Feuerwerk. Grünewaldt ſchreibt: „Es wurde abgebrannt auf dem jenſeitigen, naſſauiſchen Ufer; wir auf der Bingenſchen Seite ſaßen auf erhöhten Sitzen, und das Feuerwerk ſpiegelte ſich prachtvoll ab im Rhein; es war ſehr ſchön, zumal die farbigen Raketen, die Sternraketen, die Batterie von Leuchtkugeln und das Schloß Ehrenfels im Feuer. Einzig ſchön! Man hat nicht überall einen Hintergrund von Weinbergen und einen Rhein im Vordergrund! Es wurde Thee und Eis genoſſen."

Auf der Rückreiſe Beſuch des Hofes von Weimar; Maria Pawlowna ſehr gnädig gegen Grünewaldt. Galadiner, Ball, großes Menſchengewirr.

Auf der Durchreiſe in Leipzig verſchaffte ſich die Großfürſtin den Genuß eines Gewandhauskonzertes. Aus Grünewaldts Erinnerungen: „Mit dem liebenswürdigen Mendelsſohn hatte ich des Abends zu verkehren; am Vormittag wurde ein Gang in die

Thomaskirche mit den jungen Großfürſtinnen und der Suite gemacht, woſelbſt die Geſellſchaft unten in der Kirche blieb und ich mit Mendelsſohn hinauf zur Orgel ging. Er vertiefte ſich ſo in ſein köſtliches Spiel, daß er ſichtlich alles vergaß, was ihn hörte und umgab. Zum Konzert im großen Saale des Gewandhauſes begab ſich die Großfürſtin in eine nicht erleuchtete Loge, gleichſam inkognito, obgleich alle wußten, daß ſie zugegen war. Nur Liebhaber, außer den erſten Virtuoſen, wie David, Clara Schumann u. ſ. w., und einem Chor aus den erſten und reichſten Familien beſtehend, bildeten das aktive Perſonal. David ſein Spiel vortrefflich, die Engländerin Birch mit einziger Stimme, die Chöre aus dem ‚Paulus‘, die Pſalmen unübertrefflich, 250 Stimmen unter Mendelsſohns Direktion. Die Ouvertüre aus dem ‚Sommernachtstraum‘ mußte nochmals gegeben werden. Höchſte Zufriedenheit! Nun wurde am Abend über die Geſchenke beraten, dieſelben ausgeſucht und an Mendelsſohn abgegeben, der ſie ſehr zweifelnd und zögernd übernahm und in ſeinen Hut ſchüttete. In der That kam er wohl am folgenden Morgen wieder und erklärte, es ſei ihm mit Mühe gelungen, die Geſchenke anzubringen; aber nicht bei einer Dame, der Frege, der Frau eines reichen Bankiers. Ich mußte natürlich mit dieſer Botſchaft zur Großfürſtin gehen; als ich ſie ihr mitgeteilt, nahm ſie ein Armband vom eigenen Arm und ſagte: „Schicken Sie ihr dieſes, und Mendelsſohn möge ihr ſagen, daß ich es von meinem Arm genommen, — dann wird ſie es behalten.“ Und ſie hat es behalten. Mendelsſohn erhielt ſelbſt einen ſchönen Ring mit dem großfürſtlichen Namenszug in Brillanten. Mendelsſohn hatte wohl etwas den jüdiſchen Typus in ſeinem Geſicht, aber den edelſten. Er war ein ſchlankgewachſener Mann mittlerer Größe und hatte in ſeinem wohlausſehenden Geſicht einen Ausdruck idealer Richtung, ich möchte ſagen von Verklärung, wie man ihn ſonſt nicht an den Menſchen ſieht. Bei ihm trafen ſein muſikaliſches Genie und eine Gott zugewandte Seele zuſammen.“

Im Schloß zu Potsdam wurden auf der Weiterreiſe mehrere Tage verbracht.

Weiter ſchreibt Grünewaldt:

„Ein Abend in Potsdam war ſehr intereſſant. Ich ſaß in der königlichen Loge hinter der Königin; ſie machte den Eindruck einer Frau, die Gott mit Gaben und Gnade reich geſegnet hat. Sie unterhielt ſich während der Zwiſchenakte freundlich mit mir.

Die Großfürstin mit den Töchtern kam nicht zum Souper. Ich machte es mit und ging mit der hohen Gesellschaft in den Salon, wo man sich um zwei runde Tische setzte. An dem ersten saßen der Prinz Friedrich der Niederlande, seine Gemahlin, die Schwester des Königs, die Königin, der König, der erst später kam, und ich. An dem anderen Tisch saßen die Damen der Suite. Als der König bald nachher durch die Thür hinter dem zweiten Tisch hereinkam, erschreckte er die Damen zunächst, indem er bellte wie ein kleiner Hund, setzte sich an seinen Platz, fand dort ein Lokalblatt und Reißbrett, auf welchem er zu zeichnen liebte. Darauf leitete er das Gespräch auf vornehme russische Familien, in denen ich damals sehr bewandert war. Humboldt schwatzte viel und wollte alles wissen .... Überhaupt machte es auf mich einen schmerzlichen Eindruck, daß Humboldt, ein Stern erster Größe am Firmament der Wissenschaft, sich hier herabwürdigte zu einem Trabanten eines irdischen Königs. Sogar das Benehmen der Hofdamen bewies, daß er als Mensch in keinem Ansehen stand.

Ich dankte beim Abschied dem König für den Orden, der sagte: ‚ein andermal länger bleiben; ein solcher Besuch schmecke nach mehr!‘

Hier in Berlin verabschiedete sich der Herzog Bräutigam. Er führte die übliche Schatulle mit Schmucksachen mit sich, mit denen er das Gefolge der Großfürstin zu beschenken gedachte. Grünewaldt, dessen ritterlichen Gefühlen dieses widersprach, gelang es, die Geschenke abzulehnen. In späteren Jahren sah er ein, daß dies nicht richtig gewesen war, da er dadurch seine Mitreisenden um eine ihnen zukommende, vielleicht sehr erwünschte Freude gebracht hatte.

In Königsberg traf die Großfürstin abermals mit ihrem Gemahl zusammen.

„Wir blieben diesen Tag in Königsberg, um dem Großfürsten einen Vorsprung zu geben, der jetzt die für uns bestellten Pferde benutzen konnte. Am Vormittag hatte ich ein sehr langes Gespräch mit der Großfürstin, wo sie mich zuerst fragte, als von den Belohnungen der übrigen die Rede war, was sie mit mir anfangen solle. Ich lehnte alles ab; zuletzt blieb es dabei, daß sie mich zum écuyer einer Tochter vorschlagen wolle. Sie fragte mich dringend mehreremal, was sie für Fehler habe; ich ließ wohl etwas von Egoismus fallen, allein reine Wahrheit konnte ich dennoch nicht sagen. Es war aber ein warmes Gespräch, das einen an-

genehmen Nachklang hinterließ. Am Mittag ſpeiſten Dohna, der geiſtreiche Regierungspräſident Raumer, Adelſon, der Konſul und ich bei der Großfürſtin ....

Am dritten Tage morgens fuhren wir fort, nächtigten in Gumbinnen, darauf in Kowno, Uziany und Dünaburg, wo geraſtet wurde. Der Ruhetag in bequemen Quartieren war ſehr angenehm, die Großfürſtin von der beſten Laune, namentlich bei Tiſch .... Hier ſchrieb ich nach Hauſe den erſten Brief, mit dem meine Frau zufrieden geweſen, und hatte die Freude, bei der Großfürſtin die reichliche Unterſtützung zweier Württemberger zu vermitteln, welche in Feſſeln aus Moskau hierhergebracht, durch Helwigs (Kommandant von Dünaburg) Hilfe jedoch freigemacht und von ihm mir empfohlen worden waren."

Aus einem Brief an die Frau.

Dünaburg, den 7. November.

„Mit Gottes Hilfe ſind wir hier angekommen, geſtern nachmittag drei Uhr, paſſierten in Booten die Düna, wo bereits die Brücke gehoben und der Fluß ſtark mit Eisſchollen belegt war. Ein paar Tage ſpäter wäre die Paſſage vielleicht unmöglich, wenigſtens ſehr viel beſchwerlicher geweſen. Nun haben wir alle ſchlimmen Partien im Rücken, den Njemen, die Wilja und die Düna und können mit Sicherheit auf die ungeſtörte Fortſetzung der Reiſe rechnen, es müßte denn der Herr uns unerwartete Schwierigkeiten in den Weg legen, was Er bisher gnädig verhütet. Heute wird hier geruht, wo wir bequemes Unterkommen haben. Wir ſollten in Gorodez bleiben, — das nimmt aber der Thronfolger mit ſeiner großen Suite ein. Wir gehen eine Station weiter nach Luga. Die Großfürſtin iſt freundlich und gütig wie bisher; ſie befindet ſich im ganzen wohl, klagt nur über Ermüdung, weshalb die Ruhetage gehalten werden müſſen. Die ganze Suite iſt im beſten Vernehmen, und Gott krönt den ſchweren Anfang mit einem ſchönen Ende und erhört die Bitten Deines Mannes und aller ſeiner Lieben. Mit wie viel anderen Gefühlen ſind wir hier vor ſechs Monaten durchgegangen, wo alles fremd, ſchwer und geſpannt war! Die ganze Beſorgung ſcheint uns ein Spiel dagegen, was ſie anfänglich war. In Petersburg wird es noch einige ſchwere Tage geben mit den Präſentationen, allein ich habe einen feſten Mut, der ſich auf Gott hat ſtützen lernen, und einen mächtigen Rückhalt an meiner verehrten Prinzipalin, für welche mein Vertrauen und meine Ergebenheit unerſchütterlich ſind. Ich ſchätze mich glücklich, dieſer hoch-

geſtellten, ausgezeichneten Frau in meinem unbedeutenden Leben einen weſentlichen Dienſt geleiſtet und ihre Achtung, ich darf ſagen ihre Freundſchaft als ſchönſten Preis davongetragen zu haben . . . .

Gott wird helfen, wie Er bisher über Bitten und Verdienſt geholfen hat, und ich bin heute zumal innerlich ſehr glücklich, daß wir die Flüſſe im Rücken haben, die mir auf dem Herzen lagen. Auf der letzten Reiſe 1840 lag die Kaiſerliche Hoheit drei Tage in einem elenden Neſt in kalten Zimmern bei 20 Grad Kälte und mußte das Zufrieren eines Fluſſes abwarten, deſſen Eisgang jede Paſſage hemmte."

Später ſchreibt Grünewaldt: „In Luga verlebten wir einen ſehr angenehmen Tag; die Großfürſtin und die Damen wohnten in einem großen Hauſe bei einem Kaufmann, wir Herren auf der Station. Es wurde jedoch in Gemeinſchaft gefrühſtückt und gemittagt. Am Morgen ließ die Großfürſtin mich zu ſich rufen, während ſie noch im Bett lag, und ich ſaß dort vielleicht zwei Stunden, wo von den Belohnungen in Petersburg abermals die Rede war. Es kam auch wie früher ſchon zur Ausſprache, daß ich keinen Beruf, keinen göttlichen Befehl erkennen könne, ganz in ihre Dienſte zu treten, namentlich als Bewirtſchafter ihrer Güter. Am Mittag ſaßen wir alle ſehr gemütlich beiſammen. In den letzten Tagen waren Form und Etikette immer mehr in den Hintergrund getreten; die Großfürſtin brachte meine Geſundheit zuerſt, dann die der übrigen aus, dankte für das gute Vernehmen und die glückliche Reiſe und nahm nach dem Eſſen gleichſam Abſchied von uns auf die herzlichſte Weiſe." —

„Das allgemeine Bedauern über die bevorſtehende Trennung trat immer deutlicher hervor. Auf der Station Quatrebras — wohl die letzte vor Petersburg — kam uns der Großfürſt mit General Krüdener, dem Hofmeiſter und Oberverwalter des großfürſtlichen Vermögens, entgegen. Um achteinhalb Uhr langten wir im Palais Michel an. Der Kaiſer mit den Großfürſten, Brüdern und Söhnen kam zur Begrüßung, und wir wurden alle im Vorſaal verſammelt und ihnen vorgeſtellt."

Aus einem Briefe an die Frau: „Der Herr hat geholfen, Sein Name werde geprieſen: geſtern abend um achteinhalb Uhr trafen wir hier ein. Die Zeit erlaubt es nicht, Dir weiter meine Lebensgeſchichte auszumalen. Abends war ich bei Wrangells und kam mir halb wie zu Hauſe vor. Deine Briefe und einen von Iwan nahm ich mit und las im Bett bis zwei Uhr. Ich konnte vor

Agitation nicht einſchlafen, wohl aber von ganzem Herzen dem Herrn danken für die Wunder der Liebe, die Er an mir bewieſen. Es geht viel in meinem Innern herum, und ich hätte Dich, mein geliebtes Weib, gern hier, um manchen ernſtlichen Rat zu halten, den ich dem Papier nicht anvertrauen darf. So viel wiſſe nur, daß ich mich zurückſehne in Deine Arme und zu meinen Lieben, wenn auch mit einem wahren Schmerz der Trennung von meinen teuren Großfürſtinnen, denen ich eine Teilnahme und Anhänglichkeit bis an das Ende meines Lebens bewahren werde ....

Mein Wunſch und meine Bitte war, daß man mir keine Belohnung zukommen laſſen ſollte; es wird aber nicht gehen, weil es teils der Kaiſer nicht zugeben wird, und weil man es wieder der Großfürſtin zur Laſt legen würde."

Bruder Iwan hatte geſchrieben: „Dieſer Brief ſoll Dir den wärmſten Liebesgruß bringen und zwei Bedenken, die Du zu würdigen wiſſen wirſt, wenn Du auf die Motive zurückgehſt, aus denen ſie entſprangen. Erſtens: das Los teilte Dir einſt unſer väterliches Familiengut zu, — Du haſt es vergrößert, verbeſſert und wirklich erſt zu einem Gut gemacht. Verlaſſe es nicht. Dein Familiengut kann Dir nichts erſetzen, es kann allein Deiner Familie ein Vermögen geben und erhalten; Du ſollſt und kannſt Deinem kleinen Vaterlande ſehr nützlich werden. Ihm erhalte Deine Kraft und Thätigkeit. Zweitens: nimm, ſolange es ohne Unſchicklichkeit geſchehen kann, keine Belohnung von der Regierung an. Die Großfürſtin kann dieſe Gunſt Dir auswirken, doch — entſcheide lieber ſelbſt, ich wage es kaum aus der Ferne. Es ſetzte dem ganzen Ereignis die Krone auf, wenn Du ſo wiederkommen könnteſt, wie Du gingſt."

Otto antwortet ihm: „Wie die Großfürſtin mich ſah nach meiner ſchriftlichen Bitte um gar keine Belohnung, ſagte ſie: ‚Aber in welchem Licht werde ich erſcheinen, und kann der Kaiſer Dienſte unberückſichtigt laſſen, die ſeinem Hauſe erwieſen wurden? Ich habe mich alſo ergeben und alles meiner Gönnerin überlaſſen! ...."

Grünewaldt ſchreibt in ſeinen Erinnerungen weiter:

„Während meines langen Aufenthaltes in Petersburg war mein Leben ein ſehr geteiltes. Ich wohnte im Palais, hatte zu Hauſe die Bücher, die Rechnungen, die Kaſſe zu ordnen, hatte immer eines Rufes der Großfürſtin gewärtig zu ſein, habe oft bei ihr Mittag und Frühſtück geſpeiſt und Thee getrunken. Ebenſo luden mich die Töchter ein. Officielle Viſiten mußte ich eine Menge machen: bei

Großfürſt Michael, Prinz Oldenburg, Herzog von Leuchtenberg, ſowie zu Hendrikoff, Rauch, Graf Orloff, Graf Benkendorf, Gen. Tolſtoi, zum Geſandten Liebermann, zur Apraxin, Hofmeiſterin der Großfürſtin, Fürſt Wolchonsky, Hohenlohe, Geſandter von Württemberg, Severin, Adlerberg, Graf Kankrin, General Weinarn, Graf Bludoff, General Krüdener und Graf Perofsky, Miniſter des Innern. Zur Viſite bei letzterem kann ich noch eine intereſſante Notiz hinzufügen. Er war damals mit Admiral Wrangell befreundet, dem er auch ſeinen Jahresbericht, der nur in zwei Exemplaren gedruckt worden, mitgeteilt hatte. In dieſem Bericht war keine günſtige Schilderung vom übrigen Reich gemacht worden, mit Ausnahme der Oſtſeeprovinzen, deren geregelte und geſetzmäßige Zuſtände lobend hervorgehoben worden waren. Dies brachte mir natürlich eine gute Meinung vom Miniſter bei, über deſſen Verwaltung im allgemeinen man damals noch kein Urteil hatte und namentlich kein ungünſtiges. Er empfing mich in ſeinem Kabinet, ſaß hinter dem größten Schreibtiſch, den ich in meinem Leben geſehen. Das Geſpräch wurde bald intereſſant und ging auf den bedauerlichen Zuſtand im Innern des Reiches über und auf die wichtige Frage: wie dem abzuhelfen ſei? Es wurden — ich glaube — von mir zwei Wege angeführt, um zu einem guten Ziel zu gelangen, von dem der eine die Religion betonte. Wohl entſinne ich mich, daß Perofsky auch entſchiedenen Nachdruck auf die Religion legte, als den allein ſicher zum Ziel führenden Weg.

Außer dieſen officiellen Beſuchen verkehrte ich viel bei meinen alten Freunden: Baer, Dr. Vollborth, Dr. Kühlewein, Dr. Perſon, Gen. Konſt. Kurſell, Baron Küſter, Gen. Otto Eſſen, Gen. Knorring, bei dem däniſchen Geſandten Graf Ranzau, Baron Paul Hahn, Geheimrat Poll, Karl Hippius, Wrangell.

Die Belohnungsangelegenheit hatte damit geendigt, daß die Großfürſtin den Kaiſer um eine Arrende für mich gebeten, woran doch wahrlich meine Seele nicht gedacht. Die Kaiſerin wollte mich ſehen, und dem Kaiſer mußte ich danken. Die Kaiſerin empfing mich im Winterpalais; die Tochter Marie Leuchtenberg war zugegen, und ich konnte die ſchönen Züge der Großfürſtin bewundern in ihrer großen Ähnlichkeit vom Vater, der nach Wuchs und Antlitz wohl einer der ſchönſten Männer war. Die Kaiſerin brachte mich zuletzt unter das Fenſter, nahm ſehr herzlich Abſchied und machte einen angenehmen, faſt mütterlichen Eindruck. Meine jungen Großfürſtinnen machten es ſehr nett mit ihren Andenken.

Sie luden mich zum Thee ein, ſaßen auf einem Diwan und drückten bisweilen ihren Rücken gegen die Lehne des Diwans. Da holten ſie denn endlich ihre drei Bilder, reizend von Hau in Aquarell gemalt, hervor und überreichten ſie mir. Welch liebes, ſchönes Geſchenk, das meine Nachkommen in Ehren halten ſollen! . . . .

Es verging entſetzlich viel Zeit, bis alles erledigt wurde; meine arme Frau wartete und wartete, und nachdem wir am 11. November bereits von der ausländiſchen Reiſe heimgekehrt waren, konnte ich doch erſt am 9. Dezember abends Petersburg verlaſſen. (Die Großfürſtin gab mir denſelben Wagen, in welchem ich die ganze Reiſe gemacht.) Meine Angelegenheiten im Palais waren längſt erledigt, meine Bücher revidiert und nachgewieſen, daß ich 100000 Rubel erſpart und zurückgebracht hatte, während meine Vorgänger, namentlich der letzte, um 50000 Rubel zu kurz gekommen waren. Dieſes Reſultat meines Geſchäftes bedingte die Beſchaffenheit des Geſchenks der Großfürſtin. Sie ſchenkte mir 20000 Rubel Banko; dies wurde mir am 3. Dezember morgens mitgeteilt und machte auf mich einen ſchmerzlichen Eindruck, ich war alſo doch bezahlt!! Aber das feine Zartgefühl der Großfürſtin, die mich kannte und in meiner Seele las, verſtand, einen Balſam auf meine ſchmerzliche Empfindung zu legen. Als ich an demſelben Abend nach Hauſe komme, finde ich auf meinem Tiſch ein koſtbares, ſchönes Armband mit dem Porträt der Großfürſtin, von Brillanten umgeben, und ein Briefchen folgenden Inhalts: ‚Ich habe mir den Kopf zerbrochen, mein treuer Gefährte, auf welche Art ich Ihnen wohl am beſten mein Bild geben könnte, und da kam es mir in den Sinn, daß der liebſte Platz mir am Arm Ihrer Frau wäre, wo ich Sie beide verbinde, mich öfter und freundlich anzublicken. Behalten Sie mich lieb im Kreiſe der Ihrigen und erhalten Sie mir in Treue die bewährten Geſinnungen, ſo wie ich ſtets an Sie denken werde in gegenſeitigem Freud' und Leid, im Glauben an ein echtes Herz.

Helene.'"

Brouillon von Grünewaldts Antwort:

„Ew. Kaiſerl. Hoheit würden mich mit dem Reichtum Ihrer Gaben erdrücken, wenn nicht der Sinn und die begleitenden Worte der letzten jeden Druck hinweggenommen und meinem dankbaren, bewegten Herzen unausſprechlich wohlgethan hätten. Jedes Wort iſt ein neuer Edelſtein zu dem Bilde. Haben Sie Dank, verehrte

Gebieterin, für alle Nachsicht und Geduld, mit der Sie meine Ungeschicklichkeit entschuldigt, meine Unerfahrenheit getragen, — für das Wohlwollen und Vertrauen, mit denen Sie mich für die Würde meiner ungewohnten Stellung geadelt, mir die Lasten derselben leicht und lieb gemacht. Ich habe nur die eine Bitte: bewahren Sie mir die bisherigen Gesinnungen! Ich vermag meiner Kaiserl. Hoheit nichts mehr zu bieten, ich kann Ihnen nur die Treue des Gefährten, bisher auf einer kurzen Reise erprobt, für die lange Reise der irdischen Pilgerschaft zusichern, in meinem und meines Weibes Gebet um Heil und Frieden für Ihre unsterbliche Seele, deren innerstes Sehnen nur vollkommen gestillt werden kann aus dem Strom der ewigen Wahrheit, die aus Gott fließt in Seiner Offenbarung. — Wenn diese Ihnen einst die letzte und schwerste Reise leicht macht und in den seligen Hafen leitet, dann wird es mir klar werden, warum Gott mich gewürdigt hat, der Reisegefährte Ew. Kaiserl. Hoheit zu werden, und dann wollen wir rühmen die Treue der Herzen, die Er allein echt gemacht.

Vergeben Ew. Kaiserl. Hoheit zum letztenmal die unberufenen Worte Ihres Reisemarschalls, den Ihre gewohnte Nachsicht übermütig machen dürfte, wüßte er in Wahrheit etwas anderes an sich zu rühmen als die Erfahrung der großen Barmherzigkeit Gottes."

Die eigentümlichen Gegensätze in Grünewaldts Charakter und Persönlichkeit traten auch auf dieser Reise sehr deutlich hervor: praktische Begabung und idealer Sinn, der Blick fürs Große und die Treue im Kleinen, die Bildung des Geistes und die Wärme des Herzens, die offene Wahrheitsliebe und die berechnende Klugheit, die Formen des Weltmannes und die Seele des Christen.

Die seltene Vereinigung dieser Gaben hatte die Großfürstin schon bei flüchtiger Bekanntschaft mit scharfem Blick erkannt; sie trugen ihm ihr Vertrauen und ihre Freundschaft auch für die weitere Zukunft ein, so wie Grünewaldts Herz bis ins späte Alter der hochbegabten und liebenswürdigen Fürstin in Wort und That treu ergeben blieb.

Zweite Reise mit der Großfürstin Helene 1845.

Ein Nachspiel der soeben beschriebenen Reise fand noch im Januar 1844 statt.

Grünewaldt konnte sich immer noch nicht entschließen, das kaiserliche Geschenk anzunehmen. Er wollte das Geld zu einem wohlthätigen Zweck verwenden. Als die Großfürstin davon hörte, schrieb sie sehr erschreckt an den Gouverneur Grünewaldt:

„St. Petersburg, 8. Januar.

Ich schreibe Ihnen in der größten Eile und, ich kann es nicht verbergen, in der größten Aufregung. Wie ist es möglich, daß Ihr Bruder die Manifestation des Kaisers so verkennen kann, — der mir mit den gütigen Worten seine Gnadenbezeugung ankündigte: ‚Je suis bien fâché, de n'en pouvoir faire d'avantage', aber er habe diesen einen Beweis geben wollen, daß auch er zufrieden sei mit Herrn von Grünewaldt. — Verfügt Ihr Bruder anders, als der Kaiser es gewollt hat, über die Arrende, so setzt er sich dadurch an die Seite von Araktschejew, der nach dem Tode des Kaisers Alexander mit einem Geschenk des Kaisers Nikolai ebenso verfuhr, was seiner Tugend nicht zu gute gekommen ist; — mich kompromittiert er durch und durch und macht es mir vielleicht unmöglich, in der Folge jemand an mich zu ziehen, welcher dem Kaiser so manquiert hat. Herr von Grünewaldt, wie ist es möglich, daß das Geschrei der Mitbrüder in solchem Grade die ehrenwerte Gesinnung und die gesunden Ansichten Ihres Bruders zu trüben vermag? — Mit einem Worte, ich bin entschieden gegen diesen Schritt und habe es wahrlich nicht um Ihren Bruder verdient, daß ich seinetwegen nun die gerechten Vorwürfe des Kaisers zu erwarten habe.

Leben Sie wohl, — ich lege die Sache in Ihre Hände und autorisiere Sie, diesen Brief aller Welt zu zeigen.

Helene."

Iwan Grünewaldt antwortete beruhigend:

„. . . Ich beeile mich, Ew. Kaiserl. Hoheit noch heute die Versicherung zu geben, daß mein Bruder sein Vorhaben hinsichtlich der Verwendung der Arrende aufgeben wird, sobald er durch mich Ihren Willen darüber erfahren hat . . . . . So muß ich denn heute, da meines Bruders Verhältnis zu Ew. Kaiserl. Hoheit aufgelöst ist, wiederholen, was ich, als es begann, auszusprechen

wagte: die Bitte um Nachsicht mit ihm. War auch sein Vorhaben unbedacht, insofern Ew. Kaiserl. Hoheit dadurch irgendwie in eine unangenehme Lage kommen konnten, so möchte doch vielleicht das Gefühl keine Mißbilligung verdienen, das jenes Vorhaben hervorrief . . . . . ."

Darauf lief auch die Entschuldigung von Otto Grünewaldt ein:

„. . . Ew. Kaiserl. Hoheit könnten veranlaßt sein, denjenigen für undankbar zu halten, der scheinbar einen verletzenden Schritt gethan, wo er für einen Beweis der Gnade zu danken hatte. Allein von solcher Gesinnung spricht mich mein Gewissen frei, und wenn ich die Bande meiner Ergebenheit und Anhänglichkeit auch stark genug fühle, um auszuhalten, wo sie verkannt werden sollten, so bitte ich doch Ew. Kaiserl. Hoheit, nie an ihnen zu zweifeln und mir nicht mit dem Vertrauen in dieselben den liebsten und reichsten Lohn zu entziehen, den mir meine Dienstzeit eingetragen . . . . ."

Im Februar reiste Otto Grünewaldt nach Petersburg, um seiner leidenden Augen wegen eine Wasserkur zu brauchen. Er verkehrte viel im Palais Michel, wo der bereits mit dem Herzog von Nassau vermählten Großfürstin zu Ehren große Festlichkeiten gegeben wurden. Mit den nassauischen Herren, wie Gagern und Madai, blieb Grünewaldt sowohl im persönlichen als schriftlichen Verkehr und charakterisierte letzterem gegenüber sehr treffend das junge fürstliche Paar.

Bereits jetzt begannen wieder die Verhandlungen mit der Großfürstin Helene wegen einer zweiten Reise.

Auf eine wiederholte Anfrage antwortete Grünewaldt im September:

„Ew. Kaiserl. Hoheit haben die Gnade gehabt, mit meinem Bruder über die mich betreffende Angelegenheit zu sprechen. Da ich einsehe, daß die Interessen Ew. Kaiserl. Hoheit ohne Aufschub eine bestimmte und unbedingte Entscheidung von mir fordern, da ich gegenwärtig frei bin und nicht danach zu fragen habe, was die Zukunft mir bringen könnte, so sagt mir mein Gewissen, daß ich in dem wiederholten Antrag den jetzt an mich gerichteten höheren Ruf erkennen muß; ich bin entschieden, demselben zu folgen, und werde eine Wahl zum Ritterschaftshauptmann ablehnen. Weil es aber Pflicht ist, Gründe anzuführen, bitte ich um die Erlaubnis, mich mit der Wahrheit zu entschuldigen und sagen zu dürfen, daß ich durch ein bereits gegebenes Versprechen meine Dienste für den Fall

Ew. Kaiſerl. Hoheit zugeſichert hätte, wenn eine Reiſe ins Ausland zur Ausführung kommen und der Kaiſer meine Begleitung beſtätigen ſollte."

Brief der Großfürſtin an Grünewaldt.

Petersburg, 1. Oktober 1844.

„Es iſt wirklich hübſch von Ihnen, mein Getreuer, daß Sie mich nicht ſitzen laſſen und mir von neuem angehören werden. Wie lieb es mir iſt, brauche ich wohl nicht zu beteuern, und wie mancher Sorge es mich enthebt, auf das Geleit eines Mannes Ihrer Denkungsart zählen zu können, das wiſſen Sie ja aus nächſter Erfahrung am beſten. Nur eins würde mir zum drückenden Bewußtſein werden: wenn die beabſichtigte Verzichtleiſtung auf die Wahl als Adelsmarſchall Ihrer Stellung oder Ihren Lebenszwecken zum Nachteil gereichen könnte. Dies wäre mir ein unerträgliches Gefühl, und ich hoffe, Sie haben es ſich wohl überlegt, daß Sie dadurch auf mehrere Jahre vielleicht einem Wirkungskreiſe entzogen werden, der ſo viel Anziehendes für Sie hatte. Bleiben Sie indeſſen bei Ihrem Entſchluſſe, und ſollte der Antrag an Sie geſtellt werden, ſo autoriſiere ich Sie vollkommen, den wahren Grund Ihrer Weigerung in der Art bekannt zu machen, wie Sie es mir ſelbſt vorſchlagen . . . . . .

Wir haben, wie Sie ſich wohl denken werden, einen höchſt traurigen Sommer wegen des Todes der Großfürſtin Alexandra Nikolajewna gehabt, ich kann mich bis jetzt nicht ganz davon erholen, und nach Reval gelang es mir aus dieſem Grunde nicht zu kommen; vielleicht findet dies ſich wieder in der Zukunft, wie ich es immer wünſchen würde. Meine Kinder und ich, wir ſprechen oft von Ihnen; auch ſind Sie von Lili nicht vergeſſen. Sie ſieht im Februar ihrer Entbindung entgegen; ich ſchicke ihr ſpäterhin auf ihren und des Herzogs Wunſch Mlle. Troubât, um ſie während der Wochen zu pflegen.

Leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre Frau.

Helene."

Wie es vorauszuſehen war, ſollte Grünewaldt auf dem 1845er Landtage zum Ritterſchaftshauptmann gewählt werden. Seinem der Großfürſtin gegebenen Verſprechen getreu ließ er es dazu nicht kommen, was ihm von ſeinen Landsleuten vielfach verdacht worden iſt. Es lag hier eine Kolliſion der Pflichten vor, über deren Entſcheidung wohl nur diejenigen richtig urteilen konnten, die mit der Lage der Dinge und den in Grünewaldts Herzen ſtreitenden

Gefühlen genau bekannt waren. Es lag ein mittelalterlich-romantiſcher Zug in ſeinem Verhältnis zur Großfürſtin, die Treue des Ritters für die Dame und Herrin, deren Dienſt er ſich geweiht. Dies ſtimmte nicht immer zu ſeinen übrigen Pflichten. Hatte er doch ſelbſt der Großfürſtin im Sommer 1844 geſchrieben, daß ſeine Ergebenheit zu ihr einen Zwieſpalt in ihm hervorgerufen habe, den er wohl ſein Lebelang tragen werde.

Im Februar 1845 hatte Grünewaldt ein ſchmerzlich bewegtes Wiederſehen mit der großfürſtlichen Familie, die ſoeben durch den Tod der Großfürſtin Eliſabeth tief erſchüttert war.

Im April galt es nun wieder, die Vorbereitungen zur ausländiſchen Reiſe zu treffen. Es war ein ungewöhnlich ſpätes Frühjahr; charakteriſtiſche Momente für die damaligen Zuſtände waren es, daß Grünewaldt, um die Luga in einem kleinen Boote zu paſſieren, ſeinen Wagen in Stücke zerlegen laſſen mußte, der dann in Jamburg wieder zurechtgeflickt wurde; in Petersburg aber gab es Sorge und Aufſchub, weil die Dukaten für die großfürſtliche Reiſe des Eisganges wegen aus der Feſtung nicht zu erreichen waren.

Das Reiſebudget der Großfürſtin war dasſelbe wie früher, Grünewaldt bekam aber dieſes Mal mehr: 3000 Rubel zur Einrichtung und 2000 Rubel monatlich (Aſſignationen).

Die Stimmung, mit welcher Grünewaldt auf die Reiſe ging, war eine ganz andere als vor zwei Jahren; damals ſchaute er ſchüchtern und zagend ſeinem neuen Beruf entgegen, jetzt fühlte er ſich in dieſer Hinſicht ganz ſicher. Er ſchreibt ſeiner Frau aus Petersburg: „Bis jetzt ſpinnt ſich das Geſchäft ganz ruhig ab, ohne Aufregung und Alteration. In den letzten Tagen wird es wohl heißer werden; allein das ſehe ich ſchon: ich werde diesmal wohl ganz anders den Kopf über den Waſſern halten. . . . . Über manche kleine Schwierigkeiten kommt man hinüber, und ich habe mich fügen und das unvermeidliche Schwere tragen gelernt mit Freudigkeit, weil ich ſehe, daß es nicht zu trennen iſt von einem edlen und hohen Weſen.“

Dagegen fehlte Grünewaldt diesmal der Reiz der Neuheit, welcher ihm auf der erſten Reiſe einen poetiſchen Schwung verlieh. Es iſt jetzt nur noch das Gefühl der Pflicht, das ihn treibt, und man fühlt ſeinen Briefen oft eine gewiſſe Müdigkeit an: „Es wäre total lieblos, ſich jetzt zurückzuziehen, wo man in der ernſten

Stimmung eine ernſte Begleitung wünſcht, jemand, von dem man verſtanden wird. . . . . .“

„Es ſind alſo die Würfel gefallen, und die Entſcheidung iſt unwiderruflich! Der Herr gebe Seinen Segen und lehre mich feſt an Ihm halten! Ohne Seinen Beiſtand und Segen kann nichts gelingen, mit Seinem Beiſtand *muß* es gelingen, ob mir gleich oft ſchwül und bang zu Mut wird. . . . . .“

„Lebe denn wohl, mein teures Weib; mein Herz wird mir eben ſehr ſchwer beim Niederſchreiben dieſer Worte! Die ſchreckliche Gewißheit, ſich nicht ſehen zu *können*, getrennt ſein zu *müſſen*, iſt das Schwere.“ . . . . . „Mir bleibt immer das drückendſte, daß Dein Herz und Deine Schultern ſo vorzugsweiſe die Laſten zu tragen haben, und ich möchte beinahe grimmig werden bei dem Gedanken, daß Du Troſt- und Zerſtreuungbedürftige zu Hauſe ſitzen mußt, während alle anderen ihrer Freude nachgehen.“ . . . .

„Sonſt bin ich geſund, und dieſe Art Thätigkeit bekommt mir leider beſſer als die ländliche in Koick. Ich bin nicht verdrießlich und geärgert, ſondern fühle mich mutig und friſch. Ob mir vielleicht der Zwang not thut? . . . . . .“

Nach Grünewaldts Abreiſe mit der Großfürſtin ſchreibt der Bruder Moritz an Mathilde den 26. April:

„Ottos Herz war ihm ſehr ſchwer, — ‚arme Mathilde,‘ wiederholte er zu mehreren Malen. Ich begreife, was in Deinem Herzen vorgegangen und noch ſich bewegt. — Er hat es ſtets vor Augen, und vielleicht wurde ihm die Trennung von Dir diesmal noch ſchwerer; er war heute morgen ſehr bewegt. Alle Geſchäfte in der Nacht abgemacht, hatte er Zeit, über das Ernſte bei ſolcher Unternehmung, von der einen Seite die Trennung wie Rückſchritt in dem eigenen ökonomiſchen Fortkommen, nachzudenken. Jedoch, es mußte doch wohl ſo kommen; er durfte nicht abſchlagen, und hätte er damals gewußt, wie ſie, die Großfürſtin und ihre beiden Töchter, heute über ihn gegen mich ſich ausſprachen und mir mit dankten, daß er ſie nicht verlaſſen habe, — ja, ich glaube, er hätte nie ans Abſagen denken dürfen. Es iſt zu früh, um an die Zukunft zu denken, und deshalb ſchweigt man lieber ganz und denkt lieber bloß an die nächſte Freude ſeiner Wiederkunft, die nur früher ſein dürfte, als man anfänglich glauben konnte . . . . Ich hoffe, es wird alles ſehr gut gehen und wir alle nicht ermangeln, den teuren Bruder in unſer tägliches Gebet einzuſchließen; er ſah ſonſt körperlich ſehr friſch aus und war auch geiſtig nicht gedrückt.“

Auf dieſer zweiten Reiſe hat Grünewaldt kein Journal geführt. Die an ſeine Frau gerichteten Briefe ſind infolgedeſſen ausführlicher als im Jahre 1843. Wenn man ſie im Zuſammenhang durchlieſt, machen ſie einen angenehmen Eindruck durch die Wärme, die aus ihnen ſpricht, und das eingehende, liebevolle Gedenken aller Perſonen und Verhältniſſe in der Heimat. Auch um die landwirtſchaftlichen Fragen kümmert er ſich viel mehr und läßt Herrn von Dehn, dem er die Wirtſchaft auf ſeinen Gütern übertragen, häufige Berichte ſchicken. Auszüge laſſen ſich nicht viele machen, weil die Reiſe ſelbſt weniger Gelegenheit zu intereſſanten Schilderungen bot. Das Reiſeperſonal war ziemlich dasſelbe wie das letzte Mal; nur waren der Arzt Birnbaum und der Sekretär Nummers neue Perſönlichkeiten. Die unterdeſſen verheirateten Damen Mamonoff und Kaſelmann wurden in Iſchl durch Frl. von Wimpffen und Frl. von Knobelsdorf (Hofdamen der verſtorbenen Herzogin Eliſabeth) erſetzt.

Das erſte Reiſeziel war diesmal Iſchl, wo man über Warſchau, Krakau, Brünn am $\frac{31.}{19.}$ Mai eintraf. Den größten Teil des Weges fuhr man wie früher per Extrapoſt, wobei infolge ſchlechter Straßen die großfürſtlichen Equipagen mehrmals umzufallen drohten. Die Strecke von Budweis bis Gmunden wurde in Equipagen „auf der Eiſenbahn gemacht“. Wegen der tiefen Trauer und des leidenden Zuſtandes der Großfürſtin wurden keine ausländiſchen Höfe beſucht, keine Feſtlichkeiten gegeben; auch fielen die maſſenhaften Bekanntſchaften und Vorſtellungen weg. Das Leben verlief wie in einem einfachen Familienkreiſe. Grünewaldt bewohnte mit einem Teil des Gefolges ein kleines Haus im Städtchen; die allerliebſte Veranda mit dem Blick auf die Berge veranlaßte die jungen Großfürſtinnen, ſich bei ihm zum Kaffee anzumelden.

Aus einem Brief an ſeine Frau: „Ich wünſchte, Du machteſt nur einmal mit mir einen Gang ins Haus der Großfürſtin. Ich gehe durch einen kleinen Garten hinter meinem Hauſe, über eine Brücke auf dem Iſchlfluß und überſehe die köſtlichen Berge und die ganze Gegend. Auf einer Anhöhe jenſeits liegt die Villa Elz, wo die Großfürſtin wohnt.“

Die Großfürſtin ſpeiſte meiſtens allein auf ihrem Zimmer und zog Grünewaldt nur hin und wieder in ein vertrauliches Geſpräch. Er ſchreibt:

„Die Großfürſtin iſt ſehr freundlich wie immer; es iſt mir

eine Freude, daß man es ihr anfühlt, wie sie ruhig ist, in treuen Händen ihr Geschäft zu wissen, und sie dankt mir oft. Auch bezeigen mir diejenigen, die mich zum zweitenmal bei ihr sehen, ihre Anerkennung . . . ."

„Die Großfürstin ist so nervös, daß jedes längere ernstliche Gespräch sie dermaßen angreift, daß sie zusammensinkt. Ich nehme mich also in acht und erinnere sie, sich zu schonen . . . ."

„Gestern abend ließ mich die Großfürstin doch noch um 9 Uhr zu sich rufen, weil sie auch Bedürfnis nach einem ernsten, vernünftigen Gespräch fühlt. Es war sehr interessant und kam auf religiöse Gegenstände; ich finde sie doch viel ernster und mehr eingehend und war erstaunt über das Maß der Erkenntnis, soweit es mit dem Verstande zu erfassen ist. Über das Opfer Christi kommt sie nicht weg, gesteht aber, daß sie es nicht begreifen könne, daß es nicht zu begreifen, sondern sein Verständnis ein Geschenk Gottes sei. Wollen wir nicht aufhören, für sie zu bitten! Den Dunallan hat sie mit Interesse gelesen und ein gutes Urteil darüber. Sie rügt mit Recht manches allzu Äußerliche und selbst Unnatürliche darin, was übrigens den formellen Engländern eigentümlich, doch sind ihr dies auch nur Nebensachen. Des Morgens verträgt die Großfürstin das Sprechen nicht, was noch ein Rest ihrer Schwäche ist. Sie erholt sich im ganzen, es fehlt jedoch noch viel an dem, was sie im Sommer 1843 war . . . . ."

Am meisten verkehrte Grünewaldt jetzt mit den jungen Großfürstinnen:

„Die jungen Großfürstinnen gewinne ich immer mehr lieb, und es scheint gegenseitig; die Mutter ermutigt mich immer zu moralisieren, wo sich eine Gelegenheit bietet. Und ich thue es auch recht oft. Sie sind immer sehr dankbar für jeden kleinen Dienst, den man ihnen leistet, und die Älteste wird sehr viel offener und freier mit dem erwachsenen Alter . . . . Sie ist die Kräftigste, ein Bild der Gesundheit und entschieden in ihrer blühendsten Periode. Auch die Großfürstin Katharine wird immer frischer und stärker und bleibt wirklich eine seltene, ausgezeichnete Erscheinung."

Madame Marie war sehr eifrig bei Besuchen von Sehenswürdigkeiten; Grünewaldt begleitete sie stets dabei, auch machten sie in Ischl zusammen viele Ritte in die schöne Umgegend, weshalb die Großfürstin ihre Tochter zuweilen scherzhaft „Madame de Grünewaldt" nannte.

In Krakau hatte das wehmütige Wiederſehen mit dem Herzog von Naſſau ſtattgefunden; ſpäter kam er mit ſeinem Bruder Moritz nach Iſchl. Grünewaldt gewann den Herzog Adolf immer lieber, ſeiner „ſeltenen Herzenseigenſchaften“ wegen.

Nach Iſchl kamen auch der Vater der Großfürſtin, Prinz Paul, und die Brüder Prinz Friedrich und Auguſt, zum Beſuch:

„Prinz Paul legt uns manche Gêne auf; der Verkehr mit ihm iſt jedoch höchſt intereſſant, weil er der unterrichtetſte und geiſtreichſte Prinz iſt, mit dem ich bis jetzt einen näheren Umgang gehabt; denn ſehr viel habe ich die Koſten der Unterhaltung zu tragen. Oft ſpiele ich Schach mit Prinz Paul und muß verlieren, um ihn guter Laune zu erhalten. Er iſt es aber in der That und ſo voll Geiſt und mannigfaltiger Intereſſen, daß man immer gut unterhalten iſt. Am intereſſanteſten ſind die Details am Pariſer Hofe, von denen ich einmal etwas wiedergeben kann . . . .

Prinz Auguſt wird für drei Monate unſer Reiſegefährte, ein offener, ehrlicher, wackerer Mann, mit dem ſich angenehm verkehren läßt. . . . .“

Die Sehnſucht nach herzlichem und chriſtlichem Verkehr war diesmal in Grünewaldts Herzen noch lebhafter als 1843:

„Wie es mir innerlich geht, möchte ich in einem Brief gar nicht ausſprechen: das Eingenommenſein der erſten Reiſe hat vollkommen aufgehört, und es läßt mich alles ſehr viel ruhiger. Ich fürchte faſt zu nüchtern zu ſein, denn oft ergreift mich eine große Leere und ein Gefühl von Alleinſein. Ich ſtärke mich mit dem Bewußtſein, daß ich nicht meinem Willen gefolgt, ſondern dem Herrn gehorſam geweſen bin, und bitte von Ihm Kraft und Hilfe, der ſie geben will und wird . . . . .

Die Sache geht mir unendlich viel leichter von der Hand, und ich bekomme eine Sicherheit und Ruhe, die mich leicht indolent machen würden, wenn mein Temperament es zuließe. Allein ich bin auch dafür innerlich ſehr gelangweilt; mir erſcheint das Ganze ſehr ledern und leer. Auch fehlen andere, wichtigere Intereſſen, wie ſie die letzte Reiſe bot . . . .“

Eine angenehme Abwechslung bot Grünewaldt eine kurze Reiſe nach Berlin. Er ſchreibt von dort: „Ich brachte den Abend beim trefflichen Haſſenpflug ſehr genußreich zu. Mit Pierre Meyendorff ſprach ich viel geſtern morgen und ſehr intereſſant, da mir die Leute Vertrauen ſchenken, und lernte bei Haſſenpflug den berühmten Profeſſor Stahl kennen. Senfft habe ich gefunden, mit ihm zu-

sammen Mittag gegessen und recht gründlich gesprochen, viel Interessantes, wie überhaupt meine Verbindungen hier einen seltenen Aufschluß verschaffen, wie ihn wenige erhalten . . . ."

Auf der Hin- und Herreise besuchte er seine Geschwister Heynitz. In Regensburg mußte er wider Willen einen Tag verweilen und schrieb seiner Frau:

„Von Berlin schrieb ich Dir am vorletzten Tage; am letzten wurde ich nach Potsdam eingeladen. König und Königin waren sehr freundlich und bekannt; ersterer sagte wiederholt, er freue sich sehr, mich wiederzusehen, was eigentlich sonderbar klingt, wenn ich nicht wüßte, wie ehrlich er ist . . . .

Mittags saß ich neben Humboldt und Stolberg, den Majestäten gegenüber, und sprach fast allein mit denselben. Mein Glück hatte mich auf der Hinfahrt mit Humboldt, Brassier, dem früheren preußischen Gesandten in Athen, Baron Brokhaus, dem jetzigen in Neapel, zusammengeführt, ... auch mit dem berühmten Fürsten Pückler, der einige gute Witze losließ . . . ." Nach all diesem Interessanten schließt Grünewaldt seinen Brief doch immer mit dem Sehnsuchtsruf: „Wenn ich, wie hier, so still und ungestört sitze, wo mich keine Seele stört, so ziehe ich mit allen Seelenkräften nach Hause. Könnte ich nur in jeder Woche einen solchen Tag haben!"

Nach Ischl zurückgekehrt, brauchte Grünewaldt für seine Gesundheit Dampfbäder, Solbäder, Douchen.

Allmählich sammelten sich mehr Kurgäste, mit denen auch mehr verkehrt werden mußte: die Erzherzogin Sophie, die Herzogin von Kent, Mutter der Königin Victoria, zwei junge Erzherzöge, Söhne des Erzherzogs Karl, Prinz Albrecht von Preußen, der Dichter Zedlitz, die Gesandten Medem und Meyendorff, Ozeroff, Gräfin Esterhazy, der Redakteur des Berliner politischen Wochenblattes Jarke.

Es wurden einige Partien gemacht: „Aus meiner letzten Tagesgeschichte teile ich Dir noch mit, daß ich am $\frac{22.}{10.}$ mit der Großfürstin Marie, Frau von Scheremetjeff, die mit ihrem Mann hier Kur braucht und eine recht nette, gute Frau und sehr comme il faut ist, mit der Fürstin Lwoff, Fräulein Knobelsdorf und Fräulein Schieber den 5300 Fuß hohen Schafsberg erstiegen habe; die Damen in Sesseln, ich zu Fuß hinauf und herunter und mit einer

vigueur, die mich in hohem Grade erfreute. Wir sahen oben den Untergang der Sonne, brachten eine schlechte Nacht zu und hatten einen köstlichen Sonnenaufgang. Es ist eine Aussicht, die der vom Rigi an die Seite gesetzt wird, und die Tiroler Alpen zeigten sich in aller Majestät. Ich fühlte doch heute noch die Strapazen in meinen Knochen. . . . ." Ein anderes Mal schreibt er: „Gestern verbrachte ich einen sehr angenehmen Abend auf einer Partie an den Wolfgangsee mit der Großfürstin, Madame Cathérine, dem Herzog Adolf und Graf Medem. Die Fahrt auf dem See, das Souper im Garten, bei brennenden Lichtern im Freien war einzig. Es sind wirklich die Umgegenden unübertrefflich. Auch in Hallstadt waren wir, wohin Prinz Albrecht von Preußen auf seiner Durchreise uns begleitete. Gestern auf der Hinfahrt lief ein weißes Kaninchen bei einem Bauernhofe am Wege im grünen Grase und erinnerte mich so deutlich an das eigene zahme Tierchen in Koick, an die Knaben, an Rudichen, von dem es so geduldig sich liebkosen ließ, daß ich ganz ernst und wehmütig wurde den ganzen Abend und zuletzt Aufschluß geben mußte, was mir fehlte."

Ende Juli traf man die ersten Vorbereitungen zur Weiterreise. Die großfürstlichen Equipagen und Pferde wurden nach Genua vorausgeschickt und auf gut estländisch als Troß mit Gepäck und Hausgerät beladen. Grünewaldt schreibt zum Abschied:

„Der Herr wolle uns behüten auf der weiteren Reise und am neuen Ort, wie Er es hier gethan und bisher! Er wolle daheim sein bei meinem geliebten Weibe, meinen teuren Kindern, nach denen ich oft beim Anblick eines fremden Kindes eine heiße Sehnsucht fühle! Er führe mich glücklich wieder auf den Heimweg, wie Er mich jetzt immer weiter von Euch führt! . . . ."

Am $\frac{\text{3. August}}{\text{22. Juli}}$ brach die Gesellschaft auf, Grünewaldt mit dem Prinzen August im leichten Phaethon. Acht Reisetage brachten die verschiedensten Eindrücke. Die Pracht der Höhen von Salzburg, Innsbruck mit Schloß Ambras, die Brennerstraße, Meran mit Schloß Rametz und Schloß Tirol; dort gab es eine Begegnung mit dem König von Württemberg. Den Ort schildert Grünewaldt als sehr primitiv, eben erst in Aufnahme gekommen, sogar ohne Equipagen und ohne Arzt. Grünewaldt gedenkt am 26. Juli seines jüngsten Söhnchens: „Das Wetter ist unsicher, wir sollen unseren Gang erst um sieben Uhr beginnen; ich habe Zeit, Dir einen ‚Guten Morgen' zu sagen, am Geburtstage unseres süßen

Rudi, den der Herr segnen wolle mit seinem reichsten Segen! Sollte es keine Vorbedeutung sein, daß hier soeben mir gegenüber in einem Nonnenkloster eine Nonne zu Grabe getragen wurde, sehr feierlich und rührend! Sollte dieser Rat gehalten sein über unser liebes Kind? So wollen wir dennoch loben und preisen den, der allein weiß, was zu unserem Besten frommt, und der die Kindlein zu sich ruft, weil Er sie lieb hat. Allein er kann es auch anders beschlossen haben und kann ihn gesund machen und uns erhalten wollen. Wie Er will, sein Name werde gepriesen! Wie gern drückte ich das Nestsöhnchen an mein Herz, — ja, der treue Gott wolle und wird ihn im Auge behalten . . . ."

Nun ging es über das Stilfser Joch: „Das Wetter war wundervoll, seit Monaten der einzige so schöne Tag. Der 12000 Fuß hohe Ortler glänzte in seiner ganzen Schneepracht bis an den höchsten Gipfel in den schärfsten Umrissen. Es ist eine höchst merkwürdige Straße, die zu einer schwindelnden Höhe hinaufsteigt; die Luft wurde so dünn, daß die Großfürstin sich unwohl fühlte und Prinz August Beschwerden im Athmen hatte. Wir waren alle froh, als wir hinüber waren und in wärmere Regionen kamen. Oben blieben durchgegrabene Schneeberge an unserer Seite . . . ."

Und nun hinab nach Bormio ins blühende Addathal mit seinen Kastanien, Lorbeerbäumen, Oliven und Cypressen.

Aus Varenna am Comersee schreibt Grünewaldt am $\frac{\text{11. August}}{\text{30. Juli}}$:

„Der Gasthof liegt herrlich am See; wir aßen auf einer Terrasse und machten beim Mondschein eine Fahrt über den See. Es war über alle Beschreibung himmlisch. An Tiesenhausen, dessen Geburtstag es war, mußte ich viel denken; sage ihm dies. Er hat so viel Sinn und Freude am Schönen. Wir fuhren nach der Villa Sommariva, jetzt Carlotta, seit sie die Prinzeß Albrecht von Preußen besitzt. Wir landeten, alles im Dunkeln, bei magischer Lampenbeleuchtung; um uns zogen ein paar Boote mit Sängern; aus diesen stiegen die Kinder der Prinzeß Albrecht gleich nach uns, und es gab eine Erkennungsscene. Die Mutter war krank und hatte den letzten Sonntag ihrer Anwesenheit hier den Kindern eine Freude gemacht; es waren die Terrassen des Schlosses erleuchtet, es klang eine laute Musik von oben die hohen Stufen herunter. Wir machten einen Gang auf der Terrasse und schifften uns wieder ein; etwas Donner und Blitz machte das Ganze noch pikanter.

Die Terraſſen unſeres Gaſthofes waren glänzend erleuchtet, Sänger auf Booten empfingen uns, und wir ſtiegen die vielen Stufen vom Strande hinauf unter Cypreſſen und Orangen, ſtumm vor Entzücken und ich innerlich dankbar für die Herrlichkeit Gottes in ſeiner Natur, die Er mich zu koſten gewürdigt . . . ."

Die Beſteigung des Mailänder Domes bildete den Glanzpunkt der folgenden Reiſe, die in dem kleinen Städtchen Cornigliano bei Genua ihren Endpunkt fand.

Sieben Wochen wurden hier verbracht, im Anfang und am Ende in ſehr verſchiedener Stimmung. Die Großfürſtin bewohnte die Villa des Marcheſe Serra. Etwas durch die Verhältniſſe modifiziert, geſtaltete ſich auch hier das Leben wie an den anderen Orten.

Die herrlichen Mittelmeerbäder ſollten allen Geſundheit bringen; auch Grünewaldt brauchte ſie ſeiner Augen wegen:

„$\frac{17.}{5.}$ Auguſt.

„Heute nehme ich das zweite Bad; wir fahren vor ſechs Uhr mit dem Prinzen Auguſt heraus. Das Meer iſt in ſich ſo bewegt, daß es enorme Wellen ſchlägt und man ſich an den Stricken hält, um nicht geſchleudert zu werden, dabei ſo warm, daß man am liebſten im Waſſer bleibt, wenigſtens in der Morgenkühle. Der Prinz ſchwimmt vortrefflich, läßt ſich weit ins Meer hineinrudern und ſchwimmt neben dem Boot ans Ufer. Ich mache dies mit; nur halte ich mich an einem Seil, weil ich mich auf mein ſchwaches Schwimmen nicht verlaſſen kann. Das Waſſer iſt köſtlich und von einem gewaltig bitterſalzigen Geſchmack, der Grund am Ufer nicht angenehm, weil ein ſcharfer, ſteiniger Granit ihn bildet . . . . Die Marine hat ein ſchönes Zelt am Ufer errichtet, hält eine ſtehende Wache von ſehr geſchickten, angenehmen Leuten dabei und erfüllt jeden Wunſch, den man nur andeutet . . . .

Geſtern machten wir eine Waſſerfahrt bis in den Hafen und ſaßen nachher zwei Stunden am Ufer an unſerer Badeſtelle im Mondenſchein und ſahen den Wellen zu, in welchen Matroſen, von oben entkleidet, ihre Schwimmkünſte zeigten. Solche Partien im Freien liebt die Großfürſtin beſonders und übertreibt ſie leicht durch zu ſpätes Heimkehren . . . ."

Die Vorteile der Kaiſerlichen Hoheit machten ſich hier recht fühlbar. Ein ſchönes Boot mit zwölf Ruderern ſowie ein großes

Dampfſchiff waren der Großfürſtin von der ſardiniſchen Regierung zur Dispoſition geſtellt:

„Vor wenigen Tagen machten wir eine herrliche Seefahrt mit dem Schiff längs der Oſtküſte bis Chiavari und Seſtri, ſtiegen an zwei Stellen ans Land, hatten ſchönes Wetter, ſtilles Meer, aßen Frühſtück und Mittag auf dem Schiff und kamen erſt im Dunkeln nach Hauſe . . . . . Das Meer iſt durchaus blau, wie mit dem ſchönſten Indigo gefärbt, etwas ganz Eigenes, was ſich nicht beſchreiben läßt. Im Dunkeln bringt jeder Ruderſchlag Funken zum Vorſchein. Die Offiziere des Schiffes ſind feine, gebildete, wahrſcheinlich ausgeſuchte Leute, der Arzt gleichfalls, ſo daß ſie die Kaiſerl. Hoheit gut unterhalten. Eine Marquiſe Spinola war gleichfalls zur letzten Partie geladen, ſowie unſer Generalkonſul Bützow, der Vizekonſul Bezzo, letzterer ſeit neunzehn Jahren in Genua zu Hauſe, ein Liebhaber der Geſchichte und Altertümer und ein Kenner von Genua wie kein zweiter . . . .“

Auch eine weitere Partie nach Nizza wurde unternommen:

„Den $\frac{\text{9. September.}}{\text{28. Auguſt.}}$

Wir erreichten Nizza nicht am Abend, wo man im Dunkeln in den engen Hafen nicht einlaufen kann, ſondern blieben in der Bucht von Villefranche. Das Nächtigen auf dem Schiff gab allerlei Scenen, die einſt Stoff zum Erzählen liefern. Am folgenden Morgen liefen wir glücklich in Nizza ein. Die Lage iſt wundervoll, war aber meiſt meinem Gedächtnis entſchwunden. Der alte Apotheker und Naturforſcher Riſſo, meine einzige Jugendbekanntſchaft, mußte vier Tage vor unſerem Eintreffen geſtorben ſein! — Wir fuhren im großen Train, den ſehr geſcheiten, allein ſehr bigotten Gouverneur Graf Meſtre als Führer, und beſahen einige Villen und Gärten, machten am Abend eine weite Ausflucht nach dem Kloſter Simier mit einer ſeltenen Ausſicht, ruhten bei Mondſchein in einer ſchönen Villa, dem General Venançon gehörig, wo beſonders zwei gewaltige Palmenbäume merkwürdig waren, und langten ſpät an unſerem Schiffe an . . . .

Am dritten Tage kehrten wir heim bei ſtarkem Winde, welcher einen Teil der Geſellſchaft ſeekrank machte; ich hielt mich gut ohne Anfechtung . . . .

Die Zeit vergeht auf dem Schiff ruhig für mich und unterhaltend für die Geſellſchaft. Hier im Hafen fanden wir ein

ruſſiſches Dampfſchiff vor, welches der Kaiſerin entgegengeſchickt worden und die Nachricht, daß Ihre Majeſtät in den erſten Tagen des Oktober ſich hier einſchiffen ſoll, um nach Palermo zu gehen. Dies brachte natürlich Bewegung in unſere Pläne. Nun darf die Großfürſtin ſchon nicht vorwegfahren, ohne Aufſehen zu erregen, und unſere Hoffnung, früher von hier fortzukommen, wird zu Waſſer. Geſtern abend fuhren wir an Bord des ruſſiſchen Dampfſchiffes und wurden mit kaiſerlichen Ehren empfangen. Das Schiff iſt ſuperb eingerichtet, und unſer ſardiniſches hält keinen Vergleich damit aus. Den Abend ſpazierte man auf der Terraſſe am Hafen bei Mondſchein und 20 Grad Wärme. Dies alles wäre herrlich, wenn man es mit ſeinen Lieben genießen könnte . . . ."

Auch in dieſer ländlichen Einſamkeit von Cornigliano fanden ſich einige Gäſte ein, wie der Geſandte Liebermann, Butenjeff aus Rom, Potozki aus Neapel, Meyendorff aus Berlin. Der Generalgouverneur von Genua, Marquis Paulucci, früherer Generalgouverneur der Oſtſeeprovinzen, war abweſend und kehrte erſt zum Schluß des Aufenthaltes zurück.

Groß war Grünewaldts Freude, als der Akademiker Karl von Baer und Profeſſor Madai als Gäſte der Großfürſtin in Cornigliano eintrafen. Madai hielt der Großfürſtin täglich mehrere Stunden wiſſenſchaftliche Vorträge.

„Den $\frac{\text{9. September.}}{\text{28. Auguſt.}}$

Seit geſtern iſt Baer endlich hier und wohnt neben mir; ich habe mich wohl ſehr gefreut und meinem Herzen vielleicht mehr Luft gemacht, als ich ſollte; — allein er iſt doch nicht Du, mein Weib, meine zweite Hälfte. Ich fühle, daß ſeine Anweſenheit mich nicht innerlich erquicken und ſtärken kann und wird; dies kann auch wohl nur der Herr allein, und auf Ihn müßte ich mich werfen mit aller Kraft eines ſehnenden Herzens . . . ."

„Den $\frac{\text{10. September.}}{\text{29. Auguſt.}}$

Allein ich bin undankbar, — jetzt iſt ſeit einer Stunde auch Madai eingetroffen! Wir bilden ein Kleeblatt! . . . ."

„Den $\frac{\text{16.}}{\text{4.}}$ September.

Seit geſtern ſind in Reval alle meine Freunde verſammelt. Geſtern abend gedachten wir deſſen ſehr lebhaft mit Madai. Mit

ihm und Baer verlebe ich jetzt manche recht ſchöne Stunde, was mir ſehr wohlthut. Baer wirtſchaftet in Seetieren und ſcheint Neapel aufzugeben, um länger hier an einem Fleck arbeiten zu können. Die Großfürſtin möchte ihn den ganzen Winter in ihrem Gefolge behalten. . . . ."

Mitten in dieſes ſüdliche dolce far niente und Genußleben klang ein ernſter Ton durch den Tod des Baron Langenau, Begleiters des Herzogs von Naſſau, der ſich auch hier wieder eingefunden hatte. Eine tödliche Entzündung raffte den jungen Mann in wenigen Tagen hin. Grünewaldts Stimmung war eine gedrückte, die Pläne der Zukunft für die Großfürſtin waren unſicher, doch mußte man ſich auf einen Winteraufenthalt im Süden gefaßt machen:

„Was Du von meinem längeren Wegbleiben ſagſt, habe ich ſchon früher beantwortet. Je ſchwerer mir ſelbſt jetzt meine Stellung wird, je mehr ich das Ungenügende derſelben erkenne, je nüchterner, vielleicht auch lauer ich meine Pflichten erfülle, deſto mehr ſcheint es mir Pflicht, auszuhalten und das Übernommene im Vertrauen und Gehorſam zum Herrn durchzuführen und nie mehr als jetzt ſagt mir mein Gewiſſen, ich ſoll bleiben. Will Gott mich früher losmachen, ſo hat er tauſend Wege; auch iſt es keineswegs entſchieden, daß wir den Winter fortbleiben. Mit der Großfürſtin habe ich vor einigen Tagen ein merkwürdiges Geſpräch gehabt, in welchem ich Wahrheiten geſagt, wie ſie bisher ſie wohl nicht gehört. Sie hat ſie gut aufgenommen; die Selbſttäuſchung und Selbſtgerechtigkeit iſt aber überall der ſicherſte Griff des Feindes, und ſolange der Herr nicht die Augen öffnet über das eigene Verderben, iſt eine Seele feſt verpanzert. Ihr feiner Takt hatte ſie lange durchfühlen laſſen, daß ich nicht mehr den Schwung der erſten Reiſe habe, wie ſie ſich ausdrückte. Dies mußte ich beſtätigen und hinzufügen, daß eben aus dieſem Grunde meine Stellung unendlich ſchwerer ſei als 1843, obgleich materiell leichter. Ich ſagte ſogar, daß ich hierin Gottes gnädige Führung erkenne, welcher mir keinen Wunſch nach einer Veränderung laſſen wolle, wenn ich wieder meinen früheren Lebensberuf antrete . . . .

Die Koſten der teuren Reiſe beunruhigen die Großfürſtin, die ſich ernſtlich ein Gewiſſen zu machen ſcheint, das Geld zu nehmen, zumal wenn es mit den Einnahmen des Staates wieder ſinken ſollte. Wie der Knoten gelöſt werden ſoll, weiß ich noch nicht,

und vielleicht mag dieser Umstand viel beitragen zur Ungewißheit unserer Zukunft. Die wichtigen Mitteilungen aus Deinem Brief über das Salben von Esten und Letten haben die Großfürstin sehr bewegt. Wäre sie zu Hause, könnte sie vielleicht die Wahrheit aufdecken; über diese Begebenheiten blutet mir das Herz . . . ."

Um Grünewaldts Stimmung ganz zu verstehen, muß man sich in die damaligen Zustände zurückversetzen, welche die Entfernungen durch die mangelnden Verkehrsmittel so sehr viel schwerer und weiter erscheinen ließen. In unserem Zeit und Raum überbrückenden fin de siècle kann man das damalige schwere Gefühl der Entfernung kaum nachempfinden. Um ein gewünschtes Losungsbuch zu haben, bittet Grünewaldt seine Frau, dasselbe nach Petersburg zu schicken, wo es dann möglicherweise bei Gelegenheit einer Sendung des kaiserlichen Feldjägers weiter expediert werden könnte. Diese Schwierigkeiten von Raum und Zeit waren wohl geeignet, trübe Gedanken zu machen, und doch entsprang es Grünewaldts ernstem, wahrhaftem Sinne, daß er nicht diesen Umständen, sondern sich selbst die Schuld zumaß: „Was mich in meiner jetzigen Stellung oft mißmutig und bitter macht, ist auch nichts weiter, als weil es nicht immer so geht, wie ich es einrichten würde, und der zu brechende Eigenwille Konvulsionen macht und wehe thut."

Ganz unerwartet trat aber eine andere Wendung ein:

„Den $\frac{28.}{16.}$ September.

Denke Dir, in welcher Aufregung ich mich befinde. Seit gestern ist es entschieden, daß wir zum Winter nach Hause gehen. Noch traue ich der Sache nicht, obgleich es jetzt wirklich Ernst damit ist. Allein es können Umstände die Hoffnungen wieder vereiteln, und dann wird die Vereitelung noch schwerer zu ertragen sein. Mein ganzes Innere bebt bei dem Gedanken, daß wirklich so bald ein Ende meiner Trennung eintreten soll; noch bin ich wie im Traum und wundere mich selbst, daß es mir so leicht wird, den Himmel und die Schönheiten Italiens aufzugeben! Die Sache hängt so zusammen: Da die Kaiserin fort ist, so scheint der Großfürst den Kaiser nicht verlassen zu können und zu wollen. Allein den Winter zu bleiben, ist ihm unerträglich; kurz, er hat den sehnlichsten, so natürlichen Wunsch, daß die Frau heimkehrt. Dies wird ihr ein Hauptgrund. Ferner wird die Reise der Kaiserin

eine ſehr koſtbare Geſchichte. Es heißt, die Großfürſtin Marie Leuchtenberg werde ihr folgen; bleibt nun die Großfürſtin, kommt der Großfürſt, was gewiß in letzterem Fall geſchähe, ſo wären die Ausgaben enorm, und dies drückt die Großfürſtin. Sie kämpft einen ſchweren Kampf, weil ſie großes Verlangen fühlte nach der Wärme des Südens, nach der Stille eines ruhigen Winterlebens. Sie hat ſich entſchieden für das, was ſie für recht hält . . . .

Für die Großfürſtin thut es mir ernſtlich leid, allein wenn es Gottes Wille iſt, ſo kann ich ihm aus tiefſtem Herzen danken . . . ."

1. Oktober.
" 19. September.

Es bleibt bei unſerer Rückkehr, und zwar auf dem kürzeſten Wege. Wir gehen am Siebenten von hier nach Como, der Kaiſerin entgegen, bleiben am Comerſee drei bis vier Tage, gehen von dort in acht bis zehn Tagen nach Wien, bleiben dort fünf bis ſechs Tage und gehen über Krakau und Warſchau in fünfzehn Tagen nach Petersburg, wo wir den 1. November alten Stils ſpäteſtens eintreffen können . . . . Was ſagſt Du zu dieſem Schluß der Komödie? Mein Herz jubelt! . . . . Die Großfürſtin iſt noch ſehr angegriffen, und ihr Schmerz um die verſtorbene Tochter wird ſtärker anſtatt ſchwächer; jetzt findet ſie leichter Thränen als am Anfang. Ich habe ſie in der letzten Kataſtrophe der Entſcheidung für die Umkehr bewundert und ſehr viel lieber gewonnen. Die Töchter wären gern nach Florenz gegangen, allein ſie mußten es ſich verſagen, weil wir die Kaiſerin nicht mehr am Comerſee getroffen hätten, und ſie hier abzuwarten unſere ganze Heimkehr vereitelt hätte . . . ."

„Den 2. Oktober.

Allmählich gewöhnt ſich alles an den Gedanken der Rückreiſe; am ſchwerſten trägt die Großfürſtin Marie, welche ſich am meiſten auf Italien gefreut hatte. Die Großfürſtin ſelbſt iſt vollkommen reſigniert . . . ."

Am 7. Oktober / 25. September gedenkt Grünewaldt ſeines Sohnes Nicolai: „Heute iſt Nickos Geburtstag. Ich ſehe den Jungen vor mir und drücke ihm in Gedanken einen Kuß auf ſeine roten Backen und bitte den Herrn, Er möge dieſe Wangen nie bleichen laſſen vom Schmerz des Leidens und der Schuld . . . ."

Jetzt begann der Aufbruch: „Wir haben hier mittlerweile Arbeit genug gehabt. In die Stadt wurde gezogen und gleichsam Sturm gelaufen auf die heutige Abreise. Das gewöhnliche Herandrängen aller Bedürftigen, teils nach Ehre des Abschieds, teils nach Geldverdienst, im letzten Augenblick, wo das russische Geld noch zu erwerben möglich, fand nach gewohnter Weise reichlich statt, und ich habe Stunden gehabt, in denen ich nicht wußte, wo ich anfangen, wo ich endigen sollte! — Gestern, wo die Pferde bestellt werden sollten und die Post um einen Aufschub von vierundzwanzig Stunden bat, bewilligte ihn die Großfürstin gern, weil ihr selbst die Hast zu schwer fiel. . . . ."

Comersee, $\frac{\text{11. Oktober.}}{\text{29. September.}}$

Ich sitze in einer Villa am Comersee am ersten Abend nach der von mir gefürchteten Ankunft; es regnet draußen schauderhaft . . . .

An Deinem Geburtstag, mein teures Herz, als das schönste Geburtstagsgeschenk Dir, wurde die Rückreise angetreten . . . .

Am Abend des 10. Oktober trafen wir in Como ein. Das Gasthaus war gefüllt wie ein Taubenschlag, meist von angereisten Russen. Noch am Abend kamen zwei Botschaften von Sommariva, Residenz der Kaiserin, und die letzte durch Graf Bobrinsky lautete, daß Ihre Majestät selbst noch am folgenden Vormittag mit ihrem Dampfschiff die Großfürstin abholen wolle. Heute morgen wartete man lange in Uniformen; es regnete wie aus Spännen. Endlich kam das Schiff, jedoch ohne Kaiserin, statt ihrer drei Gesandte, Medem, Meyendorff und Kokoschkin. Wir langten hier an gegen drei Uhr; die Großfürstinnen gingen gleich ins Palais. Mittag fand ich mich zur kaiserlichen Marschallstafel ein; lauter fremde Gesichter bis auf die Gesandten! Graf Schuwaloff präsidierte als dienstthuender Kammerherr und Hofmarschall, der den ganzen großen Train kommandiert. Es saßen sonst an der Tafel die Fürstin Saltikoff, Hoffräulein Gräfin Tiesenhausen, Fräulein Nelidoff, Fräulein Stolypin, Graf Fiquelmont, Aprakfin, Dr. Markus . . . . Nach dem Essen ging man in einen anderen Salon, wo die Herrschaften cercle machten und die Kaiserin mir einige freundliche Worte sagte, auch die Großfürstin Olga, die mich sich vorstellen ließ durch meine Großfürstin Katharina. Die Großfürstin Olga ist eine der schönsten Erscheinungen, die man sehen kann, und macht auch einen einnehmenden Eindruck. Unter den fremden Gesichtern ist mir der Anblick meiner eigenen, lieblichen

Großfürstinnen wie ein Blick in die Heimat .... Abends sollte Soirée mit Musik sein; Rubini ist hier; es wurde abgesagt, und ich blieb glücklich zu Hause .... Gott schenke für die nächsten Tage besseres Wetter! Heute ist der Großfürstin sehr zugeredet worden, umzukehren und in Italien zu bleiben. Sie ist entschieden dafür, nach Hause zu gehen. Jetzt, wo das Herz sich schon freuen gelernt auf die Heimat und sie als eine Gewißheit ansieht, wäre eine Änderung sehr schwer hinzunehmen ....

12. Oktober.

Es bereiten sich Stürme. Man erwartet den Kaiser, der wahrscheinlich in Mailand oder Genua die Kaiserin einholen wird und uns begegnen, da die Großfürstin ihre Richtung nach Hause beibehalten will. Gott weiß, was noch wird; mir wird ganz bange, und ich wünschte, wir hätten die Grenze passiert ....

Heute ist das Wetter wieder schön und ganz Sommer, trotzdem Schnee, der auf allen Bergen in der Umgegend liegt. Dieses Hin- und Herziehen reibt die arme Großfürstin ganz auf, der nichts mehr Not thut als vollkommene Ruhe, körperlich und geistig. Wüßtest Du, was sich hier für unerwartete Hindernisse gegen unser gehofftes baldiges Wiedersehen stemmen, Du würdest Dein Gebet mit dem meinigen vereinigen, und wir würden Sturm laufen auf des Herrn Erbarmen ....

Ich wünschte, Du könntest einen Blick aus meinem Fenster thun in diese wundervolle Natur! Hinter hohen Bergen ragen noch höhere, mit Schnee bedeckte hervor! Die Ufer des Sees grün wie im Sommer, das Wasser heute aufgeregt, voll weißer Wellenspitzen, und eben zog das Dampfschiff hart unter meinem Fenster vorüber und auf demselben die ganze anwesende kaiserliche Familie samt Hofpersonal, von welchem sich jedoch ad libitum zurückziehen kann, wer will, wie ich ....

Den $\frac{13.}{1.}$ Oktober.

Es wechselt Sonnenschein und Regen. Die Großfürstin ist entschieden, nach Hause zu gehen, selbst wenn der Kaiser anderer Ansicht wäre ....

Desenzano am Lago di Garda, $\frac{16.}{4.}$ Oktober.

Seit gestern morgen sitzen wir hier und warten auf den Kaiser. Die Nacht schlief ich gekleidet auf meinem Sofa, um gleich bei der Hand zu sein, wenn er ankäme ....

Am letzten Morgen am Comerſee ging man zum Abſchied. Ich erhielt, wie die übrigen, die Hand zum Kuß. Die Kaiſerin hatte Thränen, wie auch unſere Großfürſtinnen. Der Gang zum Schiff war feierlich und unter Muſik der ruſſiſchen Nationalhymne. Auf dem Schiff nahmen die hohen Herrſchaften erſt Abſchied, und man ſah gerührt der weit fortziehenden Landesmutter nach, die wirklich leidend ſcheint. Gott erhalte ſie und führe ſie glücklich heim, was ich ihr auch mündlich wünſchte. Wir ſahen noch lange dem ſchönen Schiff nach und ſchifften uns bald auf unſerem aus Como beſtellten Dampfſchiff nach Lecco ein. Wir ſahen nochmals die Herrlichkeit dieſer reizenden Gegend, aßen Mittag in Lecco und fuhren nun in einem Train fort. Beim herrlichſten Mondſchein ging es durch dieſen Garten der Lombardei, durch Bergamo, Brescia bis hierher; von hier ging Nummers mit einem Feldjäger, den man uns in Como zukommandierte, nach Verona voraus, um dem Kaiſer aufzupaſſen und uns gleich in Kenntnis zu ſetzen. Wir ſind in augenblicklicher Erwartung. Iſt er durch, ſo folgen wir zwölf Stunden ſpäter, welche nötig ſind, unſere Pferde zu beſtellen, fahren nach Treviſo, wo der Herzog aus Venedig, wohin er vom Comerſee gegangen, entgegenkommt, um Abſchied zu nehmen, bleiben einen Tag, gehen nach Klagenfurt und Bruck und ſind darauf in Wien .... Der Kaiſer kommt mit Orloff allein voraus, die übrigen folgen in zwei Zügen; auch Lieven iſt dabei, den ich gern geſprochen hätte ....

Abends 10 Uhr. Der Kaiſer iſt durch und zufrieden mit dem Entſchluß der Großfürſtin, nach Hauſe zu gehen! Alſo, es geht nach Hauſe! Der Kaiſer trug mir einen Gruß an Moritz auf ....“

Hier muß die Beſchreibung dieſer Reiſe kurz abbrechen, denn zwei — gewiß ſehr intereſſante — Briefe aus Venedig und Wien finden ſich nicht vor.

Aus Krakau ſchrieb Grünewaldt ſeiner Frau nur flüchtige Zeilen in Ausſicht eines baldigen Wiederſehens: „Meine letzten Briefe aus Venedig und Wien haſt Du hoffentlich erhalten und erſehen, wie die Deinigen alle in meine Hände gelangt ſind. Von meinem Aufenthalt in Wien gäbe es viel Intereſſantes zu berichten, wo ich in meinem bunten Rock viel mit hohen Herrſchaften verkehren mußte. Allein ich habe keine Geduld mehr zu Reiſebeſchreibungen und hege immer noch die geheime Hoffnung, Dich in Petersburg zu ſehen ....“

Einen der intereſſanteſten Eindrücke hatten die Reiſenden noch hier in den Salzbergwerken von Wieliczka, welche der Kaiſerl. Hoheit zu Ehren in prächtiger Illumination gezeigt wurden.

Nach einer glücklich überſtandenen Reiſe über Warſchau und Dünaburg traf die Großfürſtin am $\frac{\text{12. November}}{\text{31. Oktober}}$ in Petersburg ein. Der Abſchied von den Großfürſtinnen ſtimmte Grünewaldt auch diesmal wehmütig.

„Im ganzen geht es den hohen Perſonen gut; ſeit Warſchau finden wir die Großfürſtin-Mutter auch ſtärker und munterer; die Töchter ſind ſehr wohl und vergnügt und wirklich ſo liebenswürdig, daß mir das Trennen von allen lieben Anbefohlenen ſehr ſchwer fallen wird.“

Eine Geldbelohnung hatte Grünewaldt ſich diesmal in einem Brief an Stender ernſtlich verbeten: „Ich weiß, daß die Kaiſerliche Hoheit mir dankt für den Dienſt, den ich ihr geleiſtet. Ihre Dankbarkeit wird Eſtland zu ſtatten kommen, ſo viel es die Verhältniſſe erlauben. Hierauf bin ich ſtolz und will keinen anderen Lohn.

Danken Sie alſo, teurer Freund, unſerer geliebten Großfürſtin für ihre freundliche Abſicht. Meine Antwort wird ſie nicht verletzen, weil ihre Geſinnung meine Gründe zu würdigen verſteht.“ Als Andenken ſchenkte Helene Pawlowna ihrem Reiſemarſchall eine Doſe mit ihrem Bildnis.

Als Schluß dieſer Reiſe und als Übergang der ſie bewegenden Intereſſen zu der heimiſchen Thätigkeit mit den Gedanken für das Wohl und Wehe des kleinen Vaterlandes mögen hier noch einige Zeilen aus einem Brief an Pierre Meyendorff folgen. In Krakau hatte Grünewaldt Nachrichten erhalten, welche die in Livland durch die Hungersnot und die Konverſion entſtandenen Wirren ſchilderten. Auf Wunſch der Großfürſtin Helene ſchrieb er einen ſich darauf beziehenden Brief an den Geſandten Pierre Meyendorff, der ſich damals in Palermo bei den Majeſtäten aufhielt. Nach Schilderung der Zuſtände ſchließt Grünewaldt mit den Worten:

„Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Ihnen, hochverehrter Herr Baron, auf ſicherem Wege dieſe Mitteilung zu machen. Vielleicht ſchenkt Ihnen Gott einen günſtigen Moment, um den Kaiſer während ſeiner Mußezeit in Palermo von dieſen Dingen in Kenntnis zu ſetzen. Es ſcheint mir das ſchnellſte und ſicherſte Mittel,

die Wahrheit an Se. Majestät gelangen zu lassen. Wollen Sie mich als den Briefsteller nennen, so thun Sie es ....

Mir scheinen drei Dinge notwendig: Erstens der strengste Befehl und die sicherste Ausführung, daß keiner zur griechischen Kirche umgetauft wird als nach vorhergegangenem Unterricht. Gegen solchen Übertritt darf niemand etwas einwenden. Zweitens schnellste Herbeiführung von Militär, um einem entsetzlichen Unglück vorzubeugen. Drittens Berufung von Deputierten aus der Provinz, welche Aufschluß über den Hergang der bisherigen Begebenheiten geben dürfen."

Bald darauf wurden die in diesem Brief enthaltenen Vorschläge Allerhöchst angeordnet.

Briefwechſel mit der Großfürſtin Helene.

In der folgenden Zeit blieb Grünewaldt immer in perſönlichem und brieflichem Verkehr mit der Großfürſtin. Es kamen ſchwere Jahre über das großfürſtliche Haus. Der 1845 dahingeſchiedenen Großfürſtin Eliſabeth folgte ihre Schweſter Marie ſchon im Jahre 1846, und 1849 ſchied auch der Großfürſt Michael aus dieſem Leben dahin.

In Freud' und Leid ſchlug Grünewaldts Herz für die einſt ſeiner Sorge anempfohlenen Kaiſerlichen Hoheiten. Einige mit ihnen gewechſelte Briefe bilden faſt den einzigen ſchriftlichen Nachlaß aus dieſer Zeit.

Brief Grünewaldts nach dem Tode der Großfürſtin Marie im Winter 1846:

„Ew. Kaiſerl. Hoheit wollen gnädig eine wohlbekannte Stimme aus ſtiller Ferne vernehmen, die bis jetzt geſchwiegen, um keine friſche Wunde zu berühren, ſeit lange aber wartete, dem Drange des vollen Herzens Worte zu leihen. Mit banger Sorge folgte ich den Berichten der Zeitungen, erwartete aus Petersburg die Briefe meines Bruders und fühlte ſchmerzlich den Abſtand, auf dieſen fremden und indirekten Wegen Nachrichten einzuziehen, die meine innerſte Teilnahme in Anſpruch nahmen, nachdem es mir beſchieden geweſen, glückliche Tage in unmittelbarer Nähe mitzuverleben! — — Wir können nicht rechten mit Gott, die wir die Wege in Seiner verſchleierten Liebe nicht ahnen und nicht begreifen; aber das Eine ſteht feſt: daß dieſe Liebe eine ewige, eine innige iſt, wie ſie kein Menſchenherz zu fühlen vermag, und daß wir uns ihr blind und

getroſt, in Freuden und in Thränen übergeben dürfen. Wie groß iſt dieſer Troſt, und welche freudige Sicherheit giebt er uns in den wechſelnden Schickſalen unſeres Lebens! Um die ſelig Dahingeſchiedenen ſollten keine Thränen fließen, am wenigſten um die in der Kindheit und Jugend Verklärten. Ihr Leben gleicht einem lieblichen Morgentraum, auf den kein langer, ſchwerer Tag folgt, mit ſeinen getäuſchten Hoffnungen, ſeinen bitteren Erfahrungen, mit ſeinem Ernſt und ſeinen Schmerzen, vor denen keine Krone und kein Purpur ſchützen; ſie erwachen unmittelbar für das Reich der Seligen zu den Füßen ihres Heilandes, auf deſſen Gnade und Erbarmen ihr kindlich-gläubiges Gemüt vertraute! Möge denn Gott in die Herzen der Zurückgebliebenen mit Seinem himmliſchen Troſt einziehen und ſelbſt die Wunden Seiner Hand heilen! Vermag ich auch nichts mehr zu thun für Ew. Kaiſerl. Hoheit, — bitten kann ich, und das thu' ich. Eine Sorge drückt mich noch ſchwer; es iſt die um die Geſundheit Ew. Kaiſerl. Hoheit und der jungen Großfürſtin, über welche widerſprechende Nachrichten laut werden. Gott ſchenke Geneſung, geiſtig und körperlich, und ſegne reichlich die Wirkung eines ſüdlichen Himmels und eines ſtillen, zwangloſen Lebens!

Auch mir hat Gott ein ſchweres Jahr beſchieden. Ich darf wohl dahin die bittere Erfahrung im verwichenen Frühling rechnen, die in ihren Folgen noch nicht verwiſcht iſt. Die erſte Entdeckung, daß man Feinde hat, was ich nie zu denken verſtand, bleibt ein ſchmerzlicher Moment für das ganze Leben. Später hat mich häusliches Leid getroffen; im Herbſt ergriff ein tödliches Nervenfieber mein Haus; meine Frau und mein jüngſtes Kind, das einzige im Elternhauſe, erkrankten lebensgefährlich; dreißig Perſonen befielen einer nach der anderen, mehrere ſtarben, alle Domeſtiken waren krank; es fehlte an jeder gewohnten Bedienung, während dieſelbe unentbehrlich war, und fremder Teilnahme danke ich die Hilfe, deren mein verwaiſtes Haus bedurfte. Gott erbarmte ſich aber, erhielt meinen Kindern die unerſetzliche Mutter und mir die treue Lebensgefährtin! Jetzt iſt gottlob alles überſtanden.

Von dem Gange der Landesangelegenheiten werden Ew. Kaiſerl. Hoheit wohl unterrichtet ſein. Die Kommiſſion, aus heterogenen Elementen zuſammengeſetzt, hat ſich geſpalten. Nach dem 20. Januar ſollen ſich die Kreisdeputierten verſammeln und die ſchwere Arbeit vollführen, aus Bruchſtücken ein Ganzes dem Landtag vorzulegen, dem Landtag, in deſſen geteilter Geſinnung jeder

Zwiespalt nur zu viel Anklang findet. Sollte es möglich sein, Zeit zu gewinnen, ohne Anstoß zu erregen, so gelingt es vielleicht, die gereizten Gemüter zu besänftigen und mit der Vorstellung von Maßregeln zu befreunden, die der Mehrzahl leider nur allzu fremd sind. Die meisten scheinen zu hoffen — mehr aus Liebe zur bequemen Gewohnheit und aus Mangel an Urteil als aus Mangel an Wohlwollen —, die bisherigen Zustände nur mit einem neuen Gewande bekleiden zu können. Bleibt aber innerhalb der Quote für längere Zukunft die bisherige Fronleistung und in ihrem Gefolge Armut und Unzufriedenheit, so ist wenig geschehen und die Folgen nicht zu berechnen. Mit einem Schlage lassen sich jedoch so tiefgreifende Reformen nicht ins Leben rufen; deshalb bleibt immer Geduld und Ruhe zu erbitten, wenn auch die Beschlüsse mit Gottes Hilfe in besserem Sinn ausfallen. — Mir ist es geglückt, auf meinen Gütern mit sämtlichen Bauern in diesem Herbst Kontrakte auf Geld- und Getreidepacht abzuschließen, und ich erwarte einen Verwalter aus Deutschland, der mir helfen soll, das Hauptgut ohne Fronen zu bewirtschaften, nachdem zwei kleinere bereits seit Jahren ein Beispiel der Ausführbarkeit aufstellen. Ich hoffe, Nachahmer zu finden, und bedaure im Interesse Estlands, solches nicht vor zehn Jahren unternommen zu haben.

Ew. Kaiserl. Hoheit wollen mein langes Schreiben gütig vergeben und mir die Freude gönnen, die ich mir selbst damit bereitet. Der Großfürst hatte sehr gnädig meinen Bruder gefragt, ob ich von allem unterrichtet sei. Dieser huldvolle Beweis des Andenkens gab mir besonders den Mut zu meinem Schreiben. — Wie viel gäbe ich darum, könnte ich persönlich Ew. Kaiserl. Hoheit meine innige Teilnahme, mein volles Herz aussprechen, das den Zug treuer Ergebenheit und wahrhafter Anhänglichkeit nie mehr verlieren kann, welche es bindet an die Lebensschicksale, an das Wohl und Wehe der teuren hohen Personen, die einst seiner Sorge anvertraut waren und seinem Gebet anvertraut bleiben! — In diesen Gesinnungen, die zu bewahren mein Stolz und meine Freude sind, und mit der gehorsamsten Bitte, mich der verehrten Großfürstin Katharina ins Gedächtnis zu rufen und zu Füßen zu legen, habe ich die Ehre, mich zu zeichnen als Ew. Kaiserl. Hoheit

allerunterthänigster

O. von Grünewaldt."

Brief der Großfürstin Helene.

„Wien, $\frac{30.}{18.}$ März 1847.

Obgleich es mich noch viel Anstrengung kostet, zu schreiben und einen Schmerz zu berühren, der überwunden werden muß — mit dem ich aber trotz meiner vollen Ergebung in den Willen Gottes noch im Kampfe liege —, so will ich doch nicht länger diese Zeilen Ihnen vorenthalten, auf welche Sie als alter Getreuer mehr wie ein anderer Anspruch haben. Ich erlaube mir keine Klage, sondern lebe des freudigen Glaubens, daß, was Gott gethan, wohlgethan, — dieser lebhafte und belebende Glaube hat mich aufrechtgehalten in meinem großen Unglück, — ich bewahre mein Herz, soviel ich kann, vor dem Rückblick in die Vergangenheit, den ich noch nicht ertrage, und sehe hinein in die Zukunft mit freudigem Hinblick auf Gott, ohne Eigenwillen und ohne Verlangen für mich. Bedauern Sie mich nicht, aber gedenken Sie mein und meiner Schmerzen in Liebe und Treue. Cati war sehr gebeugt, — fast entsetzt durch so viel Unglück in so jugendlichen Jahren. — Wir gehen jetzt nach Warschau, dann nach Gleichenberg, einem Bade bei Görz, und dann endlich zurück nach Rußland. — Über Ihre Bauereinrichtung auf Ihren Gütern freue ich mich sehr; möge man doch in Estland sich darüber einigen, — es ist doch das Einzige und Letzte und sowohl der Vernunft und Gerechtigkeit als der Klugheit gemäß. — Leben Sie wohl und fahren Sie fort, mir zu schreiben von sich, Ihrer Familie und dem lieben Land.

Möge es Ihnen allen gut gehen!

Helene."

Brief Ottos von Grünewaldt an die Großfürstin Helene:

„Dezember 1847.

Ew. Kaiserl. Hoheit gnädige Erinnerung durch Herrn von Baer ist mir ein teurer Beweis, daß ich noch in dem Gedächtnis meiner hohen Gönnerin lebe, und eine willkommene Aufforderung, mich wieder schriftlich zu nahen, der ich schmerzlich meine Abgeschiedenheit fühle. Auch zu meinen Ohren gelangte die erfreuliche Kunde, Ew. Kaiserl. Hoheit seien im erwünschtesten Wohlsein heimgekehrt, und die Großfürstin Katharina erhole sich von den tiefen Wunden, die das jugendliche Herz so hart verletzten . . . . . .

Mittlerweile ist ein geraumer Zeitraum verstrichen seit den Bewegungen des letzten, wichtigen Landtags. So sehr die Ritterschaft eine Beschleunigung ihrer Beschlüsse und Arbeiten in ihrem

Intereſſe glaubte, ſo trat doch die von Erfahrenen vorhergeſehene Verzögerung der Beſtätigung ein, vielleicht in Erwartung der livländiſchen Maßnahmen. Letztere weichen von den hieſigen inſofern ab, als ſie vorzugsweiſe einen definitiven Zuſtand ins Auge faſſen, vielleicht mit zu wenig Berückſichtigung der Übergangsperiode, die meines Erachtens die wichtigere iſt, als die nächſte, die bildende und vorbereitende. In Eſtland hat die Ritterſchaft allerdings entſchieden die Natur des definitiven Zuſtandes bezeichnet; weil aber ein ſolcher nicht ohne Beihilfe der Staatsregierung, in Analogie anderer Länder, ſicher und möglichſt raſch erreicht werden kann, ſo zog man es vor, die Natur und Größe einer ſolchen Hilfe, wenn ſie gereicht werden ſollte, zuvor zu erfahren, ehe man die Art ihrer Verwendung ſpeciell beſtimmte. Dieſe Beſtimmung dürfte noch manchen Kampf erwecken, in welchem Gott der guten Sache den Sieg verleihen wolle. Der bevorſtehende Landtag, der am 13. beginnt, wird wahrſcheinlich nichts Hervorſtechendes bieten; an den zur Beſtätigung überreichten früheren Beſchlüſſen darf nicht gerührt werden; Neues hinzuzufügen, wäre voreilig, obgleich es ſchade iſt, daß ein Landtag vorübergehen ſoll, ohne eine Hand an den wichtigen Bau zu legen, der wohl eine Generation hindurch der Verbeſſerungen und Nachhilfen bedürfen wird. Je mehr die Erfahrungen wachſen, deſto notwendiger werden die Veränderungen, aber auch deſto ſicherer. —

Wichtig iſt die Wahl des neuen Ritterſchaftshauptmanns. Ew. Kaiſerl. Hoheit geſtatten mir, ſo aufrichtig mit meiner verehrten Großfürſtin zu ſprechen, wie ich es immer gethan, und wie es ſtets mit gnädiger und freundlicher Teilnahme aufgenommen worden. Ich habe die gegründete Vermutung, wieder in Vorſchlag zu kommen; ſollte ich dies nicht verhindern können, wie ich fürchte, ſo iſt auch Wahrſcheinlichkeit, daß ich gewählt werde. Ich bin aber entſchloſſen, die Wahl nicht anzunehmen. Nicht allein, weil ich der perſönlichen Leitung meiner agrariſchen Reformen entzogen werde, deren Durchführung von großer Wichtigkeit für mein Vaterland iſt, nicht allein, weil ich einen ſchwierigen Stand als Bruder des Gouverneurs haben müßte, wo jede gewiſſenhafte Vertretung der Regierungsmaßregeln einer Mißdeutung unterworfen wäre, ſondern vor allen Dingen, weil ich weiß, daß das Vertrauen, welches ich vor drei Jahren allgemein beſaß, bei einer zahlreichen Partei ſchwankend geworden, die zwar meinen Fähigkeiten, nicht aber meinem verdächtigten Charakter traut. So ſchmerzlich gerade mir

dieſes Bewußtſein, ſo heilſam mag es mir ſein und hilft mir diesmal vielleicht, einem ſchweren und verantwortungsvollen Amte zu entgehen, in welchem eine Oppoſition mit ſolcher Geſinnung gegen den Ritterſchaftshauptmann mich aufreiben und jede erfolgreiche Wirkſamkeit lähmen müßte. Auch bin ich durch meine gegenwärtige Thätigkeit befriedigt, die mein Leben nicht ſpurlos wird verſchwinden laſſen, weder auf meinen Gütern noch in meinem Vaterlande. Mir ſcheint es eine dringende Notwendigkeit, in zahlreicher werdenden Beiſpielen die Frage der agrariſchen Reformen auf praktiſchem Wege zu beantworten, an deren Löſung viele ernſtlich zweifeln und die meiſten ſich nicht wagen wollen. Den Thatſachen, die ich auf meinen Gütern aufſtelle, die doch zuſammen einen Kapitalwert von 200 000 Rubel repräſentieren, kann niemand widerſprechen, und meine Erfolge müßten raſcher und glänzender ſein, ſtänden mir größere Mittel zu Gebote, die durch Schulden und durch die Erziehung von acht Söhnen beſchränkt ſind. Meine Pächter bezahlten richtig ihre freilich mäßige Pacht und fühlen ſich im gegenwärtigen Verhältnis ungleich zufriedener als früher. Wenn nun kaiſerliche Gnade und Mittel den Bauern zu einem Einkauf und zum Bewußtſein eines erworbenen Eigentums verhelfen ſollten, ſo wären die Reſultate gewiß überraſchend überall, wo die Sache mit Liebe gepflegt und das Volk einigermaßen vorbereitet worden. Die kaiſerliche Hilfe iſt aber ſchon deswegen notwendig, damit Geld ins arme Land fließt und der Gutsherr aus dem erhaltenen Einſtandsgelde der Erbpächter die Mittel beziehen könne, ſeine Wirtſchaften auf neuem Fuß einzurichten. Die Koſten hierbei ſind viel bedeutender, als man geglaubt, da bisher keine Erfahrung vorlag, und da der mangelnde Geldumſatz im Innern der Provinz die neuen Wirtſchaftsformen ungemein erſchwert. Dies dürfte von vielen ſchmerzlich, vielleicht zu ſpät empfunden werden, wie ja auch in Preußen bei ähnlichem Verfahren ein großer Teil alter Beſitzer und alten Adels zu Grunde ging. Sachſen richtete es weiſer ein, und dieſes Vorbild hat Fölkerſahm bei ſeinen Vorſchlägen in Livland vorzugsweiſe und mit Recht im Auge gehabt. Daß der Generalgouverneur dieſen Mann, faſt mit Gewalt, zum Landrat gemacht, ſcheint mir ein Verluſt für die Provinz, denn er war der fähigſte und vielleicht der einzige Kandidat zum Landmarſchall bei der nah bevorſtehenden Wahl, der die Beſchlüſſe in Petersburg vertreten und in entſprechendem Sinn die kommenden Landtage zu leiten vermochte.

Mit Schrecken sehe ich, daß mein Brief zu einer wahren Abhandlung angeschwollen ist.

Bevor ich zum Schluß eile, erfülle ich noch einen freundlichen Befehl Ew. Kaiserl. Hoheit, indem ich gehorsamst berichte, daß es mir in meinem Hause und meiner Familie wohlgeht. Mein ältester Sohn ist nach $2^1/_2$jährigen Studien für ein Jahr bei mir auf dem Lande, um sich durch praktische landwirtschaftliche Bildung für einen späteren, wenn auch kurzen Aufenthalt in Deutschland vorzubereiten; mein zweiter Sohn studiert Naturwissenschaft in Freiberg in Sachsen, verspricht nach Begabung und Fleiß, etwas Tüchtiges zu werden und soll später, wahrscheinlich im Bergwesen, in den Staatsdienst treten. Mein dritter Sohn verläßt gegenwärtig nach einem sehr guten Examen die Domschule und ergreift aus freier Wahl das Fach der Medizin. Vier bleiben auf der Domschule; der letzte, kränkliche ist jetzt gottlob frisch, hat aber durch die Kniegeschwulst ein zusammengezogenes Bein behalten, das vielleicht einst durch eine glückliche Operation gerade werden könnte. Gott wolle helfen, aus ihnen allen tüchtige Männer zu Seiner Ehre und zum Nutzen des Vaterlandes zu erziehen. So gern ich den einen oder den anderen Militär werden sähe, nach vorhergegangener tüchtiger Bildung, so wenig scheint eine Neigung dazu vorhanden. Bräche ein Krieg aus, so wäre es wohl anders . . . ."

Brief der Großfürstin Helene:

„Petersburg, $\frac{26.}{14.}$ Februar 1849.

Hier ist endlich wieder ein Lebenszeichen von mir, bester Herr von Grünewaldt, — es gehört Ihnen um so mehr, da ich bis jetzt noch keine sichere Gelegenheit fand, Ihnen für Ihren Brief zu danken. — Die letzten Wintermonate sind für mich immer eine Prüfung, die meine Gesundheit schwer übersteht, — fast mit dem Wiedererscheinen der Sonne kehren auch meine Kräfte zum Teil zurück.

Ich höre, daß Ihr Landtag bis zum Sommer verschoben ist, — möge indessen die Kommission etwas Annehmbares vorbereiten, — das früher Gebotene schien unzulänglich, wie ich von mehreren Seiten hörte, — was den Meinungen dieser Herren zuwiderlaufen dürfte.

Ich freue mich sehr, daß Sie in Ihren eigenen Angelegenheiten so glücklich wirtschaften und mit der Fron nichts mehr zu thun haben. — Sind Ihre Bauern auf Erbpacht oder Zeitpacht, —

und ist diese letztere nach Ablauf einer gewissen Zahl von Jahren veränderlich und auf den zehnjährlichen Durchschnittspreis des Korns gegründet? Schreiben Sie mir dies alles genau, da es mich sehr interessiert. — Begreiflich ist es mir, daß Sie anfangs durch Anschaffung des Inventariums sehr in Auslage gewesen sein müssen, und bin daher um so begieriger, zu erfahren, nach Ablauf wie langer Zeit das Ebenmaß in Ihrem Einkommen sich wiederherstellen wird. Ich selbst bin jetzt in große Geschäfte verwickelt und habe ein Gut von 7000 Bauern mit 91 000 Dessätinen im Poltavschen Gouvernement gekauft mit Schäfereien, Tuchfabrik, Branntweinbrennerei und Ochsen, die man in Petersburg verspeist. Es ist keine Kleinigkeit, sich in ein so großes Unternehmen zu stürzen, um so mehr, da es bedeutende Kosten mit sich bringt, — doch finde ich großes Interesse daran und hoffe mit Gottes Hilfe auf Erfolg. — In meinem zurückgezogenen Leben ist diese neue Aufgabe, die auch die Annehmlichkeit eines besseren Klimas verbindet, ein angenehmer Gegenstand des Nachdenkens und der Fürsorge, der einst Cati zu gute kommen wird. — Ich hoffe, es geht Ihnen allen gut in der Familie. — Möchte doch einst das Geschick Sie uns wieder zuführen, wo Sie die Überzeugung gewinnen würden, daß bei uns sich nichts verändert hat! — Leben Sie wohl und bleiben Sie auch der Alte. Helene.

Was sagen Sie denn zu Deutschland und Ihrem König? Man ist von neuem auf eine republikanische Schilderhebung gefaßt, und von allen Seiten sind die Briefe voller Besorgnis. Das österreichische Ministerium allein scheint eine bestimmte Richtung zu befolgen und sie geltend zu machen. — Was es nun in Deutschland aufstellen wird, wollen wir sehen, — mir schien es natürlicher, daß Preußen die oberste Macht zufiele, und mehr im einheitlichen Interesse des Ganzen. — Bis jetzt kann man nur sagen, daß alle Voraussichten stets trügen."

Die durch den Tod des Vaters und der Schwester tiefgebeugte Großfürstin Katharina erholte sich nur langsam von diesen Schicksalsschlägen. Im Januar 1851 vermählte sie sich mit dem Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz.

Auf einen Brief, welchen Grünewaldt mit seinem Glückwunsch nach ihrer Verlobung an sie richtete, erhielt er die folgende Antwort vom 28./16. November 1850:

„Petersburg, den $\frac{28.}{16.}$ November 1850.

Der Ausdruck Ihrer Teilnahme, lieber Herr von Grünewaldt, hat mich in Zeiten zurückverſetzt, wo Sie noch mit uns waren, und hat mich dieſelben freundlichen Geſinnungen erkennen laſſen, die mir ſchon damals viel wert waren. Je älter und erfahrener man wird, deſto mehr wünſcht man ſich mit alten Freunden zu umgeben, die in einer glücklichen Gegenwart liebe und teure Erinnerungen wieder zu erwecken wiſſen. Wenn großer Kummer viele ſchöne Jugendjahre mit einem Schleier verhüllt hat, ſo ſehe ich jetzt mit neuem Mut einer Zukunft entgegen, die mir ein edles und ſchönes Ziel vor Augen ſtellt. Tauſend Dank, lieber Herr von Grünewaldt, für Ihr Mitgefühl; ich hoffte, es würde uns nicht fehlen, jetzt, wo mein Schickſal ſich entſchieden hat; laſſen Sie mich auf dasſelbe auch in der Zukunft rechnen.

Mama trägt mir auf, Ihnen für den Brief, den Sie ihr geſchrieben, ſehr zu danken. Wir hoffen beide, daß dieſer Winter Sie nach Petersburg bringen wird, und dieſe Ausſicht freut mich um ſo mehr, da ich Ihnen mündlich die Verſicherung meiner Freundſchaft werde wiederholen können.

Katharina."

Aus einem Brief Grünewaldts an die Großfürſtin Helene, April 1851:

„. . . . Graf Keyſerling ſoll in den nächſten Tagen hier durchreiſen, um ſich über Petersburg nach Warſchau zu begeben. Ich hoffe, ihm dieſen Brief mitgeben zu können, den ich unter den friſchen Eindrücken des noch dauernden Landtages ſchreibe. Der Landtag wurde eine Woche vor Oſtern eröffnet, vom Feſt unterbrochen und am 31. März wieder begonnen. Ich weiß, daß meine Mitteilungen für Ew. Kaiſerl. Hoheit nur Wert haben, wenn ſie mehr als allgemeine Ausdrücke enthalten, und wem möchte ich lieber den Blick in den eigentlichen Zuſammenhang öffnen als Ew. Kaiſerl. Hoheit!

Wir haben viel Streit und böſes Blut gehabt. Weniger hat geſchadet der böſe Wille, der nichts thun und das Beſtehende feſthalten will des eigenen Vorteils und der Bequemlichkeit halber, als Mangel an Kenntnis deſſen, worauf es eigentlich ankommt, oder derjenigen neuen Zuſtände, die unſere Maßregeln anbahnen und herbeiführen ſollen. Am meiſten aber ſchadete das dem Landtag vorhergegangene Werben von Anſichten und Stimmen, auf die man

einen Einfluß übte durch Mitteilungen aus Petersburg, die immer nur ein Echo deſſen waren, was von hier dorthin gemeldet worden. Solche Parteimänner ſchienen allen Gründen, aller Überzeugung unzugänglich. In der erſten Hitze und Erbitterung wurden allgemeine Beſchlüſſe gefaßt, die durch Einzelbeſtimmungen wieder teilweiſe gehoben werden mußten, als ſich dennoch ſpäter das Bewußtſein ihrer Unzweckmäßigkeit herausſtellte. Der Hauptkampf drehte ſich um die Größe der Quote und um den Modus ſeiner Benutzung. Die Einen wollten alles gegenwärtig von den Bauern benutzte Land für immer denſelben laſſen, aber auf demſelben das Recht freier Kontrakte dem Grundherrn. Die anderen forderten zum Schutz der Pächter geſetzlich beſchränkte Leiſtungen und gedachten gleichfalls, jedoch nur für die Dauer der Fronzeit, alles Land den Bauern zu geben. Um von derſelben einen Übergang möglich und leichter zu machen, wollten ſie für die notwendigen Reformen der Gutswirtſchaften und für den Unterhalt der eigenen, zahlreich werdenden Hofsdienſtboten dem Gutsherrn ein ſogenanntes Knechtsland *dann* zur Dispoſition ſtellen, wenn er die Fron aufhebt und der Bauer-Pächter des gegenwärtigen Areals nicht mehr bedarf, um die fronenden Dienſtboten zu ernähren, die ſeinen Dienſt verlaſſen und in den Dienſt des Gutsherrn treten. Dieſe in den meiſten Ländern erprobte Maßregel mußte ſich durch vielen Kampf Bahn brechen und vor allem den Scheingrund beſiegen, als ob dem Bauernſtande etwas entzogen werde, während ſeine Wohlfahrt nicht von dem Maß des innehabenden Landes, ſondern von dem Maß der Pachtbedingung abhängig iſt. Überdies war der Umfang des Knechtslandes nur auf die Hälfte desjenigen feſtgeſetzt, was geſetzlich bisher dem Pächter zum Unterhalt ſeiner fronenden Dienſtboten eingeräumt geweſen. Nachdem dieſe Maßregel bereits einmal durchgeſetzt, wurde ſie von der Gegenpartei wieder umgeworfen und, nachdem der Ritterſchaftshauptmann krank geworden und ſeinen Stab zeitweilig den ſtärkeren Armen des Landrats Patkul übergeben, mit einer großen Majorität endlich wieder angenommen. — Mit dieſem Knechtslande, welches ein Sechſtel des gegenwärtigen Bauerlandes betragen ſoll, hat der Gutsherr auch die wichtige Arrondierung der Grenzen zu beſtreiten. Ebenſo ging es mit dem Modus der Benutzung des Bauerpachtlandes. Die alles Land weggeben und damit die Regierung gleichſam beſtechen wollten, gedachten ſich eine höhere Nutzung der Quote durch das Recht freier Kontrakte zu ſichern.

Günstigere Bedingungen als die gegenwärtigen, unter welchen die Pächter das Land benutzen, sind aber die dringendste und wesentliche Hilfe, auf die es ankommt zum Besten unserer verarmten Bauern; der ganze Zweck der neuen Gesetzgebung geht überdies dahin, die verlorene Anhänglichkeit an die Scholle wiederherzustellen und einen Pächterstand, als Repräsentanten der stabilen Interessen, als Kern der Bevölkerung, zu gründen. Ein Anrecht auf feste Pacht, aus welcher der Inhaber nur durch Urteil und Recht und nicht nach Willkür des Herrn gesetzt werden kann, ist aber den freien Kontrakten widersprechend und nur denkbar, wenn ein fester Pachtsatz oder eine Norm gesetzlich ausgesprochen wird, für welche der Pächter jenes Recht beanspruchen kann. Gegen eine Norm war aber die Mehrzahl schon vor dem Landtag eingenommen worden. Sie ward bei der Abstimmung über die allgemeine Frage verworfen. Es machte sich jedoch wieder eine bessere Überzeugung allmählich geltend, und es wurden Beschränkungen angenommen, die den Charakter einer Norm tragen. Die nach dem Wackenbuch von 1805 bestimmten Leistungen, welche mehr oder weniger den bestehenden Kontrakten zum Grunde liegen, sind um 25 Prozent herabgesetzt worden, und man hat denjenigen Dorfgemeinden, deren Glieder gemeinschaftlich die Garantie für die gesetzlichen Leistungen übernehmen, das Recht auf feste Pacht bewilligt, aus welcher sie nur richterliche Erkenntnis setzen kann. Die Norm gilt nur für die Fron; Naturalien und Geldpachten sind freigegeben, weil ihre Ermittelung ohne einen Kataster schwieriger, auch keine Erfahrung vorhanden ist, auf die man sich stützen könnte, und weil diese Pachtungen in jeder Art zu begünstigen sind, um den Grundherrn möglichst schnell zu denselben zu bewegen und seine Pächter selbst für sie zu erziehen. Alle diese Zustände werden für Provisoria erklärt und als Endziel eine Ablösung auf Erbpacht oder Eigentum hingestellt. Für diese sollen Pläne noch vorgelegt werden; die Unterstützung der Regierung scheint unerläßlich, weil sonst die Mittel nicht zu beschaffen sind.

Wenn ich bei dieser Auseinandersetzung die Teilnahme Ew. Kaiserl. Hoheit ungebührlich lang in Anspruch genommen, so geschah es, um einen kritischen Blick in den Zusammenhang dieser schwierigen Angelegenheit möglich zu machen. Auch glaube ich, daß Ew. Kaiserl. Hoheit aus anderen Federn und aus einem verschiedenen Gesichtspunkte eine Darstellung vorgelegt werden dürfte. Ich darf ja, gottlob, aufrichtig gegen Ew. Kaiserl. Hoheit sein. —

B. und K. erhalten ihre Mitteilungen aus Petersburg, und beide sind zu wenig mit dem Praktischen der Agrarverhältnisse bekannt, um nicht unbedingt anzunehmen, was ihnen auf diesem Felde geboten wird. Herr von P. hatte es versäumt — ich fürchte, aus persönlichen Rücksichten — sich mit den einsichtsvollsten und ehrenwertesten Männern der Provinz zu verständigen und zu vereinigen. An ihrer Spitze standen Landrat P. und L.; Freunde schlossen sich ihnen an. Obgleich diese Männer das Werben für ihre Ansichten jederzeit und jetzt verschmäht haben, und obgleich eine Menge Stimmen ohne selbständiges Urteil für die entgegengesetzte Ansicht schon vor dem Landtag gewonnen war, so hat Gott doch wunderbar geholfen und die Macht der Wahrheit sich so entschieden geltend gemacht, daß dieser kleine Kern von wenigen Personen zum größten Teil seine Ansichten berücksichtigt sieht. Alles ist zwar nicht nach Wunsch gegangen. Wir hielten eine allgemeine Vermessung behufs eines gründlichen Katasters für notwendig; desgleichen wünschten wir jedem einzelnen befähigten Pächter das Anrecht auf feste Pacht zuzuerkennen u. dgl. mehr; allein das Errungene ist mehr, als wir hoffen durften, und jeder folgende Landtag kann das Fehlende einholen. Gott schenke seinen Beistand zu den folgenden Akten dieses wichtigen Dramas, zur Verständigung mit der Regierung und mit dem Volk! Bei der ersteren baut meine Hoffnung auf den Grafen Kisseleff. Hoffentlich sind Ew. Kaiserl. Hoheit schon in Petersburg, wenn die Sachen dort zur Sprache kommen.

Schlimmer steht es mit dem Volk, das zwar äußerlich ruhig, allein innerlich voll extravaganter Erwartungen ist. — Auf einzelnen Gütern, wo man zu Pachtungen übergehen wollte, hat es die günstigsten Anerbietungen verworfen, weil es von der Krone freies Eigentum erwartet . . . .

Die noch fortdauernde Vakanz der Gouverneurstelle in Riga erhält die Provinzen in einiger Spannung, in Estland um so mehr, als das Gerücht wissen will, es sei mein ältester Bruder zu jenem Posten in Vorschlag gebracht. Bleiben die bestehenden Rechtsverhältnisse in Livland dieselben, und will man keinen anderen Gouverneur, um vielleicht wieder einzulenken zur Ordnung, so wäre eine solche Versetzung einer Entfernung meines Bruders gleichzuachten. Und Gott weiß, wen Estland zum Gouverneur erhält! Möchten nur die jetzt getroffenen Landtagsbestimmungen mit sachkundigem und parteilosem Urteil geprüft werden. — Allein

leider iſt jetzt alles Partei, und was nie früher geſchehen: jetzt will man in Petersburg früher und beſſer die hieſigen Verhandlungen kennen, als ſie auf geſetzlichem Wege hinkommen. Männer des Rechts ſcheuen jedes andere Mittel, ihren Anſichten Geltung zu verſchaffen, als die Macht der Überzeugung und die Verhandlungen des Landtages; leider denken in unſeren Tagen nicht mehr alle ſo.

Ew. Kaiſerl. Hoheit wollen mir gnädig meine offene Ausſprache vergeben. Gott wird mir helfen, nie von dem Wege des Rechts zu weichen . . . .

Im Verein mit den beſten und ſachkundigſten Männern des Landes glauben wir auch die politiſche Wohlfahrt des lieben Eſtlands richtig erkannt zu haben und in wahrhaft patriotiſchen Herzen zu tragen. Wir erkennen gewiß, was in unſeren Tagen Not thut, und hätte man nicht von verſchiedenen Seiten von dem, was wir gewollt, ſtückweiſe abgeriſſen, ſo wäre etwas Ganzes und Beſſeres zu ſtande gekommen; jedoch, was geſchehen, iſt gewiß ein guter Grund, auf dem Gott helfen wird weiterzubauen . . . ."

Auf Wunſch der Großfürſtin beſuchte Grünewaldt mehrmals die Karlowkaſchen Güter; 1852 im Herbſt, nach einer Badekur in Kemmern, war er in Petersburg, um trotz ſeiner noch immer angegriffenen Augen die Papiere gründlich durchzuſehen und zu ordnen. Auf Grünewaldts Vorſchlag wurde ſein Landsmann Engelhardt zum Verwalter der Güter eingeſetzt.

Otto von Grünewaldts ſpätere Lebensjahre.

Die landespolitiſche und landwirtſchaftliche Thätigkeit Grünewaldts erreichte in dieſen Decennien ihren Höhepunkt. Wir übergehen hier dieſelben, da ſie in ausführlichen Kapiteln bereits beſprochen ſind. Die angeſpannte Thätigkeit, die vielen Aufregungen, die ermüdenden Reiſen und Kommiſſionsſitzungen mehrten ſich von Jahr zu Jahr. Außer den üblichen Fahrten nach Dorpat und Reval machte Grünewaldt im Juni 1856 eine Reiſe nach Helſingfors, erlebte den Beſuch des Kaiſers in Reval, begab ſich nach Oranienbaum, um dann im Gefolge der Großfürſtin Helene nach Moskau zu reiſen. Von hier aus fuhr er zu einer Inſpektion nach Karlowka. Nach Moskau zurückgekehrt, machte er als Gaſt der Großfürſtin die Krönungsfeier Alexanders II. mit. Die Pracht des Einzugs, der Krönungsceremonie, die Kremlbeleuchtung ſchildert er in den Briefen an ſeine Frau nur mit wenig Worten.

Der Septembertermin rief Grünewaldt nach Reval zurück, und auf dem Januarlandtag 1857 wurde er zum Landrat erwählt. Jetzt aber brachen seine Kräfte nach der langjährigen Anspannung zusammen. Ein gefährlicher Nervenanfall wurde der Anfang eines langwierigen Siechtums. Badekuren in Rehme und Scheveningen im Sommer 1857 brachten keine Hilfe. 1858 in die Heimat zurückgekehrt, führte er noch ein paar Jahre die Oberherrschaft über seine Güter.

Als ihn 1860 der schwere Schlag getroffen hatte, mit seiner treuen Gattin den Schmuck und die Stütze seines Lebens zu verlieren, übergab er 1862 Koick und Brandten seinem Sohne Georg, Laimetz seinem Sohne Iwan in Arrende und entsagte damit seinem landwirtschaftlichen Beruf. Als Landrat hatte er schon 1858 seinen Abschied genommen und damit thatsächlich sich auch vom Landesdienst zurückgezogen. In die fünfziger Jahre fällt auch seine Ernennung zum Kaiserlich russischen Kammerherrn. Obzwar Grünewaldt sich seinem Alter und seinem leidenden Zustand zufolge schon am Ende seiner Tage wähnte, lag doch noch ein Menschenalter an Lebensdauer vor ihm.

Es begann jetzt für ihn eine lange Periode des unsteten Wanderlebens. Jeden Sommer zog er nach Marienbad oder Goslar, blieb auch den Winter 1862/63 in Stuttgart bei seinem schwer erkrankten Sohne Gerhardt. Im Sommer 1865 verlobte er sich in Goslar mit Julia Rossiter, Schwägerin des amerikanischen Gesandten in Berlin, Mr. Judd. Die Trauung fand im September in London statt.

So überraschend dieser Schritt in seinem Alter war, so blieb er doch denen nicht unverständlich, die sein liebebedürftiges Gemüt und die Sehnsucht nach einem verständnisvollen, ihm ganz ergebenen Herzen kannten.

In der Ehe mit dieser liebenswürdigen, hochgebildeten Frau hat er noch fünfundzwanzig Jahre erlebt, die ihm ein reiches Glück und eine liebewarme Häuslichkeit brachten. Anfangs fügten es die Umstände, daß das unruhige Reiseleben noch weitergeführt wurde. Grünewaldts Kräfte und Nerven hoben sich dabei, so daß er ein verhältnismäßig rüstiges Alter erlebte. Ein Winter in Heidelberg 1865—1866, eine Schweizerreise 1867 mit darauffolgendem Aufenthalt in Montreux und Cannstatt waren nur geringe Anstrengungen im Vergleich zu dem, was ihm noch bevorstand.

In noch weitere Fernen als in die bereits genannten Länder ſollte Grünewaldt bis über die Grenzen Europas hinaus geführt werden. Ein Lungenleiden ſeines Sohnes Iwan veranlaßte dieſen, mit ſeiner Frau nach Madeira zu gehen. Vater und Stiefmutter ſchloſſen ſich ihnen an. Die Reiſe ging über Frankreich, Spanien und Portugal. In Madeira geſellten ſich noch der Sohn Moritz mit ſeiner Frau und deren Bruder Neff dazu. Im Sommer wohnten Grünewaldts in den Bergen unter dem Lorbeerſchatten der Quinta Olavo; den Winter verbrachten ſie in einer ſchönen Villa in der Nähe der Stadt. Das trauliche Familienleben inmitten einer ganz neuen, fremdartigen Welt drückte dieſem Aufenthalt einen eigentümlichen Stempel auf. Die Sorge um den leidenden Zuſtand des Sohnes verhinderte damals noch nicht den geſelligen Verkehr mit Fremden und Einheimiſchen, unter denen ſich Herr von Wachſel und der engliſche Paſtor Watſon beſonders mit Grünewaldts befreundeten. Das rüſtige Alter Ottos von Grünewaldt geſtattete ihm weite Spaziergänge und Ritte in die Umgegend Funchals. Die Transportmethode in Hamacs verachtete er, fuhr nur ſelten im baldachingeſchmückten Ochſenſchlitten, verſchmähte es aber nicht, mit ſeinen jugendlicheren Genoſſen in kleinen Schlitten ohne Vorſpann den ſteilen Weg von der Noſtra Signora del Monte herabzurutſchen, faſt 2000 Fuß, in ſauſender Geſchwindigkeit. Mit immer offenen Sinnen ſchaute er um ſich, mit Verſtand und Urteil Verhältniſſe erfaſſend, ſtets in die Tiefe dringend, aller Oberflächlichkeit abhold. Wohl konnte in ſpäteren Zeiten dieſes Jahr in Madeira Grünewaldt wie ein Traum erſcheinen. Läßt ſich doch kaum ein anderer Erdenfleck mit dieſer Zauberinſel vergleichen, die wie ein funkelnder Edelſtein, vom azurblauen Meer umſchloſſen, daliegt. Selbſt Italiens Farbenpracht erblaßt vor dieſer ſüdlichen Glut. Die europäiſchen Landſchaften erſchienen den Reiſenden ſpäter wie die Aquarellkopien eines Oelgemäldes.

Die berauſchenden Blumendüfte Madeiras konnte Grünewaldt nicht genießen, da ihm der Geruchsſinn ſeit ſeiner Jugend fehlte. Deſto mehr weidete ſich das Auge an der bisher ungeahnten Fülle aller Pflanzenformen. Was man ſonſt in Treibhäuſern oder Gärten kümmerlich ſprießen ſieht, wuchert hier als Unkraut in den Gräben und Hecken; was man als Topfgewächs und Staude kennt, wächſt hier zum rieſengroßen Baum empor; alle Naturerſcheinungen nehmen einen großartigen Charakter an.

Am meiſten genoß Grünewaldt die Meeresbrandung, die am Riff der Pontinha in einer weißſchäumenden Garbe die Sonne beſchattend hoch über das Felſenſchloß emporſteigt, um dann in tauſend ſprudelnden Kaskaden über Mauern und Treppen wieder ins Meer zurückzuſtürzen.

Im Mai 1869 verließen Grünewaldts, den Sohn Iwan und ſeine Frau in Madeira zurücklaſſend, die ſchöne Inſel. Wieder führte ſie ihr Weg nach Liſſabon und Madrid. Mit dem Eifer eines Jünglings beſuchte Grünewaldt Schlöſſer und Muſeen und verglich mit großem Intereſſe die portugieſiſchen und ſpaniſchen Stiergefechte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Südfrankreich ging es in die Schweiz und von dort ins Seebad, nach Föhr. Im Herbſt 1869 in die Heimat zurückgekehrt, ließ ſich Grünewaldt mit ſeiner Frau dauernd in Reval nieder, um dort ſeinen Lebensabend zu beſchließen. Noch einmal, im Jahre 1871, wurde eine Badereiſe nach Elſter, Reichenhall und Helgoland unternommen.

Von jetzt an zogen ſich die Lebenskreiſe immer enger. 1874 und 1875 verlebte Grünewaldt noch den Sommer auf ſeinem Gute Laimetz; ſpäter blieb er auch in der guten Jahreszeit immer nur in der nächſten Umgebung Revals, in Seewald, Friedheim oder Katharinenthal.

Über zwanzig Jahre hat Grünewaldt in Reval in ſtiller Zurückgezogenheit gelebt. Das hohe Alter, das ihm beſchieden, brachte es mit ſich, daß er nicht nur ſeine Altersgenoſſen, ſondern auch viele der jüngeren Generation vor ſich ins Grab ſinken ſah. Sein Vaterherz hat oft ſchmerzlich geblutet, denn von ſeinen acht Söhnen haben ihn nur drei überlebt.

Wie ein Echo aus alten Zeiten traf Grünewaldt die Todesnachricht der Großfürſtin Helene im Januar 1873, und die Geſtalten der Vergangenheit ſtiegen wieder vor ihm auf.

Brief an die Großfürſtin Katharina nach dem Tode der Großfürſtin Helene:

„Allerdurchlauchtigſte,
Gnädigſte Frau Großfürſtin!

Bei dem großen Schmerz, mit dem Gottes Ratſchluß Ew. Kaiſerl. Hoheit getroffen hat, fühle auch ich mich gedrungen, meine Teilnahme auszuſprechen, obgleich ich wohl weiß, wie der Verluſt ſolcher Liebe und Treue, um welche Ew. Kaiſerl. Hoheit ärmer geworden ſind, nur von einem Herzen ganz verſtanden werden

kann, das ſelbſt Mutterliebe kennt. Die Wunde, die Gott geſchlagen, iſt wohl die tiefſte Ihres bisherigen Lebens, und Ihren Schmerz vermag nur unſer Herr und Heiland zu lindern, deſſen Blut und Wunden die ewige Quelle unſeres Troſtes und unſerer Seligkeit ſind. Reichlich wolle Gott Ew. Kaiſerl. Hoheit aus dieſer Quelle ſchöpfen laſſen! Darum bitte ich ſeit der erſchütternden Nachricht, die ſo vieler Herzen und auch das meinige getroffen. — Wenn ich den Mut habe, mit dem Ausdruck meiner Teilnahme und des eigenen Schmerzes Ew. Kaiſerl. Hoheit mich zu nahen, ſo gründe ich ihn auf eine entſchwundene, aber nicht vergeſſene Zeit, in welcher ich das Glück hatte, von der hohen Dahingeſchiedenen eines vollen Vertrauens, ich darf wohl ſagen: einer Freundſchaft gewürdigt zu werden, die mich reichliche Blicke werfen ließ in ihr edles Herz und in die immer wache Sorge für ihr Liebſtes auf Erden, für ihre Kinder. Mir iſt aus jener Zeit eine Ergebenheit und Anhänglichkeit geblieben, die mich bis ins Grab begleiten. — Wie ſchmerzt es mich, meine verehrte Großfürſtin Helene in den letzten Jahren nicht geſehen zu haben, nicht noch einmal beſchienen worden zu ſein von dem Glanz ihrer unbeſchreiblichen Anmut, ihrer überwindenden Freundlichkeit, ihrer Güte und ihres thatkräftigen Geiſtes, mit denen ſie aller Herzen gewann, ſo viel Gutes und Großes gewirkt und ſo vieler Augen getrocknet hat! Wie oft habe ich das Glück gehabt, ein Werkzeug ihrer Großmut und Mildthätigkeit zu ſein, und nie that ich eine Fehlbitte zur Linderung begründeter Not. Viele Thränen werden ihr nachgeweint, und auf ſolche Thränen ſtützt der letzte Richter ſeinen Urteilsſpruch: Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.

In jenen entſchwundenen Zeiten haben Ew. Kaiſerl. Hoheit die Gnade gehabt, auch manches freundliche Wort mir zu ſagen, das noch in meinem Herzen lebt, und das meinen Mut zu dieſem Schreiben und zu der Bitte ſtärkt: Ihre Huld und Gewogenheit einem Manne zu bewahren, der wohl alt an Jahren geworden, aber jung geblieben iſt in der Liebe und Ergebenheit für das teure großfürſtliche Haus, dem einſt nahe zu ſtehen er das Glück gehabt.

In den Geſinnungen dieſer Liebe und Ergebenheit habe ich die Ehre, mich zu zeichnen als Ew. Kaiſerl. Hoheit allergehorſamſter Diener

Otto von Grünewaldt."

Antwort der Großfürstin Katharina:

„Lieber Herr von Grünewaldt!

Verzeihen Sie, wenn ich erst jetzt meinem Danke für Ihre mir sehr schätzbaren Zeilen vom 15. Januar Ausdruck gebe; ich bin aber noch so erschüttert von dem so plötzlich über mich gekommenen Schmerz, daß ich noch kaum selbst die Feder zu halten vermag und daher meiner Tochter diktiere. Ich war überzeugt, daß Ihr treues Herz mit mir und uns allen die Unvergeßliche beweinen würde, so daß Ihre teilnehmenden, wohlthuenden Zeilen eine Bestätigung dieses Gefühls geworden sind. Wer wie Sie der teuren Entschlafenen nahe gestanden, der fühlt mit mir die Lücke, die sie hienieden zurückgelassen, und Sie sagen sehr richtig, die Liebe einer Mutter, die von uns genommen ist, ersetzt kein anderer Schatz auf Erden. Aber Gott ist gnädig gewesen für sie, indem Er sie ohne Kampf und Schmerzen abgerufen hat, und von uns allen war niemand auf ihr Ende vorbereitet, außer vielleicht sie selbst. Wie herrlich und treffend wahr ist alles, was Sie über meine unvergeßliche Mutter sagen, — und die Zeiten der Vergangenheit, auf welche Sie verweisen, sind auch die glücklichsten Zeiten meiner Jugend. Ich weiß, Sie übertragen jetzt einen Teil Ihrer Anhänglichkeit an die Entschlafene auf mich selbst, — Gott lohne es Ihnen in Ihren Kindern, von denen der mir bekannte Arzt zu den schönsten Hoffnungen Sie berechtigt. Ich hoffe, derselbe hat meinen vorläufigen Dank für Ihr Beileid Ihnen sogleich bestellt.

Der Herzog trägt mir seine herzlichsten Grüße für Sie auf, und ich schließe mit den besten Segenswünschen für Sie und alle Ihrigen.

Katharina."

Auch den Tod des Herzogs Georg 1876 empfand Grünewaldt noch als alter Freund des Hauses. Er schrieb der Großfürstin: „Nur wer erfahren, was es heißt, gleichsam die Hälfte seines Lebens verlieren, nur wer das schmerzliche Vermissen kennen gelernt, von dem das Herz heimgesucht und so schwer und langsam und nie ganz geheilt wird, vermag das Wehe zu verstehen, an welchem Ew. Kaiserl. Hoheit leidet. Aber unser barmherziger Herr und Heiland hat auch den schönsten Trost geschenkt, den er schenken konnte in dem seligen Heimgang Ihres Gemahls. Er ist zu seinem Heiland gekommen, den er geliebt, nach dem seine Seele verlangt

hat. Er ist zum Leben hindurchgedrungen, — wir dürfen um ihn nicht weinen, und der Schmerz um unseren Verlust, wenn er rechter Art ist, zieht uns zu Gott und bahnt uns den Weg zu einer seligen Vereinigung mit dem Vorangegangenen . . . ."

Die Großfürstin antwortete:

„Oranienbaum, $\frac{27.}{15.}$ September 1876.

Lieber Herr von Grünewaldt!

Sie haben immer, trotz Krankheit und Entfernung, einen warmen, herzlichen Anteil an unserem Lebensschicksal genommen. Auch jetzt, wo Gott uns so schwer geprüft hat und wir unser schreckliches Unglück kaum fassen können, haben Sie für die Fülle meiner Trauer als ein alter Freund unseres Hauses den Ausdruck gefunden. Empfangen Sie dafür meinen wärmsten Dank. Schwer gestaltet sich das Leben ohne solche Wesen, deren Geist und edles Streben es beseelten und demselben Bedeutung gaben; nur der Gedanke, daß wir dem Willen Gottes stillhalten müssen, daß die teuren Entschlafenen im himmlischen Gebiet von irdischen Leiden befreit, nicht mehr auf die Erde zurückkommen möchten, kann das sehnsuchtsvolle, trauernde Herz beruhigen. Den liebenden, sorgenden Vater seinen Kindern so früh entzogen zu sehen, erfüllt mich mit Sorgen. Doch der Segen Gottes ruht auf den Waisen; das Gebet des Vaters wie sein Segen wird den Kindern Kraft und Mut geben in der Auffassung ihrer Pflichten. Nach einigen in Oranienbaum still verlebten Sommermonaten, wo die Kinder in ihren ernsten Beschäftigungen einige Erfrischung und Zerstreuung fanden, gedenken wir nach Mecklenburg und Remplin, dem Lieblingsorte des Herzogs, zu reisen, wo meine arme, tiefgeprüfte Schwiegermutter uns ihren Besuch verspricht.

Leben Sie wohl, lieber Herr von Grünewaldt, und gedenken Sie unser in gewohnter alter Treue.

Katharina."

Grünewaldts Briefwechsel mit seinen pommerschen Freunden reichte noch bis in die siebziger Jahre. Überall waren des Lebens schwere Lasten getragen worden, und alle hatten sie die Jahre kennen gelernt, „die uns nicht gefallen", — heilend und kräftigend aber leuchtet bei diesen Freunden Grünewaldts der auch ihn beseligende Glaube durch.

Wenn unſere Leſer das im vorhergehenden Mitgeteilte durchzuleſen ſich die Mühe gegeben haben, ſo wird ihnen wohl in gewiſſen Zügen ein Bild von der Perſönlichkeit Ottos von Grünewaldt daraus entgegengetreten ſein, doch können wir es uns nicht verſagen, den Verſuch zu machen, dieſe zu ſchildern, wie ſie in der Erinnerung der Zeitgenoſſen vor uns ſteht.

Otto Magnus von Grünewaldt war von hohem, das Mittelmaß überragendem Wuchſe und erſchien trotz ſeiner etwas nach vorn gebeugten Haltung immer größer als die meiſten Männer, mit denen zuſammen ihn zu ſehen man Gelegenheit hatte. Sein Angeſicht konnte nicht ſchön genannt werden, aber es gewann jeden für ſich durch den ihm innewohnenden Ausdruck von Wohlwollen und Intelligenz. Die Sprache beſtach durch den Wohlklang des Sprachorganes und mehr noch durch die Gabe des Wortes, die Otto in hohem Grade beſeſſen hat; bis in ſein ſpätes Alter behielt er die Fähigkeit, ſich klar und in gewinnenden Formen auszudrücken. Dieſe Eigenſchaft, gepaart mit einer von Herzensgüte und Wohlwollen gegen jedermann belebten Milde des Charakters, ſein lebhafter, geſundem Humor ſehr zugänglicher Geiſt, ritterliche Höflichkeit gegen alt und jung machten ihn zu einem ungewöhnlichen und in vielen Fällen bezaubernd liebenswürdigen Mann. Hochgebildet, voll regen Intereſſes für alle Vorgänge des zeitgenöſſiſchen Geiſteslebens, mit großer Liebe und feinem Verſtändnis für Muſik begabt, ſehr beleſen namentlich in hiſtoriſch-politiſchen und beſonders religiöſen Werken, voll warmen Patriotismus und durchdrungen von hingebender Liebe zu ſeinen nächſten Angehörigen, anſpruchslos für ſeine Perſon, freudig fremdem Verdienſt Anerkennung zollend, — ſo ſtand dieſer Mann da inmitten ſeiner Familie und ſeiner Freunde.

In der Unterhaltung war er durch ſeinen Geiſt und Witz anziehend und belebt; ſeine Freude und ſein Verſtändnis für jeden guten Einfall, für jeden Funken guten Humors wirkten belebend im Geſpräche mit ihm. Ein vortreffliches Gedächtnis, das ſich namentlich für die ferne Vergangenheit bis in ſein hohes Alter gut erhalten hat, machte jede Unterhaltung mit ihm intereſſant, bei der er gern aus dem reichen Schatz ſeiner Erinnerungen mitteilte.

Seine Bewegungen waren raſch und kräftig, bis körperliche Infirmität im ſpäteren Alter ihn zwang, dieſelben zu mäßigen. Solange er noch ſelbſt der Bewirtſchaftung ſeiner Güter vorſtand,

tummelte er ſich in raſchem Tempo zu Pferde innerhalb der weiten Grenzen ſeiner Beſitzungen und hielt Reitpferde von Temperament und von guter Zucht, für die er ſich immer ein warmes Intereſſe bewahrt hat. Als er 69 Jahre alt ſeinen Wohnſitz in Reval nahm, wo er die letzten zwanzig Jahre ſeines Lebens verbrachte, gab er den geliebten Reitſport nicht auf, und in der nächſten Umgebung der Stadt konnte man oft den Greis zu Pferde umherſchweifen ſehen. Ein qualvolles Leiden, Blaſenſtein, veranlaßte ihn, einen Spezialiſten zu Rate zu ziehen. Als dieſer, befragt, ob ſein Patient das Reiten auch weiter fortſetzen könne, das geſtattete unter der Bedingung, daß es nur im Schritt geſchehe, ſprach der damals Achtzigjährige: „Dazu bin ich noch zu jung“ und verſchenkte ſeine edle graue Reitſtute.

Otto Grünewaldt hatte Freude an edler Geſelligkeit, und er liebte es, ſich im Kreiſe gebildeter und geiſtig hervorragender Menſchen zu befinden. In ſeinen letzten Lebensjahren zwang ihn zunehmende Gebrechlichkeit, ſich in dieſer Beziehung Entſagung aufzuerlegen. Was es in Reval an geiſtig bedeutenden Perſönlichkeiten gab, beſuchte gern den geiſtvollen alten Herrn, und beſonders trat dieſer vielfach mit den Predigern der Stadt in Beziehung; dieſe waren zunächſt dadurch veranlaßt, daß Grünewaldt an den Wohlthätigkeitswerken des Ortes ſich beteiligte mit Arbeit, Wort und That; er hatte beſtimmte Funktionen für einzelne derſelben übernommen und verteilte außerdem mit freigebiger Hand und nach beſtimmten Prinzipien materielle Unterſtützungen, doch nur an Perſonen, welche ihm als deſſen würdig bekannt oder die durch die Prediger empfohlen waren.

Die ihm auferlegten körperlichen Leiden — und dieſe waren zu Zeiten in hohem Grade qualvoll — ertrug er mit vieler Geduld und chriſtlicher Ergebung; beſonders drückend empfand er es, daß ſeine Schwerhörigkeit ihm den Verkehr mit einer gleichzeitig größeren Anzahl von Menſchen ſchwierig machte, während er im Verkehr mit einer oder höchſtens zwei Perſonen dem Geſpräch leicht zu folgen im ſtande war.

Sein heißer Wunſch, um deſſen Erfüllung er immer gebetet hat, Gott möge ihm die Qualen des Todes erſparen und ihn ohne ſolche aus dieſem Leben abrufen, hat ſich erfüllt.

Am 6./18. Oktober 1890, nachdem er ſich den Tag vorher noch recht wohl und beſſer als lange gefühlt hatte, erwachte er in zufriedener Stimmung und dachte an die gemeinſame Lektüre, bei der er früher

abends seinen Hausgenossen vorzulesen pflegte. Seine Pflegerin trat an sein Bett, und er beklagte sich über einen ungewohnten Schmerz in der Herzgegend. „Das wird schon vorübergehen, Herr Kammerherr," sagte diese, — „ich bringe Ihnen den Kaffee," — jedoch, bevor sie sich zum Gehen wenden konnte, sank er lautlos, entseelt in die Kissen zurück, ohne Kampf, ohne jedes weitere Leiden; Gott hatte das Flehen seines gläubigen Kindes erhört.

Zur Einsargung und Beerdigung waren die nächsten Angehörigen von weit und breit herbeigeeilt; bei beiden Gelegenheiten sprach ein dem Verstorbenen befreundeter Seelsorger schöne, von Herzen kommende und zu Herzen gehende Worte. Und wie der Trauerzug sich langsam den Domberg hinunterbewegte, da war es, als ob mit dem ehrwürdigen Greise eine ganze Zeit zu Grabe getragen würde. — Vorüber ging es noch einmal an den Stätten seines Lebens, und die Bilder der Vergangenheit tauchten mit ihnen auf.

Da lag das Elternhaus, wo er dem sterbenden Vater die Augen zugedrückt, die Domschule, in welcher er den Grund seiner Bildung gelegt, weiter die Kirche mit dem Familienwappenschmuck, das Ritterhaus, in welchem er geredet und gekämpft; dort das Schloß mit den Erinnerungen an den treuen Bruder Iwan, und das stille Haus, der Schauplatz seiner letzten Tage, zu Füßen weit ausgebreitet die Stadt und das Land, denen die Liebe und die Arbeit seines Lebens gegolten hatte.

Auf dem Bahnhof wurde der Sarg in einem mit Blumen und Immergrün geschmückten Waggon aufgebahrt, und der Zug brachte ihn fort, um ihn zu weiterem Transport in die Kapelle auf dem Familienbegräbnis Müllersfeld in Orrisaar zu übergeben. Dort wurden am 13. Oktober die sterblichen Überreste in den Schoß der Erde gesenkt unter Assistenz vieler Angehörigen, Verwandten, Nachbarn und Koickscher Bauerwirte. Es war ein düsterer, trauriger Herbsttag, Regen und Schlacken fielen vom Himmel, doch störte das nicht die Andacht der Trauerversammlung, die sich in der Totenkapelle und am offenen Grabe zusammengefunden hatte. Nach vollzogenen Funeralien und einer herzlichen Rede des Ortsprediger sprachen noch Worte treuen und dankbaren Angedenkens der greise Verwalter, der vierzig Jahre lang in Koick dem Verewigten und dessen Sohne gedient und ihm seine Ausbildung zu verdanken hatte, — ein Koickscher alter Bauer, der aus einem Pächter seines Grundstückes zum Eigentümer desselben geworden war, und endlich

einer der nicht mehr zahlreichen früheren Zöglinge der Koickſchen Schule, — alle hatten nur Worte der Liebe und des herzlichen Dankes für den edlen Mann, auf deſſen Sarg ſie ihre Handvoll Erde ſoeben geworfen hatten.

Das Grab iſt jetzt bezeichnet durch ein ſchönes, auf hohem Sockel ſtehendes Kreuz von ſchwarzem, poliertem Granit; es iſt gegraben neben der Stätte, in welcher ſeine erſte Gattin Mathilde, die Mutter ſeiner Kinder, faſt 30 Jahre vor ihm zur letzten Ruhe gebettet worden iſt; in nächſter Nähe ſtehen die Denkſteine und Grabkreuze der dem Vater im Tode vorangegangenen einen Tochter und fünf Söhne; auf der anderen Seite neben Ottos Grabe befindet ſich das ſeiner zweiten Gattin, die ihm im Jahre 1897 gefolgt iſt, und während ihrer Wittwenjahre nach dem Verluſte des zärtlich geliebten Gatten in dem einen innigen Wunſche lebte, bald im Tode mit ihm vereint zu werden.

Otto von Grünewaldt hatte ein Lebensalter von 89 Jahren und drei Monaten erreicht, als ihn der Tod ſeiner Gattin, ſeinen Kindern, Enkeln und Urenkeln entriß. Drei Söhne mit ihren Frauen, 21 Enkel und ſieben Urenkel, ferner zwei verwittwete Schwiegertöchter haben das Familienoberhaupt überlebt.

Sein Leben war wahrlich ein Leben reich an Arbeit, Erfolg und Ehre, — reich an Glück, reich an Schmerz und reich an Liebe!

Fünftes Buch.

Alexander Georg von Grünewaldt,

Landrat,

geb. 17. April 1805, geſt. 9. November 1886.

Alexander Georg von Grünewaldt.

Alexander war das jüngſte der Ehe Johann Georgs mit Anna Chriſtine entſproſſene Kind. Er erhielt gleich ſeinen älteren Geſchwiſtern ſeinen erſten Unterricht durch Hauslehrer im elterlichen Hauſe und ward dann ein Schüler der Ritter- und Domſchule in Reval. Im Jahre 1822 erteilte ihm der Generalſuperintendent Meyer den Konfirmationsunterricht und konfirmierte ihn; am Ende des erſten Semeſters 1822 beſtand er das Abiturientenexamen, und mit dem Maturitätszeugnis bezog er im nächſtfolgenden Semeſter die Univerſität Dorpat, wo er zwei Jahre lang Jurisprudenz getrieben hat. 1824 im Frühling zog er nach Göttingen, wo er ſeine Studien fortſetzte. In den folgenden Ferien traf er in München mit dem älteren Bruder Otto zuſammen und bereiſte mit ihm zu Fuß das bayeriſche Oberland, Salzkammergut, ging nach Wien, Prag, Dresden und Berlin.

Im Nachfolgenden ſollen einige Briefe im Auszuge und ſtellenweiſe in Abſchrift mitgeteilt werden, welche zum Teil von der Mutter an Otto, zum Teil von Otto an ſeine Braut und von dieſer an ihren Bräutigam geſchrieben ſind und welche den damals neunzehnjährigen Alexander ſchildern, endlich noch Briefe Alexanders an Otto. Es mag paradox klingen, aber wir geben dieſe Schilderungen gern, weil ſie für den Geſchilderten nichts weniger als ſchmeichelhaft klingen und wir die große Genugthuung haben, in der weiteren Schilderung des vielfach von den Seinigen Getadelten einen Mann zu beſchreiben, welcher in Geſinnung und Handlung

ſich ſo edel und gut erwieſen hat, daß er den Beſten ſeiner Zeit ebenbürtig zur Seite ſteht.

Die Mutter ſchreibt[1] am 19. Juli 1822 aus Dorpat dem Sohne Otto:

„Unſer Alexander tritt nun auch ſeine akademiſche Laufbahn an, er geht früher nach Dorpat ab, als ich in Koick ankam. Gott gebe, er möge dem Beiſpiel ſeiner Brüder folgen und nicht der einzige von meinen Söhnen ſein, der nicht fleißig oder mir durch ſeine Führung Sorgen macht. Er verließ die Domſchule mit einer Rede über die Folgen des dreißigjährigen Krieges (das iſt die Aktusrede, die die Abiturienten halten müſſen. Der Herausg.). Sie iſt wohl gut ausgearbeitet geweſen, nur hat er zu ſchnell geſprochen und das Ende zu kurz abgebrochen.

Dorpat, den 31. Auguſt.

Der gute Onkel Engelhardt iſt gegenwärtig wohl auch der gute Hirte unſeres Alexander, der in manchen kritiſchen Fällen ſich recht brav benommen haben ſoll. Es herrſchen hier nämlich wieder Landsmannſchaften. Alexander bleibt neutral und will zu keiner gehören, das nimmt man übel und hat ihn im Verdacht eines Angebers und gar beim Rektor, mit dem er ſo bekannt iſt. Denk Dir, wie ſcharf er angegriffen wurde. Er ſelbſt hat mir nichts erzählt, doch hab' ich's von Iwan gehört, daß er ſich beſtimmt und männlich gezeigt habe und man ihn jetzt ungeſchoren läßt. Bis jetzt bildet er ſich für die diplomatiſche und Militärwiſſenſchaft und iſt noch nicht ganz einig mit ſich ſelbſt; der Onkel wünſcht ihn nicht zum Militär, er ſelbſt aber neigt ſich lieber zu dieſem.

Den 12. Dezember 1822.

Alexander gefällt es in Dorpat gar nicht; er will entweder in Dienſte oder heraus (d. h. ins Ausland), und um Weihnacht, wo ſo viel beſtimmt und wichtig entſchieden wird, wird wohl auch ſein Schickſal eine gewiſſe Richtung nehmen .... Du kannſt wohl mit Gewißheit bald einem Brief von ihm entgegenſehen. Sie ſind alle mit Witz gewürzt und machen ohnerachtet des vielen dummen Zeugs, das mit unterfließt, viel Vergnügen.

12. Januar 1823.

Die Mutter an Otto (nach der Teilung):

Alexanders beigelegter Brief (Seite 270 abgedruckt) an Dich mißfällt mir durchaus, wenn es anders nicht Spaß von ihm iſt,

[1] Orginalorthographie.

was ich kaum glaube — bei seiner Jugend dürfte er wohl nicht an die Zeit des Niederlassens denken, und er schreibt mit großer Behaglichkeit davon. Bedenk Dir's recht, vielleicht thut ein brüderlicher Rat von Dir gesagt gute Wirkung.

Die Mutter an Otto:

„Dorpat, 24. Oktober 1823.

Unser Alexander macht mir jetzt Sorgen, nicht, daß ich was Schlechtes an ihm finde, Gott behüte, dafür schützt ihn schon der Name Grünewaldt, es ist nicht viel mehr als nichts und ist doch wahrhaftig traurig! Er ist ohne Leben, ohne Interesse für etwas! ohne Liebe für irgend einen Menschen, selbst seine Nächsten nicht ausgenommen. Zum wenigsten läßt sichs aus nichts abnehmen. Er hört Collegia, arbeitet aber nichts und ist faul, wie Onkel Engelhart es mir sagt. Es schließt sich auch niemand an ihn, was ich gewiß sehe, da ich so aufmerksam auf ihn bin. Er tanzt faul, ist unaufmerksam gegen Damen, hat auch nichts Einnehmendes, Offenes in seinem Betragen. Aber einen Stolz auf seinen Adel und eine Eigenliebe, die merkwürdig ist. Was ist nun mit einem solchen Menschen ohne Liebe und Feuer zu machen? Meine ganze Hoffnung geht jetzt auf Dich, mein Sohn, ich habe Dir den Weg gebahnt, es schneller auszuspähen. Es scheint uns, als trüge er nach Dir Verlangen, er will auch Dir schreiben. Aus den andern Brüdern macht er sich nichts, er fürchtet sich vor ihnen, glaube ich, auch sind *sie* mit Liebe ihm wohl nicht entgegengekommen. Er spricht selbst davon, daß es im Auslande Anders wäre, wie so Viele sich dort zum Besseren verändert hätten auch T. und ein R. und wer weiß wer noch? Ich begreife aber nicht, warum man es erst im Auslande und nicht schon hier werden kann? wie man überhaupt alle Fröhlichkeit, alles Feuer und Leben verlieren kann, was doch früher da war? Ach, lieber Otto, zünde Du das Erloschene wieder an, und blase, was Du kannst, damit das Feuer nicht ausgeht für dieses Leben und auch für die Ewigkeit. Er ist mir unbegreiflich, ganz anders wie junge Leute sonst, ganz ohne Poesie; wie so ein alter Landjunker raucht er seine Pfeife und liest einen Roman dazu. Er ist ja schon bald 19 Jahre alt, sollte jetzt noch ein andrer Geist in ihm erwachen? Gott gebe das! *So* ist er wohl nichts. Er studiert Jura, aber es ist gewiß nichts dahinter, nur so pro forma, was soll es denn anders sein, wenn er eigentlich zu nichts Lust hat."

„Dorpat, 7. Februar 1824.

Jetzt etwas über unſeren Alex, wozu Du mich in Deinem Briefe aufforderſt. Ich will ihn Dir nach meiner Anſicht auf das Genaueſte ſchildern, und — Gott im Himmel weiß es, — nur in der Abſicht, damit ich es Dir erleichtere, ihn zu erforſchen und wohlthätig auf ihn zu wirken. Der Hauptzug ſeines Charakters iſt Trägheit, dieſe verleitet ihn zu allen übrigen Fehlern, dadurch iſt er ungefällig und nie und nimmer bereit, einem Andern einen Dienſt zu erweiſen; ſein Ich iſt ihm das Liebſte auf der Welt, das fröhnt und pflegt er durch Schlaf und Eſſen und Bequemlichkeit aller Art. Da er der einzige iſt, der mir hier helfen und in manchem nützen könnte, ſo würde ich ihn hier ja wohl brauchen, aber nie erbietet er ſich zu Etwas, und verſuche ich es einmal, ſo macht er alles verkehrt und ohne alle Ueberlegung. Z. B. iſt er mir auf keinem Ball, auf keinem Concert behilflich zu meiner Equipage, entweder thun es Fremde oder ich ſuche ihn. Der Adelſtolz plagt ihn auch gewaltig, ſehr leicht iſt er da angegriffen bei Aufträgen von mir und den Schweſtern, es ſchickt ſich ſo vieles nicht für ihn. Der Kartentiſch macht ihm viel Spaß, dafür giebt er ſo manches Vergnügen hin. Solange ich in Dorpat bin, über drei Monate, habe ich ihn höchſtens vier- bis fünfmal am Nachmittag für ſich arbeiten ſehen. Des Morgens ſchlief er bis neun und kam ſelten zeitig genug ins Collegium, was ihm übrigens gleichgültig war. Weihnachten hat er keine Collegia belegt, weil er im Februar nach Reval will und dann wieder hierher zurückkehrt, um ſich zu ſeiner Ausreiſe (Reiſe ins Ausland) anzuſchicken. Du wirſt Dich nicht wenig wundern, ihn dem Aeußeren nach als ganz gereiften Mann mit einem dicken, dicken Backenbart wiederzuſehen; in allem ſcheint er ſo vorgerückt, und darum hält er ſich wohl ſchon für einen alten Hauspapa. Von ganzer Seele wünſchte ich, Du möchteſt ihn längere Zeit um Dich haben und dann Dein Urteil über ihn fällen, wahr und aufrichtig, und ob ich ihn falſch beurteilt habe. Darüber gewiß nicht, daß er über alle Vorſtellung träge iſt, ſelbſt im Denken und Sprechen. Nun, Gott gebe ſeinen Segen wie zu jedem guten Werke! Vielleicht hat der Himmel Dich erwählt, Deinen Bruder zu wecken, wenn anders ein Erwachen möglich iſt, — ihm Liebe für andere und nicht nur für ſich ſelbſt einzuflößen, ihm klar zu machen, was ſeine Beſtimmung iſt, daß die Nächſtenliebe durchaus über die eigene gehen muß, und was alles mehr, daß er aus Deinem Munde lieber hören und lieber

befolgen wird als die Lehren der Mutter, die die 19 Jahre hindurch alle zu gewohnt geworden."

Den 27. März 1824.

Die Mutter ſchickt dem Sohn unter dieſem Datum einen Brief vom Bruder Alex und ſchreibt dazu u. a.:

„Mach es doch möglich, ihn (d. h. Alex) zu treffen, mein Herzens Kind, Du glaubſt nicht, wie viel mir daran liegt. Beſonders, daß Du mit ihm eine Weile zuſammen bliebeſt. Ich habe wohl Sorgen um ihn und kann eigentlich nur das Pomadige an ihm tadeln und das Bequeme, aus dem er ſich garnicht herausziehen kann und was ihm am Fleißigſein gewiß das größte Hinderniß iſt. Nun ich hoffe auf Gott, Er hat Alles wohl gemacht, mir in Allem Uebrigen gute Kinder gegeben. Er ſegnet mich auch in dieſem; dieſer Zuverſicht erfreue ich mich. Thu Du nun, mein Ottchen, auch das Deinige dazu. Der liebe Gott verleiht Dir Kraft, und es wird Alles gut."

„Den 9. Juni 1824.

Dein Brief aus Neapel kam ſpäter als Alexander abreiſte; das Briefchen an ihn konnte ihn erſt in Göttingen erreichen, daher er in Berlin von Deiner Empfehlung keinen Gebrauch machen konnte . . . . . Das dortige Theater (Berlin) ſetzt ihn in Entzücken. Ich glaube wirklich, hielte er nicht ſo große Stücke auf ſeinen alten Adel, er würde aus Liebe zur Sache Schauſpieler."

Mathilde an Otto:

„Drobbuſch, 4. April 1824.

Dem guten Alexander haben wir Lebewohl geſagt vor einer Stunde und ihn davonziehen geſehen in die weite Welt mit inniger Teilnahme und ihm unſere beſten Wünſche nachgeſandt . . . . Ich glaube, daß Alexanders Herz ſich einem gewiß ganz erſchließen würde, wenn man ihm mit herzlichem Weſen entgegenkäme . . . . . Er freut ſich ſehr auf das Wiederſehen mit Dir, und mir iſt es ein ſehr angenehmer Gedanke, daß er mit der Hoffnung gereiſt iſt, doch ein liebendes, teilnehmendes Herz noch in der Fremde zu finden. Suche ihm doch auch die Hageſtolzideen aus Kopf und Herz zu bringen, von denen er aber doch, glaube ich, abſtehen wird."

Otto ſchreibt der Braut aus Paris den 21. September 1823:

„Alexander iſt ja jetzt ein Mann und ſelbſtändig, als ſolchen kenne ich ihn noch gar nicht. Ich liebe den Jungen ſehr und wünſche ihm zu ſeinem Heil, er möchte etwas unglücklich lieben,

weil er mir zu wenig weich, zu kalt, zu sehr Verstandesmensch ist. Wenn er von Hause aus nicht Herz und Gemüt mitbringt, im Auslande bekommt er es nicht, sondern riskiert eher, das Letzte zu verlieren."

Otto Grünewaldt an seine Braut Mathilde:

„München, 3. Juli 1824.

Denke Dir, Alex ist hier; er hat dennoch meinen Vorschlag angenommen, und, weil das Semester schon sehr stark vorgerückt und er in Göttingen durchaus unbeschäftigt war, ist er sogleich nach Empfang meines Briefes abgereist und den Abend vor mir eingetroffen. Du, meine Mathilde, kannst Dir wohl meine Freude denken, im ersten Sturm hat er mir schon vieles erzählen müssen, aber das Beste soll noch nachkommen, wenn wir beide allein von Salzburg aus unsere Reise nach Wien unternehmen. Ich glaube sicher, hätte ich alle Briefe und Nachrichten hier erhalten und Alex selbst nicht hier vorgefunden, so wäre wahrscheinlich Wien rechts liegen geblieben und ich auf den geradesten Wege nach Dresden gegangen. Nun bin ich es ihm aber schuldig, diese Reise so nützlich und angenehm als möglich zu machen. Bis Dresden bleiben wir gewiß zusammen, wo er allein wahrscheinlich zurückbleibt, und ich eile, meine Besuche abzustatten, denn seine Ferien dauern sehr lange, und er käme viel zu früh in Göttingen an. Ich freue mich sehr, mit ihm länger zusammen zu bleiben. Wir wollen noch über manchen ernsten Gegenstand miteinander sprechen, und das wird vielleicht gut thun, uns nahe zusammenbringen für jetzt und alle späteren Zeiten. Er ist freilich noch sehr jung und scheint das Leben noch nicht so tief zu fassen, als ihn die Zeit lehren wird. Dennoch muß man ihn aufmerksam machen, damit er das Ernste nicht an sich vorübergehen lasse, und ihm nicht ausweiche, wie so viele es thun, und daher leider immer seicht und oberflächlich bleiben."

„Wien, 27. Juli 1824.

Ich habe eben mit Alex recht ernstaft gesprochen und wir wünschen beide, daß K. bald vorausreisen möchte, damit wir allein bleiben und auf der noch zu machenden Reise allein miteinander sein können. Man kommt zu keinem vernünftigen Wort. Du hast prächtig geahnt und richtig im Geist vorhergesehen, daß ich mich mit Alex in München finden würde; solch eine Freude habe ich lange nicht erlebt. Unser Alleinsein miteinander kann ich kaum

erwarten, denn in dieſem wüſten Leben, in dieſer ewigen Geſellſchaft hier, die einem doch eigentlich angenehm und lieb iſt, kann man ſich eher fremd als vertraut werden. Die ſächſiſche Schweiz, die wir zu Fuß gemeinſchaftlich durchwandern wollen, iſt mir eine erfreuliche Ausſicht. Ich will mit ihm im genaueſten Briefwechſel bleiben, weil es mir ſcheint, als harmoniere er zu Hauſe nicht mit Allen, wie es ſein ſollte, und mir thut es immer noch ſehr leid, daß er nicht ernſtlich verliebt fortgereiſt iſt. Der Schmerz iſt die Wiege mancher Tugend, der Liebesſchmerz der heilſamſte, weil er erweicht und das Herz öffnet; ein anderer verhärtet und verſchließt es leider oft. Was Du mir von ihm geſagt haſt, liebe Mathilde, iſt ſehr wahr und mir ſehr lieb zu erfahren, obgleich er ſich auch gegen mich recht offen geäußert. Ich muß der Mutter noch von Wien ſchreiben, die, wie ich glaube, Alex falſch behandelt und nicht immer richtig beurteilt; ſie könnte leicht das Entgegengeſetzte bezwecken."

„Dresden, 14. Auguſt 1824.

Montag in der Frühe, wenn nur das Wetter es erlaubt, brechen wir mit Alex auf in die Berge. In drei Tagen kehren wir heim, und dann reiſe ich unverzüglich ab nach Berlin. Alex hat ſich hier ſchon ein ſehr freundliches Quartier gemietet, einen Flügel denkt er auch hineinzuſtellen und ſieht hier gewiß einer frohen Zeit entgegen. An Bekanntſchaften fehlt es nicht."

„Berlin, 21. Auguſt.

Das ſchlechte Wetter vereitelte unſeren Ausflug in die ſächſiſche Schweiz, — ſo leid es mir that, ſo gern ich mit Alex einige Tage allein umhergewandert wäre, ſo war doch nichts zu ändern; ich kürzte meinen Aufenthalt ab.

Geſtern Abend ſind wir hier eingetroffen, von Alex nahm ich mit ſchwerem Herzen Abſchied; ich hatte wirklich nicht daran gedacht, daß ich noch in der Fremde eine Trennung zu beſtehen haben würde; ich hatte lauter Wiederſehen vor Augen. Er hat mir verſprochen, mir fleißig zu ſchreiben, und an mir ſoll es nicht fehlen, ihn durch Antwort dabei zu erhalten. Ihm thut es wirklich Not, einen zu haben, mit dem er offen ſprechen kann über alles, was ihm auf dem Herzen liegt. Jeder Menſch müht ſich ſo lange, bis er ſich eine Portion Leid auf den Rücken ladet, obwohl ihm der Himmel nichts davon gegeben. Wir Menſchen müſſen immer etwas Unglück haben."

Alexander an Otto:

Koick, 10. Januar 1823; erhalten Paris, 12. März.

Nach einer längeren Einleitung schreibt Alexander:

„. . . . will ich Dir jetzt, wenn Du Geduld hast, eine ausführliche Biographie meiner selbst geben, oder mit anderen Worten, wie es mir in Dorpot in diesem Semester gefallen hat, und was ich mit meinen künftigen Lebensjahren anfangen will. Mir hat, mit einem Wort, in Dorpat alles recht gut gefallen, nur nicht das Burschenwesen und der dasige Geist unter den Studenten. Ich habe viele sehr angenehme bekannte Philisterhäuser, als Ewers, Engelhardts, Richters und die Sivers von Kassinorm, auch habe ich bei der Fürstin einige Diners mitgemacht, — doch ist das mehr eine angenehme Bekanntschaft für den Magen als für Geist und Herz. Jedoch kann alles dies nicht hinreichen, um mir mein Leben in Dorpat angenehm zu machen, wo, in meinen Verhältnissen als Student, was doch das Wichtigste bleibt, ich so wenig Ansprechendes für mich finde. Ich kann Dir hierüber leider nicht so ausführlich Nachricht geben, als ich wünsche, nur so viel kann ich Dir kurz sagen, so unruhig und so toll, wie es in diesem Semester dort hergegangen, ist es noch nie der Fall gewesen. Die verschiedenen Korporationen, die sich konstituiert haben, legen allen, die in sie eintreten, besonders den Füchsen, so drückende Verhältnisse und Bedingungen auf, daß dieser Zwang mich zuletzt so ennuyierte, daß ich nach langem Hin- und Herstreiten und Deliberieren es doch durchsetzte, mich ganz und gar zu renoncieren, d. h. ich bin nur insofern Student, daß ich Collegia höre. Diese Lage ist sonst ganz gut, nur in gewissen Fällen, wo man Paukapparat braucht, ist es schlimm; doch sollte ich einmal etwas haben, wovon ich schon oft sehr nahe gewesen bin, so hat Ed. Richter mir versprochen, seine stets siegreich gewesenen Waffen zu geben. Als renonce oder Wilder kann ich auch in keinem recht vertrauten Verhältnis mit den Übrigen stehen, weil mir, dem Uneingeweihten, die Burschenmysterien und -Angelegenheiten nicht anvertraut werden. Vor meinem Renoncestande ging ich besonders mit Hofmann, Transehe, den beiden Helmersen, Pezold und Sivers um, jetzt weniger, weil sie mir alle viel zu eifrige Burschen sind. Alexander Krüdener, Alexander Löwis und Uexküll, — der vierte Sohn aus dem Fickelschen Hause, ein fixer Junge voll Energie und Judicium, das sind jetzt beinahe die einzigen, auf die mein näherer Umgang beschränkt ist, weil auch sie sich von allen Burschenangelegenheiten

fernhalten, indem ſie bald abgehen . . . . . Das kann ich Dich verſichern, daß ich das Leben dort im ganzen ſehr dick habe und mich ſobald als möglich weg ſehne. Da mir durch die Teilung und Verloſung Orriſaar zugefallen iſt, ich ſelbſt Neigung zum Wirtſchaften fühle und dieſes Gut mir viel zu lieb iſt, um es in fremden Händen zu ſehen, — da es Iwan nicht von mir nehmen will, — ſo werde ich wahrſcheinlich wohl weiter ſtudieren. Mein Plan iſt, nur noch ein halbes Jahr in Dorpat, und wenn die Gelder, die uns jetzt knapper als früher zugemeſſen ſind, hinreichen, lieber länger im Auslande zu bleiben. Ich würde dann im Auguſt oder Juli nach Berlin gehen, von hier aus bei Thaer etwas in der Landwirtſchaft profitieren, bis zum Beginn der Collegia, die, wie ich glaube, ſpät im Herbſt angehen, — die ich geſonnen bin, wenn es irgend möglich iſt, in Heidelberg zu hören, — erſtlich weil meine beiden beſten Freunde, Löwis und Uexküll, ſchon in dieſem Frühjahr dahin vorausgehen und Heidelberg in Rückſicht der Jurisprudenz, welcher obzuliegen ich bis jetzt willens bin, wohl die erſte Univerſität bleibt. Ich würde dann hier, oder wenn es gar nicht erlaubt wäre, in Bonn wenigſtens zwei Jahre ordentlich ausſtudieren, mich dann noch ein paar Jahre in der weiten Welt herumtreiben, hauptſächlich in Rom und Paris der edlen Muſica in die Arme werfen, und dann, an Geiſt und Körper ausgebildet, in mein Vaterland zurückkehren, um an der Hand der Liebe ein beglücktes und beglückendes Daſein zu führen. Du mußt hieraus nicht ſchließen, als ob ich in das Eldorado der Liebe einige Blicke geworfen hätte; bis jetzt iſt es mir noch nicht gelungen, obwohl ich mir alle Mühe gebe, mich zu verlieben, weil ich glaube, daß in dem Zuſtande eines primo amoroso mein etwas kaltes Herz durch eine gehörige Doſis Liebe mehr Milde und Wärme erhalten würde, die auch ein gutes Präſervativ gegen viele böſe Untugenden ſein ſoll. Ich male mir überhaupt unſer künftiges Leben ſehr reizend aus, wenn wir alle ſo nahe beiſammen bleiben, da Iwan ſich auch in unſerer Gegend ankaufen und Mutter im Sommer ihren Aufenthalt in Koick nehmen will. Ein Schutz- und Trutzbündnis wollen wir insbeſondere gegen alle wilden Tiere und alles Geflügel ſchließen und St. Petri fromme Fluren von dieſer Laſt befreien. Doch der Menſch ſoll keine Pläne machen, beſonders kann in Rückſicht meiner noch alles anders werden. Bogdaſcha Wolff (der Bruder von Ottos ſpäterer Braut Mathilde und deren Schweſter Mimi) iſt dieſe Weihnachten Student geworden; Du kannſt Dir die Glückſeligkeit

hierüber bei ihm ſelbſt und ſeinen älteren hübſchen Schweſtern denken, deren nähere Bekanntſchaft ich nota bene in dieſem Herbſt in Luhde-Großhof gemacht habe, wo ich acht Tage hindurch das Vergnügen hatte, ihren angenehmen Umgang zu genießen."

Alexander an Otto.

Dorpat, 3. Januar 1824.

Nach einigen Klagen über ungenügende Einkünfte aus ſeinem Beſitz Orriſaar ſchreibt er weiter:

„Aus meinen Orriſaarſchen Revenüen kann ich wohl auch in ſpäteren Zeiten nicht viel machen, da ſie ſich in der letzten Zeit alljährlich verſchlechtert haben. Die Preiſe ſind ſo ſchlecht, daß der ſämtliche Landadel mit Glatzen einhergeht, weil er ſich in der Verzweiflung das bischen Haar ausrauft, welches ihm ſeine angenehme, auf Univerſitäten und im Militär verlebte Jugend übrig gelaſſen hat . . . . . Doch wozu das Lamentieren, der liebe Gott, der die Lilien auf dem Felde erhält, wird auch die ‚grünen Wälder' nicht verdorren laſſen.

Dein letzter Brief, den ich Johanni erhielt, enthielt den mir ſehr angenehmen Vorſchlag, uns in Dresden zu treffen und die ſächſiſche Schweiz zuſammen zu bereiſen . . . . . .

Ich fühle, wie mit jedem Jahre meine Heiterkeit und mein Frohſinn abnehmen. Im Auslande muß das anders werden, dort ſoll ein neues Leben für mich beginnen. Ich kann Dir nicht genug ſagen, wie ſehr ich mich danach ſehne, mich mit Dir zu beſprechen und Rat zu halten für mein künftiges Sein und Treiben. Hier hat ein jeder einen anderen Plan für mich, ohne auf meine eigene Neigung und Abſicht zu achten . . . . . .

Vier Jahre möchte ich gern im Auslande bleiben, $2^1/_2$ Jahre ſtudieren, ein halbes Jahr an irgend einem Orte, den ich angenehm finde, ganz ausſchließlich der Muſik leben und ein Jahr reiſen. Doch befürchte ich, daß meine ökonomiſchen Verhältniſſe es mir nicht geſtatten werden, dieſen ſchönen Plan auszuführen. Wenn die Orriſaarſchen Revenüen ſich nicht verbeſſern — (wozu leider wenig Anſchein da iſt), ſo werde ich wohl ſehr bald zurückkehren müſſen, um ſelbſt zu wirtſchaften; — eine angenehme Ausſicht, wenn man 19 Jahre alt iſt. Doch der liebe Gott kann noch alles zum beſten lenken; ich will gewiß ein guter Wirt ſein und mich mit ſo wenigem wie möglich begnügen . . . . . .

Lebe wohl, alter Junge, bald ſieht Dich von Angeſicht zu Angeſicht Dein Alexander."

In einem anderen, um dieſelbe Zeit an den Bruder Otto gerichteten Briefe ſchreibt Alex:

„Wir kennen uns beide gegenſeitig erſt wenig, und doch ſollten Brüder ſich die treueſten Freunde ſein, ſie, die die Natur ſchon dazu beſtimmt hat. Laß mich verſuchen, an des ſeligen Oettingen Stelle zu treten, und ſei auch Du mir das, was Du ihm geweſen biſt. Glaube mir, ich bedarf eines treuen Freundes; es iſt vieles anders geworden, als es ehedem war.“

Hier mag einiges eingeſchaltet werden, was Alexanders Autobiographie wörtlich entnommen iſt und ſich auf dieſe erſte Auslandsreiſe bezieht:

„Mit 18 Jahren reiſte ich 1824 im Frühling ins Ausland und traf dort — wie ich glaube, in Dresden — mit meinem Bruder Otto zuſammen.“ (Hier irrt ſich der Autobiograph; wir wiſſen aus der Korreſpondenz Ottos mit ſeiner Braut, daß dieſes Zuſammentreffen in München ſtattfand.) „Wir machten gemeinſchaftlich eine Reiſe im Salzkammergut, nach Salzburg, Hallein, Berchtesgaden, und darauf die Donaureiſe von Paſſau bis Wien. Hier trafen wir es ſehr glücklich. Es wurde gerade die Hochzeit eines Erzherzogs gefeiert, zu welcher Feſtlichkeit die berühmteſten Sänger, Sängerinnen und Balletttänzerinnen Europas nach Wien beſchieden worden waren .... Ich beſinne mich, damals in einer und derſelben Oper die berühmten Sänger Lablache, Rubini, David, die Primadonnen Fodor, Paſta und Schoberlechner gehört zu haben, — ein Enſemble, wie es früher und ſpäter wohl nie in Europa vorgekommen iſt. Der Alt der Paſta namentlich war von einem Wohllaut, daß mir unwillkürlich die Thränen in die Augen traten, wenn ich ſie ſingen hörte. Dieſer muſikaliſche Genuß, der mir mehreremal zu teil wurde, iſt mir unvergeßlich geblieben. Desgleichen war auch das Ballett das ſchönſte, das ich je geſehen. Die beiden bildſchönen Schweſtern Fanny und Thereſe Elßler, die Heberle und Taglioni gehörten damals zu den erſten und gefeiertſten Tänzerinnen Europas.“

Von Wien ging Grünewaldt nach Dresden zurück, „wo ich mehrere Wochen verlebte .... Ich verkehrte viel mit Wilhelm Kügelgen, dem Verfaſſer der ‚Erinnerungen eines alten Mannes‘, und dem Maler Neff .... Mit dieſen beiden Herren machte ich eine höchſt vergnügte Reiſe in die ſächſiſche Schweiz, die mit zu meinen angenehmſten Erinnerungen gehört .... Ich wurde auch in das Tieckſche, vielmehr gräflich Finkenſteinſche, Haus eingeführt,

das von Fremden häufig beſucht wurde. Ludwig Tieck lebte damals mit ſeiner Familie in dem Hauſe einer Gräfin Finkenſtein, einer großen Verehrerin von ihm, die alle Koſten der gewiß ſehr koſtſpieligen Haushaltung aus ihrer Taſche beſtritt. Das Haus war an mehreren Abenden der Woche von Gäſten angefüllt, die von allen Seiten herbeiſtrömten, um die Bekanntſchaft des berühmten Mannes zu machen; junge, angehende Schriftſteller und Dichter bildeten aber das Hauptkontingent. Dieſe Abende waren höchſt genußreich, weil gewöhnlich etwas vorgeleſen wurde, was als Novität intereſſant war oder einen klaſſiſchen Wert hatte. Tieck war ſchon damals recht leidend, — an der Gicht, wie ich glaube, las aber nichtsdeſtoweniger gern ſelbſt vor, wenn ſein Befinden es irgend erlaubte, und entzückte ſeine Zuhörer durch ſeinen vortrefflichen Vortrag, der weltberühmt war. Von ſeinen beiden Töchtern war die ältere eine gelehrte Dame und bekanntlich die rechte Hand des Vaters; die zweite ſah recht wohl aus und unterſchied ſich nicht von anderen gebildeten jungen Damen durch bedeutende geiſtige Vorzüge. Ich beſinne mich einer Landpartie, an der auch die beiden Fräulein Tieck teilnahmen, und auf der Haſch-Haſch geſpielt wurde, wobei ich mich bemühte, nicht die weibliche Gelehrſamkeit, ſondern die weibliche Anmut zu erhaſchen."

Alexander an Otto:

Dresden, 21. Auguſt 1824.

Nach der Erwähnung einer neuen Bekanntſchaft, mit B., dem bekannten Militärſchriftſteller, der als das Gegenteil von liebenswürdig und achtungswert geſchildert wird, als eitler Geck ꝛc. („kommt er noch einmal zu mir, ſo werfe ich ihn wahrhaftig alle Treppen herunter, denn ſo ein Kerl iſt mir noch nicht vorgekommen", ſchließt die Beſchreibung, die Alexander von dieſer Perſönlichkeit macht), kommt er auf Weyrauch zu ſprechen, den er mit ſeiner Familie in Dresden kennen gelernt hat. Der Text lautet: „So lieb mir inſofern die Bekanntſchaft mit den Weyrauchs iſt, weil ich durch ſie viel in der Muſik profitieren kann, ſo fürchte ich doch, daß ſie mich in weitläufige Bekanntſchaften bringen wird, wozu ich jetzt weder Zeit noch Luſt habe . . . ."

In einem Briefe aus Göttingen vom 29. Januar 1825 giebt Alexander dem Bruder eine recht draſtiſche Schilderung des Studentenlebens dort und klagt über die ſchreckliche Langweile an Sonn- und Feiertagen: „Daher iſt es uns ſchon mehreremal

paſſiert, daß wir mehrere zuſammen manchen Sonntag Abend, nachdem der Stoff zu unſeren Geſprächen verſiegt war, durch ein gelindes Fluchen über Göttingen verbracht haben. Die meiſten ſolcher Abende fielen in die Weihnachtsferien, — wohl die ſchrecklichſten meines Lebens, die unglücklicherweiſe beinahe zehn Tage dauerten. Die Reicheren unter unſeren Landsleuten (Eſt-, Liv- und Kurländer, summa summarum 30) . . . . waren zum heiligen Feſt nach Kaſſel gefahren; der kleinere, zurückgebliebene Reſt, unter dem auch ich mich befand, . . . verſammelte ſich des Abends, um auf obige Weiſe ſeinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Ein Vorfall, der ſich am Sylveſterabend zutrug, und deſſen Folgen wir erſt vor ein paar Tagen erfahren haben, kommt noch dazu, um meinen Verdruß über dieſe Georg-Auguſtus-Univerſität zu erhöhen. Du wirſt wohl aus Erfahrung wiſſen, welch ein furchtbarer Spektakel am Sylveſterabend in Göttingen los iſt. Alle Korporationen feiern einen Kommers zu Ehren des verfloſſenen und des neu beginnenden Jahres, wobei ſich dann alle beknillen, wenn nicht gar total beſaufen. Mit dem Schlage zwölf ſtürzt alles hinaus auf die Straßen und zerknallt, was nur einigermaßen zerbrechlich iſt. So war es auch in dieſem Jahre und ſo toll, wie es ſeit langer Zeit nicht mehr geweſen ſein ſoll. Auch wir Landsleute hatten uns zu einem Glaſe Wein vereinigt und tranken mit gutem Rheinwein aufs Wohl der Vergangenheit und Zukunft. Da aber viele auf Koſten dieſes Wohles ſich zu viel zu thun anfingen, entfernten wir uns unſer mehrere, unter dieſen K. Sacken, Uexküll und ich, weil wir nicht Luſt hatten, uns zu beknillen . . . Auf der Straße hatte unterdes der Alarm ſchon angefangen: 300 Schnurren waren, mit langen, oben mit Blei beſchlagenen Stöcken bewaffnet — (die ſogenannten Bleiſtifte) —, in Parade aufgezogen, um die Ruhe zu erhalten. Hunderte von knillen Studios ſchwärmten ebenfalls auf der Straße, teils mit Rappieren, teils mit Stöcken bewaffnet, überall im Kampf mit den Schnurren begriffen. Sämtliche Laternen und Fenſter waren in der M.-Straße zertrümmert, Knoten und Philiſter heulten jämmerlich. Wir Nüchternen verhielten uns aber ruhig, eingedenk der doppelt ſtrengen Strafe, mit welcher alle in der Neujahrsnacht begangenen Vergehen beſtraft werden, und des ſchlechten Kredits, in dem die Landsleute ſchon lange beim Senate ſtehen. So kamen wir bis zur Halle auf dem Konſilienplatze, durch welchen uns unſer Weg nach Hauſe führt. Die Halle fanden wir mit Schnurren beſetzt, die uns nicht durchlaſſen wollten,

es aber doch gestatteten, da wir ganz unbewaffnet waren und ihnen gütlich demonstrierten, daß wir bloß nach Hause wollten. Unmittelbar hinter uns war aber ein ganzer Strom besoffener Studios gefolgt, die die Schnurren so lange schimpften und neckten, bis diese endlich zuschlugen, ohne zu achten, auf wen. Die Studenten hinter uns bekamen nichts ab und entflohen jämmerlicherweise; desto übler aber kamen wir davon, die wir vorn standen. Karl Sacken und noch ein anderer unserer Bekannten bekamen solche Schmisse, daß sie wie halb tot hinfielen; Uexküll und ich kamen glücklicher ab, doch kriegte ein jeder von uns einen so tüchtigen Hieb auf den Kopf, daß er blutige Spuren zurückließ. Die Hingefallenen trugen wir nach Hause und rannten jetzt, so ergrimmt, wie wir waren, zu unseren übrigen Landsleuten, um sie zu thätlicher Hilfe mit den Waffen in der Hand aufzurufen. Doch fanden wir diese — jetzt kann ich sagen: zu unserem Glücke — in einem Zustande, der sie zu jedem Beistande unfähig machte. So blieb uns nichts anderes übrig, als uns ruhig nach Hause zu begeben. Am anderen Tage fanden wir die beiden Kameraden zu Bette; S. hatte mehrere blutige Wunden an den Beinen, K. eine tiefe, gefährliche Wunde am Kopf, die ihn vierzehn Tage im Bett zurückhielt. So lassen konnten wir die Geschichte unmöglich; wir schlugen also den gelindesten Weg ein, indem wir eine Klageschrift, von dem geschicktesten Juristen unter uns verfaßt, bei dem Senat einreichten, in der wir uns über die erlittene Mißhandlung beschwerten und Genugthuung forderten. Diese wurde uns auch vom Rate Ulrich versprochen und unsere Aussagen zu Protokoll genommen. Heute endlich erhielten wir unser Urteil, — aber worin bestand es? S., dem der Senat seiner vielen Skandäler wegen schon früher nicht hold war, wurde auf ein Jahr konsiliiert und mußte drei Louisd'or bezahlen. Wir übrigen mußten das Konsilium unterschreiben (d. h. beim nächsten Mal, daß wir citiert werden, werden wir ‚geschickt'), bekamen acht Tage Karzer (in Göttingen das schändlichste Hundeloch) und mußten jeder drei Louisd'or — 20 Thaler — zahlen deshalb, weil wir an diesem Tage uns auf der Straße hatten sehen lassen, folglich am Tumult teilgenommen und das Konsilienhaus hätten stürmen wollen. Jeder mußte aber seine drei Louisd'or zahlen als Schadenersatz für den am Sylvesterabend verübten Schaden, der auf 800 Thaler taxiert wird, — obgleich keiner von uns das Mindeste angerührt hatte. Unser Anerbieten, die obigen Punkte zu beschwören als himmelweit von

unſerer Abſicht entfernt, wurde nicht angenommen; Ulrich erklärte uns ſogar, er hielte uns gewiß für unſchuldig, doch könnte er uns nicht von dem Ausſpruch des Senates befreien, in dem er — nota bene — das erſte Wort führt! Wir konnten uns nicht enthalten, einige freimütige Bemerkungen in Gegenwart des Senates und des Prorektors über dieſe Behandlung zu äußern, doch half das zu nichts anderem, als daß unſer Betragen uns verwieſen wurde; die dafür verdiente Strafe wolle man uns aus beſonderer Gnade erlaſſen. Iſt ſo was wohl erhört? Das iſt das geprieſene Göttingen, der Sitz aller Weisheit und Gerechtigkeit!? Mir kocht das Blut jedesmal, wenn ich an dieſe Geſchichte denke, — ganz ungerächt ſoll ſie aber nicht bleiben, darauf kannſt Du Dich verlaſſen . . . . . "

Aus einem Briefe Alexanders an Otto:

„Göttingen, 11. Dezember 1824.

. . . . . Etwas von meiner Beſchäftigung in Göttingen zu ſagen, kann ich mich nicht enthalten. Bei Heeren und Saalfeld höre ich ſtaatswiſſenſchaftliche Kollegia, bei Beneke die Anfangsgründe der engliſchen Sprache; beſonders letztere machen mir ſehr viel zu thun, da Herr Beneke in einem Kollegium von vier Stunden die Woche ſeinen Zuhörern ſehr viel Arbeiten aufgiebt, die einem Anfänger ſchwer werden. Im künftigen Semeſter will ich Privatſtunden bei ihm nehmen und ſo auf dem Anfange fortbauen. Hoffentlich werde ich es dann auch über den Vicar of Wakefield bringen, der fürs erſte meine Lektüre ausmacht. Ein vortreffliches Kollegium iſt ferner Heerens Statiſtik, wohl das beſte, welches überhaupt über Statiſtik geleſen wird. Saalfelds neuere Geſchichte und Politik gefallen mir auch recht wohl, doch beſitzt er lange nicht den Geiſt und die Tiefe wie Heeren; man beſchuldigt ſeine neuere Geſchichte daher auch einer gewiſſen Flachheit und großen Parteilichkeit, die ſich auch in ſeiner Unterhaltung, beſonders gegen Napoleon, ausſpricht, dem er kein ehrliches Haar läßt. Davon abgeſehen iſt ſein Umgang immer ſehr belehrend und angenehm, und ich habe ſchon manche vergnügte Stunde bei ihm zugebracht. Saalfeld iſt auch die einzige Philiſterbekanntſchaft, die ich habe. Ich habe ein Empfehlungsſchreiben, das ich aus Dresden an den berühmten Philoſophen Krauſe mitbekam, und das mir ſeine Bekanntſchaft verſchaffen ſollte, nicht abgegeben, aus zwei Gründen; er ſoll nämlich Freigeiſt ſein und gern Anhänger zu ſeinem philoſophiſchen Syſtem anwerben; ferner hat er vierzehn Kinder und iſt ein ganz armer Mann.

Schwieten ſind hier auch wenige vorgefallen, wenigſtens keine von Deinen Bekannten ausgeführt worden . . . .

Die beiden Sackens laſſen Dich herzlich grüßen; ſie ſind in ihrem letzten Semeſter hier in Göttingen fleißig; ſie, ſowie leider die tüchtigſten Kerle unter den Kurländern gehen Oſtern ab. Sie bilden jetzt ein recht zahlreiches Corps von beinahe zwanzig, haben aber in dieſem Semeſter noch nicht angeſch . . ., ein Pech, worüber ſie laut klagen . . . . Die Stubenkneiperei iſt durch eine ſehr gute Einrichtung unter uns abgeſchafft worden; wir haben nämlich ein Quartier gemietet, die ſogenannte Beſerei (Curonenkneipe), die als ein allgemeiner Verſammlungsort angenommen worden iſt . . . . .

Du glaubſt, daß Uexkülls Ankunft viel Einfluß auch auf mich äußern werde; bis jetzt iſt dies nicht der Fall geweſen. Er hat ſich ſehr vernünftig in gar keine Verbindung oder Corps eingelaſſen und iſt mit dem feſten Vorſatze hergekommen, recht fleißig zu werden; die Kollegia, die wir zuſammen beſuchen, hört er recht fleißig; über das, was er zu Hauſe thut, kann ich nicht urteilen, da, wie geſagt, das gegenſeitige Bekneipen nicht ſtattfindet, — der Hauptruin des dörptſchen Fleißes . . . .

Welch ein Kontraſt, wenn ich an unſere herrliche Reiſe zurückdenke! Wann wird es wieder heißen: ‚Sepperl, ein Beefſteak mit Kartoffeln und ein Seidel Wein‘? Die Zeiten ſind vorüber; wir Landsleute eſſen am Mittag zuſammen bei Ballow einen Fraß, vor dem uns die Haare zu Berge ſtehen . . . . Am Abend trinkt man einen Thee, über deſſen Farbe ich bis auf den heutigen Tag noch nicht ins Klare gekommen bin; am meiſten nähert ſie ſich der Farbe der Unſchuld (ein Prädikat, das man hier bloß dem Thee geben kann) . . . .

Außer der Rheinreiſe, die ich im künftigen Herbſt machen will, bleibt mir nichts Sehenswertes in Deutſchland übrig; freilich würde ich zu Oſtern gern nach Holland gehen, — doch habe ich zu dieſer Reiſe nichts als die Luſt; von den 80 Thalern wird wahrſcheinlich nicht ſo viel übrig bleiben, daß ich viel Aufſehen in Amſterdam machen könnte . . . .

Ich bitte täglich den lieben Gott, daß er mir bald die ſieben fetten Jahre eintreten läßt, ſonſt kann ich Frankreich, die Schweiz und Italien hinter Brandten oder in der Nähe des Ubbakalſchen Kruges ſuchen. Trotz dieſes Scherzes ſieht es in meinem Innern nicht ſo ſpaßhaft aus, — ich kann mich noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß alle meine ſchönen Pläne Luftſchlöſſer geweſen

sein sollten. Was Dein weitläuftiges Vermögen anbetrifft, so wiederhole ich nochmals den Rat, daß Du in Deiner Familie für künftighin ein Majorat einführst, damit der Reichtum nicht zu sehr zersplittert wird. Ich gehe überhaupt mit dem Plane um, in Estland bei meiner Rückkunft wie in England die Primogenitur einzuführen, — das müßte dem Adel auf die Beine helfen. Doch genug von unseren Finanzen; es kann ja doch keiner dafür, daß sie jetzt gerade nicht im blühendsten Zustande sind. Moritz wird von seinen 1 Rubel 25 Kopeken jährlicher Revenüen auch nicht hochmütig werden, — eher könnte er es seines Ranges wegen, — er muß jetzt wohl schon Oberst sein."

Alexander an Otto:

Paris, 9. März 1825.

Nachdem Alexander sich beklagt hat, daß er die Reise nach Italien nicht, wie er gehofft hatte, gemeinsam mit den zwei Brüdern Keyserling machen werde, weil diese die Reise aufgegeben hatten, fährt er fort: „Ich bin noch glücklich genug, daß ich meinen ersten Reisecompagnon Brümmer in Lyon antreffe, der mit einem jungen Franzosen aus Genf die Reise mit mir zusammen machen wird. Wir machen die Tour, die Du auch gemacht hast, d. h. von Marseille über Toulon, die Hyerischen Inseln, Nizza, Genua, Florenz nach Rom. Von Lyon denken wir bis Avignon zu Wasser zu gehen, wenn man jetzt anders die Rhône befahren kann. Sage Mutter den herzlichsten Dank für das Opfer, das sie mir gebracht hat, indem sie von der Fürstin das Geld zu meiner Reise geliehen hat, was ihr gewiß schwer geworden ist. Ich hoffe mit dem Gelde wenigstens fünf Monate auszukommen, d. h. meine Reise in Italien und vielleicht auch in der Schweiz machen zu können bis zu Ende September. Ich reise hier mit einer Summe von fast 2000 Franken ab, habe also etwa 400 Franken monatlich; damit denke ich denn doch auszukommen, wenn anders nicht irgend ein desperater Italiener mir in meine Rechnung einen Querstrich macht . . . . . Wenn ich einen Rückblick auf die sechs Monate werfe, die seit meiner Abreise aus Göttingen verflossen sind, ... so kann ich mich eines kleinen ökonomischen Stolzes nicht erwehren. Ich habe mit dem Gelde (2000 Rubel Banko und 60 Thaler) die Rheinreise im weitesten Sinn des Wortes gemacht, habe alle Bäder im Nassauischen besucht, habe Abstecher nach Stuttgart und Karlsruhe gemacht, die weite Reise von Straßburg nach Paris, habe hier fünf Monate gelebt, mir außerdem für 360 Franken eine neue Kleidung, für mindestens

100 Franken Wäſche, außerdem für 70 Franken ein ſchönes Raſierzeug gekauft, für mindeſtens 100 Franken Bücher, Muſikalien und Kupferſtiche, etwa 75 Franken verloren (d. h. 40 durch einen dieſer guten Freunde, die oft leihen und nicht wieder bezahlen, und 35 an einem ſchönen Tage in den Tuilerien vermittelſt einer zerriſſenen Rocktaſche); außerdem habe ich die ganze Zeit über franzöſiſche Privatſtunden gehabt, und zwar zu zwei Franken die Stunde, und endlich noch viele kleine Ankäufe gemacht. Wenn Du dabei bedenkſt, daß ich in Paris gelebt habe, wo alles ſo unverhältnismäßig teuer iſt, was Wohnung, Nahrung und Vergnügen anbetrifft (Theater), ſo wirſt Du hoffentlich ſamt der ganzen Familie zugeben, daß ich kein Verſchwender bin. Ich bin mit Fleiß in dieſe etwas langweiligen Details eingegangen, um Euch Rechenſchaft zu geben darüber, wo das Geld geblieben iſt, und weil vielleicht einer von Euch, der hier geweſen iſt, der Meinung iſt, daß man mit noch weniger hätte auskommen können . . . . .

Moritz' Avancement hat mir unendliche Freude gemacht; er muß es durchaus zu etwas bringen, wenn man ſeinen Dienſteifer gehörig belohnt, was ihm jetzt nicht fehlen kann. Laß ihn den Grünewaldtſchen Namen mit Ehren bedecken, während wir übrigen Brüder verſuchen wollen, in einem anderen Kreiſe und unter anderen Verhältniſſen ihm auch nicht Schande zu machen.

Der kleine Cypreſſenzweig iſt von Oettingens Grabe, das ich durch einen glücklichen Zufall fand; er iſt noch ſehr gut erhalten. Zwei kleine Cypreſſenbäume verſprechen die einzigen treuen Wächter ſeines Grabes (auf dem Père Lachaise) zu werden, das unter den Hunderttauſenden vielleicht das einzige iſt, das niemand beſucht. Gieb dieſen kleinen Zweig ſeiner Braut; er wird ihr vielleicht ein liebes Andenken ſein.

Jetzt, lieber Bruder, lebe wohl und verzeihe mir dieſen äußerſt konfuſen Brief; es iſt mir eben unmöglich, meine Gedanken ordentlich zu ſammeln, wo ich vom Morgen früh bis zum Abend immer auf den Beinen bin, um von allen möglichen Geſandten meinen Paß viſieren zu laſſen und um noch alles zu ſehen, was in Paris Merkwürdiges iſt und mir bis jetzt unbekannt geblieben war. Ich habe deshalb auch nicht Mutter geſchrieben. Aus Rom kann und werde ich das gut machen, wo ich etwa nach vier bis fünf Wochen ſein werde. Macht Euch daher um mich keine Unruhe, wenn Ihr in langer Zeit nichts von mir hört. Denkt an

mich mit ebenso viel Liebe und ebenso oft, wie es gewiß thut Euer Alexander."

Nachdem Grünewaldt Göttingen im Herbst 1825 verlassen hatte, reiste er nach Paris, wie der Leser aus seinen betreffenden Briefen ersehen hat; dort erfreute er sich in der Comédie Française an der Kunst eines Talma und der Mars und hat sehr fleißig sich alles angesehen, was Paris damals an Sehenswertem und Interessantem darbot. Dann verließ er die elegante Hauptstadt des Luxus und Geschmackes, ging nach Lyon, von dort auf einem Segelboot den Rhônefluß abwärts bis nach Marseille; von dort wanderte er nach Nizza und Genua. Darauf ging er, wie er selbst schreibt, mit einem Vetturino nach Florenz und Rom in Begleitung des Malers Franz Villebois und eines Hermann Brümmer, Besitzers eines schönen, am Ufer der Düna in Livland belegenen Landgutes. „Beide Herren waren leider große Kartenspieler, und während wir durch die pontinischen Sümpfe fuhren, spielte ich mit Brümmer Pikett, um uns wach zu erhalten; die Schlafenden sollen nämlich viel leichter vom Fieber befallen werden." Mit einigen Landsleuten, welche Grünewaldt in Rom getroffen hatte, und auch Villebois ging es weiter nach Neapel, wo „ich von der Gräfin Fiquelmont, geb. Gräfin Tiesenhausen aus Estland, deren Mann österreichischer Gesandter war, auf das freundlichste aufgenommen wurde, und machte in ihrer Gesellschaft mehrere hübsche Touren in der Umgebung von Neapel. Auch von unserem russischen Gesandten, dem Grafen Stackelberg, erfuhr ich dieselbe freundliche Aufnahme und habe bei ihm in seiner schönen Villa zu Portici zu Mittag gespeist. Von Neapel aus besuchte ich in Hahns und Villebois' Gesellschaft Sorrento, Amalfi und den schönen griechischen Tempel in Pästum, — wo mir die vielen kleinen schwarzen Schlangen erinnerlich geblieben sind. Auf der Rückreise besuchte ich Venedig, Mailand, ging in die Schweiz, von dort über München nach Wien, wo ich mit Karl Uexküll zusammentraf und mit ihm im Herbst 1826 über Warschau in die Heimat zurückkehrte. Statt drei oder vier konnte ich nur zwei Jahre im Auslande zubringen, weil mir die Mittel zu einem längeren Aufenthalte fehlten[1]."

[1] Aus der im Jahre 1881 niedergeschriebenen Autobiographie.

Landwirtschaft und Landesdienst.

Der junge Besitzer von Orrisaar trat jetzt, in seinem 22. Lebensjahre, das ererbte Gut an, und zwar unter recht schwierigen Verhältnissen. In der Erbteilung war der Preis des Gutes höher angenommen worden, als sein Wert effektiv betrug, und wurde infolgedessen nach ein paar Jahren um 30 000 Rubel banco ermäßigt; bis dahin aber hatte Alexander an nicht gemachten Zinsen nicht wenig eingebüßt und hatte, hierdurch gezwungen, seine Reisen viel früher beendet, als er sich vorgesetzt hatte, „um sich in ein schweres wirtschaftliches Joch zu spannen". Er erzählt weiter:

„Als ich selbst die Zügel des Regiments ergriff, fand ich sowohl die Hofs- als die Bauernwirtschaft im höchsten Grade verwahrlost. Um ein so heruntergekommenes Gut wieder in Ordnung und zu einem Ertrage zu bringen, braucht man viel Zeit und Geld. Obgleich es mir an letzterem gänzlich gebrach, hatte ich doch als ordentlicher und gewissenhafter Geschäftsmann Kredit, und diesem Vertrauen, das mir von vielen Freunden und Verwandten, aber namentlich von meiner teuren Tante Katharine Engelhardt zu Koddaſſem geschenkt wurde, deren Wirtschaft und Geschäfte ich besorgte, verdanke ich meine Existenz. Ich habe mir allerdings viele Jahre hindurch vieles versagen und mich auf das äußerste einschränken müssen, was mir namentlich für meine teure Pauline (Alexanders Frau) sehr schwer fiel; aber mit Gottes Hilfe habe ich mich doch allmählich aus meinen Schulden herausgearbeitet, das ganze Gut, sowohl Hofs- wie Bauerland, in seinen Äckern und Wiesen umgewandelt und zu einem hohen Ertrage gebracht. Alle Hofsgebäude, bis auf die alte, von Holz gebaute Klete, ... sind von mir neu gebaut worden, mit den Häusern auf der Hoflage, mit denen der Tagelöhner ꝛc. noch an 100 Häuser, von denen sehr viele massiv aus Stein . . . . Wer Orrisaar vor 55 Jahren gesehen und es mit seinem heutigen Aussehen vergleicht, würde es kaum wieder erkennen.

Die hübschen Anpflanzungen sind vorzugsweise das Verdienst meiner teuren Pauline, welche auch nach dem Tode der Schöpferin in stand zu halten und zu vervollständigen ich bemüht gewesen bin. Die Bauern, welche, als ich das Gut antrat, dem Hofe und dem Gemeindemagazine namhafte Beträge an Geld und Korn

ſchuldeten, beſitzen jetzt durchgängig ſehr gute, im Verlaufe von 55 Jahren faſt alle zweimal neugebaute Gebäude, haben 5000 Rubel Kapital in der Gebietslade und ſind Eigentümer ihrer Höfe geworden, auf welche ſie ein beträchtliches Angeld gezahlt haben .... Meine landwirtſchaftliche Thätigkeit habe ich in meiner Gutsgeſchichte von Orriſaar näher geſchildert ..... Infolge einer gewiſſen Zähigkeit meines Charakters habe ich vielleicht als Landwirt und Adminiſtrator am meiſten geleiſtet. — Obgleich die Orriſaarſchen Bauern urſprünglich nicht zu den am beſten ſituierten gehörten, iſt mir es gelungen, ſie zum Wohlſtand zu erziehen. In ſpäteren und namentlich in den letzten Jahren habe ich mich wenig um die Details der Wirtſchaft kümmern können, habe, durch das Alter mürbe geworden, bei der Streulegung des Dorfes den Wünſchen der Pächter zu ſehr nachgegeben und dadurch vieles ſowohl für ihre als auch für die eigene Wirtſchaft verdorben, was nicht mehr gutzumachen iſt. Solche Erfahrungen ſind ſehr demütigend, aber ein geſundes Gegengewicht gegen die Selbſtüberſchätzung meiner landwirtſchaftlichen Wirkſamkeit."

Es ſei dem Herausgeber geſtattet, hier einzuſchalten, daß Orriſaar zu einem Gut geworden iſt, auf dem alle Schöpfungen ſeines verſtorbenen Beſitzers den höchſten Anforderungen entſprechen, die man an ein Objekt der Landwirtſchaft ſtellen kann. Äcker, Wieſen, Gebäude, lebendes und totes Inventar befinden ſich in muſtergültigem Zuſtande und erfreuen das Auge jedes Kenners. Die Bauerſchaft gehört zu den wohlhabendſten und tüchtigſten des Landes und thut ſich vor anderen hervor durch rationelle Pferde- und Viehzucht.

Unter den landwirtſchaftlichen Unternehmungen, durch die Alexander die Erträge ſeines Beſitzes gehoben hat, muß erwähnt werden die Einführung der Schafzucht und die Einrichtung eines Geſtütes edler Pferde.

Gleich ſeinem Bruder Otto und vielen ſeiner Zeitgenoſſen hat er Herden feinwolliger Schafe, Merino und Negretti, ſpäter auch noch andere Raſſen von größerem Wollreichtum und höherem Fleiſchgewicht importiert, in Berückſichtigung der jeweiligen Lage des Marktes für dieſe Produkte. Die Orriſaarſchen Feldflächen eigneten ſich beſſer für die Erziehung und Haltung von Schafen als für die von Milchvieh, welches in jener Zeit, von der hier die Rede iſt, in der eſtländiſchen Landwirtſchaft keine Rolle ſpielte. Rationelle Züchtung führte dazu, daß durch die geſteigerte Quantität und

verbesserte Qualität der Wollen die Erträge des Gutes namhaft vermehrt wurden. Zu diesem Zweck hatte die Kultur der Felder und Wiesen die dazu notwendigen Wandlungen erfahren; das Resultat derselben war ein sehr großes Areal steinfreier, vorzüglich bearbeiteter und reichtragender Felder und ertragreicher Wiesen. Hohe Preise für die verfeinerte Wolle und für die zum Verkauf kommenden Zuchtschafe und Böcke haben jahrzehntelang die daran gewandte Mühe reichlich gelohnt.

Das Gestüt, welches in Orrisaar von Grünewaldt begründet und mit großer Liebhaberei und Kenntnis geleitet wurde, ergab eine nicht geringe Zahl sehr schöner, eleganter Reit- und Fahrpferde, die jedem Beschauer und nicht zum wenigsten den Söhnen und Neffen des Besitzers zum Entzücken gereichten. Derselbe sorgte für die Zufuhr frischen Blutes, importierte und kaufte viele Vatertiere und Muttertiere, die zum Teil auch aus der eigenen Zucht erwuchsen. Das Gestüt war nicht bloß ein Lieblingskind des Herrn von Orrisaar, es erfreute sich auch der lebhaften Teilnahme des Bruders Moritz, welcher, als tüchtiger Kenner und durch seine Bekanntschaft in den Sportkreisen Petersburgs, später als Dirigierender der Reichsgestüte noch mehr Specialist für Züchtung von Pferden, dem jüngeren Bruder durch Rat und That von großem Nutzen gewesen ist. Es war aber die Rentabilität dieses Zweiges der Landwirtschaft damals eine unbefriedigende in Estland, weil es keinen Markt für teure, hochgezogene Pferde gab und der Absatz vielfach sich als schwierig erwies; so ist denn mit der Zeit das Orrisaarsche Gestüt sehr eingeschränkt worden. Einen bleibenden Wert hat dasselbe aber darin erwiesen, daß es die Pferdezucht in bäuerlichen Wirtschaften in weitem Kreise angeregt und gehoben hat. Noch jetzt finden sich in den benachbarten Kirchspielen und in dem eigenen von St. Petri in nicht geringer Zahl tüchtige Pferde von hohem Werte, in deren Adern das Blut der Orrisaarschen Zuchthengste fließt.

Wir wenden uns aber zurück zu der Zeit, in welcher Alexander nach der Rückkehr von seinen Reisen sein Leben in Estland begann. Er lebte zunächst zehn Jahre als Junggesell und übernahm im Landesdienst einen Posten nach dem anderen: er war drei Jahre lang Manngerichtsassessor, darauf fünf Jahre lang „Auskultant", d. h. Hilfsarbeiter in der Kanzlei des Ritterschaftshauptmannes. Den gewünschten Schritt von diesem Amte zu dem eines Ritterschaftssekretärs hat er nicht machen können, weil sein ältester

Bruder damals Ritterschaftshauptmann war und dem Bruder den jüngeren Auskultanten vorzog. Alexander berichtet darüber: „Teils wollte er wohl den Schein des Nepotismus vermeiden, teils traf er aber auch wirklich die bessere Wahl. Um mich für den Sekretär zu entschädigen, schickte er mich als Delegierten der Ritterschaft nach Rannapungern an den Peipussee, wo ein Choleracordon gegen die aus Petersburg und dem ingermanländischen Gouvernement nach Estland strömenden Arbeiter gezogen war, um die Cholera von Estland abzuwehren. Als Präsident der dortigen Cholerakommission habe ich an jenem Orte keine angenehme Zeit verlebt, wo es galt, mit einer sehr ungenügenden militärischen Macht den aufrührerischen Arbeitern die Spitze zu bieten, unter welchen sich mehrere Cholerakranke befanden."

Im Jahre 1839 — wie schon früher erwähnt worden — wurde Alexander Grünewaldt Hakenrichter, in den vierziger Jahren Kreisdeputierter, in welchem Amte er blieb, bis ihn im Januar 1858 der Landtag zum Landrat erwählte. „Selbstverständlich," schreibt er, „habe ich nebenbei noch alle Kirchspielsämter, wie Kirchenvorsteher, Gemeinderichter u. s. f., bekleidet. Ich bin Mitglied der Kassenverwaltung und Oberverwaltung unserer Kreditkasse gewesen, und habe sowohl an den aus diesen gewählten Kommissionen und Taxationskommissionen als auch an vielen anderen Kommissionen in Landesangelegenheiten teilgenommen; das war auch der Fall mit der sogenannten Agrarkommission, die mit der Ausarbeitung des jetzt noch geltenden Bauergesetzbuches beauftragt war."

Als Landrat ward Alexander Grünewaldt zum Präsidenten des Provinzialkonsistoriums ernannt und führte drei Jahre lang außerdem den Vorsitz im estländischen landwirtschaftlichen Verein.

Bestrebungen und Arbeiten für die Wohlfahrt des Heimatlandes.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die ganze Lebensarbeit Alexanders von Grünewaldt das ernste Bestreben hin, in materieller und ethischer Beziehung das Wohl der Bevölkerung zu fördern, welche mit ihm den Boden der Heimat bewohnte; wenn auch nicht alles, was er wollte und erstrebte, zu der gewünschten Entwickelung gelangt ist, so kennzeichnet sich doch überall seine Arbeit durch uneigennützigen, auf das Allgemeine gerichteten Sinn, der verdient, nicht der Vergessenheit anheimzufallen. Genaue Kenntnis der Ver-

hältniſſe, in denen das Landvolk zu jener Zeit ſtand, eine weiſe Vorausſicht künftiger Kulturzuſtände, das Beſtreben, beſtehende Schäden aufzuheben, dem Einbruch ſchlimmer Folgezuſtände vorzubeugen, charakteriſieren alles, was Alexander in dieſer Beziehung in Angriff genommen hat. Der Schwerpunkt dieſer Thätigkeit fällt in die vierziger und fünfziger Jahre dieſes Jahrhunderts, in denen die einzuführende und nachher auch wirklich eingeführte Agrarreform in Vorbereitung war. Die Fernerſtehenden und die ſpäteren Generationen können jetzt nicht mehr ein klares Verſtändnis haben von den Mühen und Kämpfen, welche dieſe einſchneidende Reform begleitet haben, an welcher die beiden Brüder Otto und Alexander redlich beteiligt geweſen ſind. Doch waren es nicht bloß die Fragen der Agrarreform, die ſich in den Vordergrund drängten; es kamen dazu noch andere Fragen, die mit dem Leben der bäuerlichen, ackerbauenden Bevölkerung im engſten Zuſammenhange ſtanden. Die Bedeutung dieſer iſt nur denjenigen klar und verſtändlich, die ſelbſt inmitten dieſer Bevölkerung gelebt haben und die Bedingungen kennen, die zu einer gedeihlichen Entwickelung dieſes wichtigſten aller Stände in allen Ländern der Welt notwendig ſind.

Die Proſperität eines jeden Individuums ebenſowohl wie die eines geſchloſſenen Standes, der von ſeiner Arbeit und ſeiner Intelligenz, ſeinen Kenntniſſen lebt, beruht auf ſeinem Wohlſtande und auf ſeiner angemeſſenen Bildung. Noch vor der Agrarreform in Eſtland hat die Majorität des grundbeſitzenden Adels in Erkenntnis dieſer Thatſache ſich darum gemüht, die Lebensbedingungen für den Bauernſtand ſo auszugeſtalten, daß derſelbe in den Stand geſetzt werde, auf ſeiner Scholle eine auskömmliche Exiſtenz zu finden, durch obligatoriſchen Schulunterricht eine Bildung zu erhalten, wie ſie für ihn nützlich und förderlich iſt, und ihn in ſeinem Glauben, in ſeiner Sprache und ſeiner Nationalität befeſtigt. Dieſe Aufgabe zu löſen iſt nirgends in der Welt leicht; in Eſtland war ſie es um ſo weniger, als zu der Zeit, wo die Brüder Grünewaldt für die Löſung derſelben arbeiteten, der Adel Eſtlands durchaus nicht reich war und die Opfer, die notwendig waren, nur ſehr ſchwer in genügendem Maße aufbringen konnte. Die Arbeiten und Beſtrebungen waren durchaus nicht ausſchließlich die der Brüder Grünewaldt; es beteiligte ſich daran mit wenigen Ausnahmen der ganze grundbeſitzende Adel des Landes, doch muß nicht vergeſſen werden, daß unter anderem die Brüder Otto und Alexander gemein-

sam mit mehreren anderen Gliedern des Landtages darin eine führende Rolle gespielt haben. An gewissen Anfängen dieser Arbeiten hat auch Iwan sich unmittelbar beteiligt, jedoch mußte die direkt handanlegende Thätigkeit Iwans an diesem Werke aufhören, nachdem er durch die Ernennung zum Civilgouverneur der Thätigkeit des Großgrundbesitzers und Landtagsmitgliedes entzogen worden war.

Es liegt vor uns ein Aktenstück von Alexanders von Grünewaldt Hand, niedergeschrieben im Jahre 1835, als er erst dreißig Jahre alt war und sich bemühte, ein Seminar für Ausbildung von Dorfschullehrern ins Leben zu rufen. Das ist ihm auch gelungen, und das Seminar, auf dem Grundstücke Alexanderhof, in der Nähe von Orrisaar belegen, hat eine Reihe von Jahren unter Alexander Grünewaldts Verwaltung bestanden und zu großem Segen für das Land gewirkt. Noch vor der Unterstellung aller ländlichen Schulen unter das Ministerium der Volksaufklärung und der Einführung der russischen Unterrichtssprache hat es aufgehört zu existieren, indem es mit einem anderen Seminar in Estland verschmolzen wurde.

Abschrift:

Den 12. September 1835 ist von Unterzeichneten für sich und ihre Erben folgender Beschluß gefaßt worden:

1. Es verbinden sich dieselben zur Gründung eines Volksschullehrerseminars.
2. Außer den Unterzeichneten bleibt die Zahl der Teilnehmer vorläufig bis auf zwölf bestimmt.
3. Es erwählen dieselben aus ihrer Mitte ein Komité, welchem die Leitung sämtlicher Angelegenheiten dieser Anstalt obliegt.
4. Wenngleich auch, je nachdem das Seminar eine größere Ausdehnung haben kann, Gutsbesitzern gestattet wird, Zöglinge demselben anzuvertrauen, so kann dieses nur mit Bewilligung der Gründer dieser Anstalt geschehen.
5. Sollte einer oder sollten mehrere Mitglieder dieser Gesellschaft sich veranlaßt sehen, aus derselben auszutreten, so ergänzt sich diese durch eigene Wahl.
6. Alle Beschlüsse werden durch Stimmenmehrheit gefaßt.
7. Dem Komité liegt es ob, erforderlichenfalls eine Versammlung der Mitglieder zusammenzuberufen, und es ist keinem Mitgliede gestattet, durch Vollmacht zu stimmen.

8. Da ein Zögling des Seminars nicht gleich einem Studenten das Jahr hindurch vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Studien beschäftigt sein kann, es auch im Zweck der Anstalt liegt, das Landvolk nicht aus seinem Stande herauszuheben, und es den Seminaristen als künftigem Vorstande von Dorfschulen und Vorbilde der Landleute besonders ersprießlich sein möchte, mit dem Landbau sich zu beschäftigen, zumal einem verbesserten, so müßten die Ländereien auch von ihnen bearbeitet und alle ökonomischen Arbeiten von ihnen verrichtet werden, in einer angemessenen Verteilung der Zeit, um beide Zwecke möglichst zu vereinigen.
9. Da ferner ein estnischer Dorfschullehrer bei der Armut der Gemeinden schwerlich so gestellt werden könnte, daß er von seinem Amte allein subsistieren kann (da eine Dorfschule das Sommerhalbjahr über geschlossen ist, so bleibt ihm zu anderweitigem Erwerbe noch hinlänglich Zeit übrig), so müßte an das Seminar die Anforderung gestellt werden, daß es seinen Zöglingen die Gelegenheit böte, auch ein Handwerk zu erlernen. Daher müßten noch einige geschickte Meisterleute angenommen werden, welche, wenn sie auch zugleich zu ihrem eigenen Vorteil arbeiteten, Unterricht im Tischlerhandwerk, in der Weberei und anderen für einen Schulmeister passenden Geschicklichkeiten zu erteilen im stande wären. Die Gutsbesitzer würden, je nachdem sie ihrem künftigen Schulmeister ein Landstück zuzuteilen oder nicht, resp. ihn mit Land zu dotieren gedenken, bestimmen, ob ein Handwerk und welches ihre Seminaristen erlernen sollen.
10. Auch erscheint es für die Seminaristen sehr wünschenswert, die Gärtnerei zu erlernen, wenn sich diese auf Obst-, Gemüse- und Hopfenbau, auch Tabaksbau beschränkt, damit die Liebhaberei dafür bei dem Landmanne erweckt und ihm gelehrt würde, sich eine Quelle des Erwerbes zu eröffnen und dieselbe zu nutzen. Es wäre daher ein großer Garten anzulegen und ein Gärtner anzustellen, falls nicht der Ökonomieverwalter oder eine andere am Seminar angestellte Person diese Kunst versteht.
11. Die Gesellschaft pachtet auf 18 Jahre ein Landstück für die Zwecke des Seminars. Da der Herr Graf von Toll

zu Arroküll geneigt ist, das zu seinem Besitz gehörige Hoflager Alexanderhof zu verpachten, so hat auf Bitte der Gesellschaft der Herr Baron Ungern-Sternberg zu Roistfer übernommen, namens derselben die erforderlichen Schritte zu thun.

12. Jedem der Mitglieder steht es frei, dem Seminar einen Zögling behufs Ausbildung zum Volksschullehrer zu übergeben. Es muß dieser von angemessenem Alter, gut begabt sein und wenigstens rein lesen können. Zu seiner Ausbildung zum Volksschullehrer werden etwa drei Jahre als hinreichend angenommen, doch ist das Komité ermächtigt, diejenigen Zöglinge, welche wegen ihrer Führung oder wegen ungenügender Fähigkeiten zu keinen guten Hoffnungen berechtigen, nach seinem Gutdünken zu entlassen.

13. Je nachdem die Vereinbarung mit dem Herrn Grafen Toll zu stande gekommen ist, wird das Komité der Gesellschaft eine Berechnung darüber vorlegen, wie viel die Ausgabe zur Anschaffung des Wirtschaftsinventars ꝛc. ꝛc. betragen wird, und diese Summe, auf die Anzahl der Mitglieder repartiert, ergiebt die Norm des zu leistenden Beitrages.

14. Es wird der Deliberation der nächsten Versammlung vorbehalten, zu bestimmen, unter welchen Bedingungen künftig Zöglinge aufgenommen werden können, wenn die Zöglinge der Gründer entlassen worden, und ob und welcher Zins oder Kapitalabtrag infolge dieser Bedingungen den Gründern gezahlt werden kann.

15. Der Herr Ritterschaftshauptmann wird die Ehre haben, im Laufe dieses Jahres eine Versammlung der Gründer zusammenzuberufen.

Unterschriften: v. Benckendorff, J. v. Grünewaldt, O. von Grünewaldt, Otto von Taube, M. von Engelhardt, W. von Ungern-Sternberg, A. von Grünewaldt.

Alle diese Männer deckt schon lange der kühle Rasen, — ihr Andenken aber steht in Ehren, und das Statut, das hier mitgeteilt worden, legt Zeugnis ab für ihren Patriotismus und ihren verständnisvollen und opferwilligen Sinn.

Es liegen dem Herausgeber noch mehrere Jahresberichte vor, entnommen dem Nachlasse Alexanders von Grünewaldt und von ihm verfaßt; diese belegen die Thatsache, daß Alexander Grünewaldt das Seminar treu und erfolgreich geleitet hat, und daß für das, was Estland für Nutzen an demselben gezogen, es vorzugsweise den Manen dieses edlen Patrioten den Dank schuldet.

Noch in einem anderen Gebiete der autonomen Verwaltung seines Heimatlandes ist von Alexander von Grünewaldt Gutes angeregt und in der Folge auch ins Leben getreten. Es ist das auf dem Gebiete des in wirtschaftlicher Beziehung so wichtigen Kommunikationswesens.

Reform des Wegebaus.

Abweichend von der Mehrzahl der Staaten in Westeuropa, auch abweichend von dem damaligen Modus, nach welchem in den rein russischen Gouvernements des Kaiserreiches für die Instandhaltung der Straßen und Chausseen gesorgt wurde, bestand und besteht noch in den baltischen Provinzen eine auf dem Grund und Boden lastende Steuer, eine Reallast, nach welcher der Inhaber eines Grundstückes eine bestimmte Strecke der durch den betreffenden Distrikt gehenden Straßen und Wege in stand zu halten verpflichtet ist. Diese Strecke ist für jedes Grundstück bis auf Fuße ausgerechnet und in ein gesetzliches Verhältnis zu der Steuereinheit, dem estländischen Haken, gebracht. Zum Beispiel, es sind in einem Kirchspiele 50 Werst Wege in stand zu halten, das Kirchspiel besteht aus 250 Steuerhaken, dann hat der Besitzer von 10 Haken caeteris paribus den 25. Teil von 50 Werst, also 2 Werst Wegereparatur zu leisten. Wir führen nur in großen Zügen das Beispiel an, um dem mit diesen Fragen nicht vertrauten Leser einen Anhalt zu geben zur Beurteilung dieser Steuerfrage, die jedem Estländer wie auch jedem Bewohner Liv- und Kurlands bekannt ist unter dem Namen der Wegebaulast.

Diese ist nun aber, wie ich kurz erwähnen will, nicht so einfach, wie man es nach dem oben angeführten Beispiel glauben könnte. Sie wird durch eine große Menge von Umständen kompliziert, von denen nur auf einzelne hingewiesen werden möge behufs leichteren Verständnisses der ganzen Sache, welche fraglos ein kulturelles Interesse beansprucht. Die noch jetzt herrschende Regelung dieser Steuerfrage ist das Produkt der Autonomie, welche dem Stande der Grundbesitzer in den baltischen Provinzen die Ver-

pflichtung auferlegte und das Recht gewährleiſtete, die Verteilung aller Steuerlaſten durch dazu erwählte ſachkundige Männer praktiſch zur Ausführung zu bringen. Dieſe Arbeit wurde ohne jegliche Remuneration als Ausübung eines Ehrendienſtes geleiſtet und wird es noch in den nicht mehr zahlreichen Poſten der Adminiſtration, welche noch durch Wahl ſeitens der Standesgenoſſen beſetzt werden.

Da zur Reparatur der Wege eine große Maſſe Material notwendig iſt, — Kies, hier im Lande Grand genannt, Steine, Balken, Bretter zum Bau der Brücken und zur Aufſtellung der Grenz- und Meilenpfoſten, Wegweiſer u. ſ. f., — da die Herbeiſchaffung all' dieſer Objekte aus ſehr verſchiedenen Entfernungen eine große Verſchiedenheit in den bezw. Arbeitsleiſtungen bedingt, dieſe aber in gerechter Weiſe für die einzelnen Beſteuerten bewertet ſein müſſen, ſo iſt es auch dem Nichteingeweihten verſtändlich, daß die Berechnung und Umlegung dieſer Reallaſt große Sachkenntnis und viel Arbeit erfordert. In die Details dieſer Arbeit einzugehen, würde zu weit führen, es ſei nur darauf hingewieſen, wie verwickelt ſich dieſelben geſtalten durch die verſchiedenen Kategorien der Straßen, je nach deren Frequenz, nach der Qualität des Bodens u. ſ. f. Geſetzlich müſſen die erforderlichen Materialien von den Höfen pro rata ihrer Hakenzahl geliefert werden, während die Ausführung der Arbeiten, unter denen die Anfuhr des Materials bei weitem die ſchwerſte Laſt involviert, gleichmäßig auf Höfe und bäuerliche Grundſtücke repartiert wird. Die Beaufſichtigung über die befriedigende Erfüllung aller der betreffenden Pflichten lag zu jener Zeit ausſchließlich im Pflichtenkreiſe der erwählten Beamten, der Hakenrichter und der Kirchenvorſteher. Seit mehreren Jahren iſt darin ein Wandel eingetreten inſofern, als die Hakenrichter nicht mehr beſtehen und ihre Funktionen Polizeibeamten übertragen ſind, welche von der Regierung ernannt und beſoldet werden.

In der Zeit, von der hier die Rede iſt, die bis in die zweite Hälfte des neunten Decenniums dieſes Jahrhunderts hineinreicht, haben ſich die Straßen und Wege meiſt in gutem Zuſtande befunden, und es hat ſich der Modus der Beaufſichtigung derſelben durch von der Ritterſchaft erwählte Beamte als zweckentſprechend erwieſen; dieſe Männer fühlten ſich für die gewiſſenhafte Erfüllung ihres Kommiſſums verantwortlich den Standesgenoſſen, ihren Wählern und der Bevölkerung gegenüber und vermieden nach Kräften, verdienten Tadel ſich zuzuziehen für ungenügende Erfüllung der Pflichten ihres Ehrenamtes. Bei den ernannten, als Fremdlingen

in das Land gekommenen Beamten fehlt begreiflicherweise das Interesse für ein Land, das nicht ihr Heimatland ist, für eine Bevölkerung, deren Sprache, Bedürfnisse und Gewohnheiten ihnen fremd sind, und wird mehr oder weniger ersetzt durch das zufällige Maß ihrer persönlichen Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis, am meisten wohl durch das Bedürfnis, bei den Vorgesetzten Anerkennung zu finden.

Die ganze Frage der Wegelast kompetierte bis in alle Einzelheiten in letzter Instanz vor den Landtag, der durch die Versammlung der Kreisdeputierten und durch verschiedene von ihm ad hoc ernannte Kommissionen die theoretische und praktische Lösung derselben in möglichst zweckentsprechender Weise durchzuführen suchte.

Alexander von Grünewaldt war schon in dem Triennium seines Hakenrichteramtes mit den Umständen genau bekannt geworden, welche mit der Wegebaulast für alle Schichten der landischen Bevölkerung von großer Bedeutung waren, sich alljährlich seiner Beobachtung aufdrängten, und vom Jahre 1842 an hat er sich bemüht, die Übelstände, die mannigfach mit der Leistung dieser Steuer verknüpft waren, zu vermindern oder zu beseitigen. Das Landtagsprotokoll vom 15. September 1842 giebt den betreffenden Antrag des Herrn A. von Grünewaldt wieder, der auszüglich also lautet:

„Die bisherige landesübliche Weise des Wegebaus gehört unstreitig zu den schwersten Leistungen, welche das Gesetz unseren Bauerschaften und indirekt auch den Gutsbesitzern auferlegt. Dieses Gesetz wurde zu einer Zeit gegeben, in der man den Wert der Zeit und der Arbeitskraft nicht hoch anzuschlagen wußte, während wir bei dem gegenwärtigen Stande der Ökonomie diese Haupthebel der landwirtschaftlichen Industrie nicht hoch genug schätzen können. Wie sehr nicht allein die Hofswirtschaften, sondern hauptsächlich die Bauerwirtschaften leiden, wenn die ganze Arbeitskraft eines Gutes in der dringendsten Arbeitszeit wochenlang zum Wegebau verwandt wird, braucht kaum eine nähere Erörterung. Schneebedeckte Kartoffel- und Sommerkornfelder sind in ungünstigen Jahren nicht selten die Folgen der Herbstwegereparatur und führen zugleich den traurigen Beweis, daß unter solchen Umständen ein rationeller, Zeit und Kräfte sparender Wirtschaftsbetrieb für unsere im ganzen geringe Bauerbevölkerung meist noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben dürfte. Die Last des Wegebaues ist aber zugleich eine sehr ungleich verteilte, indem dieselbe allerdings

nach Beſchaffenheit der Kontingente (d. h. die der einzelnen Steuereinheit zur Beſſerung zugemeſſenen Wegſtrecken) und der Größe der Güter, keineswegs aber mit Berückſichtigung der zum Wegebau erforderlichen Grandgruben auferlegt worden iſt. Demnach hat manches Gut, das den Grand auf ſieben Werſt anzufahren hat, ein ebenſo großes Kontingent wie ein anderes, das dasſelbe Material oft aus einer ganz geringen Entfernung beziehen kann, ſtatt daß bei einer gleichmäßigen Beſteuerung letzteres Gut ein ſiebenmal größeres Kontingent als erſteres haben müßte. Eine ſolche Wegeinteilung kann ohne die größte Ungerechtigkeit ſchwerlich länger beibehalten werden, würde aber auf der anderen Seite mit Berückſichtigung der Entfernung jeder Grandgrube, — die häufig in wenig Jahren erſchöpft und durch eine andere von vielleicht ſehr verſchiedener Entfernung zu erſetzen iſt, — eine ſehr komplizierte und oft zu wiederholende Arbeit werden. Endlich hat der ſteigende Wert des Grund und Bodens ſchon jetzt in vielen Gegenden Eſtlands keine anderen Grandreſervoirs nachgelaſſen, als einige iſolierte Hügel in entlegenen Moräſten, die auf den unfahrbarſten Wegen, zum Ruin des Anſpannes von hunderten von Pferden, aufgeſucht werden müſſen. Wo aber noch Grandgruben auf feſtem Grunde, auf Feldern, im Gebrauch ſind, werden letztere zum Nachteil ihrer Eigentümer verwüſtet . . . . . Es iſt daher die Zeit des Wegebaus, während welcher alle Straßen mit Tauſenden von Menſchen und Pferden bedeckt ſind, für deren Beaufſichtigung das nötige Perſonal mangelt, nicht allein für die Reiſenden . . . ſondern mehr noch für die Grundeigentümer . . . eine wahre Landplage.

Die oben angeführten Nachteile der bisher üblichen Weiſe des Wegebaus würden aber offenbar am ſicherſten vermieden, wenn wir zur Unterhaltung der Straßen, wie das in anderen Ländern üblich, einzelne Straßenwärter anſtellten, deren Beſchäftigung darin beſtände, jahraus jahrein für die Unterhaltung der ihnen anvertrauten Kontingente zu ſorgen. Solche Leute, die ganz in der Nähe der Straße leben und ſich zu ihrem Geſchäft die nötige Anzahl Pferde halten müßten, würden ohne Schwierigkeit zu finden ſein . . . . . Die Hakenrichter hätten zu verlangen, daß die erforderlichen Reparaturen, wo gehörig, zu jeder Zeit vorgenommen, und daß die Straßen immer in gutem Zuſtande ſein müßten . . . .“

Die folgenden in alle Details gehenden Vorſchläge des Antragſtellers übergehen wir, da ſie ſich auf techniſche Dinge von ſpeciellem Intereſſe beziehen; zum Beiſpiel auch, daß zunächſt verſuchsweiſe

das vorgeſchlagene Prinzip an Strecken erprobt werde, die von den betreffenden Herren Hakenrichtern dazu für paſſend erachtet würden u. ſ. w. Dann folgt:

„Die Vorteile der von mir proponierten Veränderung des Wegebaus beſtehen hauptſächlich darin, daß

1. unſere Bauerſchaften im Sommer und Herbſt in der üblichen Reparaturzeit ihren Anſpann und ihre Zeit zum großen Nutzen ihrer Wirtſchaften zu Hauſe verwenden könnten;
2. die bisher höchſt ungleich verteilte Laſt des Wegebaus eine gleichmäßige Beſteuerung für alle beteiligten Gemeinden würde — — (folgen Details) . . . .
3. die Straßen beſſer als jetzt unterhalten werden könnten . . . .
4. die vorhandenen Grandgruben bei einer verſtändigen Benutzung viel länger vorſchlagen und die Schwierigkeiten bei Anweiſung neuer Grandgruben größtenteils fortfallen würden, da die Grundeigentümer in dieſer Beziehung nur mit wenigen und vorzugsweiſe zum eigenen Gut gehörigen Leuten zu thun haben würden; und endlich
5. die bisher übliche, für die Reiſenden unbequeme und für die Pferde nachteilige Methode, ſämtliche Straßen gleichzeitig mit Grand zu befahren, aufhören würde und an dieſem immer koſtbarer werdenden Material erſpart werden könnte . . . .

Die größte Schwierigkeit möchte für den Anfang darin beſtehen unter unſeren allen Neuerungen ſo abgeneigten Eſten Leute zu finden, die bereit wären, für einen angemeſſenen Preis den Straßenbau zu übernehmen. Iſt aber dieſer erſte, freilich ſchwerſte und vielleicht mit Opfern zu erkaufende Schritt gelungen, ſo werden gerade unſere Nationalen bei ihren geringen Bedürfniſſen und ihrem richtigen Takt für jede Unternehmung auf eigene Gefahr die billigſten Einrichtungen treffen, mit den geringſten Koſten den Straßenbau bewerkſtelligen und übernehmen.

Alexander von Grünewaldt.

Die Herren Kreisdeputierten hatten ſich mit vieler Anerkennung für dieſe Vorſchläge des Herrn von Grünewaldt ausgeſprochen und waren der Anſicht geweſen, daß die Herren Hakenrichter aufzufordern ſeien, mit einzelnen Kontingenten, deren Inhaber dazu geneigt ſeien, die vorgeſchlagene Methode des Wegebaus zu verſuchen und über das Reſultat der angeſtellten Verſuche Bericht zu erſtatten, damit der nächſte Landtag im ſtande ſei, einen Beſchluß in dieſer Beziehung

zu faſſen. Der Herr Ritterſchaftshauptmann trug darauf an, die Verſammlung möge nunmehr belieben, ſich über vorliegenden Gegenſtand auszuſprechen.

Bei der Verhandlung in den Kreiſen ergab ſich eine allgemeine Übereinſtimmung in betreff der Zweckmäßigkeit der gemachten Vorſchläge ſowie des Weges, den die Herren Kreisdeputierten beantragt, um am beſten und leichteſten zu dem Ziele zu gelangen, deſſen Erreichung für die Zukunft eine der weſentlichſten und drückendſten Laſten des Bauerſtandes zu erleichtern möglich machen wird.

Aus dem Protokoll der Landtagsſitzung am 22. Januar 1845.

Der Herr Ritterſchaftshauptmann bittet den Landtag, ſich die Berichte der drei Herren Hakenrichter, welche Verſuche angeſtellt haben, vortragen zu laſſen und dann über nachſtehende Fragen zu entſcheiden:

1. Soll die neue Wegebaumethode des Herrn von Grünewaldt zu Orriſaar ferner berückſichtigt werden?
2. Soll dieſelbe ſofort eingeführt werden oder deren Anwendung noch ferner geprüft werden und wie?

Sentiment der Kreisdeputierten:

1. Die Kreisdeputierten halten dieſe Methode für ſehr berückſichtigenswert.
2. Die Gouvernementsregierung iſt zu erſuchen, daß ſie die Anwendung dieſer Methode noch ferner geſtatte und die Herren Hakenrichter anweiſe, bei den nach derſelben reparierten Wegen darüber zu wachen, daß dieſelben nicht zweimal im Jahre über ihre ganze Ausdehnung und beſonders ſtark mit Grand befahren, ſondern das ganze Jahr hindurch in gut fahrbarem Zuſtande erhalten werden.

Dieſes Sentiment der Kreisdeputierten ward einſtimmig angenommen.

In der Sitzung der Wegebaukommiſſion am 11. März 1846 kamen zum Vortrag Bemerkungen des Herrn von Grünewaldt zu Orriſaar zu den Grundſätzen der früheren Einteilung der Wege. Nach ſehr eingehender Beratung aller einſchlägigen Detailfragen wurden die Zuſätze und Bemerkungen des Herrn von Grünewaldt zu den früheren allgemeinen Grundſätzen der Wegeeinteilung von der Verſammlung unverändert angenommen und zur Grundlage für die bevorſtehende Wegeeinteilung und Wardierung erhoben. Einer der wichtigſten Beſchlüſſe daraus iſt der folgende:

Sämtliche an den Straßen belegene Güter erhalten ihre Kontingente auf *eigener Grenze*, nur werden zur Ausgleichung vorzugsweise diejenigen benachbarten, nicht an der Straße belegenen Güter berücksichtigt, deren Hakenzahl sie dazu qualifiziert.

Über diese Anträge und deren Schicksale schreibt Alexander von Grünewaldt in seiner Autobiographie das Folgende:

„Mir ist es in meiner landespolitischen Laufbahn größtenteils beschieden gewesen, zur Minorität zu gehören, was mir vielleicht mehr zur Ehre gereicht, als mich dem großen Haufen der Majorität anzuschließen. Der einzige von mir gestellte, mit großer Majorität angenommene Antrag, die Reparatur der Wege nicht mehr wie bisher auf die einzelnen Kreise, sondern der größeren Gleichförmigkeit wegen auf das ganze Land zu verteilen, hat sich in der Ausführung nicht bewährt, weil er in der That von einer doktrinären und nicht von einer praktischen Anschauung ausging. Nach wenigen Jahren kam man auf die frühere kreisweise Verteilung wieder zurück, wobei aber die meisten von mir vorgeschlagenen Bestimmungen hinsichtlich der Grandgruben, der Brücken u. s. w. auch von den Kreisen beibehalten wurden. In den letzten Jahren ist man in der Lokalisierung noch weitergegangen, indem man Straßen wie Kirchenwege nur Kirchspielsweise repariert, was entschieden als eine große Erleichterung in der schweren Wegebaulast anzusehen ist."

Nachdem Alexander Grünewaldt den Dienst als Hakenrichter absolviert hatte, ward er auf dem extraordinären Landtage 1848 im November zum Kreisdeputierten erwählt. In diesem Amte wirkte er bis 1858, wo er durch die Wahl zum Landrat ernannt wurde [1].

Familienleben.

Daß Alexander von Grünewaldt so spät (1835) sich verheiratete, hatte einen Grund, der für seine ernste Gemütsanlage spricht. Er hegte eine unerwiderte Liebe zu einem sehr schönen und gefeierten Mädchen, das aber schon nicht mehr frei über ihr

[1] Wir bitten den Leser, im Anschluß an die Besprechung dieser Bestrebungen den Antrag Alexanders von Grünewaldt, betreffend die Ablösung der Fronpacht durch Erbpacht, zu lesen, der im Anhange sich abgedruckt befindet. Siehe auch II. Bd. S. 158 über die Präsidentschaft des landwirtschaftlichen Vereins.

Herz verfügen konnte und ziemlich jung sich mit dem Gegenstande ihrer Neigung vermählte.

Alexander berichtet selbst darüber:

„Diese Zurückweisung machte einen tiefen Eindruck auf mich, infolgedessen ich mich allmählich von dem gesellschaftlichen Leben zurückzog, dessen schale Freuden mich nicht befriedigen konnten. Ich suchte einen Trost und Frieden, den die Welt mir nicht bieten konnte, und fand ihn in dem innigen Verkehr mit meiner teuren Schwägerin Alexandra, der Frau meines ältesten Bruders, der damals Ritterschaftshauptmann war. Diese ausgezeichnete Frau war in dem Dörptschen christlichen Kreise, im Umgange mit ihrem Schwager Professor Sartorius, Professor Busch und seiner Frau u. a. m., auf den Weg gewiesen worden, auf dem wir allein das Heil unserer Seele finden können. Mächtig erfaßt ging sie diesen Weg mit großer Entschiedenheit, bekannte ihren Herrn und Heiland ohne Menschenfurcht vor aller Welt und war im wahrsten Sinne des Wortes nicht allein Hörer, sondern auch ein Thäter des göttlichen Wortes. Ihr Einfluß ist in geistiger Beziehung ein sehr großer gewesen, und ist namentlich unsere Grünewaldtsche Familie ihr in dieser Hinsicht zu großem Danke verpflichtet. In meiner damaligen Stimmung, die nicht allein infolge meiner verschmähten Liebe, sondern auch durch meine Befürchtung, allmählich zu erblinden, eine sehr trübe war, verkehrte ich in ernsten religiösen Gesprächen viel mit meiner Schwägerin. Leider hat das Samenkorn, daß sie damals mit des Herrn Hilfe in meine Seele gelegt, nur kümmerliche Früchte getragen. Mein Christentum blieb in der Erkenntnis des Kopfes stecken, mein Herz blieb lau: mit den Frommen fromm, mit der Welt mehr oder weniger ein Weltkind."

Grünewaldt gewann nun nach einigen Jahren die Liebe seiner späteren Gattin Pauline, geb. Baronesse Ungern-Sternberg aus dem Hause Wenden, einer durch Gemüt, Verstand, Charakter und körperliche Vorzüge ausgezeichneten Frau. Nachdem er deren Jawort erhalten, führte eine Reise die Brautleute in Deutschland zusammen, und Alexander schreibt über diese Zeit das Folgende: „Im Frühjahre desselben Jahres 1835 reiste sie mit ihren Eltern ins Ausland nach Ems, wo ihr Vater den Brunnen trank, während ich nach einer Brunnenkur in Kissingen mich später mit meiner Schwiegermutter und Braut vereinigte und wir zusammen die schöne Rheinreise und die ganze Rückreise nach Hause machten. Das war eine glückliche, selige Zeit, ein heller Lichtpunkt in diesem

armen Erdenleben, wo es ſoviel Schatten und Trauer und ſo wenig Sonnenſchein der wahren Freude giebt. Am 17. Dezember desſelben Jahres fand unſere Hochzeit in Wenden ſtatt, und zwiſchen Weihnachten und Neujahr brachte ich meine teure, innig geliebte Pauline in die Heimat nach Orriſaar. Hier mußte ſie viel entbehren und vermißte beſonders ſchmerzlich den reich geſegneten geiſtigen und geiſtlichen Verkehr in dem lieben Wenden . . . . . Doch ertrug ſie dieſe Entbehrungen wie ſo manche andere noch mit ſtiller Ergebung und hat es mich nie, auch nicht durch die leiſeſte Andeutung, empfinden laſſen, wie wenig ich im ſtande war, ihr das zu erſetzen, was ſie für mich aufgegeben hatte."

Aus dieſer Ehe ſind neun Kinder entſproſſen, von denen zwei in frühem Kindesalter und eine Tochter, die als Schriftſtellerin unter fremdem Namen vielen Leſern bekannt geworden iſt, in ſpäterem Alter geſtorben ſind. Die zärtlich geliebte Gattin hat nur ſiebzehn Jahre ſein Leben beglückt und ſeinem Hauſe eine nicht gewöhnliche Anziehungskraft verliehen. Sie ſtarb im Jahre 1852 an der Lungenſchwindſucht, tief betrauert vom Gatten und von der ganzen Familie ſowie von allen Perſonen, die das Glück gehabt hatten, ſie zu kennen. Ihre beiden Schwägerinnen, Alexandra und Mathilde, ſtanden ihr geſchwiſterlich ſehr nahe.

Rührend iſt der Ausdruck des Schmerzes, den Alexander Grünewaldt ſeinen Kindern hinterlaſſen hat in einer Schilderung ſeiner ihm entriſſenen Gemahlin und ſeines mit ihr geſchiedenen Lebensglückes, die er am 31. Dezember 1852 niedergeſchrieben hat. Durch jedes Wort dieſer Aufzeichnungen klingt der tiefe Seelenſchmerz, aber auch die gläubige Ergebung unter das, was Gott ihm auferlegt hatte. Beide Ehegatten waren eins in dieſem feſten Chriſtenglauben, der die letzten Lebensmomente der Sterbenden verſchönt und den Schmerz des Vereinſamten geheiligt hat.

Er verblieb einſam, und ſeine mutterloſen Kinder, von denen das älteſte vierzehn, das jüngſte noch nicht zwei Jahre alt war, haben ſeinem Leben großen Reichtum und ſchönen Troſt gewährt, — in den erſten Jahren ſeiner Wittwerſchaft aber wohl auch ſein Herz mit vielfachen Sorgen umlagert.

Der Charakter, welcher dem Orriſaarſchen Hauſe von der Gattin Alexanders verliehen worden war, iſt demſelben geblieben. Pauline Grünewaldt ſtammte aus recht wohlhabender Familie, in welcher ein viel luxuriöſeres Leben geführt wurde als das, welches ihr von ihrem nicht wohlhabenden Gemahl unter ſeinem Dache

geboten werden konnte, und er selbst, wie es aus seiner Autobiographie herausklingt, hat schwer daran getragen, der geliebten Frau nicht alles das bieten zu können, woran sie zu Hause gewöhnt war. Jedoch haben die Eheleute es trotzdem verstanden, auch ihrem äußeren Leben einen Anstrich von Geschmack, Behagen und Eleganz zu verleihen, der sehr angenehm und wohlthuend berührte. Mit den vorhandenen Mitteln wurde so gut Haus gehalten, daß jedem Besucher sein Aufenthalt dort behaglich und freundlich war. Am meisten hat dazu beigetragen der Geist und die Bildung der Hausfrau, deren freundliches Walten sich überall im Hause, im Hof und Garten bemerkbar machte. Die geschmackvollen Garten- und Parkanlagen, die auch die Stätte des Familienfriedhofes umfassen, sind die Schöpfung Paulinens von Grünewaldt. Das Vermögen, welches sie in die Ehe mitgebracht hat, erleichterte die Bestreitung des Aufwandes, den die Erziehung der zahlreichen Kinder sowohl als auch die Neuschöpfungen und Verbesserungen in der äußeren Wirtschaft bedingten; für diese ist sehr viel geschehen.

Nachdem Alexander von Grünewaldt fünf Jahre als Wittwer verlebt hatte, unter sehr schwierigen Verhältnissen, mit vielen noch sehr jungen Kindern, entschloß er sich zu einer zweiten Ehe. Am 7. Juli 1857 ward er in der stillen Bremer Kapelle der St. Olaikirche in Reval mit der Wittwe des Generalmajors von Kursell, Auguste geborenen von Rehekampff getraut, welche zwei noch sehr junge Söhne in das kinderreiche Orrisaarsche Haus hinzubrachte. Diese zweite Gattin, welche Alexander Grünewaldt schon vor ihrer Heirat mit Kursell gekannt und deren Beirat er nach dem Tode ihres ersten Mannes gewesen war, hat es verstanden, nicht allein als Gattin dem Manne ein volles Glück zu schaffen, sie ist mehr noch den Stiefkindern eine zärtlich geliebte und zärtlich liebende Mutter geworden, der auch die warme Freundschaft und Liebe aller Angehörigen Alexanders zufiel. Ihr freundliches, liebevolles und anspruchsloses Wesen, ihre große Tüchtigkeit als Hausfrau, haben ihr bald aller Herzen gewonnen und ihr ein warmes Andenken gesichert.

Die Autobiographie Alexanders von Grünewaldt ist, wie schon erwähnt, begonnen worden kurze Zeit nach dem Tode seiner ersten Gattin, und zunächst bestimmt, den damals noch unmündigen Kindern ein Bild der Mutter zu geben. 29 Jahre nach dem Tode der ersten Frau hat der Wittwer sein Tagebuch wieder aufgenommen,

als er ein Greis von 76 Jahren und durch schweres körperliches Leiden niedergedrückt war. Er beschreibt, rückwärts schauend, darin, wie er sich fünf verschiedene Male einer schmerzhaften, ja auch lebensgefährlichen Operation unterwerfen mußte, wiederholte Reisen an verschiedene Kurorte unternahm, von denen eine im Jahre 1870, die sich durch den unerwartet ausgebrochenen Krieg mit vielen Schwierigkeiten komplizierte. Die Kriegserklärung erfolgte, während er sich in Vichy befand, von dem berühmten Prof. von Langenbeck dahin geschickt. Über die drei Wochen, welche er damals unter Langenbecks Behandlung in Berlin verbrachte, schreibt er wie folgt:

„Diese Zeit, während welcher ich täglich auf eine Operation auf Leben und Tod gefaßt sein mußte, gehört wohl zu den schwersten meines Lebens, welche ich nur den Qualen gleichstellen kann, die ich gegenwärtig erleiden muß. Damals war es die anhaltende Gemütsbewegung, die meine schwachen Nerven in beständiger Aufregung erhielt, jetzt sind es die unleidlichen körperlichen Schmerzen." Es folgten Jahre, in denen Freude mit Leid wechselten, die aber dem Greis durch körperliche Leiden manche Prüfung auferlegten. Eine Tochter und drei Söhne haben sich in der Zeit zwischen 1862 und 1884 verheiratet, und 1881 mußte er den tiefen Schmerz erleben, seine zweite Frau zu verlieren, die ihm Lebensgefährtin und treue Pflegerin war; er blieb recht allein zurück, jedoch in treuer und liebevoller Pflege seiner unverheirateten Tochter. Die andern Kinder waren in ihrem Berufe fern von ihm, im Innern des Reiches, in Turkestan und, wenn auch in Estland, doch räumlich getrennt vom Vater. Sein Tagebuch zeigt, wie schwer der körperlich Leidende auch von allen Ereignissen betroffen wurde, wie schwer es ihm war, sich in alles zu fügen, was die Trennung von den Seinen und mannigfache politische Ereignisse ihm auferlegten. Von seinem früheren Humor findet sich in seiner Autobiographie nichts wieder, die durchtränkt ist von trüben Ahnungen und Stimmungen, jedoch getragen von seiner gläubig-christlichen Weltanschauung.

Trotz seiner Krankheit und der dadurch gedrückten Stimmung ist aber sein Haus ein Ort geblieben, an dem sich die Angehörigen immer gern zusammengefunden haben, und wenn die Jahreszeit irgend erlaubte, den Friedhof Müllersfeld aufsuchten; hatte doch ein jedes Familienglied dort geliebte Gräber zu besuchen.

Nach dem Tode des älteren Bruders, vom Jahre 1878 an, war Alexander Präsident der „Legatsversammlung". Moritz Grünewaldt

hatte testamentarisch eine bedeutende Familienstiftung aus seinem ganzen wohlerworbenen Vermögen begründet, die Statuten mit dem juristisch geschulten Bruder Alexander ausgearbeitet und die Verwaltung einem aus der Zahl der Familienglieder zu wählenden Verwaltungsrat übertragen. Als nach dem Tode des Stifters das Legat in diese Verwaltung überging, ward Alexander zu dessen erstem Präsidenten erwählt. Dieses Amtes hat er mit großer Pietät und Liebe gewaltet, und in seinen Händen ist das anfängliche Kapital noch bedeutend gewachsen; auch die dem ersten Präsidenten nachfolgenden Verwaltungsräte haben, auf seine Erfahrung und seine Ratschläge gestützt, den Wert des Legates und damit den Betrag der Unterstützungen vermehrt; diese sind in äußerst liberaler Weise den Familienmitgliedern zugute gekommen, die durch ihre pekuniäre Lage genötigt sind, die Hilfe des Legates in Anspruch zu nehmen.

Alexander muß in jüngeren Jahren sich einer sehr einnehmenden äußeren Erscheinung erfreut haben. Später wurde er in mäßigem Grade korpulent, jedoch sein regelmäßiges, feines Profil und der nicht große Kopf auf den Schultern der stattlichen Gestalt, der freundliche Ausdruck seiner Gesichtszüge, besonders beim Sprechen, nahm für ihn ein. Mit seinem Habitus und seiner Konstitution, in späteren Jahren wohl auch mit seinen körperlichen Leiden hing es zusammen, daß seine Bewegungen etwas langsam und schwerfällig waren, so daß er keinem körperlichen Sport gehuldigt hat, seitdem seine Leiden ihm das Jagdgewehr aus der Hand gezwungen hatten.

Auch seine Fertigkeit im Klavierspiel, seine Liebhaberei für Musik, konnte er in seiner späteren Lebenszeit nicht mehr ausnutzen, wie er das früher sich und anderen zur Freude gethan hat. Er war ein „Schwarzseher", wie sein Vater einer gewesen war, und stets war er gefaßt darauf, in jedem Ereignis etwas Schlimmes für sich und andere eintreten zu sehen. Diese Eigentümlichkeit paarte sich aber mit einem von Witz durchsetzten, gewissermaßen pessimistisch angehauchten Humor, mit welchem er oft seine jungen Anverwandten sehr erfreute. Er fand stets den richtigen Ausdruck für alles, was er zu sagen wünschte, und oft, wo sein sittliches Bewußtsein gereizt war, mischte sich in die Äußerungen desselben ein treffender Sarkasmus.

Der Berichterstatter würde sich einer Unwahrheit schuldig machen, wenn er behaupten wollte, daß Alexander Grünewaldt sich

den Genüſſen einer guten Mahlzeit gegenüber asketiſch verhalten hätte, ſeine liebenswürdige und harmloſe Art ſich an einem guten Tiſch in guter Geſellſchaft zu erfreuen, war ſehr gemütlich und anziehend und bewirkte, daß jeder von ſeinen Angehörigen Genuß daran fand, mit ihm die Tafel zu teilen. Er gehörte zu jenen feineren Jüngern Epikurs, denen es weniger auf das Quantum als auf das Quale ankam, und das mehr noch in geiſtigem als im materiellen Sinn.

Seine Geſchäftskenntnis und Gewiſſenhaftigkeit in der Führung ihm anvertrauter Geſchäfte hat ihm zu Zeiten eine große Arbeitslaſt aufgebürdet. Er war oft zum Beirat von Wittwen und zum Vormund unmündiger Waiſen erwählt worden, deren Angelegenheiten er treu und erfolgreich geführt und deren Dank er reichlich verdient hat.

Auf ſeinem Beſitze befindet ſich Müllersfeld, der Ort, an dem ſich die Familienglieder verſammelten, wenn eines derſelben ſeine irdiſche Laufbahn beendet hatte. Die zarte Gaſtfreundſchaft, welche die Trauerverſammlung dann in ſeinem Hauſe gefunden hat, die liebevolle, von edlem Geſchmack geleitete Fürſorge, mit der er für die Ausſchmückung des Friedhofes und des freundlichen Platzes Sorge zu tragen verſtand, mit welcher er den trauernden Herzen die Bitterkeit des Schmerzes zu lindern wußte, hat ein jeder erfahren, der ſein Liebſtes dorthin zur letzten Ruhe geleitet hat. Ein jedes friſche Grab, bis oben mit weichem Grün und Blumen gefüllt, auf denen der düſtere Schall herabgeworfener Schollen nicht hörbar war, deſſen aufgeworfener Hügel mit Kränzen und Zweigen umhüllt wurde, hat den trüben Eindruck, der ſonſt von jedem Grabe unzertrennlich iſt, umgewandelt in den einer lieblichen Stätte des Friedens und der Verſöhnung. Unvergeßlich bleibt dabei allen die Geſtalt des Hausherrn, wie er in der Kapelle den Geſang beim Trauergottesdienſt mit Orgelſpiel begleitete.

Schlußbetrachtungen.

Wenn der nachſichtige Leſer ſich durch die Schilderung des Lebens und Wirkens der Perſönlichkeiten durchgearbeitet hat, von denen dieſe Blätter handeln, wird er ſich ein Urteil gebildet haben, ſowohl über dieſelben wie auch über die Zeit und die Umſtände, inmitten welcher ihr Leben verlaufen iſt. Er wird dann erkannt

haben, daß die Grundzüge ihrer Charaktere, wie auch die sittlichen Anschauungen, welche ihr Leben beherrschten, die gleichen gewesen sind. Den Biographen aber treibt es, nachzuforschen, welche psychologischen Momente es gewesen sind, die in gleichartiger Weise den Entwickelungsgang der Männer so beeinflußt haben, daß sie in ihrer Denk- und Handlungsweise in ihren verschiedenen Berufssphären einander bis zuletzt so gleich geblieben sind.

Sie waren alle Söhne einer Mutter, einer Zeit und eines Landes; doch ist das nicht genügend, um zu bedingen, daß das Beste und Größte, das in dem Wirken dieser vier Männer gelebt hat, bei allen vieren, man kann wohl sagen, identisch geworden ist. Es kommen hierbei noch andere gewichtige Faktoren in Betracht. Die hauptsächlich maßgebenden Einflüsse finden sich im Elternhause, im Heimatlande und in ihren christlich-religiösen Überzeugungen, obschon diese letzteren bei ihnen zum Teil erst im späteren Mannesalter ausgereift sind.

Es ist unbestreitbar, daß das Familienleben schon mit seinen ersten Eindrücken auf den Knaben in durchdringender Weise auf die Charakterbildung einwirkt und gemeinsam mit den im Heimatlande herrschenden Anschauungen demselben seinen Stempel aufdrückt.

Die Schilderungen, welche die einzelnen Brüder uns von dem im Elternhause geführten Familienleben hinterlassen haben, gipfeln darin, daß ihnen von früher Kindheit an treue Pflichterfüllung, Wahrheitsliebe und Gehorsam gegen Eltern und Lehrer eingeprägt worden ist, Eigenschaften, welche sie sich mutatis mutandis bis in das späteste Alter erhalten haben. Der früh geübte Gehorsam gestaltete sich später zu loyaler Unterwerfung unter das Gesetz und unter die bürgerliche Ordnung, zu gern geübtem Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten, sowohl den selbstgewählten im Landesdienste wie auch den von der Staatsregierung eingesetzten. Neben dem Gehorsam nahm in ihrem Seelenleben die bedeutungsvollste Stelle ein die Liebe, zuerst den Eltern und Geschwistern gegenüber, dann aber im späteren Leben außer zu den nächsten Angehörigen zu allen, die in ihren Lebenskreis gestellt waren; diese Liebe, die mächtigste Triebfeder aller Handlungen edel angelegter Menschen, die uneigennützige Menschenliebe, ist bewußt und unbewußt das letzte Motiv all ihrer Handlungen geworden.

Diese selbe Liebe ist eng verwachsen mit der für das Heimats-

land, welches mit seinen Anschauungen eine sehr große Rolle spielte, in jeder Thätigkeit, der sich der einzelne der Brüder hingegeben hat.

Je größer ein Staat ist, je mehr allgemein wirkende, kosmopolitische Momente das Individuum beeinflussen, um so weniger prägt sich die einer engeren Heimat entsprossene Individualität aus, und im umgekehrten Fall umsomehr, zuweilen gewiß zum Nachteil, oft aber zum Vorteil derselben. Diese Vorteile und Nachteile gedeihen in dem kleinen Estland vielleicht üppiger als irgend wo anders in der Welt. Es lebt dort eine begrenzte Anzahl Gebildeter, die alle mehr oder weniger in enger Fühlung miteinander stehen, die miteinander durch hochgehaltene gemeinsame Interessen verbunden sind, welche sich auf alles beziehen, was dem Kulturmenschen von höchstem Wert ist: Glaube, Sprache, Sitte, Recht, geschichtliche Überlieferungen, Bildungswesen, ökonomische Zustände. Die im Verhältnis zu anderen Ländern geringe Anzahl der Heimatsgenossen macht es, daß überall die direkte und indirekte persönliche Bekanntschaft, und damit die Teilnahme für das Ergehen und für das Wirken der Einzelnen zur Geltung kommt.

Hierzu tritt noch die Zugehörigkeit zu einer geschlossenen Adelskorporation mit sehr feststehenden und eifersüchtig bewahrten Ansichten von Pflichten, von Ehrenhaftigkeit, von Dienstwilligkeit zu Gunsten der Allgemeinheit. Ein jeder fühlt sich als ein Teil eines geliebten, über alles wert gehaltenen Ganzen, und alle sind verbunden untereinander durch das Band der Heimatsliebe; diese ist eine starke Triebkraft für die Besten und Tüchtigsten, ein Sporn für alle jüngeren Kräfte.

Diese Heimatsliebe gilt auch für alles, was sich auf die alte historische Verfassung des Landes bezieht, die jeder Estländer von Kindheit auf verehren und lieben gelernt hat, die ihm als für seine politische Existenz unentbehrlich erscheint. Wohl mag hier und da dieses Interesse beim fernstehenden Zuschauer den Schein eines „Kirchturminteresses“ annehmen, es wird aber bei näherer Bekanntschaft mit demselben unweigerlich die Überzeugung die Oberhand gewinnen, daß es fast immer dirigiert wird von edlen und gemeinnützigen Motiven. Diese Verehrung für die alte Verfassung hat es bewirkt, daß die Estland, Livland und Kurland entstammenden Männer zu allen Zeiten gern und uneigennützig als ganz selbstverständlich ihre Fähigkeiten und Kräfte in den Dienst des „Landes“ gestellt haben.

Als für diese Anschauungen charakteristisch lassen wir ab-

ſchriftlich einiges aus Alexanders von Grünewaldt Autobiographie folgen[1]:

„Ich erlaube mir, einige ſociale und politiſche Betrachtungen anzuſtellen, die für meine Nachkommen von Intereſſe ſein werden, wenn dieſe Blätter vielleicht nach hundert Jahren in ihre Hände fallen. Meine Erinnerungen reichen fünfundſiebzig Jahre zurück, und welchen Unterſchied habe ich zwiſchen damals und jetzt zu konſtatieren . . . .

Noch in meinen Kinderjahren habe ich unter Alexander I. die Aufhebung der Leibeigenſchaft erlebt, darauf unter Nikolaus I. den Übergang von der Fron zur Geldpacht, unter Alexander II. und Alexander III. die Umwandlung der Geldpacht zum bäuerlichen Grundeigentum. Alle dieſe tief eingreifenden Veränderungen haben ſich ohne gewaltſame Eingriffe der Regierung vollzogen, wie ſolche in anderen Ländern ſtattgefunden, weil die Ritterſchaft in richtigem Verſtändnis der Zeichen der Zeit den Wünſchen der Regierung freiwillig entgegenkam und ſelbſt die Initiative ergriff. Sowohl die Geſindeſpachten als Käufe wurden auf der Baſis der freien Kontrakte abgeſchloſſen und die Großgrundbeſitzer infolge dieſer normalen Entwickelung vor großen Verluſten bewahrt. Wir ſind unſeren Kaiſern für dieſes laisser faire zu großem Danke verpflichtet und ſind dadurch vor den verderblichen Folgen behütet worden, die manches andere Land betroffen haben, in welchem die Aufhebung der Leibeigenſchaft zugleich mit normierten Pachten und Bauerland-Ablöſungen von den Regierungen oktroyiert wurden . . . . . .

Faſt ſieben Jahrhunderte hat der Adel das Land beherrſcht mit einer Autonomie, wie ſie ſich wohl ſonſt nirgends geltend gemacht hat. Die lange Dauer unſerer Verfaſſung ſpricht am deutlichſten für ihre Weisheit und Zweckmäßigkeit, die ſich in Eſtland am meiſten ausgeprägt findet.

Das Oberlandgericht als oberſte Gerichtsbehörde, als Landratskollegium zugleich mit großer politiſcher Macht ausgerüſtet, iſt eine ſelten weiſe Kombination, die mit großem Segen und verdienter Anerkennung über 600 Jahre gewirkt hat. Desgleichen hat auch der Ritterſchaftshauptmann eine viel größere Machtvollkommenheit,

[1] Dieſelbe iſt niedergeſchrieben worden einige Jahre früher, als die Reform der Juſtiz und Polizei ins Leben trat, mit der die Exiſtenz der durch Wahl beſetzten Landesposten aufgehört hat.

als seine Kollegen in den Nachbarprovinzen sie haben, dafür aber auch eine viel größere Verantwortlichkeit. Wenn der rechte Mann an der Spitze gestanden hat, was — zur Ehre unseres Landes sei es gesagt — oft geschehen ist, hat er auch in der Residenz eine Wirksamkeit zum Segen des Landes ausüben können.

Unsere zwölf Hakenrichter endlich haben Jahrhunderte hindurch ohne jegliche militärische Hilfe Ruhe und Ordnung im Lande aufrechterhalten. Wie unsere Ritterschaftshauptmänner, Mannrichter und Assessoren haben sie bis auf die neueste Zeit alle unbesoldet ihre Ehrenämter bekleidet und dem Staate keinen Heller gekostet.

Mit der Einführung der Justizreform in den Ostseeprovinzen .... schwindet auch der letzte Rest unserer alten, ehrwürdigen Verfassung. Diese war allerdings auf ein Adelsregiment gegründet, aber diese Herrschaft hat dem Lande nicht geschadet, die Entwickelung und den Wohlstand der anderen Stände nicht gehindert, und der Bauernstand ist unter ihr besitzlich und so wohlhabend geworden wie in keiner anderen Provinz Rußlands."

Unter dem Einfluß der hier besprochenen Momente, in der Schulung, in den verschiedenen Ämtern des „Landesdienstes", in den in gutem Sinn aristokratischen Traditionen der Adelskorporation sind die Brüder Iwan, Moritz, Otto und Alexander aufgewachsen und ins bürgerliche Leben getreten und haben, wenn man ihnen solche zuschreiben darf, Erfolge errungen.

Solche Persönlichkeiten bilden in jedem Staatswesen eine unüberwindliche Wehr gegen alle revolutionären Elemente, aber ebenso auch den fruchtbaren Boden, auf dem die gesunde politische Entwickelung, der stetige und sichere Fortschritt unaufhaltsam gedeihen.

Kehren wir noch einmal zurück zu Alexander von Grünewaldt.

Seine letzten Lebensjahre hat der Greis, von allen Geschäften zurückgezogen, von körperlichen Leiden gemartert, still und fast nur mit seinen nächsten Angehörigen verkehrend, zum größten Teil, in Reval verbracht, in erreichbarer Nähe von ärztlicher Hilfe. Auch dann noch hat er manchen Schmerz, manchen Kummer ertragen müssen durch Krankheit und Todesfälle innerhalb seines Familienkreises. Der Verkehr mit dem Bruder Otto mußte eingeschränkt werden, weil der Gesundheitszustand bei beiden sie häufig an das Zimmer fesselte. So konnte ihm das Leben wohl oft freudlos erscheinen; soviel er es vermochte, las er, und seine Lieblingslektüre waren Shakespeare und die Bibel, und wenn er sich zu

ſchwach fühlte, um ſelbſt zu leſen, ließ er ſich vorleſen. Die Kräfte nahmen mehr und mehr ab, und am $\frac{9.}{21.}$ November 1886 ſchlug dem Lebensmüden die erſehnte Erlöſungsſtunde. Die letzten Worte aus ſeinem Munde, welche ſeine um ihn verſammelten Kinder verſtehen konnten, waren: „Gute Nacht, liebe, liebe Kinder.“

Die Funeralien wurden in Reval aus der St. Olaikirche vollzogen, und wenige Tage ſpäter, an einem ſonnigen Wintertage ward ſein Sarg in die Erde zu Müllersfeld geſenkt, wo er ſo oft die geliebten Angehörigen zur letzten Ruhe geleitet hatte. Sein Grab, von einem Marmorkreuz geſchmückt, ſteht zwiſchen den Gräbern der beiden Frauen, von denen die eine ſein frühes Mannesalter beglückt, die andere ihr Geſchick in ſpäteren Lebensjahren an das ſeine gebunden hatte, ſich, ihm und ſeinen Kindern zu reichem Segen.

Der Jüngſte an Jahren, war Alexander ſeinem Bruder Otto im Tode vorangegangen. Erſt als ſich über dieſem der Grabhügel wölbte, war der letzte der vier Brüder zur ewigen Ruhe eingegangen.

Schlußwort.

Und jetzt, liebe Leſer, die ihr eines Stammes mit mir ſeid, tretet mit mir in die Einfriedigung jener Stätte des Friedens, auf der ihr ſo manchesmal geſtanden habt, am offenen Grabe, am Grabhügel derer, die wir dort zur ewigen Ruhe gebettet haben. Von heißem Schmerz war uns dann der Sinn bewältigt, und brennend ſtrömte uns die Thräne um die Heimgegangenen. Wohl ihnen und wohl uns, daß unſer Weh ſo heiß, unſere Thränen ſo brennend ſein durften!

Nicht die Schatten der Toten ſollen ſich vor uns aufrichten, den Blick wenden wir hinauf zu den Lichtgeſtalten der Teuren, die vor uns dort eingegangen ſind, wo auch unſer irdiſches Daſein einſt enden wird.

Wenn die Lichter der Sonne durch das Laub auf die Gräber fallen, wenn der Wind ſie mit Blüten beſchüttet, dann wollen wir uns erheben durch die Liebe, die nicht am Grabe endet, die fortlebt auch über das Grab hinaus und uns antreibt, zu ſtreben nach dem Guten und Edlen, das allein dem kurzen Menſchenleben ſeinen Wert verleiht. Laßt uns dort auf dem uns heiligen Boden den Entſchluß feſtigen, in Treue an den Aufgaben zu arbeiten, die jedem von uns zugemeſſen ſind. Laßt uns in herzlicher Liebe zu einander halten und zu all denen, die Gott in unſeren Wirkungskreis geſtellt hat; laßt uns unſerem Daſein einen Stempel aufdrücken, der bei den nachfolgenden Geſchlechtern ein ſolches Angedenken ſichert, wie es uns hinterlaſſen iſt von jenen Männern und Frauen, die jetzt ruhen in dem ſtillen Grunde von Müllersfeld.

Haackhof, im Herbſt 1898.

Otto von Grünewaldt.

Anhang.

Iwan von Grünewaldt.

Landtag am 4. Februar 1830.

Abſchrift aus dem Protokoll der Sitzung des eſtländiſchen Landtages.

Der Herr Hakenrichter Johann von Grünewaldt zu Hukas wurde zum Ritterſchaftshauptmann gewählt und hielt folgende Rede: „Geehrte Mitbrüder! Wenn ſeit dem Urſprung unſerer ritterſchaftlichen Verfaſſung nur die Edelſten und Würdigſten aus Ihrer Mitte zu dem Platze berufen wurden, auf den heute Ihre Wahl mich ſtellt, wenn hochbegabte Männer mit den Erfahrungen einer langen Reihe von Dienſtjahren den Stab des eſtländiſchen Ritterſchaftshauptmanns als die höchſte ihnen erwieſene Auszeichnung empfingen, — wie tief beſchämt und zugleich wie hoch geehrt muß ich mich fühlen, der ich neben den erhabenen Verpflichtungen Ihres Repräſentanten meine eigenen Unvollkommenheiten auf das ſchmerzlichſte erkenne, und der ich noch nichts habe thun können, ſolches ſchmeichelhaften Vertrauens und ſolcher Ehre mich würdig zu bezeigen, ja dem ſelbſt die Gabe der Rede in dem Grade verſagt iſt, daß ich meiner inneren Empfindung keinen Ausdruck zu geben vermag. Denn unter allen Eigenſchaften, welche den eſtländiſchen Ritterſchaftshauptmann zieren ſollten, bin ich nur einer mir bewußt, — das iſt die unbegrenzte Liebe zu unſerem teuren Eſtland, zu unſerer edlen Ritterſchaft und zu jedem einzelnen ihrer Glieder! Haben auch Sie, geehrte Mitbrüder, mich ſo erkannt, — glauben auch Sie, daß dieſe Liebe die wahre und ſtarke Triebfeder alles Strebens und Wirkens des echten Patrioten ſein müſſe, hat eine richtige Erkenntnis meiner Perſönlichkeit Ihre Wahl geleitet, haben

Sie dabei meine großen Mängel nicht übersehen, haben Sie in dieser Erkenntnis auch die Nachsicht in Ihren Herzen mir zugesagt, die ich gewiß in vieler Hinsicht werde in Anspruch nehmen müssen? Doch alles dies darf ich voraussetzen, da ich seit fast zwölf Jahren unter Ihnen lebe, und darum sehen Sie mich nunmehr bereit, das mir durch Ihre ehrenvolle Wahl übertragene Amt anzunehmen, im Vertrauen auf den Beistand dessen, der unser aller Helfer ist, im Vertrauen auf unseres erhabensten Monarchen Huld und Gnade, von der uns so vielfache Beweise gegeben, im Vertrauen auf den hochgeachteten und verehrten Mitbruder, dem er neulich die oberste Verwaltung unserer Provinzen übertrug, im Vertrauen auf den Rat meiner geehrten Herren Vorgänger, im Vertrauen endlich auf die bewährte Treue und Gerechtigkeit der Herren Ritterschaftssekretäre, welche ich zugleich seit einer geraumen Reihe von Jahren zu meinen vertrautesten Freunden zu rechnen das Glück habe. Erwarten Sie endlich nicht, geliebte Mitbrüder, daß ich Sie durch einen äußeren Glanz repräsentieren solle, welcher in meinen Verhältnissen nur ein erborgter sein könnte. Ich muß in dieser Hinsicht der hergebrachten Sitte die Stirn bieten und allein meinem angestrengtesten Fleiß und Eifer in Ihrem Dienst es überlassen, mir auch äußere Achtung zu verschaffen."

Den Herrn Civilgouverneur redete der Herr Ritterschaftshauptmann folgendermaßen an:

„Das schmeichelhafte Vertrauen, das auch Sie, hochverordneter Herr Civilgouverneur, in mich setzen, trägt nicht wenig dazu bei, meinen Mut zur Erfüllung der schweren nun übernommenen Verpflichtungen zu stärken. Ich kenne die vielfachen Beziehungen, in denen ich zu Ew. Excellenz zu stehen die Ehre haben werde, allein ich kenne auch die wohlwollenden Gesinnungen, die Sie für alles, was innerhalb Ihres weiten Wirkungskreises sich bewegt, die Sie insonderheit auch für unsere edle Ritterschaft hegen. Diese Gesinnungen, vereint mit der gewissenhaften Pflichttreue, habe ich kennen gelernt, als ich noch das Glück hatte, unter Ihren Befehlen zu stehen, und auf diese Kenntnis gründet sich die freudige Zuversicht, mit der ich der nächsten Zukunft entgegensehe."

Der Herr Ritterschaftshauptmann richtete folgende Worte an die Herren Landräte: „Ich vermag diese Stätte nicht zu verlassen, verehrte Väter des Landes, ohne mir Ihren Rat und

Beiſtand zu meiner künftigen Amtsführung erbeten zu haben. Verſagen Sie mir nicht die Beruhigung, aus dem Schatze Ihrer Erfahrungen den Mangel der meinigen erſetzen und ergänzen zu dürfen, und halten Sie ſich dafür ſtets meines wärmſten Dankes verſichert", und hielt folgende Anrede an die Verſammlung im Ritterſaal:

„Was ich vor Gott gelobte, ich will es Ihnen treu und redlich halten, teure Mitbrüder, und meinen ſchönſten Lohn darin finden, wenn jeder von Ihnen, der freundlich mir heute die Hand reicht, nach drei Jahren, wenn ich dieſen Stab werde abgegeben haben, noch ebenſo herzlich ſie mir drücken wird."

Sitzung des ritterſchaftlichen Ausſchuſſes am 29. Februar 1832.

Der Herr Ritterſchaftshauptmann hatte die Ehre, der Verſammlung des ritterſchaftlichen Ausſchuſſes nach ſeiner erfolgten Rückkehr aus St. Petersburg nachfolgendes mitzuteilen:

Indem ich mich anſchicke, dieſer geehrten Verſammlung meinen Bericht über die Reſultate meiner in St. Petersburg betriebenen Geſuche abzuſtatten, darf ich nicht unerwähnt laſſen, daß ich diesmal mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt habe. Dieſe beſtanden darin, daß ich

1. faſt gar keine neuen Angelegenheiten, ſondern nur Geſuche wider lauter bereits aberkannte und zwar zu unſerem Nachteile entſchiedene Sachen zu betreiben hatte;

2. daß nach dem eigenen Ausſpruche des Herrn Finanzminiſters die Kriege und mannigfaltigen politiſchen Verwickelungen der letzten Jahre dem Reiche außerordentliche Ausgaben verurſacht hatten und daher jede Bitte, welche einen pekuniären Erlaß oder nur die geringſte Bewilligung der Art enthielt, ſchon an ſich ſehr unwillkommen ſein mußte, und daß endlich

3. in denjenigen Angelegenheiten, in denen Eſtland mit Livland ein gemeinſames Intereſſe hat, Livland keine Schritte gethan, ſondern ich allein auftreten und daher natürlicherweiſe mir die Ruhe Livlands als ein Muſter aufſtellen und den Schein der Unzufriedenheit mir gefallen laſſen mußte. Nicht um die Verdrießlichkeit meiner Bemühung in irgend ein Licht zu ſtellen, habe ich dieſe Hinderniſſe erwähnt, ſondern nur um die Nachſicht derjenigen meiner Herren Mitbrüder anzuſprechen, welche ſich von meinem

letzten Aufenthalte in der Residenz vielleicht glänzendere Erfolge versprochen haben mögen.

1. Es ist dieser geehrten Versammlung bekannt, daß unser Gesuch wegen des Erlasses des einen Rubels Getränkesteuer im Dezember dem Herrn Finanzminister überreicht worden war und derselbe versprochen hatte, sich bei Sr. Kaiserl. Majestät dafür zu verwenden. Ich war so glücklich, bei dem ersten Besuch, welchen ich dem Herrn Finanzminister abstattete, die Erneuerung dieses Versprechens zu erhalten, welches bis dahin noch nicht hatte erfüllt werden können.

2. Bei eben diesem Besuche erwähnte ich gegen den Herrn Finanzminister, wie schwer auf der estländischen Ritterschaft der Druck laste, welcher durch den Senatsukas vom 14. Dezember 1831 der Erwerbung des Grundeigentums auferlegt sei, indem dieser Ukas, an die Stelle der bisher gehaltenen zehnjährigen Pfändungen [1] eine dreijährige setzend und je nach drei Jahren einen neuen Wertbogen fordernd, der Ritterschaft das Recht der Pfändung eigentlich ganz nehme u. s. w., und wie die estländische Ritterschaft von diesem Schlage um so empfindlicher getroffen sei, da noch vor wenigen Monaten der Herr Finanzminister ihr die Zusicherung, sie bei ihrem alten Rechte erhalten zu wollen, gegeben habe. Ohne auf eine Beantwortung dieses meines Zusatzes sich einzulassen, erwiderte mir Se. Erlaucht, daß unsere Pfandkontrakte eigentlich nichts anderes als eine Umgehung der Poschline [2] seien, daß er, soweit er sich besinne, den Senatsukas selbst veranlaßt habe und folglich nichts weiter dabei thun könne. Ich übergab nunmehr eine ausführliche schriftliche Bitte über diesen Gegenstand mit dem Beifügen, daß ich hierin besser, als es mündlich jetzt möglich sei, auszuführen mich bemüht, worin namentlich die gravamina der estländischen Ritterschaft bestünden, und mir die Hoffnung nicht versage, Se. Excellenz würden nach deren geneigter Beprüfung dennoch eine den Wünschen der estländischen Ritterschaft angemessene

[1] Es bezieht sich der Ausdruck Pfändungen auf das damals geübte Verfahren, ein Rittergut thatsächlich zu erwerben, nicht als de jure rechtliches Eigentum, sondern als sogen. Pfandbesitz, der aber de facto einem wirklichen Besitz vollkommen in der Praxis gleichkam; es wurden diese „Pfandkontrakte" bis auf 99 Jahre abgeschlossen und folglich das so erworbene Besitztum auch auf die Nachkommen weitervererbt.

[2] Poschlin heißen die Abgaben, welche gezahlt werden müssen beim Übergange von Grundbesitz in andere Hände.

Entſcheidung treffen. Der Herr Finanzminiſter erſuchte mich hierauf, am nächſten Sonnabend, abends 8 Uhr, in ſeiner Wohnung einer Konferenz mit dem verſammelten Departement der Reichseinkünfte beizuwohnen und daſelbſt meine Sache nochmals durchzuſprechen.

Die Zeit bis zu dem nächſten Sonnabend benutzte ich, um fleißig die erforderlichen Bekanntſchaften zu machen und überhaupt diejenigen Verbindungen anzuknüpfen, welche mir zur Förderung meiner Sache nützlich ſein zu können ſchienen. Unter anderem überreichte ich dem Herrn Direktor jenes Departements, dem Wirkl. Etatsrat Kaiſarow, mein Geſuch an den Finanzminiſter nochmals in ruſſiſcher Sprache, detaillierte ihm in mehreren Zuſammenkünften die Verhältniſſe und die Lage des eſtländiſchen Adels überhaupt und bemühte mich aufs äußerſte, ihn von der Wichtigkeit des Geſuches ſowohl als auch von deſſen rechtlichem Grund zu überzeugen.

Unterdes erſchien der verhängnisvolle Sonnabend. Ich ermangelte nicht, zur gehörigen Stunde mich einzufinden, und fand im Vorſaale den Etatsrat Kaiſarow mit allen ſeinen Sektionschefs bereits verſammelt. Dem erſteren legte ich nochmals unſere Angelegenheit ans Herz und empfing das wiederholte Verſprechen, daß er von ſeiner Seite gern alles thun wolle, was in ſeinen Kräften ſtehe. Nun erſchien der Graf Cancrin ſelbſt an der Thür ſeines Kabinets und nötigte mich und den Direktor Kaiſarow hinein. Der letztere hielt einen Vortrag über den Verlauf der Sache, und zu deſſen Beſchluß ward denn auch meine Bitte erwähnt. Der Graf wiederholte nun, was er bereits bei unſerer Zuſammenkunft mir geſagt, und fügte noch hinzu, daß, wiewohl er eine Poſchlinerhebung bei Erwerbung von Eigentum eigentlich für die ſchlechteſte Art der Beſteuerung halte und dieſe, wenn's von ihm abhinge und der Ausfall in den Reichseinkünften anderweitig gedeckt werden könnte, gänzlich abgeſchafft werden müſſe, er dennoch keinen Grund habe, von ſeiner bisherigen Anſicht abzugehen, denn unſere Pfandkontrakte ſeien gar kein rechtliches Inſtitut, ſondern nur eine Advokatenerfindung. — Mit einem geringen Vermögen ein großes Eigentum vertreten zu können, ſei kein Gewinn, vielmehr ein Riſiko, und er müſſe unter den gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſen aufs äußerſte auf die Vermehrung der Einkünfte bedacht ſein. Ich wagte zu behaupten, daß durch den Ukas vom 14. Dezember 1831 jener Zweck ſchwerlich erreicht werden würde, da bei der Verarmung des eſtländiſchen

Adels mancher Kauf wegen der Poſchlinzahlung ſich zerſchlagen werde und der geringe Zinſenverluſt an den Poſchlinen gegen die nunmehr verminderte Einnahme an den Poſchlinen ſelbſt in keinen Betracht käme. Ich proponierte auf das Beiſpiel Kurlands, das, obwohl es gar keine Poſchlinen zahle, dennoch die zehnjährige Pfändung behalten habe, ich unterließ nicht, anzuführen, daß dem eſtländiſchen Adel, welcher ausſchließlich in Staatsdienſte träte, bald die Mittel dazu benommen ſein würden, und erwähnte auch nochmals der Zuſicherung, welche Se. Erlaucht in Ihrem Schreiben vom 25. Juli uns gegeben. Die Antwort lautete: daß im Kauf von Gütern die Poſchline eine ſehr unerhebliche Verteuerung ſeien, daß, was Kurland anbetreffe, ich ihn nicht überzeugen werde, daß ein einmal begangener dummer Streich der Grund zu einem zweiten werden müſſe, daß er die Dienſte des eſtländiſchen Adels vollkommen anerkenne, dies aber in vorliegendem Falle in gar keinen Betracht kommen könne. Er gab der Sache endlich dadurch den Ausſchlag, daß er erklärte, der erwähnte Senatsukas ſei auf ſeine eigene Vorſtellung emaniert worden, und es ſei ihm deshalb unmöglich, jetzt etwas dem Entgegengeſetztes zu bewirken. Es ſtünde mir jedoch frei, mich mit einem Geſuch direkt an Se. Majeſtät den Kaiſer zu wenden (auch ſei dies der Weg geweſen, den die Eſtländer bei ihren Geſuchen bisher immer eingeſchlagen). In dieſem Falle werde er ſeine Meinung dahin ausſprechen, daß die bereits abgeſchloſſenen Pfandkontrakte ihre zehn Jahre noch ablaufen könnten und der Ukas nur bei den neu abzuſchließenden ſeine Anwendung fände, denn er könne ſich wohl vorſtellen, daß die ganze Verlegenheit nur daher entſtanden, daß den einzelnen Pfandhaltern der fern geglaubte Poſchlin-Zahlungstermin jetzt plötzlich nahegerückt worden. Dieſer Vermutung mußte ich der Wahrheit gemäß widerſprechen, und verſicherte auch, daß ich meinesteils nicht geſonnen ſei, an Se. Majeſtät eine Bitte zu richten, der er, der Herr Finanzminiſter, entgegen ſei.

Unſere Konferenz hatte wohl eine Stunde gedauert, die übrigen Herren warteten im Vorſaal; ich fürchtete, durch mein längeres Bleiben und Dringen den Unwillen des Herrn Finanzminiſters zu erregen, und empfahl mich endlich, ſehr niedergeſchlagen und mutlos, indem ich zugleich, und wohl ſehr gegen meine Überzeugung, die Hoffnung ausſprach, der Herr Finanzminiſter werde dennoch meine Bitte nicht ganz unberückſichtigt laſſen. Und in der That blieb mir noch *eine* Hoffnung. Jener Zuſage des Finanzminiſters vom

25. Juli 1831 war faſt keiner Erwähnung geſchehen, und ich wußte wohl, daß die große Konſequenz in ſeiner Adminiſtration mit einem binnen einem halben Jahr erfolgten Widerſpruch unverträglich ſei. Am folgenden Tage begab ich mich wieder ins Departement und bat nun um eine Vereinigung der beiden verſchiedenen Befehle. Dies verſprach man mir, indem man mich zugleich verſicherte, daß nicht der geringſte Widerſpruch darin enthalten ſei, denn in dem erſten Schreiben habe man auf meine Bitte den achten Punkt des Ukaſes vom 24. November 1821, welcher eine Poſchlineinzahlung gleich bei jeder Beſitzübertragung fordern zu wollen ſchien, allerdings dahin beantwortet, daß dieſe Zahlung auf Pfändungen keine Anwendung leide und dieſe nach wie vor von der Poſchlinzahlung frei bleiben ſollten; daß ich im Sinne der zehnjährigen Pfändung darum gebeten, ſei nicht unbemerkt geblieben, allein man habe damals keinen Anlaß gehabt, gegen dieſelbe etwas anzuführen, und deshalb durch die Finger geſehen; es ſei alſo kein Widerſpruch, vielmehr eine ganz andere Sache, daß durch den Ukas vom 14. Dezember 1831 an die Stelle der zehnjährigen Pfändung eine dreijährige geſetzt worden. In dieſem Sinne war auch die Antwort an mich verfaßt, welche ich nunmehr officiell auf mein Schreiben an den Finanzminiſter bekam.

3. Eine dritte Angelegenheit, die meine Anweſenheit in St. Petersburg erforderlich machte, war die uns ſeit fünfzehn Jahren auferlegte und endlich bis auf 16000 Rubel jährlich geſtiegene Zahlung für die Holz-, Licht- und Ölkonſumtion des hieſigen Militärwaiſenhauſes. Die eſtländiſche Ritterſchaft hatte ſchon früher eine Bitte um Abhilfe an das Miniſterium überreicht, hatte aber eine abſchlägige Antwort erhalten. Unterdes mochte ich bei dieſer abſchlägigen Antwort mich dennoch nicht beruhigen, ſondern beſchloß, die Sache nochmals an das Miniſterium und zwar durch die Vorſtellung zu bringen, daß, wenn die Beleuchtung und Erheizung der Militärwaiſenabteilungen geſetzlich aus den Landesobliegenheitsſummen beſtritten werden müßten, ſo würde man doch dem eſtländiſchen Gouvernement nicht zumuten, daß es außer für ſich auch noch für andere Gouvernements zahle; dies finde aber in der That ſtatt, da die Halbbataillone der Militärkantoniſten aus Riga, Pernau, Arensburg und Helſingfors ſämtlich nach Reval verſetzt worden wären.

Der Empfehlung des Senators Grafen Tiefenhauſen habe ich den ausgezeichnet höflichen Empfang zu verdanken, den ich beim

Herrn Minister erfuhr. Ich ermangelte nicht, ihm die Angelegenheit wegen unseres Militärwaisenhauses vorzulegen und darum zu bitten, daß er von sich die gewünschte Verteilung auf die übrigen beteiligten Gouvernements bewerkstelligen möge. Er fand eine Schwierigkeit in der Beseitigung des Grundes, wegen welches man uns eine abschlägige Antwort gegeben (weil die estländische Ritterschaft durch den Erlaß eines Rubels der Getränkesteuer bereits eines Vorzuges vor den übrigen Gouvernements des Reiches genösse), und hiervon nahm ich Gelegenheit, von der Lage der Provinz überhaupt, insonderheit der Verarmung des Adelstandes zu sprechen, und um die Erlaubnis zu bitten, ob ich nicht Sr. Exzellenz ein Tableau unsererer Verhältnisse überreichen dürfe, aus welchem ihm das dringende Bedürfnis einer Hilfe und zugleich die genaue Bewandtnis wegen des Rubels Getränkesteuer klar werden würde. Der Minister nahm mein Anerbieten mit Dank an und forderte mich auf, gleichzeitig mit diesem Tableau auch eine Bitte wegen meiner Angelegenheit und zwar persönlich einzureichen, indem er dadurch die Gelegenheit bekomme, mir noch einiges zu sagen. Dies geschah. Am 11. Februar war ich abermals beim Minister, übergab meine beiden Eingaben und empfing das Versprechen, daß der Herr Minister in unserer Sache thun wolle, was ihm möglich sein werde.

Doch unter allen Gesuchen, deren Betreibung mir diese geehrte Versammlung übertragen, lag mir keins mehr am Herzen als dasjenige, welches unser heiligstes Vorrecht, unsere protestantische, unbeschränkte Glaubensfreiheit, das Recht, den Glauben unserer Väter in allen Fällen auf unsere Kinder weitervererben zu dürfen, betraf; ich meine das Gesuch um die Abwendung des Ukases vom August 1721, welcher vorschreibt, daß alle Kinder in der griechischen Kirche getauft und erzogen werden müssen, von deren Eltern entweder der Vater oder die Mutter zur griechischen Konfession gehört. So gewiß es ist, daß unsere Vorfahren sowohl in der Domkapitulation als auch im Nystädter und Aboer Friedensschluß sich die unbeschränkteste Religionsfreiheit vorbehalten hatten, so gewiß es auch die Absicht des Zaren Peter des Großen war, seine neuerworbenen Unterthanen in ihrem wichtigsten Rechte ungekränkt zu erhalten, so erschwerte dennoch ein solches Gesuch gar sehr der Umstand, daß die Zeit allmählich eine andere Praxis herbeigeführt hatte; auch konnte es nicht anders als entmutigend auf mich wirken, daß die nämliche Bitte, erst kurz vorher vom Senator Grafen Tiesenhausen als Präses der für die geistlichen Angelegen-

heiten des protestantischen Rußlands niedergesetzten Kommission an Se. Majestät gerichtet, abgeschlagen worden war. Allein gehorsam Ihrem in dem Ausschuß vom Juni des Jahres 1831 ausgesprochenen Wunsche, ermutigt durch die mir gütigst versprochene Fürsprache unseres verehrten Herrn Generalgouverneurs, sowie durch den Rat erfahrener Freunde und Gönner, überzeugt, daß selbst im Falle eines unglücklichen Ausganges unsere Nachkommen einst auf unsere Ansichten und Schritte sich würden berufen können, um unter günstigeren Verhältnissen glücklicher vorzuschreiten und begeistert durch die Hoffnung, daß dennoch Gott der Herr das Herz unseres Monarchen gnädig zur Erfüllung unserer Bitte lenken könne, habe ich den Versuch gewagt und, wie es mir scheint, auf dem einzigen Wege, wie er zu wagen war. Ich habe ein unterthäniges Gesuch an Se. Kaiserliche Majestät in die Hände des Herrn Generalgouverneurs niedergelegt und unsere Glaubens- und rechtsverwandten Brüder in Kurland und Livland aufgefordert, ein Gleiches zu thun, mit dem Zusatze, daß der gegenwärtige Moment nicht zu versäumen sei, indem unser Herr Generalgouverneur versprochen, die drei Gesuche, welche nur als ein Ganzes betrachtet eine Wirkung hervorbringen können, zusammen Sr. Kaiserlichen Majestät zu überreichen und von sich aus kräftig zu unterstützen. Schon habe ich von dem kurländischen Herrn Landesbevollmächtigten sowohl als auch von dem livländischen Landratskollegio nebst einem Dank auch die Zusage erhalten.

Aus der Hand dessen, der allein helfen kann, steht zu erwarten, was uns in dieser Sache wie in allen unseren übrigen Bitten und Wünschen gegeben werden wird.

Landtag am 7. Februar 1833.

Da der Herr Ritterschaftshauptmann von Grünewaldt krank geworden war, so eröffnete an seiner Stelle der Herr Landrat von Krusenstiern den Landtag und verlas den Bericht des Herrn Ritterschaftshauptmanns.

„Ich begrüße Sie, edle Mitbrüder, nach einem dreijährigen Zwischenraum mit meinem achtungsvollsten Gruße. Die Zeit meiner Amtsverwaltung ist abgelaufen, und ich stehe jetzt da, die letzte Pflicht gegen Sie erfüllend, um Ihnen in einem genauen Bericht Rechenschaft darüber abzulegen, wie ich die von dem Landtage und dem respektiven ritterschaftlichen Ausschusse mir übertragenen Aufträge erfüllt, und wie ich überhaupt den mannig-

faltigen, gegen unſere edle Ritterſchaft übernommenen Verpflichtungen nachgekommen bin. Mögen Ihre Erwartungen, welche ich ſchon in meiner Antrittsrede mit meinen geringen Fähigkeiten in Einklang zu bringen verſuchte, wenigſtens nicht unter der Wirklichkeit zurückgeblieben ſein."

Unter anderen Punkten teilt der Ritterſchaftshauptmann in ſeinem Bericht mit:

„Mit Bedauern muß ich Ihnen ferner berichten, daß wir das Recht der zehnjährigen Pfändungen verloren haben, indem an deren Stelle eine dreijährige geſetzt worden, welche zwar zu dreien Malen wiederholt werden kann, aber mit jedesmaliger Poſchlinentrichtung für den Wertbogen verbunden iſt. Die unmittelbare Folge von dieſer Einrichtung iſt, daß nur noch Kaufkontrakte abgeſchloſſen und zur Erlangung eines Grundſtücks künftig größere bare Kapitalien erfordert werden dürften als wie bisher. Ich habe in dieſer Sache mit dem Herrn Finanzminiſter mündlich zu konferieren und vielfach zu korreſpondieren das Glück gehabt, allein leider war alle meine Mühe umſonſt." — Der Schluß des Berichtes lautet folgendermaßen:

„Blicken wir auf die letztverfloſſenen drei Jahre zurück, ſo müſſen wir es dankbar anerkennen, daß wir eine glückliche Zeit verlebt haben, daß wenigſtens keine der gedrohten Gefahren in dem Maße hereingebrochen iſt, als wir es anfänglich fürchten mußten."

„Und ſomit ſchreite ich denn zu meiner letzten teuren Pflicht, zu der des Dankes an Sie und des Abſchiedes von Ihnen. Wie ſollte ich's nicht mit dem tiefſten Danke empfinden und Ihnen hiermit ſagen, daß ich ſtets ein gleichmäßiges Wohlwollen und Vertrauen von Ihnen genoſſen habe! Die Genehmigung, welche der ritterſchaftliche Ausſchuß meiner Handlungsweiſe ſtets gab, lieh mir zugleich den Mut, zu hoffen, daß ich auch in Ihrem Sinn handelte.

Ich bin ſo glücklich geweſen, nie eine mißbilligende Äußerung von Ihnen zu erfahren, was bei der natürlichen Offenheit meines Charakters und den vielen Freunden, die jede Falte meines Herzens durchſchauten, leicht hätte der Fall ſein können. Aber ich bitte Sie, nicht zu glauben, daß ich dieſes Schweigen als einen meinem Eifer ſchuldigen Tribut hingenommen habe, ſondern nur als einen Beweis Ihrer großen Nachſicht gegen mich.

Und hiermit empfehle ich mich Ihnen, verehrte Mitbrüder, in wahrer Hochachtung und treueſter Ergebenheit".

Im Harriſchen Kreiſe trug der Herr Mannrichter von Helffreich auf Bitten mehrerer Glieder desſelben darauf an, daß dem Ritterſchaftshauptmann von Grünewaldt ein Dank für ſeine bisherige Amtsthätigkeit abgeſtattet und derſelbe zugleich erſucht werde, noch die nächſten drei Jahre dem Poſten eines Ritterſchafts-hauptmanns vorzuſtehen und daß dieſer Antrag auch den drei übrigen Kreiſen zur Deliberation vorgetragen werde.

Nach Einſammlung der Stimmen ergab ſich, daß mit dreißig Stimmen gegen drei dieſer Antrag angenommen wurde. Der Herr ſtellvertretende Ritterſchaftshauptmann, begab ſich hierauf zu dem Herrn Ritterſchaftshauptmann um ihm den Wunſch der Ritter-ſchaft, noch fernerhin drei Jahre im Ritterſchaftshauptmannsamte zu verbleiben, vorzutragen.

Dies geſchah, und nachdem dem Herrn Ritterſchaftshauptmann von Grünewaldt das Protokoll der Verhandlungen war vorgetragen worden, erklärte er, daß, tief gerührt durch die durch eine ſo große Majorität ausgeſprochene Bitte der Ritterſchaft, er nicht umhin könne, derſelben zu willfahren. Er bäte, ihr ſeinen Dank für die ihm eben gewordene Auszeichnung vorläufig abzuſtatten.

Landtag am 10. Februar 1833.

Der Herr Ritterſchaftshauptmann von Grünewaldt hielt folgende Rede an die Verſammlung:

„Hochgeehrte Mitbrüder, Ihre Stimme ruft noch einmal mich an dieſe Stelle zurück. Ihre Majorität hat auf eine für mich höchſt ehrenvolle Weiſe den Wunſch ausgeſprochen, daß ich noch einmal dieſen Stab übernehmen, noch einmal als Ihr Repräſentant Ihre Angelegenheiten leiten möge. Zwar habe ich bereits von meinem Krankenbette aus auf Ihren Wunſch mich erklärt, allein, nachdem mir das Glück zuteil geworden iſt, wieder an dieſem Platze zu erſcheinen, kann und darf ich dem Drange nicht widerſtehen, ſelbſt vor dieſer edlen Verſammlung auszuſprechen, was ich auf Ihren Antrag zu ſagen hatte, ſo ſchwer es mir auch fällt, in Worte zuſammenzufaſſen, was ſo vielfach mein Inneres bewegt. Darum ergänzen Sie liebevoll, wo hier die Sprache mir ihre Armut zeigt. Es iſt zuvörderſt der Dank, Dank und die Freude über den unzweideutigen Beweis Ihrer mir erzeigten Nachſicht mit meiner

bisherigen Amtsführung, über den Beweis Ihres gütigen mir erhaltenen Wohlwollens, über den Beweis Ihres erneuerten Vertrauens. Ja, ich wage es dreister, diese Güte mir anzueignen, denn nicht mehr als ein Unbekannter stehe ich vor Ihnen, bei dessen Wahl, wie vor drei Jahren, eine günstige, für mich vorgefaßte Meinung Sie leiten konnte.

Ich hatte die Ehre, drei Jahre lang unsere edle Ritterschaft zu repräsentieren, in verschiedenen Verhältnissen, wie eben Zeit und Umstände sie herbeiführten; immer aber lag meine Verfahrungsweise offen Ihnen vor. Blicke ich nun auf meine große Schwäche und meine geringen Leistungen zurück, so sind es nur die Motive meiner Handlungsweise, so ist's nur mein guter Wille, der eine Anerkennung vor Ihren Augen hat finden können, und das ist's, was meine vermessensten Hoffnungen übersteigend mit dem freudigsten Staunen mich erfüllt und mit unwandelbarer Dankbarkeit an Sie mich fesselt. Aber vor allem ergreift mich die Leitung einer höheren Hand, welche Hindernisse hinwegzuräumen wußte, die meinen Augen unübersteiglich schienen, und dadurch zu einem Weg mich rüstete, den ich mit eigenen Kräften nie betreten, ja kaum die Möglichkeit, ihn zu gehen, mir denken konnte.

Ja, es ist über mich entschieden! Ich darf nicht der Richter über meine Würdigkeit zum Amte sein. Der durch Sie ausgesprochene Wille muß über mich bestimmen. Und so ergreife ich denn von neuem diesen Stab, zwar immer in derselben Schwäche und Unvollkommenheit, aber dennoch mit Mut und Freudigkeit; denn unvergeßlich ist mir die Hilfe, die ich oft erfuhr, unvergeßlich Ihre mir stets auf gleiche Weise erzeigte Freundlichkeit und Güte und unvergeßlich Ihre eben erfahrene Nachsicht. Erhalten Sie mir diese unschätzbaren Güter, erhalten Sie mir Ihr Vertrauen, dessen fester Besitz mein höchster Stolz sein würde, und: erinnere mich dieser Stab stets an die hohen gegen Sie übernommenen Verpflichtungen, erinnere er mich daran, daß ich mich ganz Ihrem Dienst geweiht habe, und nicht *meine* Ehre suchend, mit aller Treue nur Ihnen leben soll. So lassen Sie uns denn mit frischen Kräften die Verhandlungen des Landtages fortsetzen, gerüstet mit selbstverleugnender Liebe für das Wohl unserer Provinz und geleitet von dem aufrichtigen Bestreben, nur das Beste des Allgemeinen im Auge zu haben. In solcher Einmütigkeit allein können unsere Verhandlungen ein gutes Gedeihen haben; in der Bewahrung eines solchen Sinnes nur werden wir den alten Ruhm der estländischen Eintracht und

Treue behaupten und auch nur dadurch die Huld und Gnade eines verehrten Herrn und Kaisers uns erhalten können.

Doch noch eine Bitte gestatten Sie mir! Schenken Sie diesen Versammlungen Ihre Gegenwart unausgesetzt bis zu dem Schluß. Diesen durch meine fleißigsten Vorbereitungen so bald als möglich herbeizuführen, soll meine angelegentlichste Sorge sein.

Nur indem man den Verhandlungen in ihrem ununterbrochenen Laufe folgt, kann wahre Teilnahme und Liebe für unsere Institutionen erwachsen, kann rechter Patriotismus erzeugt und genährt und Zufriedenheit mit den gefaßten Beschlüssen erlangt werden. Die Erfahrung wird auch Sie gelehrt haben, daß unsere tüchtigsten und für den Dienst des Vaterlandes brauchbarsten Mitbrüder stets die fleißigsten Besucher des Landtages, hingegen die Unzufriedensten diejenigen sind und waren, welche selten oder nie in diese Versammlung kamen. Darum lassen Sie mich keine Fehlbitte thun. Erlauben Sie mir, bevor wir fortfahren, ins Kollegium der Herren Landräte herüber zu gehen, um auch dort in meiner erneuerten Funktion mich zu präsentieren."

Der Herr Ritterschaftshauptmann begab sich demnach in das Kollegium der Herren Landräte, woselbst er folgende Anrede hielt:

„Ich begrüße Sie, edle Väter des Landes, noch einmal mit diesem Stabe der Ehre in meiner Hand, nachdem ich, durch eine Krankheit verhindert, auf die Ehre verzichten mußte, Sie zum letztenmal zum Tempel des Herrn zu geleiten, und schon meinte, ich würde ihn nimmer mehr ergreifen. Doch es war anders beschlossen. Die Majorität meiner Mitbrüder, auf eine für mich höchst ehrenvolle Weise, gab ihn mir von neuem in meine Hand, und warum soll ich es leugnen, daß ich mit hoher Freude ihn wieder empfing; denn erst die große Nachsicht und Güte meiner Mitbrüder hat ihn mir so wert gemacht. Dürfte ich noch einer Besorgnis Raum geben, so wäre es die, daß Sie, hochgeehrte Herren Landräte, bei meiner Wiedererwählung nicht konkurriert haben. Nach so manchen Beweisen Ihres Wohlwollens für mich glaube ich jedoch der schmeichelhaften Hoffnung mich überlassen zu können, daß diese Wahl sich vielleicht auch Ihrer Zustimmung erfreuen dürfte. Es gereicht mir zu einer besonderen Freude, bei dieser Gelegenheit aussprechen zu dürfen, daß jede Beratung mit Ihnen mir ebenso sehr zu einer Bereicherung meiner Erfahrung, als zu einem wahren Vergnügen gedient hat. Erst im Laufe meiner Amtsführung habe ich die Wichtigkeit und den Wert Ihres

Einflusses auf die ritterschaftlichen Angelegenheiten kennen und schätzen und die Weisheit der Verfassung preisen gelernt, welche diesen Einfluß Ihnen gab. Darum bitte ich Sie schließlich, daß Sie auch künftighin Ihren Rat und Ihre Belehrung mir zu teil werden lassen möchten, und ich darf nicht zweifeln an der Erfüllung dieser Bitte. Denn bürgte mir nicht schon Ihr Eifer und Ihre Amtstreue dafür, so würde mir die erfreulichste Gewißheit in Ihres verehrten Herrn Präsidenten eigentümlicher Geistesfrische und Klarheit, welche alle Gegenstände des vaterländischen Interesses gleichmäßig durchdringt und belebt."

Landtag am 22. Februar 1833.

Der Herr Ritterschaftshauptmann von Grünewaldt überreichte Sr. Excellenz dem Herrn Civilgouverneur den Landtagsschluß, wobei er ihm folgende Anrede hielt:

„Ich komme, Ew. Exzellenz pflichtschuldigst anzuzeigen, daß die Verhandlungen des Landtags sowohl wie auch der garantierenden Gesellschaft beendet sind und habe die Ehre, den Landtagsschluß Ihnen zu überreichen.

Ich komme zugleich, Ew. Exzellenz für Ihr unserer Ritterschaft erwiesenes Wohlwollen zu danken, welches in mehreren Ihrer getroffenen Anordnungen und gütigen Anerbietungen so deutlich sich ausgesprochen hat. Ich danke Ihnen insonderheit noch für die gütigen und zutrauensvollen Gesinnungen, welche Sie für mich hegen und kundgegeben haben; wenn ich, durch Krankheit verhindert, bei Eröffnung des Landtags auch nicht so glücklich war, aus Ihrem Munde sie zu vernehmen. Genehmigen Sie dagegen die Versicherung, daß das Land Sie wie seinen Vater ehrt und liebt und die Erhaltung und Verlängerung Ihrer Lebenstage seine innigsten Wünsche vereinigt."

Hierauf hielt der Herr Ritterschaftshauptmann im Ritterhause vor der versammelten Ritterschaft folgende Anrede:

„Hochgeehrte Mitbrüder! So wäre denn nach eben zurückgelegtem Gange zum Herrn Civilgouverneur der letzte Akt des Landtags beendigt, und es bliebe mir nur noch übrig, den Schluß desselben förmlich vor Ihnen auszusprechen. Bevor ich aber solches thue, sei es mir verstattet, noch einen Blick auf unsere Verhandlungen zurückzuwerfen und in dankbarer Anerkennung zu betrachten, wie viele so innig von uns gehegten nnd von mir in meiner Antrittsrede auch ausgesprochene Wünsche in die schönste Erfüllung

gegangen ſind. Ich darf es ſagen, daß in dieſer Verſammlung ein guter, wahrhaft patriotiſcher Geiſt geherrſcht hat. Ohne daß es nötig geworden iſt, ein lautes Bekenntnis dafür abzulegen, kann es doch niemandem von Ihnen entgangen ſein, daß nur ein Gefühl der innigſten und treueſten Anhänglichkeit an unſere alte Verfaſſung Sie belebte. Von einem gnädigen Herrſcher von neuem uns zugeſichert, iſt dieſe Anhänglichkeit der Grund unſeres bürgerlichen Wirkens und Strebens, ja noch mehr, ſie hat den eigentlichen Geiſt der eſtländiſchen Ritterſchaft erzeugt und ernährt ihn fortwährend. Halten wir feſt daran, edle Mitbrüder. Wir ſichern uns dadurch nicht nur die äußere Achtung, wir geben damit auch unſeren Söhnen die ſchönſte Mitgabe, bei vielen die einzige!

Ein guter Geiſt hat in unſerer Verſammlung ferner geherrſcht und ſich kundgegeben: in der großen Einmütigkeit der Geſinnungen, in der vollkommenſten Eintracht, in dem Fernliegen allen Parteigeiſtes und der Animoſitäten wider einzelne Perſonen und Verhandlungsgegenſtände. Es verdient dankbare Erkennung, daß Ihnen und mir die Diskuſſionen dadurch erleichtert und angenehm geworden ſind, aber wichtiger iſt's, daß wir enger untereinander verbunden daſtehen und ſtärker werden durch Einigkeit. Möge es auch fortan ſo bleiben!

Möge der Geiſt der Liebe und Eintracht alle unſere Landtage leiten bis in die fernſte Zukunft! Möge noch lange die Huld und Gnade unſeres geliebten Herrn und Kaiſers uns erhalten bleiben, äußerer und innerer Friede uns zu teil werden, mögen glückliche und geſegnete Jahre den Wohlſtand unſerer Familien mehren und unſer teures Vaterland ſtets wahrer Ruhe und Zufriedenheit ſich zu erfreuen haben.

Mit dieſen herzlichen Wünſchen empfangen Sie zum Abſchiede noch meinen wärmſten Dank für die Teilnahme und Aufmerkſamkeit, welche Sie dieſen Verhandlungen geſchenkt haben, und geſtatten Sie mir, dafür die Überzeugung mitnehmen zu dürfen, daß niemand von Ihnen meinen redlichen Willen in Zweifel ziehen mag, Ihnen alle Zeit treu und nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu dienen. Dieſe Gewißheit wäre meine höchſte Freude, ja, ſie faßt alles in ſich, was ich von Ihnen mir erbitten könnte! Leben Sie wohl."

Landtag. Am 11. Dezember 1833

war eine hoch- und hochwohlgeborene Ritterſchaft des Herzogtums Eſtland, nachdem mittelſt Cirkular an die Herren Kirchenvorſteher

dieſelbe zu einer garantierenden Geſellſchaft zum heutigen Tage eingeladen worden war, welche ſich höchſt wahrſcheinlich in einen extraordinären Landtag verwandeln würde, auf einem extraordinären Landtag um 10 Uhr vormittags im Ritterſaale verſammelt, indem die Abhaltung desſelben durch ein mit geſtriger Poſt angelangtes Schreiben Sr. Excellenz des Herrn Generalgouverneurs geſtattet worden war.

Der Herr Ritterſchaftshauptmann von Grünewaldt redete die verſammelte Ritterſchaft folgendermaßen an:

„Indem ich, verehrte Mitbrüder, mit meinem achtungsvollſten Gruß Sie begrüße, habe ich die Ehre, Ihnen anzukündigen, daß wir heute zu einem extraordinären Landtag verſammelt ſind, da Se. Exzellenz der Herr Generalgouverneur die Erlaubnis dazu am 26. vorigen Monats mündlich in Dorpat gegeben und durch ein Schreiben vom vierten dieſes Monats wiederholt hat. Die Hauptveranlaſſung, welche uns hier vereinigt und mir das Glück giebt, wiederum dieſen Ehrenplatz einzunehmen, betrifft eine womöglich anſehnliche Lieferung an Proviant zur Verſorgung der Reſidenz. Die Anführung dieſes Grundes enthält zugleich die Rechtfertigung des ritterſchaftlichen Ausſchuſſes, der dieſe Verſammlung zu berufen beſchloß und die der geſamten Ritterſchaft verurſachten Koſten einer Reiſe und eines Aufenthalts in der Stadt für gering erachtete in Betrachtung der Wichtigkeit des Gegenſtandes und der Majorität zur Faſſung eines ritterſchaftlichen Beſchluſſes. Schon ſind die Reſultate unſerer desfallſigen Beratungen ſeit einiger Zeit erwartet worden, und deshalb erlauben Sie mir geneigteſt, ohne Umſchweife Ihnen eine Darſtellung deſſen machen zu dürfen, worauf es nunmehr ankommt.

Während bei uns im verwichenen Sommer ein unausgeſetzter Regen die Hoffnung auf eine gute Ernte faſt niederſchlug, verbrannte die Sonne in den zwölf fruchtbarſten Provinzen des Reichs alle Saaten, ohne daß ſeit dem Abſchmelzen des Schnees *ein* Regentropfen ſie erfriſcht und genährt hätte. Der Herr der Schöpfung that bei uns den Regenfluten Einhalt; er ſchenkte uns einen milden Nachſommer, die verſpäteten Feldfrüchte reiften nach — alles, auch manches verloren Geglaubte, ward eingeerntet, und wir müſſen mit Dank erkennen und haben es erkannt, daß die meiſten Gegenden Eſtlands mit einer reichen Ernte geſegnet worden ſind, und nur ausnahmsweiſe Fälle vorkommen mögen, wo ſie nicht bis zur Mittelmäßigkeit hinanreichte. Nicht ſo in

jenen Provinzen! — Die Erde dürstete fort, und wenn auch hier und da spärlicher Regen eintrat, so vermochte er nicht mehr die verdorrten Pflanzen ins Leben zurückzurufen oder ihr verkümmertes Wachstum zu kräftigen. Dort belebte keine neuerwachte Hoffnung den gesunkenen Mut; — die Äcker und Wiesen gaben keine Ernte mehr. Es entstand um so eher eine Teuerung, da ein Mißwachs des vorangegangenen Jahres schon die Vorräte konsumiert hatte. Die Preise für die Nahrung der Menschen sowohl als der Tiere sind jetzt jedoch zu einer fast unerschwinglichen Höhe gestiegen und das Vaterherz unseres inniggeliebten Monarchen einer neuen und vielleicht der schwersten und empfindlichsten Prüfung unterworfen worden. Die Größe der Opfer, welche die Regierung der Erhaltung von Millionen ihrer Unterthanen zu bringen hat, wird begreiflich, wenn man erwägt, daß sie den niederen und eigentlich hilfsbedürftigen Volksklassen das Korn für ein Drittel ihres Einkaufspreises verabfolgt. Möge diese Maßregel gesegneten Erfolg haben! Aber ihre Wirksamkeit erstreckt sich nur auf jene Gegenden des Elends selbst. An den Hauptströmen des Reichs gelegen, waren sie von jeher die Kornkammer der Residenz und vermochten durch die erleichterte Kommunikation vielfacher Wasserwege das Getreide daselbst oft zu billigeren Preisen zu stellen, als die Seehäfen zu zahlen pflegten. Diese Kornkammern liefern nun nichts mehr, die Vorräte von St. Petersburg reichen noch etwa bis in den künftigen Sommer hinein, allein die Wachsamkeit der Regierung mußte darauf bedacht sein, zeitig vor dem Eintritt der Not neue Einkäufe zu veranstalten, denn selbst wenn in jenen Provinzen im künftigen Herbste die Ernte reichlich ausfiele, können vor dem Frühling 1835 die Barken der Residenz kein Getreide zuführen, und sie bliebe ein rundes Jahr unversorgt.

Unter diesen Umständen haben Se. Majestät der Kaiser unseren geehrten Herrn Generalgouverneur auffordern lassen, die Ritterschaften der ihm anvertrauten Gouvernements aufzurufen, daß sie nach Vermögen Lieferungen an die Magazine von St. Petersburg übernehmen und Getreide, insonderheit Roggenmehl, in die nächsten Seehäfen anführen möchten. Se. Majestät haben zugleich die Überzeugung aussprechen lassen, daß unsere Provinzen, deren Ernte im ganzen günstig ausgefallen, nicht die höchsten Preise fordern, sondern einen Teil der großen Opfer würden mittragen wollen, welche eine schwere Heimsuchung dem Lande auferlegt hat. Bereits haben unsere Nachbarprovinzen dieser Aufforderung Genüge

geleistet. Es sind in Kurland 50000 Kul Mehl à 18¼ Rubel, Grütze zu 18 Rubel und 20000 Tschetwert Hafer zu 7 Rubel, — in Livland ca. 25000 Kul, das Mehl zu 17 Rubel und ein Teil in hartem Korn zu 16½ Rubel, Grütze zu dem nämlichen und Hafer zu dem kurländischen Preise unterschrieben und der Bericht darüber in St. Petersburg mit großem Wohlgefallen aufgenommen worden. Auch an uns ist dieser Ruf zur Menschlichkeit, zur Unterthanenpflicht und zur Dankbarkeit ergangen, zur Dankbarkeit für viele von der Regierung erhaltene Wohlthaten, zur Dankbarkeit für eine Ernte, die eine Menge unserer Mitunterthanen entbehren. An uns ist er ergangen, die wir vor unseren Schwesterprovinzen mancher Vorzüge uns zu erfreuen gehabt haben, — zu einer Zeit, wo ich im Begriff stehe, wiederum um eine seit Jahren genossene Vergünstigung zu bitten. Noch bei Seinem letzten Besuch bei uns sagten mir Se. Majestät unser Allergnädigster Kaiser mit einem Händedruck, der Ihnen, verehrte Mitbrüder, galt: ‚Von Euch weiß ich's, daß Ihr meine alten Freunde seid!'

So sind wir erkannt worden. Soll nun unsere Ergebenheit, unsere Anhänglichkeit an Thron und Vaterland in äußerlichen Freudenbezeugungen und in Gaben der Bewirtung, welche eigentlich uns am meisten ergötzten, allein bestanden haben, oder sollten wir nicht die Fähigkeit in uns fühlen, die That für unsere Gesinnungen sprechen zu lassen? — Heute, verehrte Mitbrüder, heute bietet sich uns die Gelegenheit dar, heute lassen Sie uns beweisen, daß wir unseren Nachbarn nur im Reichtum, nicht aber in der Darbringung von Opfern nachstehen, deren Größe ein anderer Maßstab ermißt, als der Reichtum ist. Heute lassen Sie uns unseren alten Ruhm der Ergebenheit und thätigen Vaterlandsliebe von neuem befestigen!

Doch — ich schweige! Jedes Wort der Überredung wäre ein Zweifel an Ihrem Willen, Ihren Patriotismus bethätigen zu wollen; und es findet kein Zweifel statt; das Ob ist gewiß, nur das Wie lassen Sie uns beraten; einmütig alle dargebotenen Mittel abwägen und so nach Kräften die Erwartungen zu erfüllen suchen, die ein gnädiger und geliebter Kaiser von uns hegt."

Fest am 30. August 1834. Enthüllung des Denkmals Alexanders I.

Ausschußsitzung am 12. September 1834.

Der Herr Ritterschaftshauptmann von Grünewaldt trug zuvörderst folgenden Bericht von seinem letzten Aufenthalt in St. Petersburg vor:

„Wenn ich es stets für eine unerläßliche Pflicht erachtet habe, dieser verehrten Versammlung über die Ausrichtung jedes mir von unserer Ritterschaft erteilten Auftrages getreuen Bericht zu erstatten, so halte ich es nicht weniger für meine Schuldigkeit, auch in solchen Fällen das Gleiche zu thun, wo es nicht sowohl auf ein Geschäft ankam, als darauf, daß ich überhaupt Sie zu repräsentieren die Ehre hatte. Ich habe es mit Dank erkannt, und es gereicht mir zur wahren Befriedigung meines Herzens, aussprechen zu dürfen, daß ich das Glück, ein Zeuge der Vorgänge des denkwürdigen 30. August gewesen zu sein, nur Ihnen verdanke und daß alle mir zuteil gewordene Ehre Ihnen allein gebührt.

Bei meiner Ankunft am 24. August schienen alle Vorbereitungsanstalten bereits getroffen, eine ungeheure, zu beiden Seiten des Balkons herabgehende, mit Brettern verkleidete und elegant angestrichene und dekorierte Treppe machten das Winterpalais, und ein vom Pflaster bis zum Kamm eines hohen Daches erbautes Amphitheater das Exerzierhaus nebenbei fast unkenntlich, kaum waren noch einige Arbeiter daran beschäftigt; allein eine Instruktion für Adelsmarschälle, welche ich erwartet hatte, erschien nicht, sondern es blieb bei der Bekanntmachung eines Ceremoniells, in welcher uns unser Platz angedeutet war und welche auch Sie in den öffentlichen Blättern werden gelesen haben. Alle Befehle wurden jedem einzeln ins Haus gesandt. Der erste derselben versammelte sämtliche Adelsmarschälle am 29. zu einer Vorstellung bei beiden Majestäten in Jelagin. Zeitig eingetroffen, und da man uns einander nicht gegenseitig vorstellte und miteinander bekannt machte, beschränkten wir uns darauf, uns zu besehen, eine Beschäftigung, welche für uns Fremde insgesamt sehr interessant war. In der That konnte es kein lebendigeres Bild von der Größe des russischen Reiches geben, als diese Zusammenkunft darbot.

Da gab es Russen, Polen, Schweden und Deutsche, die in ihrer vaterländischen Mundart sich miteinander unterhielten, einen

Beſſarabier, wahrſcheinlich ein Grieche oder Bulgare, welcher jedoch ruſſiſch, und einen Transkaukaſier, welcher gar nicht ſprach, ſondern, wenn er angeredet wurde, nur lächelte, während ſein Adjutant, hinter ihm ſtehend, über ſeine Schulter hinweg antwortete. Die goldgeſtickten Uniformen kontraſtierten auf eine beſondere Weiſe mit den gebräunten Geſichtern, die Umſchrift der Knöpfe bezeichnete die Landsmannſchaft, und es prägte ſich bald die Phyſiognomie des Kollegen von Twer, Jaroslav, Räſan, Perm u. ſ. w. ein, die Namen aber entgingen mir bald. Bei unſerer zweiten Zuſammenkunft kannten ſich ſchon mehrere und grüßten einander, bei der dritten ſah man ſie ſich die Hände drücken und viel miteinander unterhalten, und als wir endlich beim Miniſter uns beurlaubten, gab's manchen recht zärtlichen Abſchied unter den Kollegen. Doch ich kehre zur Vorſtellung zurück. Nachdem wir in die Rangordnung der Gouvernements vom Oberkammerherrn Grafen Litta aufgeſtellt worden waren, erſchienen Se. Majeſtät der Kaiſer und unterhielten ſich mit jedem auf das freundlichſte. Nachdem er die ganze Reihe von achtundvierzig Perſonen heruntergegangen war, ſtellte er ſich noch einmal in die Mitte des Saales und ſprach, gegen uns alle gewandt, die Überzeugung aus, daß wir das Gefühl, mit dem er das bevorſtehende Feſt begehe, mit ihm und mit uns der geſamte Adel des Reichs teilen werden. In einem anſtoßenden Salon ordneten wir uns noch einmal zur Vorſtellung bei Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, die gleich Ihrem erhabenen Gemahl einen jeden von uns beſonders anzureden geruhte.

Über die Feier des 30. ſelbſt haben Ihnen die öffentlichen Blätter und die Erzählung ſo vieler Augenzeugen alles Mitteilenswerte gewiß ſchon ſo ausführlich berichtet, daß ich Ihnen nichts Neues mehr darüber ſagen kann. Nur den Totaleindruck möchte ich ſchildern können, den ſie auf mich machte. Urteilen Sie ſelbſt von ihrer Großartigkeit, indem ſie ſich in der prächtigſten Reſidenz der Welt auf ihrem größten Platze ein Heer denken von 100 000 Mann, die Kraft und die Blüte des Kaiſerreichs. In dichten Reihen umſteht es ein Monument, das in ſeiner Größe aller Denkmäler unſerer, ja der Vorzeit ſpottet; zu den Füßen dieſes Monuments ein Mann in voller Schönheit des Mannesalters, welcher mit ſeinem großartigen Geiſte unſere Zeit beherrſcht und in der Geſchichte ewig groß daſtehen wird. Seinem unumſchränkten Willen gehorcht das mächtigſte Reich der Erde, und hier bewegen ſich nach einem Ruf ſeiner Stimme die Hunderttauſend in einer Ordnung,

als wären es wenige Mann. Denken Sie sich nun, wie diese größte irdische Majestät gleichsam in ihrem strahlendsten Momente plötzlich in den Staub sich beugt vor der himmlischen, gegen welche die seinige selbst nur Staub ist, um im Andenken an einen verehrten Bruder dem Herrn der Herren ein Opfer des Dankes darzubringen; die unabsehbaren Scharen knieen um ihn herum und in den Herzen von allen 100000 Mann bewegt sich *ein* Gedanke, *eine* Rührung. Die ganze ungeheure Menschenmasse geeinigt in einem stillen Gebete! — Denken Sie sich dies, und Sie werden ahnen, was ein Zuschauer empfinden mußte.

Und als darauf die Menge sich wieder erhob und auf einen neuen Ruf die verhüllenden Vorhänge vom Fußgestell der Säule wichen, die hohen Trophäen, zwischen denen sie befestigt worden, langsam gegen die Säule hin bis zur Erde sich neigten und dann plötzlich verschwanden, wie endlich ein Hurrah erscholl, das kaum der ungeheuerste Kanonendonner zu übertönen vermochte und immer wiederkehrend gar nicht enden zu wollen schien — da — ich kann es nicht leugnen, überrieselten mich Schauer über Schauer. So lange auch die ganze Feierlichkeit mit allem Defilieren der Truppen dauerte, so glaube ich doch, daß während der Ceremonie niemand eine Ermüdung gefühlt haben wird; sie kann erst in der Folge, nachdem die geistige Spannung völlig vorüber war, stattgefunden haben. Am 2. September schon begab sich der gesamte Hof nach Zarskoje, um vor der bevorstehenden Reise beider Majestäten nicht mehr nach St. Petersburg zurückzukehren, beide Truppencorps folgten am nämlichen Tage. In einem großen Manöver am 3. September stellten diese Corps zwei feindliche Armeen dar, von denen das Gardecorps das andere in seine Quartiere gen Nowgorod zurücktrieb. Die Stabsoffiziere von beiden mußten aber zurückbleiben, um an einem großen Diner bei Hofe teilzunehmen, zu welchem auch sämtliche Adelsmarschälle eingeladen worden waren. Zugleich hatten wir auch den Befehl erhalten, eine Stunde vor dem Mittagessen dem Thronfolger uns vorstellen zu lassen. Dies geschah in der uns nun schon bekannten Rangordnung durch den Generaladjutanten Gawelin. Auch Se. Kaiserl. Hoheit unterhielten sich mit jedem von uns besonders. Kaum war die Vorstellung beendet, als man uns den Befehl überbrachte, unverzüglich in einen anderen Saal uns zu begeben, wo Se. Majestät die Adelsmarschälle sehen wolle. Wir eilten hin, und einen Augenblick darauf trat der Kaiser mitten unter uns. Er teilte uns Seinen Willen mit, die

Dienſtjahre der Soldaten auf zwanzig bei der Garde und zweiundzwanzig bei der Armee dergeſtalt zu verkürzen, daß ſie zwar in ihre Heimat abgelaſſen würden, ſich aber bis zur völligen Ausdienung wiederum in die Reihen ſtellen müßten, wenn es einen Feldzug wie den vom Jahre 1812 geben ſollte.

Se. Kaiſerl. Majeſtät befahl uns, ſämtlichen Gutsbeſitzern unſerer Gouvernements Seinen kaiſerlichen Willen dahin zu eröffnen, daß dieſen Soldaten nicht nur willige Aufnahme in ihrer Heimat, ſondern auch die Mittel geboten würden, ſich auf eine ehrliche Weiſe den ferneren Lebensunterhalt verſchaffen zu können. Da eine große Zahl derſelben noch im beſten Alter ſtehe, ſo hoffe Se. Majeſtät, daß ſie noch nützliche Glieder ihrer Gemeinden und ein Muſter der Ordnung und des Gehorſams ſein würden, indem nur ſolchen die Vergünſtigung zu ſtatten kommen ſolle, welche untadelhaft gedient hätten.

Von hier ging's unmittelbar zur Tafel. Den Adelsmarſchällen war eine beſondere, zunächſt der kaiſerlichen, angewieſen; neben uns nahmen an einer anderen die Generaladjutanten, und an dem Ende derſelben die preußiſche Deputation Platz; an den übrigen Tafeln, deren in allem neun waren, ſchien keine beſondere Ordnung der Sitze ſtattzufinden. Alle ſtellten ſich, ihren Stuhl in der Hand, an ihre Plätze; einige Minuten darauf erſchien die kaiſerliche Familie, und indem ſie ſich ſetzte, waren auch die Gäſte alle plaziert. Ungeachtet der 440 Couverts ward gerade in einer Stunde abgeſpeiſt. Nach aufgehobener Tafel wurden wir noch einmal in den Salon berufen. Ihre Majeſtät die Kaiſerin wollte, indem wir nunmehr entlaſſen wurden und ſie ſelbſt die Reiſe nach Berlin anzutreten gedachte, Abſchied von uns nehmen, und reichte uns gleich wie bei der erſten Vorſtellung die Hand zum Kuſſe. — Der Abſchied war gewiß niemandem gleichgültig, wohl aber werden viele gleich mir die Erinnerung daran in einem dankbaren Herzen aufbewahren als an den letzten Akt einer Begebenheit, welche in der ganzen Zeit unſerer Amtsführung einen der ſchönſten Plätze einnehmen und noch bis ins ſpäte Alter einen freudigen Rückblick gewähren wird."

Landtag am 4. Februar 1836.

„Es gewährt mir eine hohe Freude, heute am Schluſſe meiner ſechsjährigen Amtsverwaltung mit dieſem Symbol der mir von Ihnen verliehenen Würde, auch unſere Privilegien und ritterſchaft-

liche Verfaſſung in ihrer ganzen Integrität Ihnen wieder übergeben zu können.

Was im dunkeln Schooß der Zukunft verborgen liegen mag, vermögen wir nicht zu ergründen, aber unſere Zuverſicht wanke nicht! Sie vertraue auf den allmächtigen Arm deſſen, der bis heute dieſem Lande Blühen und Gedeihen verlieh, ſie vertraue auf das Vaterherz eines gerechten und wohlwollenden Monarchen. Und — erkennen wir in unſerer bisherigen Verfaſſung die Bedingungen unſerer bürgerlichen Wohlfahrt, ſo können wir ſelbſt und zwar durch einen jeden von uns, viel — viel zu ihrer Erhaltung mitwirken. Vor allen Dingen müſſen wir ſie ſelbſt hoch und heilig halten und, um ſie gerecht zu ſchätzen, ſchon früh mit ihr uns bekannt machen! Ergriffen von der Überzeugung, daß wir in jeder amtlichen Stellung, Hand in Hand ſtehend, alle doch nur einen Beruf haben, müſſen wir jeden Dienſt für unſere Mitbrüder für eine Ehre achten, willig alle Opfer dafür bringen, und ein jeder auf ſeinem Platze allen Eifer und alle Kräfte anwenden, die ihm verliehen worden ſind. Dieſen unſeren Verſammlungen müſſen wir mit unausgeſetztem Fleiße beiwohnen, den Beratungen mit aller Teilnahme folgen und abſehend, von unſeren Privatintereſſen, nur das Wohl des Allgemeinen feſt ins Auge faſſen. Das ſind die Elemente, die in uns ſelbſt liegen und mächtiger wirken als Alles, was von außen her uns berühren kann. Aus dieſen Elementen iſt der Geiſt geboren, der uns bisher erhielt und uns Achtung erwarb nach allen Seiten. Sie zu hegen und zu nähren und unſeren Söhnen einſt zu hinterlaſſen, iſt uns eine heilige Pflicht! Doch — höre ich Sie ſagen — es iſt nicht mehr, wie es war zu der Väter Zeiten; unſere Söhne müſſen hinaus aus der vaterländiſchen Provinz, welche ſie nicht alle ſtandesmäßig zu erhalten vermag; zu den Fahnen ihres Kaiſers müſſen ſie ſich ſtellen oder ſonſt im Gebiete ihrer Standesverhältniſſe ein Fortkommen ſich ſuchen! und Sie haben darin Recht! Wer wollte den ritterlichen, uns angeborenen Beruf verkennen, ſein Herz und ſeinen Arm dem Dienſte des angeſtammten Fürſtenhauſes zu weihen, wer die hohe Beſtimmung, eine Stütze des Throns zu ſein, wo auch der Einzelne ſtehe; wer wollte nicht dieſes Strebens auch unſerer Brüder und Söhne ſich erfreuen, wer nicht wiſſen, wie viel ſie zum Glanz und zur Ehre des eſtländiſchen Namens beitrugen?! Aber in jeder Familie werde ein Sohn insbeſondere zum Dienſt in Eſtland gebildet, dieſer vorzugsweiſe mit denjenigen Kenntniſſen ausgerüſtet,

deren er zu diesem Berufe bedarf; er werde im Güterbesitz so gestellt, daß er ohne Nahrungssorgen, wie vor Alters, unentgeltlich die Landesämter bedienen kann; und dieser sei der Kern, der in vaterländischem Boden keimend, unter dem vaterländischen Himmel zum starken Stamme heranwachse, und so weit er auch seine Äste verbreite, doch von der Wurzel bis zur Krone ein echter, edler Baum bleibe, und wohin er auch seine Früchte versende, doch für das heimische Land immer wieder ein gutes Saatkorn zur Reife bringt. Am vollkommensten würde dieser Gedanke ins Leben gerufen durch die Stiftung von Majoraten und Fideikommissen, und es ist wohl zu beherzigen, daß es vielleicht keinen günstigeren Zeitpunkt dazu giebt als den gegenwärtigen, da unser erhabener Monarch dieser Ansicht wohlgeneigt ist und zu solchen Stiftungen gern die Allerhöchste Genehmigung erteilen würde. Indem die Liebe zu meinem Vaterlande und meinen verehrten Mitbrüdern nicht auf die Dauer meiner Amtsverwaltung sich beschränken konnte, sondern ihre ganze Zukunft umfaßte, so habe ich es mir nicht versagen können, heute, da ich zum letztenmale Sie anzureden das Glück habe, einen so weit aussehenden Gedanken auszusprechen; wo er Anklang finden sollte, bleibe er das Andenken an einen wohlmeinenden Mitbruder. Noch einmal wende ich mich an Sie, hochgeehrte Mitbrüder alle, mit der Bitte um Ihre Nachsicht, wo ich unwissend gefehlt haben sollte, und um die Fortdauer Ihres Wohlwollens als einen großen Lohn für geringe Leistungen. Bald hoffe ich diesen Stab einer kräftigeren und geschickteren Hand übergeben zu sehen; eine jede aber, die jemals ihn tragen wird, wolle Gott segnen bis in die späteste Zukunft."

Ausschußsitzung am 11. Mai 1836.

Der Herr Ritterschaftshauptmann ließ zwei Schreiben Sr. Exzellenz des Herrn Generalgouverneurs vortragen, die Aufforderung enthaltend, es möge die Ritterschaft ihm zwei Kandidaten, gleichviel wes Standes, vorschlagen, aus welchen er einen Delegierten erwählen würde, der in St. Petersburg Sitz und Stimme in der Kommission zu nehmen habe, welche mit der Revision der Redaktion des Kodex der Gesetze der Ostseeprovinzen Allerhöchst beauftragt ist.

Zugleich ward ein vom livländischen Herrn Landrat von Brüningk gemachter Antrag — es mögen die drei Ritterschaften der Ostseeprovinzen gemeinschaftlich in dieser Angelegenheit handeln

und für die drei Oſtſeeprovinzen ein eigener Kodex zuſammengeſtellt werden und ſolcher einen beſonderen Teil des Swod bilden, verleſen, welcher durch den Herrn Civilgouverneur anhero mitgeteilt war.

Die Verſammlung autoriſierte den Herrn Ritterſchaftshauptmann von ſich aus, allein oder gemeinſchaftlich mit den Adelsrepräſentanten von Liv- und Kurland, je nachdem er es für nötig und thunlich erachtet, alle diejenigen Maßregeln zu ergreifen, die ihm angemeſſen erſcheinen um Nachteile abzuwenden, welche der hieſigen Landesverfaſſung durch Einführung des Swod[1] drohen, und bezog ſich die Verſammlung im Übrigen darauf, was ſie in dieſer Hinſicht bereits am 12. März beſchloſſen hatte.

Zu Kandidaten als Delegierte in die Geſetzkommiſſion in St. Petersburg erwählte die Verſammlung den Herrn Landrat von Grünewaldt mit elf Stimmen und den Herrn Landrat von Samſon mit neun Stimmen.

Ausſchußſitzung am 9. März 1838.

Der Ritterſchaftshauptmann trug darauf an: Es ſei ein Schreiben ſeiner Exzellenz des Herrn Generalgouverneurs eingegangen, enthaltend die Aufforderung, zu dem in St. Petersburg niederzuſetzenden Komitee zur Organiſation der Verwaltung der Reichsdomänen in den Oſtſeeprovinzen einen Delegierten des Adels für das eſtländiſche Gouvernement in Vorſchlag zu bringen. Er, der Herr Ritterſchaftshauptmann frage demnach bei der gegenwärtigen Verſammlung an, ob ſie nicht etwa den Herrn Landrat von Grünewaldt als Glied zu dieſem Komitee erbitten wolle, welchem ſeine jetzige Stellung in St. Petersburg die Führung eines ſolchen Geſchäfts ſehr erleichtere, nebenbei aber auch würde dadurch die Unterhaltung eines beſonderen Delegierten erſpart.

Die Verſammlung nahm den Vorſchlag des Herrn Ritterſchaftshauptmanns an und erſuchte ihn, den Herrn Landrat von Grünewaldt als Glied zu dem genannten Komitee zu erbitten und dem Herrn Generalgouverneur als ſolchen vorzuſchlagen.

Ausſchußſitzung am 8. September 1838.

Der Ritterſchaftshauptmann trug an:

Seine Exzellenz der Herr Landrat von Grünewaldt habe ihn

[1] Geſetzeskodex des ruſſiſchen Reichs.

ersucht, bei der gegenwärtigen Versammlung folgenden Gegenstand zur Sprache zu bringen.

Hinsichtlich der in Estland befindlichen Schweden, ob der ritterschaftliche Ausschuß wünsche, daß in dem neuen Gesetzkodex die schwedischen Bauern dem Bauergesetzbuch unterworfen würden, welches seiner Ansicht nach durchaus ausführbar erscheine, ohne irgend eines ihrer Privilegien anzutasten. Namentlich sei das erste Buch unseres Bauergesetzbuchs, wo von der Gemeindeverfassung der Bauern die Rede ist, ganz auf die Schweden anwendbar. An die Stelle unserer Gemeindeältesten, deren Gehilfen und der Vorsteher würden ihre Laensmänner treten, und müßten dieselben auf analoge Weise wie jene erwählt werden. Das zweite Buch, welches das Privatrecht der Bauern enthält, sei ganz unbedenklich auf die Schweden anzuwenden, da es ja nicht für unsere Bauern neu erfunden, sondern dem Ritter- und Landrecht entnommen, ja letzteres sogar dem ersteren als subsidiarisches Recht substituiert worden. Im vierten Buch, wo von der Gerichtsverfassung die Rede ist, müßte bei den Schweden etwas in die Lücke eintreten, welche bisher stattgefunden; der Herr Landrat von Grünewaldt schlage die Konstituierung eines selbständigen schwedischen Gemeindegerichts für Worms und die festländischen Schweden vor, wofern diese letzteren nicht das estländische Gemeindegericht ihres Kirchspiels vorziehen. Die schwedischen Dorfschaften müßten sich zum Gemeinderichter irgend einen Gutsbesitzer wählen, welcher schwedisch spricht. Als Protokollführer könnten der Wormssche und Nuckösche Pastor miteinander alternieren. Außerdem müßte ein schwedischer Beisitzer für das Wiekssche Kreisgericht gewählt werden, der eine mitberatende Stimme haben würde."

Die Versammlung ersuchte den Herrn Ritterschaftshauptmann, den Herren Güterbesitzern, auf deren Besitze sich schwedische Bauern befinden, den Entwurf des Herrn Landrat von Grünewaldt mitzuteilen, damit sich dieselben darüber vereinigen könnten, ob ihnen der erwähnte Vorschlag für die Verhältnisse ihrer Bauern zweckmäßig erscheine oder ob dieselben außerdem etwas in dieser Hinsicht zu desiderieren hätten.

Zur Thätigkeit des Landrats von Grünewaldt.
Von 1836—1839.

Auszug aus der Eröffnungsrede und dem Rechenschaftsberichte des Ritterschafts-hauptmanns von Patkul am 1. Februar 1839.

Der Ritterschaftshauptmann mit dem silbernen Stabe in der Hand eröffnete den Landtag mit folgender Ansprache an die Ritterschaft:

„Veranlaßt durch den Herrn Landrat von Grünewaldt schlug ich dem ritterschaftlichen Ausschuß vor: da die Gleichstellungskommission in Bauerangelegenheiten in Riga ganz ruhte, gleichwohl bereits die Bauerbehörden bei der Revision des Entwurfs zum Kodex der Ostseeprovinzen zur Verhandlung gekommen seien, damit nicht Aufenthalt verursacht und noch mehr Fremdartiges hineingebracht werden möge, den Herrn Landrat zu beauftragen, die Bauerverfassung Estlands, so wie sie von der vorbereitenden Ritterschaftskommission und dem ritterschaftlichen Ausschuß bisher erwünscht worden, — etwa in Form von Desiderien — unserem Provinzialrecht einverleiben zu lassen. Der ritterschaftliche Ausschuß war damit einverstanden und ersuchte mich, das Erforderliche in Verbindung mit dem Herrn Landrat von Grünewaldt gehörigen Orts einzuleiten.

Von der livländischen Residierung ist indessen wiederholt der Antrag hierher ergangen, Estland möge sich bei der Bitte um ein oberstes Revisionstribunal für die Ostseeprovinzen mit anschließen. Da aber die auf dem Landtage 1827 versammelte Ritterschaft sich geradezu dagegen erklärte und der gegenwärtige Zeitpunkt für ein solches Gesuch nicht in jeder Beziehung geeignet erschien, hielt der ritterschaftliche Ausschuß nicht für angemessen, darauf einzugehen. Der Herr Generalgouverneur forderte im März 1838 die Ritterschaft auf, zu dem in St. Petersburg angeordneten Komitee zur Organisation der Verwaltung der Reichsdomänen in den Ostseeprovinzen einen Delegierten für Estland in Vorschlag zu bringen. Die Versammlung des ritterschaftlichen Ausschusses erbat den Herrn Landrat von Grünewaldt, der ohnehin in St. Petersburg sich aufhalten muß, auch zu diesem Geschäfte, und er ward vorgestellt und bestätigt. Kurze Zeit nach seiner Bestätigung aber sah sich der Herr Landrat von Grünewaldt aus bewegenden Gründen, die er dem ritterschaftlichen Ausschusse unterlegte, veranlaßt, um

seine Entlassung zu bitten und solche auch allerhöchsten Orts zu erwirken. Infolge dessen ermangelte ich nicht, bei dem Herren Generalgouverneur um weitere Verfügung in dieser Angelegenheit anzuhalten, erhielt aber keinen Auftrag, die Wahl eines neuen Delegierten zu bewirken.

In Veranlassung bezüglicher Verhandlungen in der Revisionskommission in St. Petersburg hatte der Herr Landrat von Grünewaldt einige Vorschläge zur Verbesserung und Vervollständigung des mangelhaft erschienenen Rechtszustandes der freien schwedischen Bauern in Estland dem ritterschaftlichen Ausschuß zur Beprüfung und Genehmigung eingesendet. Die Versammlung beliebte, die erwähnten Vorschläge den beteiligten Herren Güterbesitzern mitzuteilen und ihr sentiment und etwaige desideria in dieser Hinsicht zu vernehmen. Nachdem sich der Herr Besitzer der Inseln Worms, Klein- und Groß-Rogöe mit den Vorschlägen, die auch der ritterschaftliche Ausschuß billigte, einverstanden erklärt, ging ein Schreiben von den Herren Güterbesitzern in Nuckö ein, enthaltend die Verwahrung gegen jede Veränderung in den Verhältnissen ihrer schwedischen Bauern. Sämtliche vorerwähnten Materialien nun wurden dem Herrn Landrat von Grünewaldt zur Berücksichtigung der Revisionskommission nach St. Petersburg eingesendet.

Denkschrift des Landrats von Grünewaldt,

die „gemischten Ehen" betreffend.

Sr. Exzellenz
Dem Herrn Staatssekretär, Geheimen Rat und Ritter
von Balugiansky.

Die Erlaubnis benutzend, bei Beendigung der Arbeiten unseres Revisionskomitees noch alles dasjenige schließlich beizubringen, was die Ostseegouvernements an Rechten besitzen möchten, die etwa nicht vorgestellt worden, haben die Endesunterzeichneten eines Rechtes erwähnen zu müssen geglaubt, das ihnen unter allen ihren Rechten das teuerste und heiligste ist: ihre Religionsfreiheit und die Erhaltung der evangelischen Religion, Augsburgischer Konfession, welche durch das Gesetz der mit Bekennern der griechisch-russischen Kirche gemischten Ehen ernstlich bedroht ist. In den Rechten jener Provinzen ist hinsichtlich dieses Gegenstandes das Nachfolgende enthalten: In dem ersten Akkordpunkte der mit der livländischen Ritter- und Landschaft abgeschlossenen Kapitulation vom 4. Juli

1710 heißt es, faſt wörtlich gleichlautend mit der eſtländiſchen Schlußkapitulation vom 29. September 1710: daß die reine evangeliſche Lehre, ſo wie ſie in der heiligen Schrift verfaßt und in der Augsburgiſchen Konfeſſion und den libris symbolicis enthalten iſt, auf dem Lande und in den Städten ungekränkt konferiert und dawider keine Hinderniſſe noch Eindrang auf einige Weiſe geſchehen, und in der Rigaiſchen Kapitulation vom 4. Juli, daß die unveränderte Augsburgiſche Konfeſſion im völligen Stande und bei ihrer bei 200 Jahren gebräuchlichen Übung in allen Kirchen und andern Orten dieſer Stadt und derſelben Gebiete verbleiben ſolle. Die cautio Radziviliana, data 4 Martii 1562, das älteſte kurländiſche Privilegium, das ſeit der Reformation außer den auch für Livland geltenden Privilegien Sigismundi Augusti der evangeliſch-lutheriſchen Religion erwähnt, ſagt:

Primo ut Archidioeceseos Rigensis capitulum, consiliarii, equestris ordo ac reliqui omnes subditi in puro ac salutifero verbo Dei veraque sincera Christiana religione secundum propheticam et apostolicam doctrinam, confessionemque Augustanam retineantur et conserventur.

Nicht nur ward dieſes Privilegium unter dem Wechſel der verſchiedenen Herrſchaften überhaupt, ſondern von allen einzelnen Regenten durch neue Gnadenbriefe beſtätigt, deren lange Reihe für Kurland, wie ſämtliche Konfirmatorien für Liv- und Eſtland, aufzuführen, nicht notwendig erſcheint, weil der Sinn und die Abſicht derſelben: die ungeſchmälerte Erhaltung der evangeliſchen Religion in jenen Provinzen klar am Tage liegt und der Nyſtädter Traktat vom 30. Auguſt 1721 Punkt 10 und der Aboer Friedensſchluß von 1743 § 8 noch deutlicher ſprechen und wörtlich alſo lauten: On n'introduira non plus la contrainte des consciences dans les pays, qui ont été cédés, mais on y laissera et maintiendra la religion Évangélique, de même que les églises, les écoles, et ce qui en dépend, sur le même pied qu'elles étaient du temps de la dernière régence du roi de Suède.

In welchem Umfange aber die proteſtantiſche Kirche in Schweden herrſchte, und daß ſie hier ausſchließender war als in irgend einem andern proteſtantiſchen Lande, finden wir im erſten Artikel des Priester privilegii vom Jahre 1675 und im § 5 der ſchwediſchen Kirchenordnung vom Jahre 1686, nach welchen noch kein Nichtlutheraner zu irgend einem Staatsdienſte zugelaſſen wurde. Nur in Kriegsdienſte durfte er treten und Handel treiben; ſeine Kinder

aber durften ein Bürgerrecht nur erwerben, wenn sie lutherisch getauft und erzogen worden waren. Weit entfernt, einen Zustand solcher Intoleranz zu billigen, haben wir desselben nur zur Darstellung der Kirchenrechte unserer Provinzen damaliger Zeit erwähnen zu müssen geglaubt. Auch erlitt er durch den nämlichen Artikel 10 des Nystädter Friedens die Veränderung, daß künftig in jenen Provinzen auch die griechische Religion frei und ungehindert geübt werden solle. So standen eine Reihe von Jahren beide Kirchen frei und mit gleichen Rechten nebeneinander, ja es verordnete auf die Anfrage der livländischen Geistlichkeit der allerheiligste Synod durch seinen Ukas vom 27. Juli 1747 nicht mehr als: daß Kinder russischer Zimmerleute und dergleichen, welche in Livland geboren worden, auch nach dem Ritus der griechischen Kirche zu taufen seien, und hiernach entschied das Justizkollegium am 14. August 1755 auch in Estland entstandene Zweifel. Erst im Jahre 1794 zur Zeit der Statthalterschaftsregierung ward dieses Verhältnis aufgehoben, da ein Ukas des dirigierenden Synods vom 20. Mai die Anwendung eines Ukases vom 18. August 1721 auf unsere Provinzen vorschrieb, eines Ukases, welcher selbst vor dem Abschluß des Nystädter Friedens emaniert und ursprünglich nur für die in Sibirien angesiedelten schwedischen Gefangenen gegeben ward, als dieselben sich mit Frauen griechischer Konfession zu verheiraten wünschten. So entstand die Praxis, daß sämtliche in einer zwischen Personen verschiedener Konfessionen geschlossenen Ehe erzeugten Kinder, sobald einer der beiden Ehegatten griechisch war, auch in der griechischen Kirche getauft und zu derselben erzogen werden mußten. Obwohl hierdurch den der evangelischen Kirche der Ostseeprovinzen allerhöchst zugesicherten Rechten allerdings ein Eintrag geschah, so war er dennoch nicht in dem Grade erheblich wie gegenwärtig und zwar aus folgenden Gründen, nämlich gleichwie die hochselige Kaiserin Katharina II. durch den Ukas vom 23. Juni 1776 insgesamt den polnischen Gouvernements und der Kaiser Alexander I. glorwürdigen Andenkens durch das Manifest vom 20. März 1812 dem ganzen Großfürstentum Finnland die Ausnahme vom Ukas des allerheiligsten Synods vom 18. August 1721 gestatteten und den Bewohnern jener Länder allergnädigst erlaubten, die in gemischten Ehen erzeugten Kinder, die Söhne in der Religion der Väter, die Töchter in der Religion der Mütter erziehen zu dürfen, so sind auf Bitten einzelner Personen von allen unsern Beherrschern auch Ausnahmen für einzelne Fälle gestattet worden,

und es ward dadurch manchem Familienvater das Glück erhalten, den ihm von seinen Vorfahren überkommenen Glauben auch seinen Nachkommen vererben zu dürfen. 2. Fand nicht immer eine Verschmelzung der deutschen Ostseeprovinzen mit den geborenen Russen statt, wie gegenwärtig, und kamen deshalb früher die gemischten Ehen nur selten vor. Mit der stets wachsenden Anhänglichkeit zu unserer Regierung hat sich auch der Zudrang in die Dienste unserer erhabenen Beherrscher gemehrt, ja er ward in neuerer Zeit so groß, daß namentlich der Adel Estlands, des kleinsten Gouvernements des russischen Reichs, und welcher überhaupt nur 219 Familien eingeborenen Adels zählt, 436 seiner Söhne mit Stolz und Freude während des türkischen Feldzugs unter den siegreichen Fahnen unseres gegenwärtigen Herrn und Kaisers erblickte, ein Verhältnis, wie es schwerlich irgend ein anderes Gouvernement dieses Kaiserreiches wird aufstellen können. Rechnet man hierzu die große Anzahl derjenigen, welche außerhalb der Ostseeprovinzen auch im Civildienste stehen und im ganzen Reich verbreitet sein mögen, so leuchtet es ein, wieviel gemischte Ehen geschlossen werden, wieviel zum Teil wieder in den Ostseeprovinzen sich niederlassen, durch ihre Nachkommenschaft sich daselbst verbreiten und wie groß der Abbruch in der evangelischen Kirche sein mag, deren Erhaltung ihnen durch vielfach anerkannte und bestätigte Rechte zugesagt gewesen. Der fortgesetzte Abbruch aber muß auch ihren gänzlichen Untergang unausbleiblich herbeiführen und damit auch den der eigentümlichen Gesinnung und des Einflusses auf die Bildung des Herzens und Geistes, welche eine jede Kirche auf ihre Bekenner ausübt.

Für viele bleibt das Zwangsgebot auch ein ewiges Hindernis zur Eingehung der Ehe. Sie entsagen lieber den teuersten Wünschen ihres Herzens und den schönsten Hoffnungen ihrer Zukunft, sie entsagen dem Familienleben und seinem Glück, dem einzigen wahren irdischen und dem förderndsten fürs geistige Leben. Und wer vermag es ihnen zu verdenken! So steht jenes Zwangsgebot hindernd den innigsten Verbindungen unserer Familien mit den russischen im Wege und den Absichten der Regierung, welche die Ehen begünstigt und durch besondere Gesetze schützt und befördert. Die Endesunterzeichneten, als Mitglieder eines Revisionskomitees ihre Stellung nicht verkennend, haben weder über die Darstellung des status quo hinausgehend eine Befreiung vom Gesetz der gemischten Ehen in ihren Standesrechten als noch bestehendes Recht darstellen, noch auch mittelst Supplikation direkt an Seine Majestät, ihren

erhabenen Herrn und Kaiser, sich wenden dürfen, allein für ihre Pflicht haben sie erachtet, Ihren verehrten Vorgesetzten die obige treue Darstellung einer ihnen über alles am Herzen liegenden Angelegenheit zu übergeben, sie Ihrem Wohlwollen und Ihrer Teilnahme für unsere Provinzen zu empfehlen und Ihrem weisern Ermessen zu überlassen, wann und welchergestalt unserem gnädigen Herrn und Kaiser die Bitte zu unterlegen sei:

„Daß bei den gemischten Ehen, wofern der eine Ehegatte griechischer, der andere aber lutherischer Religion und ein Eingeborener der Ostseeprovinzen ist, es künftig der Bestimmung der Eltern allein zu überlassen sei, in welcher der beiden Konfessionen sie ihre Kinder erziehen lassen wollen."

Könnte ihnen diese Bitte, die sie als die größte um eine ewige Wohlthat für ihre Provinzen ansehen würden, nicht gewährt werden, so bitten sie unterthänigst, daß diese ihre Darstellung und Bitte als eine Bewahrung ihres Gewissens im Archiv der zweiten Abteilung Sr. Kaiserlichen Majestät Höchsteigenen Kanzlei bei den Akten des eben geschlossenen Revisionskomitees für immer aufbewahrt werden mögen.

St. Petersburg, den 26. Mai 1839.

Vice-Präsident A. von Löwis.
Landrat von Grünewaldt.
Landmarschall Baron Klopmann.
Wirkl. Staatsrat Karl von Poll.
Bürgermeister Flimm †.
Stadtsekretär Borchers[1].
Manngerichtssekretär Pauker.

Beim Schluß einer Kommission, welche auf Allerhöchsten Kaiserlichen Befehl angeordnet und aus den Delegierten aller Korporationen der Ostseegouvernements bestehend, vom Julius 1836 bis zum 30. Mai 1839 zu St. Petersburg in der zweiten Abteilung Sr. Kaiserlichen Majestät Höchsteigenen Kanzlei mit der Revision eines für die Ostseeprovinzen bestimmten Gesetzbuchs beschäftigt gewesen, hat der Unterzeichnete die vorstehende Schrift verfaßt, und waren sämtliche Mitglieder der genannten Kommission, mit Ausnahme des krankheitshalber abwesenden Revalschen Ratsherrn Gonsior, derselben beigetreten, wie die Unterschriften darthun. Diese Schrift ward der zweiten Abteilung genannter Kanzlei überreicht. Der Geheime Rat Balugiansky, ein edler und den Provinzen

[1] Der Name ist im abschriftlichen Manuskript unleserlich.

wahrhaft gewogener Mann, interessierte sich lebhaft für dieselbe, doch ward ihre Annahme vom Wirklichen Geheimen Rat Daschkow, dem die erwähnte Kanzlei untergeordnet war und der das Gesuch bei Sr. Kaiserlichen Majestät vertreten sollte, auf das entschiedenste verweigert. Es hat deshalb der Endesunterzeichnete sie für alle Fälle und Zeiten zum Beweise davon, daß ein so hochwichtiges und teures Recht als dasjenige, wovon die Schrift handelt, von der Kommission nicht mit Stillschweigen übergangen, sondern alles gethan worden ist, was sie in ihrer Stellung thun konnte, in dem Archiv der estländischen Ritterschaftskanzlei für immer deponiert.

Reval, den 22. Juni 1839.

Landrat und Ritter von Grünewaldt.

Ausschußsitzung vom 13. März 1839.

Der Herr Ritterschaftshauptmann ließ einen Antrag Sr. Exzellenz des Herrn Landrats und Ritters von Grünewaldt d. d. 7. März cur. vortragen, den Vorschlag enthaltend, ob es der estländischen Ritterschaft nicht zweckmäßig erscheinen möchte, daß das Niederlandgericht als eine besondere Behörde zu existieren aufhöre und seine Kompetenz auf die Manngerichte übergehe. Der Versammlung schien es nicht zweckmäßig, das Niederlandgericht zu abolieren, und ersuchte dieselbe den Herrn Ritterschaftshauptmann, dem Herrn Landrat von Grünewaldt mitzuteilen, wie es dem ritterschaftlichen Ausschuß wünschenswert erscheine, diese Behörde beizubehalten, im Falle aber höheren Orts die Aufhebung derselben gewünscht würde, die Gesellschaft es für angemessen erachtete, die Kompetenz des Niederlandgerichts lediglich und allein auf das Oberlandgericht übergehen zu lassen.

Ausschußsitzung vom 7. September 1839.

Der Herr Ritterschaftshauptmann fragte ferner bei der Versammlung an, ob sie nicht genehm halten wolle, im Falle die Erledigung der Angelegenheiten des baltischen Kodex seine persönliche Anwesenheit in St. Petersburg und etwaige nähere Auskunft, den Inhalt der Arbeit betreffend, notwendig mache, den Herrn Landrat von Grünewaldt, der als früherer Revident mit der Sache bekannter sei, um seine Begleitung dorthin und Mitwirkung in diesem Geschäfte zu ersuchen?

Die Versammlung nahm diesen Antrag des Herrn Ritterschaftshauptmanns an.

Sitzung des ritterschaftlichen Ausschusses am 22. Juni 1839.

Schlußbericht des Herrn Landrats von Grünewaldt über die Kodifikation des Privatrechts. Aus den Protokollen der estländischen Ritterschaft des Jahres 1839. S. 194—214.

Hierauf legte Se. Exzellenz der Herr Landrat und Ritter von Grünewaldt nachstehenden Bericht über die Verhandlungen der gegenwärtig geschlossenen Revisionskommission vor, an welcher er von Seiten der estländischen Ritterschaft teilgenommen:

„Hochwohlgeborene Herren Landräte und Ritterschaftshauptmann, Hochzuehrende Herren Kreisdeputierte!

Indem ich nach einer dreijährigen Abwesenheit von der Heimat nunmehr von der Funktion mich entbunden sehe, die mich entfernt hatte, und heute in dieser hochgeehrten Versammlung erschienen bin, um von nun an meinen bisherigen, mir teuer gewordenen amtlichen Verhältnissen ausschließlich wieder anzugehören, werden Sie vor allen Dingen von mir einen Bericht über den Ausgang des Geschäfts erwarten, zu dem ich zum Teil durch Ihre Wahl berufen ward und das, indem es unsere sämtlichen staatsbürgerlichen Verhältnisse umfaßt, mit Recht Ihre ganze Teilnahme in Anspruch nimmt. Bevor ich jedoch diese Pflicht erfülle, mahnt mich eine andere: die Aussprache meines Gegendankes für den von dieser hochgeehrten Versammlung mir votierten und mittelst Schreibens des Herrn Ritterschaftshauptmanns vom 16. Februar d. J. mir eröffneten Dank für meine bisherige Wirksamkeit in der Revisionskommission.

Wenn ich einerseits nicht leugnen kann, daß ich eine schwere Zeit voll Entbehrung, steter Wachsamkeit und großer Sorgen verlebt habe — wogegen die Mühe und Anstrengung der Arbeit nur geringe zu achten ist — so bitte ich Sie, meine Versicherung zu genehmigen, daß es für mich nur einen Lohn, meiner Mitbrüder Anerkennung meines redlichen Willens und meines Eifers für die mir anvertraute Sache, giebt. Und diese zu erfahren habe ich das Glück gehabt, da Sie, ohne die Erfolge zu kennen, auf eine mir höchst schmeichelhafte Weise meiner Wirksamkeit erwähnen und dafür einen Dank mir auszusprechen dekretiert haben.

Was das Werk selbst anbetrifft, so kann ich es bei seinem endlichen Erscheinen immer nur Ihrer nachsichtsvollen Beurteilung empfehlen, weil, selbst wenn es unverändert, wie es von uns über-

geben worden ist, bestätigt werden sollte, Sie sowohl wie ich viele Unvollkommenheiten, Wiederholungen, Verschiedenartigkeit des Stils und vielleicht auch Dunkelheit einiger Sätze entdecken werden, die aus den mannigfachen Schwierigkeiten hervorgegangen sind, mit denen wir zu kämpfen gehabt haben. Dagegen darf ich die Überzeugung aussprechen, daß von unseren wesentlichen Rechten in den verschiedenen Teilen, die uns vorgelegen haben, wohl keines übergangen sein möchte. Nur wenn Sie hieran sich genügen lassen und erwägen wollen, daß unter vielen in Zweifel gezogenen und in schwankende Praxis gekommenen Rechten die Feststellung der Hauptsachen immer als ein Stück zu betrachten ist, so hoffe ich demnach, daß Sie nicht ganz unbefriedigt sein werden.

Bereits im Anfange des vergangenen Septembermonats waren die Durchsicht und Korrektur des aus fünf Teilen bestehenden Werkes vollendet. Jetzt entstand eine vollständige und lange Pause in unserer Arbeit, die offiziellen Sitzungen hatten aufgehört; die Redaktoren beschäftigten sich mit einer neuen Umarbeitung, welche unsere Bemerkungen nötig gemacht hatte.

Diese hatten wir uns zu einer zweiten Revision erbeten, um uns überzeugen zu können, daß unsere erste berücksichtigt worden sei und um etwaige Nachträge zu liefern, die wir überall uns vorbehalten Allein wir bekamen nur das Ständerecht. Die anderen Teile gab man uns nicht, weil, wie man sagte, der Geheime Rat Speransky zuvor selbst durchsehen wolle, was wir gemacht hätten, und darauf erst werde man sie uns wiedergeben. Seit dem Oktober aber war Speransky schwer erkrankt, er bekam die Arbeiten gar nicht zu Gesichte; unterdeß hoffte man immer noch auf seine Genesung, und so verloren wir ein ganzes halbes Jahr. Mit dem Anfang des neuen Jahres hatte seine Gesundheit sich entschieden gebessert; schon konnte er wieder sich beschäftigen, sogar an den Versammlungen des Reichsrats teilnehmen; da machte ein Rückfall seinem Leben am 11. Februar plötzlich ein Ende, und es brach eine neue Periode für die Geschichte unserer Kommission an.

Unmittelbar nach Speransky's Tode ward der bisherige Justizminister Geheimer Rat Daschkow zum Präsidenten des Departements der Gesetze im Reichsrat und zum Hauptchef der zweiten Abteilung der Kaiserlichen Kanzlei ernannt, und zwei neue Verordnungen brachten eine solche Bewegung in unseren stockenden Geschäftsgang, daß sie unsere Kräfte in fast übermäßiger Weise in Anspruch nahmen und, während wir zugleich die freieste Hand bekamen,

eben nur die gewaltige Anstrengung und Eile die Schuld etwaiger Fehler tragen müssen. Seine Majestät der Kaiser hatten nämlich zu befehlen geruht, daß wir unfehlbar am 1. Mai geendigt haben sollten, und es waren uns damit jetzt nur soviel Monate Frist zugestanden worden, als wir bisher Jahre gebraucht hatten. Hierauf verordnete Geheimer Rat Daschkow: 1. Daß uns unverzüglich die ganze Redaktion zur zweiten Durchsicht übergeben und alle unsere Bemerkungen ohne Ausnahme aufgenommen werden sollten. 2. Daß er als vollendete Arbeit nur dasjenige gelten lassen und empfangen werde, was durch unsere Unterschriften als richtig bezeugt worden wäre.

Das waren die entscheidenden Momente, die uns an das Ziel führten, an dem wir gegenwärtig stehen. Zwar schreckte uns der Termin des 1. Mai, denn der Berg der Arbeit war unübersehbar, auch versuchten wir dagegen zu protestieren, allein alle unsere Chefs beschworen uns, den Mut nicht sinken zu lassen und mit allem Eifer daran zu gehen, denn wider kaiserliche Befehle sei nicht zu protestieren.

Jetzt wurden die Materialien in gewaltigen Massen uns ins Haus getragen, und am 18. Februar begannen wir die zweite Durchsicht. Was in der Redaktion je nach den verschiedenen Provinzen sich teilte, ward von den respektiven Delegierten zu Hause einzeln durchgesehen. Zu gleicher Zeit aber veranstalteten wir in der Wohnung des Herrn Vicepräsidenten von Löwis täglich gemeinschaftliche Sitzungen von 12 bis 4 Uhr, dublierten aber dieselben, da wir sahen, daß wir dennoch mit der Zeit nicht ausreichen würden, und versammelten uns täglich noch einmal von 7 bis 11 Uhr abends. So arbeiteten wir in täglichen achtstündigen Sitzungen fort, endigten oft mit völliger Erschöpfung, hatten aber doch das Glück, am 1. Mai berichten zu können, daß wir fertig seien. Am 4. Mai unterlegte der Geheime Rat Daschkow dieses Sr. Majestät, die uns Ihr Allerhöchstes Wohlwollen wegen unseres Fleißes zu eröffnen befahlen.

In Wahrheit jedoch waren wir noch nicht völlig fertig. Wir hatten jetzt wiederum nur eine neue Korrektur vollendet. Eine Menge von Bogen mußten umgeschrieben, ganze Abteilungen neu verfaßt werden. Weil nur ein Exemplar uns vorlag, hatten wir ein Protokoll über unsere sämtlichen Korrekturen und zwar wörtlich führen müssen. So gab es also noch eine dritte Durchsicht bei der Vergleichung jenes Protokolles mit der letzten Reinschrift, in

welche auch dennoch hineinkorrigiert wurde. Mit dem Ständerecht, der Gerichtsverfassung, dem Civil- und Kriminalprozeß waren wir endlich so zufrieden, daß wir kaum noch daran was zu verbessern gefunden hätten, bei dem Privatrecht aber waren die Schwierigkeiten größer. Gleich anfangs in den officiellen Sitzungen hatte dieser Teil die meisten Bemerkungen erfahren müssen, ja nicht selten waren ganze Abteilungen völlig verworfen und neue Darstellungen von uns an die Stelle gegeben worden. Bei der folgenden Bearbeitung und neuen Zusammenstellung aber war der Redakteur auf ganz neue Ideen gekommen und hatte zum größten Teil eine dritte, ganz neue Arbeit gemacht. Diese vermochte ebenso wenig uns überall zu befriedigen; wir vermißten sehr häufig unsere früher gemachten Korrekturen, eine Vergleichung mit der letzten Vorarbeit war völlig unmöglich geworden, und wir sahen uns genötigt, nunmehr selbst einen vierten oder gar fünften Entwurf zu machen, welcher aus den besten Stücken des uns vorliegenden Materials zusammengestellt wurde, und hierauf bezieht sich hauptsächlich, was ich von der Verschiedenartigkeit des Stils, von Wiederholungen und anderen Mängeln unseres Gesetzbuchs im Eingange meines Berichts zu erwähnen die Ehre hatte. Der Redakteur, durch unsere häufigen Unzufriedenheiten und zahlreichen Bemerkungen gereizt, zog sich nunmehr ganz zurück, erklärte, an dem Werk gar keinen Teil mehr nehmen zu wollen, und überließ uns ganz unserem Schicksal. Obwohl wir es uns gefallen lassen konnten, so wären wir im Gedränge der Arbeiten, die jedem Einzelnen von uns noch überdem oblagen, in sehr große Verlegenheit geraten, hätte nicht der Herr Landrat von Samson uns seine geschickte Hand geliehen und die Redaktion des Privatrechts übernommen, indem er mit der größten Hingebung und wahrhaft patriotischer Aufopferung nicht nur die achtstündigen Sitzungen mit uns teilte, sondern zu Hause noch alle Korrekturen nachtrug und alle Arbeiten eines Redakteurs besorgte. Unsere letzte und nicht geringe Arbeit bestand endlich in der Besorgung der Abschrift des Privatrechts, die bisweilen neun Abschreiber zu gleicher Zeit beschäftigte und im Kollationieren derselben. Das ganze Werk umfaßt ca. 12000 Paragraphen.

Am 28. Mai waren wir wirklich fertig, lieferten alle fünf Teile der Kanzlei ab und fanden am 30. Mai zum letztenmal in unserem officiellen Sitzungslokale zur Schlußsitzung unter dem persönlichen Präsidio des Geh. Rats Daschkow uns ein. Sie

begann mit der Verleſung eines Protokolls, das die Geſchichte unſerer Kommiſſion und die Erklärung enthielt, daß wir mit der vorliegenden Redaktion der fünf Teile uns einverſtanden erklärten. Dies Protokoll mußten wir unterſchreiben. Darauf wurden einige nachträglich von uns eingereichte Geſuche beſprochen, für deren Betreibung Herr v. Daſchkow bei Se. Majeſtät ſich zu verwenden verſprach. Leider war nicht in dieſer Zahl eine von mir verfaßte Bitte in Betreff der gemiſchten Ehen, welcher ſämtliche Mitglieder unſerer Kommiſſion beigetreten waren. In einer Tags zuvor deshalb gepflogenen Unterhandlung hatte Herr von Daſchkow ſich aufs entſchiedenſte geweigert, ſie zu vertreten, ja ſogar ſie anzunehmen. Als Mitglieder einer Reviſionskommiſſion waren wir zu ferneren Schritten nicht berufen. Weil ich der Verfaſſer der Schrift war, bin ich in deren Beſitz geblieben und wünſche ſie mit einer kurzen Geſchichtserzählung in dem Archive unſerer Ritterſchaftskanzlei für alle Fälle und Zeiten als einen Beweis davon niederzulegen, daß unſer teuerſtes Recht nicht mit Stillſchweigen übergangen worden, ſondern zu deſſen Wiedererlangung alles geſchehen iſt, was von uns geſchehen konnte.

Jetzt wiederholte uns Herr von Daſchkow die Eröffnung des kaiſerlichen Wohlwollens wegen der raſchen Beendigung unſerer Arbeiten, ließ uns den Ukas wegen der uns verliehenen Belohnungen vorleſen und übergab uns die Ordensdekorationen.

Endlich ſchritten wir zu dem wichtigſten Akt dieſer Sitzung, zur Unterſchrift der fünf Teile des Geſetzbuches ſelbſt. Tief ergriffen und mit ſichtbaren Zeichen von Gemütsbewegung haben wir unterzeichnet. Hierauf erklärte Herr von Daſchkow die Kommiſſion für geſchloſſen und empfahl ſich uns. Auch von Herrn von Balugiansky nahmen wir jetzt Abſchied unter den herzlichſten und aufrichtigſten Dankſagungen. Welche auch immer die Erfolge unſerer Arbeiten ſein mögen, ſo gebührt dem Namen dieſes trefflichen Mannes in jedem Falle ein hoher Ehrenplatz in der Geſchichte der Oſtſeeprovinzen. Seine große Gerechtigkeitsliebe, die Verehrung, die er für unſere Rechte hat, ſein Eifer und ſeine Sorge, ſie uns zu erhalten, und ſein durchaus edler Charakter haben ihn ihm erworben. Zu der Offenheit, mit der er im erſten Augenblick uns entgegenkam, trat ſpäter allmählich ein unbegrenztes Vertrauen hinzu, und eben, daß er uns als Ehrenmänner zu erkennen und zu behandeln wußte, hat uns bewieſen, wie ſehr er ſelber einer war.

Einige Stunden nach dem Schluß der Sitzung verließ ich St. Petersburg voller Freude, endlich wieder zur Heimat zurückkehren zu dürfen, und doch nicht ohne große Sorge um die hochwichtige Angelegenheit, die wir jetzt zurückließen. Obwohl Se. Kaiserl. Majestät sich wiederholt und fortwährend gnädig über unsere Angelegenheiten ausgesprochen haben, so ist's doch unmöglich, daß nicht ein Monarch volles Vertrauen in das Urteil seiner vertrauten Diener setzen und dieses auch das seinige bestimmen sollte. Auch der Geheime Rat Daschkow hat sich uns stets wohlgewogen gezeigt, und er ist der Mann, auf dessen Wort man sich verlassen kann; aber zu eigener Prüfung unseres umfassenden Werks fehlt es ihm nicht nur an Zeit, sondern vielleicht auch an denjenigen Studien, die einer kritischen Prüfung desselben unumgänglich vorhergegangen sein müssen. So wird auch er Ratgeber und Gehilfen gebrauchen, die wir zur Zeit noch nicht kennen. Endlich gelangt noch das Werk in den Reichsrat, und wie und von wem es auch verteidigt werden mag — auch hier wird es an Gegnern nicht fehlen. Nicht sage ich dies, weil ich eben besondere Befürchtungen hegte; im Gegenteil habe ich, seit ich St. Petersburg verließ, bereits erfahren, daß Se. Majestät unsere bei der Schlußsitzung übergebenen nachträglichen Bitten sehr gnädig aufgenommen, sie mit der ganzen Arbeit der gleichmäßigen Prüfung des Reichsrats zu übergeben befohlen und Herrn von Daschkow zu mehreren Malen gefragt hat, ob wir auch gewiß zufrieden von Petersburg geschieden wären. Nur vor sanguinischen Hoffnungen, vor voreiligen Triumphen möchte ich warnen, weil es doch für alle Hoffnung nur einen wahren Stützpunkt giebt, die Hoffnung, daß der, welcher, soweit wir unsere Geschichte kennen, so gnädig durch böse und gute Zeiten uns hindurchleitete, auch ferner in unserer Konfession, unserer Verfassung und deutschen Sprache die Bedingungen uns werde erhalten wollen, um allen Ansprüchen zu genügen, welche das Christentum, unser Herr und Kaiser und das Vaterland an uns zu machen berechtigt sind.

Es gewährt mir eine besondere Freude, dem Manngerichtssekretär Pauker das Zeugnis geben zu können, daß er sich vollkommen bewährt hat, wie wir ihn schätzten, daß er nicht nur mir, sondern der ganzen Kommission ein treuer Mitarbeiter und Gehilfe gewesen und unter allen Fällen die ehrenhafteste Gesinnung an den Tag gelegt hat. Ich kann ihn nicht besser charakterisieren, als wenn ich sage, daß er ein Mann ist, der das Recht nicht nur im

Kopfe, ſondern auch im Herzen hat. Dies iſt in dem Grade von allen Mitgliedern der Kommiſſion anerkannt worden, daß, wenn es ſich darum handeln ſollte, noch einmal irgend einem Mann unſer gemeinſchaftliches Werk anzuvertrauen, damit etwa eine letzte Hand daran gelegt würde, unbedenklich von allen der Dr. Pauker dazu gewünſcht werden würde. Wie ich ihn kenne, könnte nichts ihm eine größere Freude und Belohnung ſein, als wenn die Ritterſchaft ihm für die ihr in der Kommiſſion geleiſteten Dienſte ſchriftlich oder auch mündlich durch den Herrn Ritterſchaftshauptmann vor dieſer Verſammlung einen Dank ausſprechen laſſen wollte.

Zum Schluſſe dieſes meines Berichts habe ich endlich noch das Nachſtehende Ihrer Erwägung und Entſcheidung anheimſtellen müſſen: Wenn nicht Ihnen allen, meine Herren, bekannt ſein ſollte, welche Verdienſte ſich der Herr Landrat von Samſon um unſere Geſetzgebung erworben, ſo ſei es mir verſtattet, in kurzem Ihnen zu berichten, daß er bald nach der Thronbeſteigung unſeres gegenwärtigen Kaiſers vom Geheimen Rat Speranſky nach Petersburg berufen ward, um ein Geſetzbuch für die geſamten Oſtſeeprovinzen zu entwerfen. Hier haben wir ihm zuvörderſt das zu verdanken, daß wir überhaupt ein eigenes und ſelbſtändiges Geſetzbuch bekamen und der Geheime Rat Speranſky von der Idee abgebracht wurde, unſere Geſetze dem allgemeinen Swod einzuverleiben, wo wir ſie in Anhängen und Anmerkungen zerſtreut wiederzuſuchen oder vielleicht nie wiederzufinden gehabt hätten. Mit dieſer Arbeit war er ſieben Jahre lang beſchäftigt, die er, von ſeiner Familie getrennt, faſt ununterbrochen am Arbeitstiſch in Petersburg verbrachte. Als ſie vollendet war, ward ſie in die Provinzen zur Durchſicht verſandt, und diejenigen von uns, welche in die dazu konſtituierten Kommiſſionen gewählt wurden, werden ſich haben überzeugen können, in welchem Geiſte die Arbeit gemacht war. Wenn ſie nicht den allervollkommenſten Beifall fand, ſo lag dies hauptſächlich daran, daß man überhaupt damals in den Provinzen nicht wußte, was die ganze Arbeit ſollte. Man fürchtete bei der Bearbeitung unſerer Rechte den Verluſt derſelben, man hätte am liebſten geſehen, daß ſie ganz unterblieben wäre, und ich ſelbſt habe damals als Ritterſchaftshauptmann im Auftrage der Ritterſchaft ein Geſuch darum eingereicht, daß das neue Werk kein Geſetzbuch werden, ſondern allenfalls ein Lehrbuch bleiben möge; eine Zumutung, die der Geheime Rat Speranſky mir damals ziemlich

übelnahm. Erſt nachdem wir als Mitglieder der Kommiſſion der Sache näher getreten waren und das Mißtrauen verloren hatten, haben wir den ganzen Wert jener Samſonſchen Arbeit ſchätzen gelernt. Die Bemerkungen kamen aus den Provinzen zurück und das ganze Werk ward danach überarbeitet und jetzt — der Landrat Samſon entlaſſen, ohne daß ihm von der Regierung auch nur die geringſte Anerkennung für das Rieſenwerk zuteil geworden wäre, welches er in ſieben Jahren zu ſtande gebracht hatte, das aber in einer anderen, minder geſchickten Hand ein halbes Menſchenalter erfordert haben würde. Selbſt die Subſiſtenzmittel wurden ihm aus der Kanzlei, in der er arbeitete, nicht verabreicht, ſondern er bezog Diäten von der livländiſchen Ritterſchaft. Über die Gründe, weshalb der Landrat Samſon entlaſſen wurde, erlauben Sie mir, an dieſem Ort zu ſchweigen. Sie waren in jedem Falle ſolche, daß unſere Achtung vor ſeinem perſönlichen Charakter und ſeinem Patriotismus nur erhöht werden kann. Zu einer Belohnung glaubte man ihn nicht vorſtellen zu dürfen, weil er in den bekannten Riga'ſchen Hofgerichtsprozeß verwickelt worden und eine bittere Anklage gegen ihn von denjenigen erhoben war, die, um ſich von ihrer Schuld zu reinigen, ihren Ankläger verdächtigen zu müſſen glaubten.. Es hieß, daß die ihm gebührende Belohnung ihm bis nach erfolgter Entſcheidung ſeines Prozeſſes vorbehalten bliebe. Die hohe Achtung und Freundſchaft, welche der Geheime Rat Balugiansky für ihn hegte, ſchwankte jedoch nie einen Augenblick. Er ſchickte ihm fortwährend einzelne Stücke der neuen Redaktion zur Begutachtung zu, verſchrieb ihn oft nach Petersburg, um ſich ſeines Rats und ſeiner Hilfe zu bedienen, und geſtattete ihm dergeſtalt einen Einfluß, der gerade in den wichtigen Standesrechten uns ſehr zu ſtatten gekommen iſt. Welche Dienſte er uns noch zuletzt bei der Redaktion des Privatrechts erwieſen, habe ich bereits oben anzuführen die Ehre gehabt. Aber auch bei allen anderen Teilen des Geſetzbuchs iſt überall die Samſonſche Arbeit der Grund geweſen, auf welchen gebaut worden, und ich wüßte wahrlich nicht, wie ohne dieſen Grund ein Geſetzbuch zu ſtande hätte kommen können.

Der unglückſelige Prozeß war unterdeſſen im kurländiſchen Oberhofgericht, dem er zur Verhandlung überwieſen, entſchieden, und Landrat Samſon förmlich freigeſprochen worden. Darauf bauten wir eine neue Hoffnung. Als Se. Majeſtät befohlen hatten, die Mitglieder der Kommiſſion nach der Beendigung der Arbeiten

zu einer Belohnung vorzustellen, hatten wir uns lebhaft für den Landrat Samson interessiert. Der Geheime Rat Balugiansky ging gern darauf ein, doch ward auch diese Vorstellung vom Geheimen Rat Daschkow abgewiesen, weil der Prozeß in zweiter Instanz im Senat noch anhängig ist, und mit Schmerz sahen wir das bei weitem größere Verdienst unbelohnt, während das unsrige, unvergleichlich geringere, eine Berücksichtigung gefunden.

Die Erwägung aller dieser Verhältnisse und Umstände erzeugte in einem Gespräch zwischen dem Landesbevollmächtigten Baron Hahn, dem Landrat Baron Bruiningk und mir den Gedanken, daß es jetzt wohl den gesamten Ritterschaften zukommen möge, dem Landrat Samson für seine uneigennützige, den gesamten Ostseeprovinzen gewidmete Wirksamkeit und patriotische Thätigkeit einen Beweis der Anerkennung abzulegen und ihm ein wertvolles Geschenk zu machen, das etwa in einem Silbergeschirr oder dergleichen, mit einer passenden Inschrift geschmückt, bestehen könne, und weil es eben von den gesamten Ritterschaften komme, einen größeren Wert für ihn haben müsse als der höchste Orden. Die Idee fortspinnend, besprachen wir auch den Wunsch, daß dieses Geschenk ein Fideikommiß und dadurch der Familie ein bleibendes Denkmal der Dankbarkeit werden möchte, welche alle Ritterschaften der Ostseeprovinzen einem verdienstvollen Vorfahren einst schuldig geworden.

Es ward demnach unter uns beschlossen, diese Sache bei unseren resp. Ritterschaften in Antrag zu bringen und uns gegenseitig die Erfolge mitzuteilen. Ich erfülle hiermit meine übernommene Verbindlichkeit, ersuche die hochgeehrte Versammlung, den Antrag in Beratung zu ziehen und erlaube mir nur noch hinzuzufügen, daß eine ähnliche Verpflichtung der estländischen und kurländischen Ritterschaft vielleicht schon früher obgelegen hätte, da des Landrat von Samson Arbeiten in St. Petersburg und später nicht allein livländisches, sondern auch estländisches und kurländisches Recht umfaßten."

Die Versammlung nahm mit der freudigsten Bereitwilligkeit den Vorschlag des Herrn Landrats von Grünewaldt, dem Herrn Landrat von Samson im Namen der Ritterschaft einen Beweis der Anerkennung für seine den gesamten Ostseeprovinzen gewidmete patriotische Thätigkeit abzulegen, an und bestimmte zu dem ihm von den drei Ritterschaften zu übergebenden wertvollen Geschenk

diejenige Summe, welche die beiden Schwesterprovinzen dazu bewilligen würden.

Hiermit schließen wir die Besprechung von Iwans von Grünewaldt Thätigkeit und wenden uns zu einer anderen, für das provinzielle Leben im allgemeinen und auch für ihn bedeutungsvollen Zeit seiner administrativen Stellung, zu welcher er vom Kaiser Nikolai I. berufen ward. Siehe Bd. I S. 82.

Wir schließen hier einen Antrag Alexanders von Grünewaldt an, der am 21. November 1846 in der Bauerkommission eingereicht worden ist und einen Plan zur Ablösung der Fronpacht durch Erbpacht enthält. Dieser agrarpolitische Aufsatz hätte auch seine Stelle finden können in den früheren Abschnitten dieser Arbeit, welche speciell der Agrarreform gewidmet sind. Der Antrag ist nach Inhalt und Form des höchsten Interesses wert seitens eines jeden, der auch nur ein mäßiges Verständnis für Fragen der Volkswirtschaft hat. Als ein Zeugnis für Alexander von Grünewalds Stellung zu diesen Fragen in seiner Heimat wie auch seiner genauen Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse, ebenso als eine Schilderung der agraren Zustände jener Zeit bringen wir den Antrag an dieser Stelle.

Plan zur Ablösung der Fronpacht durch Erbpacht.

(Abschrift in extenso mit Auslassung einiger technischer Details.)

Als die estländische Ritterschaft vor dreißig Jahren im ersten Paragraphen des Bauergesetzbuchs allen ihren bisherigen, auf die Leibeigenschaft gegründeten Rechten entsagte, sich jedoch das Eigentum an dem Grund und Boden selbst vorbehielt, ahnte sie wahrlich nicht, welche Folgen an diesen inhaltschweren Ausspruch geknüpft waren. Hätte sie damals einen Blick in unsere Gegenwart werfen und die Früchte des Baumes schmecken können, den sie in der besten Absicht für das dauernde Wohl ihrer Bauerschaften zu pflanzen glaubte, gewiß, sie hätte den neu zu gründenden freien Bauerstand, auch dem Wortlaute nach, nicht von dem Grunde und Boden losgerissen, in dem er bisher gewurzelt, sondern im Gegenteil, die damals so günstigen äußeren Verhältnisse für Gutsherrn

und Bauern benutzend, ihm mit dem Geschenk der persönlichen Freiheit zugleich das feste Anrecht auf die Benutzung der bisher bebauten Erdscholle erhalten.

Ohne dieses Recht fehlt dem neuen Gesetz die einzig richtige, nachhaltige Grundlage, und haben die zum großen Teil guten Verordnungen desselben durchaus nicht den erwarteten günstigen Erfolg gehabt, weil ihnen gleichsam der Grund und Boden fehlte, auf dem sie ins Leben treten konnten; sie beruhten auf vorausgesetzten bäuerlichen Zuständen, die erst durch das neue Gesetz den Lebenshauch erhalten sollten, in der Wirklichkeit aber zu keiner Zeit und an keinem Orte aus dem alten Todesschlaf erwacht sind. Jedes neue Gesetz baut nicht allein auf, es reißt auch das Alte, lang Bestandene nieder, und nur in dieser letzteren, destruktiven Richtung haben wir leider zu unserem und des Bauern größtem Nachteile die durchgreifendsten Folgen erfahren müssen. Mit der Leibeigenschaft hörte die Stetigkeit in allen Verhältnissen auf, weil die Fessel des Zwanges durch kein anderes, edleres Band ersetzt worden war, das den Bauern nach wie vor an seinen Herrn und die alte Wohnstätte gebunden hätte. In den Gegenden Estlands vorzugsweise, wo eine schwache Bevölkerung die Fronleistungen doppelt drückend machte, erwachte zuerst das Gefühl der Freizügigkeit am lebendigsten und ergriff Wirte, Knechte und Mägde. Wie dadurch der früher geschlossene Gemeindeverband immer mehr gelockert, das gute Verhältnis zwischen Dienstherrn und Dienstboten aufgelöst, die Wirtstellen anfänglich aus einer Hand in die andere übergingen, endlich aber, deterioriert und leerstehend, in einzelnen Gesinden und ganzen Dörfern, von den Gutsbesitzern eingezogen wurden, braucht hier nicht näher erörtert zu werden. Die Landtagsbeschlüsse von 1839 und 1842 sind redende Zeugen dafür, und der Beschluß von 1842, es solle auf jedem Gute eine Quote bestimmt werden, die nur von Bauern angebaut werden dürfe, beweist deutlich genug, wie drohend bereits die Gefahr geworden war. Seitdem sind wieder vier Jahre verflossen, und drei Mißjahre nach der Reihe, wie sie Estland vielleicht früher noch nie erlebt, verbunden mit den bedenklichen kirchlichen Erscheinungen in der Nachbarprovinz, mahnen uns wohl ernster wie je daran, dem eigenen, allgemein gefühlten Unbehagen in den bäuerlichen Verhältnissen wie der immer mehr um sich greifenden Mißstimmung der Bauern bald ein Ende zu machen. Seit 1842 haben die eben genannten Übelstände sich wahrlich nicht vermindert, sondern, wie das in der Natur der

Sache liegt, nur vermehren müſſen, und ich glaube ohne Übertreibung behaupten zu können, daß, wenn die gegenwärtigen Verhältniſſe unverändert dieſelben bleiben, nach 25 Jahren die meiſten großen Dörfer Eſtlands nicht mehr exiſtieren und auf vielen Gütern auch der kleinſte Bruchteil des geſamten Gutsareals nicht mehr für den Bauer zu retten ſein wird. Daher werde die Quote ſelbſt und ihre Größe bald beſtimmt; iſt das geſchehen, ſo haben wir einen feſten Rahmen, in den wir alle übrigen Beſtimmungen allmählich und naturgemäß einfaſſen können.

Eine geringe Quote ſcheint mir aus mehreren wichtigen Gründen nicht zureichend. Die außerhalb der Quote anfänglich noch beſtehenden Zeitpächter, welche bei weitem die Mehrzahl bilden würden, würden ſich in ihrer ungünſtigen Stellung neben den in ihrem Beſitz geſicherten und in mancher Beziehung bevorzugten Grundbauern ſehr unbehaglich fühlen und den Sauerteig der Unzufriedenheit fortwährend erhalten, während dieſe Zeitpächterſtellen ſelbſt doch nur eine ephemere Exiſtenz haben und über kurz oder lang in dem vorteilhafteren Betriebe der Hofswirtſchaften untergehen müßten. Die große Vermehrung der letzteren würde aber eine Maſſe Tagelöhnerfamilien ins Leben rufen, deren Daſein jeder Staat gewiß als keine Wohlthat, ſondern nur als ein notwendiges Übel anſieht. Das Übermaß einer ſolchen Bevölkerung dürfte bald ſchwere Armentaxen nötig machen und uns endlich dem Pauperismus in die Arme führen, deſſen Geſpenſt jetzt faſt überall in Europa die Runde macht und auch uns in den letzten drei Hungerjahren, als traurige Realität, ſein Fleiſch und Bein genugſam zu fühlen gegeben hat. Dieſen Störenfried des behaglichen Wohlſeins aller Beſitzenden werden keine dickleibigen Bücher noch wohltönende Reden auf ſtändiſchen und landwirtſchaftlichen Verſammlungen bannen; nur ein zahlreicher, wohlhabender Bauerſtand mit geordneten Gemeinden kann und wird ihn in der Geburt erſticken. Bei einer geringen Quote würden endlich alle Reallaſten, wie Wegebau, Kirchſpielsabgaben u. ſ. w., nicht den Bauer, als den natürlichen Träger derſelben, treffen, ſondern auf die vergrößerten Gutswirtſchaften fallen müſſen, indem ihre Leiſtung der Billigkeit gemäß doch nur von den Inhabern desjenigen Grund und Bodens getragen werden kann, für den ſie urſprünglich beſtimmt war. Dieſe Laſten möchten ebenfalls ſchwer wiegen und binnen kurzem, nebſt den erforderlichen Unterſtützungen für die zahlreichen Gutsarmen, das anfängliche Plus der übergroßen Hofswirtſchaften bald

wieder auf den ſicheren und bequemen Ertrag eines feſten, von den Bauern zu zahlenden Grundzinſes reduzieren. Dabei bliebe uns zugleich das wohlthuende Gefühl des Lebens und Lebenlaſſens, das Bewußtſein, dem freien Bauer nicht weniger den Grund und Boden erhalten zu haben, den der Leibeigene Jahrhunderte hindurch früher eingenommen hatte, und endlich die Überzeugung, einen ſocialen Zuſtand angebahnt zu haben, der auch in unſerem Vaterlande, wie überall anderswo, ſich als der mächtigſte Hebel für das materielle wie geiſtige Wohl ſeiner Bewohner bewähren muß. Soll daher überhaupt ein kräftiger Bauerſtand erhalten werden, ſo müßte die Quote mindeſtens 5/6 des gegenwärtig von den Bauern beſetzten Landes betragen; dieſes Verhältnis ſcheint mir ſowohl in politiſcher als ökonomiſcher Beziehung das angemeſſenſte, weil es das ſämtliche angebaute Land in Eſtland ungefähr zur Hälfte zwiſchen Herren und Bauern teilen und das übrigbleibende Sechſtel als Knechtsland ausgeſprochen, hinlänglich Raum zu Knechtsanſiedelungen und Regulierungen bieten würde, wenn die Fron in Natural- oder Geldpachten verwandelt werden ſoll. Eine fernere Beſtimmung des Landtags von 1842 war die Vermeſſung und Kataſtrierung des Grund und Bodens auf ſämtlichen noch ungemeſſenen Gütern. Dieſe braucht ſich bloß auf die Quote des Bauerlandes zu erſtrecken, auf welcher die einzelnen Geſinde, nach Anleitung des Taxationsreglements mit einigen Modifikationen, in Geldwert abzuſchätzen und nach dieſem taxierten Wert dann die Fronleiſtungen zu beſtimmen wären. Eine allgemeine und gleichmäßige Normierung der Frone in der ganzen Provinz iſt aber deshalb in hohem Grade wünſchenswert, weil ſie erſtlich der Regierung gegenüber am offenkundigſten den guten Willen des Adels bethätigen würde, ſeine Bauern nicht durch harte Leiſtungen zu drücken, und zweitens einen ſicheren, in allen Teilen der Provinz ſich gleichbleibenden Maßſtab für Geld oder Kornpachten abgeben würde. Wenn endlich durch die Beſtimmung der Quote der Bauerſtand im ganzen in ſeiner Exiſtenz geſichert werden ſoll, erſcheint es nicht minder zweckmäßig, auch den einzelnen Familien ihre Geſindeſtellen durch Bevorzugung im Erbrecht zu konſervieren und ſchließlich durch Beſchränkung der Freizügigkeit die Gemeinden wieder mehr zu konſolidieren, Maßregeln, deren Nützlichkeit auch von beiden Bauerkommiſſionen anerkannt worden ſind, die vom Lande beauftragt waren, Vorſchläge wegen Verbeſſerung der bäuerlichen Zuſtände zu machen. So notwendig nun auch alle eben-

erwähnten Beſtimmungen erſcheinen, um der Auflöſung unſeres Bauerſtandes Einhalt zu thun, ſo dürfen wir doch nicht bei ihnen ſtehen bleiben, ſondern wollen wir das Übel wirklich an der Wurzel faſſen, müſſen wir noch einen Schritt weiter gehen. Dieſer Schritt führt zur Ablöſung der Frone, einer Dienſtleiſtung, die nur mit der Leibeigenſchaft und dem ſtrengen Regiment des Stockes und der Knute Hand in Hand gehen kann. Daß jene patriarchaliſche Zeit ſich überlebt, daß mächtige Ereigniſſe uns erwarten, die bald andere Zuſtände herbeiführen müſſen, deſſen ſind wir uns alle bewußt.

Von den deutſchen Bauernaufſtänden des Mittelalters an bis auf unſere Tage iſt die Frone, mit wenigen Ausnahmen, in alter Zeit durch Empörung und Blutvergießen von ſeiten des Volkes, in neuer durch gewaltſame Maßregeln der Regierungen, in beiden Fällen aber immer zum größten Nachteile des Adels zu Grabe getragen worden. Beweiſen nicht die letzten Ereigniſſe in Galizien von neuem, wie ſelbſt im neunzehnten Jahrhundert noch Schlächtereien, ärger wie die roheſten Greuel des Mittelalters, zum Ausbruch kommen, wo ein Volk Gelegenheit findet, ſich für den langen Druck der Frone zu rächen?

Haben wir etwa bei den Eſten auf größere Sympathie zu rechnen, die durch ihre Nationalität, bald vielleicht auch durch einen fremden Glauben uns wahrlich feindlicher gegenüberſtehen wie jene Polen ihren ſprach- und glaubensverwandten Herren? Fehlt es uns etwa an der glimmenden Aſche, die nur auf den leiſeſten Hauch wartet, um in hellen Flammen aufzulodern, und ſollen wir durch das Beiſpiel anderer Länder ungewarnt dem Feuer müßig zuſehen, bis wir es mit eigenen Kräften nicht mehr löſchen können?

Wozu es überhaupt zu einem Äußerſten kommen laſſen, ſolange die Regierung uns noch mit dankenswerter Nachſicht die Initiative überläßt und wir die Fäden zum neuen Gewebe in eigenen Händen halten? Noch haben wir hinreichende Elemente und Anknüpfungspunkte in unſeren gegenwärtigen bäuerlichen Verhältniſſen, an die ſich allmählich ein anderer und beſſerer Zuſtand knüpfen läßt, und geſtattet uns unſer Bauergeſetz eine ſolche Änderung, ohne daß wir irgend welchen Einmiſchungen oder hemmenden Beſtimmungen von oben her gewärtig zu ſein brauchen.

Nicht Erlaß an Gehorch, geringere Arbeitsſtücke, und wie die neuen Lappen auf das alte Kleid noch weiter heißen, können uns

und den Bauern wesentlich helfen; es gilt einen anderen und sicheren Weg einschlagen, um zu dem gewünschten Ziele zu gelangen. Verwandeln wir die bisherigen Zeitpachten in Erbpachten und lösen wir zugleich die Frone ab, so haben wir dem Bauer, mit wenigen, in dem neuen Verhältnisse näher anzugebenden Ausnahmen, die Rechte des Eigentums verliehen und zugleich diejenigen Beziehungen zwischen Herr und Bauer aufgehoben, die bisher vorzugsweise das gute Vernehmen zwischen beiden gestört haben, ohne zugleich das weitere Bestehen unserer alten korporativen Rechte und unsere politische Existenz im geringsten zu gefährden. Allerdings würde ein gänzlich freies Eigentum die beiderseitigen ökonomischen und materiellen Interessen völlig trennen und dadurch auch der Schein jeder Bedrückung vermieden werden; aber abgesehen von den größeren finanziellen Schwierigkeiten, wenn statt eines Teils das Ganze abgelöst werden soll, abgesehen ferner von den Hindernissen aller Art, die sich durch eine Menge kleiner Eigentümer von der Intelligenz unserer Esten aller freien Entwickelung landwirtschaftlicher Industrie, wie namentlich Entwässerungen u. s. w., jetzt noch hindernd in den Weg stellen würden, haben wir hier vorzugsweise den politischen Standpunkt ins Auge zu fassen. Wenn aus unseren früheren Hintersassen Staatsbürger und freie Eigentümer werden, mit denen es an Konflikten aller Art durch Servitute, Grenzstreitigkeiten, Holzfrevel u. s. w. nicht fehlen kann, so fragt sich, ob der Staat es dulden würde, daß der Gutsherr nach wie vor der Schutzherr, Richter und Vertreter seiner Bauern bliebe. Wenn nicht, so würde diese Trennung eine Bureaukratie ins Leben rufen, die in dem Bauerstande eine dem Adel gegenüberstehende, sein Ansehen und seinen Einfluß zerstörende Macht zu bilden und durch uns nach Glauben und Sprache vielleicht fremde Beamte eine unübersteigliche Scheidewand zwischen beiden Ständen aufzubauen suchen würde. Damit wäre die Ritterschaft aufgeopfert und mit diesem Opfer das Glück der Bauern gewiß nicht begründet. Noch stehen und fallen beide Stände zusammen, und solange wir diese Überzeugung haben, wollen wir nicht selbst das Grab uns graben, da uns noch ein anderer Weg offen steht, auf dem wir dem Bauer die Wohlthat des Besitzes zuwenden können, ohne ihn politisch uns gänzlich zu entfremden. Dieser Weg ist, wie gesagt, die Erbpacht mit Ablösung der Frone.

Die Ablösung kann bei uns ohne auswärtige Unterstützung nur einen langsamen Weg gehen und wird am sichersten durch die

Vermittelung der Kreditkaſſe eingeführt werden können, die bereits das Vertrauen der Bauern beſitzt, und deren Glieder, wie namentlich die der Depoſitenkaſſe als einer ſeparaten Bauernbank, könnten ebenſo gut die bäuerlichen wie die Glieder der Kaſſenverwaltung die gutsherrlichen Beſitzungen abſchätzen. Ein zweiter, noch wichtigerer Grund, die Kreditkaſſe bei der Ablöſung zu beteiligen, liegt aber in dem moraliſchen Eindruck, der unfehlbar auf den Bauer ausgeübt würde, wenn er die Hälfte ſeiner Grundrente nicht dem Gutsherrn, ſondern direkt der Depoſitenkaſſe zu entrichten hätte, wodurch das Bewußtſein von Eigentumsrechten am ſchnellſten und ſicherſten in ihm geweckt würde. Dem Gutsherrn gegenüber hat der Bauer bekanntlich nie Geld, ſondern nur Bitten um Erlaß und allenfalls Verſprechungen, mit denen er in den meiſten Fällen durch ſeine Zähigkeit ermüdet und endlich durchdringt; bei einer öffentlichen Kaſſe ſchlagen dieſe Mittel aber nicht an, und er wird ſich bald an pünktliche Einzahlungen gewöhnen, wenn er erfährt, daß dieſe allein ſeine Exiſtenz als Erbpächter bedingen. Um die Sache anſchaulicher zu machen, erlauben Sie mir hier, auf das dürre Feld der Zahlen überzugehen und durch einige Berechnungen meinen Argumenten für die Gelderbpacht mehr Gewicht zu verleihen[1].

Der einzelne kann und wird allerdings unter dieſem Eingriffe in bereits beſtehende Rechte leiden; in der Wirklichkeit hat er ſie aber nie vollkommen benutzen können, und es iſt gewiß beſſer, ſich ſelbſt in ſeinem Rechte zu beſchränken, als es von anderen angreifen zu laſſen; daß aber die letztere Perſpektive nicht auf Geſpenſterfurcht beruht, beweiſen die wiederholten Petersburger Kommiſſionen in den Bauerangelegenheiten der Nachbarprovinz und die bereits erfolgten Ermäßigungen und Arbeitserleichterungen für den livländiſchen Bauer, der bekanntlich bei weitem beſſer als der eſtländiſche geſtellt iſt. In der bloßen Herabſetzung der Frone würde ich indeſſen, wie geſagt, keine ſo weſentliche Hilfe für den Bauer ſehen, der nach wie vor dieſelbe Anzahl Dienſtboten und Anſpann halten und dem Gutsherrn den Verluſt an Tagen keineswegs durch

[1] Dieſe Berechnungen ſollen hier in extenso nicht wiedergegeben werden; nur das Reſultat ſei angeführt. Der Autor kommt zu dem Schluß, daß bei einer für „beide Teile billigen Schätzung“ die normale Sechstagsſtelle (der halbe Haken), auf einen Kapitalwert von 1320 Rubel, reſp. 66 Rubel jährlicher Rente veranſchlagt werden müſſe. Hierbei würden „die früher beſtehenden Leiſtungen nicht ſo bedeutend geändert werden“.

bessere Arbeit ersetzen würde. Anders würde sich aber für beide Teile die Sache gestalten, wenn der Erbpächter bei einer Geldpacht, dem Grundherrn einen Teil seiner Schuldenlast abnimmt und zugleich durch einen jährlichen Abtrag auf seine Pachtstelle für sich und seine Erben ein festes Anrecht auf dieselbe erwirbt.

Auf diese Weise käme nur der wohlhabendere Teil der Bauerbevölkerung, der in der Regel mit einer größeren Intelligenz auch einen ordentlichen Lebenswandel verbindet, zuerst zur Perception, und würde die geforderte Vorauszahlung zugleich die Ärmeren zur Nacheiferung anspornen, sie allmählich befähigen, in den Stand der Erbpächter überzugehen, und dadurch der Übergang aus dem alten in das neue Verhältnis ein naturgemäßer werden, der in demselben Grade rascher oder langsamer vor sich gehen würde, als sich wirklich qualifizierte Individuen zu demselben finden. Weil aber die geleistete Einzahlung der Kasse noch keineswegs eine Sicherheit für ihr Darlehen gewährt, müßte der Grundherr so lange die Rekaution leisten, bis der Abtrag auf die Erbpachtstelle wenigstens die Hälfte des Darlehns beträgt, oder bis die übrigen Erbpächter derselben Gemeinde durch eine solidarische Verbindlichkeit, die nur die Frucht eines mehr erwachten Gemeinsinns sein kann, der Kreditkasse eine hinlängliche Garantie gewähren. Der geleistete Abtrag müßte für immer wie bei den Majoraten unablösbar an der unteilbaren Erbpachtstelle haften, bei dem beerbten Erbpächter als ein Präcipuum in der Erbschaft an den Nachfolger im Gesinde und selbst bei einem Verkauf, der in einigen Fällen allerdings stattfinden könnte, von dem Verkäufer ungeschmälert an den Käufer übergehen.

Es fragt sich nun weiter, ob wir schon jetzt in unserem Bauernstande auf Pächter rechnen dürfen, die den an sie zu stellenden Bedingungen genügen können, ob sie im stande sein werden, ihre Pacht auch nachhaltig zu entrichten, und ob wir nicht endlich selbst, beim Betriebe der Hofswirtschaften nach Ablösung der Frone, in große Verlegenheiten und Verluste geraten können. Die Depositenkasse kann als ein ziemlich sicherer Barometer des bäuerlichen Vermögens im allgemeinen angesehen werden, und da der Totalbetrag der bis jetzt eingezahlten Summe an dieselbe gegenwärtig beinahe eine halbe Million Silberrubel beträgt, so werden wir diesen Barometerstand keineswegs als einen niedrigen bezeichnen können. Noch ist er fortwährend im Steigen begriffen, wie der diesjährige Märztermin trotz Hunger und Kummer mit 22000

Silberrubeln beweiſt, und er würde noch mehr in die Höhe gehen, wenn nicht allein Harrien und Reval, ſondern auch die Bauern der übrigen drei Kreiſe mehr in ihre Sphäre gezogen werden könnten. Dies wird geſchehen müſſen, wenn die Erbpachten eine allgemeinere Ausdehnung gewinnen und zur größeren Bequemlichkeit für die Einzahlenden Kommanditen, etwa in den Kreisſtädten, eingerichtet würden, bei welcher Gelegenheit zugleich auch das dringende Bedürfnis nach Sparkaſſen befriedigt und die Aufgabe der Kreditkaſſe vollkommen erfüllt würde, ſämtliche Geldquellen des Landes ſo viel als möglich in ihren Kanal zu leiten. Wenn die Summen der Depoſitenkaſſe auch vorzugsweiſe von Gliedern des Bauerſtandes herrühren, ſo haben doch die eigentlichen Ackerbauern wohl den bei weitem geringeren Teil eingezahlt. Warum ziehen ſich aber die wohlhabenderen Eſten und namentlich die zahlreiche Klaſſe der älteren Hofsdomeſtiken ſo viel als irgend möglich in die Städte, auf Mühlen und Krüge zurück und verzehren hier ihre Erſparniſſe, ſtatt ſie in einem Grundbeſitz reichliche Zinſen tragen zu laſſen? Der Frondienſt iſt ihnen zu ſchwer und zu erniedrigend, und die Zeitpacht gewährt weder ihnen noch ihren Kindern eine genügende Sicherheit, daß ihnen die Früchte ihres Fleißes auch ſelbſt zu gute kommen; daher verlaſſen ſie einen Stand, der keinen Reiz für ſie hat, und bedrohen durch ihre Konkurrenz die anderen Stände und Gewerbe. Dieſelbe Unſicherheit des Beſitzes hält auch den Ackerbauer ſelbſt ab, die Frone mit der Geldpacht zu vertauſchen; er wird Wirt, um der Rekrutierung zu entgehen, ſchleppt ſich zwanzig mühſelige Jahre hindurch, um ſeinem Sohne dieſelbe Wohlthat zuzuwenden, und tritt dann in den leidigen Lostreiberſtand, um hier ſeine Zeit zwiſchen Hunger und Schlaf zu teilen. Sind ſolche Lebensäußerungen nur dem eſtniſchen Volksſtamm eigentümlich oder ſind nicht überall, wo die Frone beſtanden hat oder noch beſteht, dieſelbe Trägheit und Armut ihre unzertrennlichen Begleiter geweſen? Brauche ich an den Unterſchied zwiſchen dem ruſſiſchen und preußiſchen Lithauen zu erinnern, oder führt nicht das nahe Finnland noch beſſer den Beweis, wie ein verwandter Zweig desſelben Volksſtammes mächtige Triebe der Induſtrie und des Wohlſtandes entwickelt, weil der Stamm in einem geſunden, das heißt eigenen Boden wurzelt? Dasſelbe Finnland nebſt Schweden und Norwegen liefert in ſeinem wohlhabenden Bauerſtande die beſte Entgegnung gegen die häufig gehörte Einwendung, daß im hohen Norden unter

unſeren lokalen Verhältniſſen eine Geldrente ſchwer zu erſchwingen und daher die Frone die angemeſſenſte Pachtleiſtung für den Bauer ſei. In jenen Ländern ſind gewiß viele verſchuldete bäuerliche Beſitzer, die vielleicht verhältnismäßig einen höheren Zins, als ich meiner Berechnung zu Grunde gelegt, zu entrichten haben, und doch finden ſie die Mittel dazu, auf einem wahrlich viel ſterileren Boden und unter einer kälteren Sonne, bei Verhältniſſen, die den unſerigen in Handel und Wandel ziemlich ähnlich ſind. (Dieſe Länder, und namentlich Finnland, das ſo bald zu erreichen iſt, verdienten ihrer bäuerlichen Zuſtände wegen, gerade jetzt gewiß näher von uns gekannt zu ſein!) Die Möglichkeit, einen Geldzins zu entrichten, iſt aber auch in unſerem Lande bereits durch die That bewieſen worden, und mir ſind in drei Kreiſen Eſtlands Beiſpiele bekannt, wo Bauern die hohe Geldpacht von 15 Rubeln Silber per Tonnſtelle Ausſaat mit gehörigem Wieſenverhältnis und den übrigen Requiſiten an Weide und Heizung zahlen. Bleiben wir nun bei dem oben angeführten Beiſpiele ſtehen, ſo beträgt dieſe Pacht für eine Sechstagsſtelle 90 Rubel Silber, während die von mir in Ausſicht geſtellte nur 66 Rubel ausmacht, wobei der Pächter noch 10 Rubel 60 Kopeken Silber jährlich durch den Abtrag und die Zinſen des eingezahlten Kapitals für ſich ſelbſt erwirbt. Selbſt bei den niedrigſten Kornpreiſen, die wir je gehabt, werden einem Sechstagsbauern die zu ſeiner Fronleiſtung erforderlichen Dienſtboten nebſt Anſpann, Beköſtigung, Kleidung und Lohn (Gegenſtände, die immer einen Geldwert haben), wenigſtens 85—90 Rubel Silber koſten, wenn wir auch nur den Unterhalt eines Knechts, einer Magd und eines einzigen Pferdes das ganze Jahr hindurch und den üblichen Tagelohn während der Erntezeit in Anſchlag bringen. Wollten wir aber umgekehrt nach der eben geführten Rechnung folgern, daß die Hofswirtſchaft uns in demſelben Verhältniſſe teurer werden müßte, weil die Unterhaltung derſelben Leute mit Anſpann dem Gutsherrn unſtreitig mehr als dem Bauer koſten müßte, ſo kann ich die Richtigkeit dieſer Konſequenz nicht zugeben. Die Qualität der Arbeitskräfte wird die Quantität um vieles vermindern können, die Anwendung von beſſeren Ackerwerkzeugen die Ernten bedeutend heben, wofür nicht allein im Auslande, ſondern auch im Inlande ſchon die Beiſpiele vorhanden ſind, und endlich eine ſichere, bedeutende Geldrente den Gutsbeſitzer den Wechſel der Kornpreiſe in ſeinen Einnahmen viel weniger empfinden laſſen, weil ein

großer Teil ſeiner Ernten nicht auf den Markt, ſondern in den Magen ſeiner Tagelöhner und ſeines Arbeitsviehs kommen wird. Nach ausländiſchen Erfahrungen in Norddeutſchland, denen auch ſchon inländiſche ſich nähern, werden bei einigermaßen geregelten Ökonomien durchſchnittlich 35 % zur Bewirtſchaftung ausreichen, während wir bis jetzt mit der Frone beinahe das Doppelte gebraucht und doch verhältnismäßig ſo wenig geleiſtet haben. Hätten jene enormen Arbeitskräfte wirklich reell und nicht nominell exiſtiert, Eſtland müßte durchgängig wie ein Garten angebaut und wir an Gütern dieſer Welt wie reich geſegnet ſein! — Aber die Arbeitskraft auf dem Papier unſerer Wackenbücher iſt nie eine Wahrheit geworden, zu keinen Meliorationen irgend einer Art hat ſie je ausgereicht, und um ſie nicht völlig zu decimieren, haben wir in den meiſten Fällen ſogar zur Beſtellung des hinzugekommenen Klee- und Kartoffelbaues noch koſtbaren Hofsanſpann halten müſſen. Wenn die Arbeitskraft bei uns in der Frone durch Hunger und Faulheit gebunden iſt, hat ſie im Auslande, jeder Feſſel ledig, dem intelligenten Landwirt ſo häufig Gelegenheit zum Wohlſtande gegeben, während der hieſige Gutsbeſitzer ſelten durch die Erträge der Landwirtſchaft, wohl aber durch glückliche Handelsſpekulationen, Güterkäufe u. ſ. w. dasſelbe Ziel erreicht. Trotz der großen Opfer, die die Ablöſung der Frone, namentlich in Preußen und Sachſen, gekoſtet (wo mir die Verhältniſſe durch nahe Verwandte am bekannteſten ſind), ſind ſie doch durch den verdoppelten Schwung der Induſtrie leicht verſchmerzt worden, und jeder von uns, der jene Länder beſucht hat, wird wahrlich nirgends eine Klage über das verlorene Paradies der früheren Zuſtände gehört haben. Schließlich muß ich noch der namenloſen Opfer an Zeit und Lebensfreuden erwähnen, die wir bisher der notwendigen Bevormundung unſerer Bauern gebracht haben, und die ebenfalls ihr Ende erreichen müſſen, wenn wir dem ordentlichen und wohlhabenden Bauern die Verwaltung ſeines ſicheren Beſitzes ruhig überlaſſen können.

Wenn ich in dem vorhergehenden bewieſen zu haben glaube, daß Grundherr und Erbpächter in dem neuen Verhältniſſe vollkommen gut beſtehen können und der Stand der Depoſitenkaſſe uns über die hinreichende Zahl der qualifizierten Erbpächter beruhigen kann, ſo erlauben Sie mir noch in ein paar Worten zu ſagen, wie die Hypothek der Kreditkaſſe und der Privatgläubiger durch das neue Verhältnis berührt werden würde. Da die

Rekaution des Gutsherrn für seine Erbpächter so lange soll in Anspruch genommen werden können, bis das halbe oder meinethalben auch ganze Darlehn der Kasse auf die Erbpachtstelle abgetragen ist, außerdem noch der sechste Teil desselben als eine weitere Kaution praenumerando von dem Erbpächter eingezahlt werden soll, so geht hieraus hinlänglich hervor, daß die Kreditkasse durch die sicherere und bessere Stellung des Erbpächters für die von ihr auf Bauerland zu verleihenden Darlehen bei weitem mehr wie beim Fröner gesichert ist und außerdem durch die Kautionen und den erzwungenen steigenden Fond allmählich über bedeutende Geldmittel wird gebieten können. Dieselbe größere Sicherheit der Hypothek wird auch dem Privatgläubiger zu statten kommen, wo das Gut nicht in einem solchen Grade verschuldet ist, daß der Besitzer allein durch die strengste Ausnutzung der Frone den höchstmöglichen Ertrag aus seinen Bauerländereien erzielen und seine eigene wie der Bauern Existenz nur kümmerlich noch so lange fristen kann, bis ein Glücks- oder Unglücksfall seiner peinlichen Lage auf die eine oder andere Weise ein Ende macht.

Wie weit die Verschuldung bei einem Erbpachtverhältnis von 2640 Rubel Silber per normalem Haken gehen kann, hängt natürlich von dem verschiedenen Wert der Güter ab; nach mehreren mir bekannten Beispielen und demnach angestellten Berechnungen dürfte sie durchschnittlich gewiß 3500 Rubel Silber per Haken betragen können.

So sehr ich nun auch bemüht gewesen bin, nach allen Seiten hin Garantien zu geben und die Wege zum neuen Ziele möglichst zu ebnen, so bin ich doch weit entfernt davon, meiner schwachen Feder so viel überzeugende Beredsamkeit zuzutrauen, um Vorurteile zu überwinden, die auf einer Gewohnheit von Jahrhunderten thronen. Erst wenn die Erfahrung im Leben die Theorie auf dem Papier bestätigt haben wird, können wir auf eine allgemeine Zustimmung hoffen, und wie Schafe, Klee und Kartoffeln sich durch die Macht des Beispiels bei uns eingebürgert haben, wird hoffentlich auch die Ablösung der Frone, sich selbst den Weg bahnend, uns der europäischen Civilisation in Riesenschritten näher bringen.

Muß auch die Größe der Quote und Normierung der Frone eine allgemeine Maßregel des Landes sein, so wird die Ablösung der Frone mit einem Erbpachtverhältniß anfangs nur eine frei-

willige und private bleiben können, weil jeder Zwang hier mehr verderben als nützen würde. Soll die schwache Pflanze zum starken Baume erwachsen, muß sie mit Liebe und Geduld gepflegt werden, und diese Tugenden sind nur Früchte eines guten und festen Willens, der alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen weiß. Haben auch nur zehn aus unserer Mitte zu dieser unserer Zeit erkannt, was zu unserem Frieden dient, und nach der Erkenntnis auch rasch die Hand ans Werk gelegt, so ist der Sieg der guten Sache gewiß, und den kleinen Anfang wird bald ein großer Erfolg krönen. Wir brauchen nur die Einwilligung der garantierenden Gesellschaft, daß die Glieder der Depositenkasse auf die von mir vorgeschlagene Weise bei dem neuen Unternehmen beteiligt werden können. Sollten ihre Geschäfte durch den Beitritt einer größeren Anzahl Güter bedeutend vermehrt werden, so ist eine angemessene Entschädigung nicht mehr wie billig; die Kasse selbst besitzt die Mittel dazu, und ich lebe der festen Hoffnung, daß unsere Mitbrüder dieses geringe Opfer gern bringen werden, um bald einen bäuerlichen Zustand ins Leben zu rufen, der mehr wie je eine Lebensfrage für uns geworden ist.

Alexander von Grünewaldt.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.


Altenburg,
Pierer'sche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.